Die Großen Deutschen

Dritter Band

Die Großen Deutschen

Neue Deutsche Biographie

Herausgegeben von

Willy Andreas und Wilhelm von Scholz

In vier Bänden

Dritter Band

Mit 156 Bildern, 6 Farbentafeln und 4 Faksimiles

Im Propyläen-Verlag · Berlin

19.—21. Tauſend

Einband und Umſchlag: F. H. Ehmcke
Printed in Germany
Copyright 1936 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Inhalt des dritten Bandes

1. Metternich. Von Martin Spahn 7
2. Hardenberg. Von Karl Griewank 28
3. Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Von Hans Haimar Jacobs 42
4. Joseph Görres. Von Hans Kern 61
5. Joseph von Eichendorff. Von Wilhelm von Scholz 79
6. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Von Carl Georg von Maaßen 93
7. Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich. Von Hubert Schrade 113
8. Karl Friedrich Schinkel. Von August Grisebach 140
9. Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Von Friedrich Brunstäd . . . 151
10. Alexander von Humboldt. Von Theodor Bohner 171
11. Wilhelm und Jacob Grimm. Von Will-Erich Peuckert 185
12. Leopold von Ranke. Von Hermann Oncken 203
13. Friedrich List. Von Theodor Heuß 222
14. Arthur Schopenhauer. Von Heinrich Zimmer 236
15. Albrecht Thaer. Von Kurt Ritter 252
16. Gauß und Weber. Von Hans Schimank 266
17. Carl Maria von Weber. Von Herbert Gerigk 280
18. Robert Schumann. Von Hans Teßmer 295
19. Franz Grillparzer. Von Wilhelm von Scholz 309
20. Eduard Mörike. Von Wilhelm Michel 323
21. Adalbert Stifter. Von Max Mell 341
22. Josef Maria von Radowitz. Von Wolfgang Windelband 357
23. Kaiser Wilhelm I. Von Karl Pagel 370
24. Otto von Bismarck. Von Arnold Oskar Meyer 385
25. Helmuth von Moltke. Von Walter Jost 407
26. Albrecht von Roon. Von Erich Marcks 424
27. Adolph Menzel. Von Hans Mackowsky 442
28. Friedrich Hebbel. Von Wilhelm von Scholz 469
29. Richard Wagner. Von Karl Richard Ganzer 480
30. Justus Liebig und Friedrich Wöhler. Von Rudolf Winderlich . . 499
31. Gregor Mendel. Von Konrad Dürre 513
32. Hermann von Helmholtz. Von Paul Karlson 524

33. Alfred Krupp. Von Jakob Strieder 542
34. Werner von Siemens. Von Conrad Matschoß 557
35. Gottfried Keller. Von Jakob Schaffner 573
36. Conrad Ferdinand Meyer. Von Max Krell 590
37. Arnold Böcklin. Von Carl Georg Heise 603
38. Jakob Burckhardt. Von Erich Rothacker 620
39. Heinrich von Treitschke. Von Julius Heyderhoff 636

*

Inhaltsübersicht der übrigen Bände des Werkes
am Schluß dieses Bandes

Metternich

1773—1859

Von

Martin Spahn

In dem Augenblick, als Kaiser Karl V. es für notwendig empfand, die althabsburgischen Gebiete, die erzherzoglichen Lande an der Donau, zu denen bald auch Böhmen kam und was von Ungarn vor der Türkenherrschaft gerettet werden konnte, sowie Vorderösterreich, auf seinen Bruder Ferdinand zu übertragen, um selber zusammen mit der kaiserlichen Würde das burgundisch-niederländische Erbe und die Besitzungen der spanischen Krone wahrzunehmen, erhielt der Reichsgedanke unaufhaltsam eine Wendung ins Abendländische. Die Weichsel, die eben damals im höchsten Maße Gegenstand der Reichspolitik hätte sein müssen, wurde kaum noch mitgesehen. Daraufhin lockerten sich auch die Bindungen des Donauraums zum Reich mehr und mehr. Reich und rheinischer Raum deckten sich begrifflich, wenn nicht ganz, so doch im wesentlichen. Der rheinische Raum aber geriet darüber bei der Schwäche des Reichs unter den Druck der Spannung zwischen Spanien und Frankreich, die westmittelmeerischer Herkunft war, und dann der Spannung zwischen Frankreich und England, aus der sich der Westen hervorbildete. Wohl stellten die Bemühungen des siebzehnten Jahrhunderts, die beiden habsburgischen Höfe in Wien und Madrid ins Spiel miteinander zu bringen, damit sich Frankreich nicht zum Herrn und Schiedsrichter Europas aufrichte, ein Gegengewicht dar. Aber als Spanien ermattete, schloß sich Österreich mit Rußland und Preußen zusammen, wurde es Ostmacht gleich ihnen. Das Reich zerfiel in Moder; der Rhein drohte, in Zukunft nur noch ein angestückter Teil des Abendlandes zu sein und unter diesem Schlagwort langsam vom Westen aufgesogen zu werden.

Aus der zweideutigen und ungewissen Stellung, in die der Raum um den Rhein her im Ergebnis der Politik Karls V. kam, hat die Idee des europäischen Gleichgewichts ihre stärkste Nahrung im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gesogen. Es gab Staatsmänner, die fest und steif darauf hielten, daß der Rhein zum Reiche gehörte und das Reich zu etwas anderem da sei, als um das Gleichgewicht zwischen irgendwelchen europäischen Machtgebieten herzustellen. So dachte Prinz Eugen von Savoyen und so der Reichsfreiherr vom Stein. Napoleon wollte den rheinischen Raum umgekehrt in den Westen einbauen. Die Entwicklung aber war mit den rheinischen Staatsmännern, die sich auf die Idee des Gleichgewichts eingeschworen hatten. Im Grunde war schon Karl V. selbst bereit, wäre nur auch Franz I. von Frankreich von dem gleichen Geiste beseelt gewesen, die Landschaften

über dem Rhein gegen Frankreich hin aus dem Reichsverband zu nehmen, um sie zusätzlich bald in die französische, bald in die deutsche Waagschale legen zu können. Als seine Regierung zu Ende ging, regte sich in zwei Adelsfamilien bis dahin bescheidenen Ansehens an der unteren Lahn der Auftrieb zu größerer Leistung. Die Nassau-Oranier stellten sich an die Spitze des niederländischen Freiheitskampfes, die Schönborns verpflanzten sich nach Franken, um, als sich in den vorderen Reichskreisen im siebzehnten Jahrhundert ein neuer Hochadel bildete, das herrenhafteste Geschlecht in seiner Mitte zu werden. Die beiden bedeutendsten Männer, die den Familien Nassau und Schönborn entstammten, Johann Philipp von Schönborn, der 1647 Kurfürst und Erzbischof von Mainz, damit auch Kurerzkanzler des Reichs wurde und 1673 starb, und Wilhelm III. von Oranien, dem zwei Jahre zuvor auf die Ermordung der Brüder de Wit hin die kriegerische und politische Führung der Generalstaaten zugefallen war und der mit ihr von 1688 bis zu seinem Tode im Jahre 1703 die Leitung der englischen Politik verband, haben die Idee des europäischen Gleichgewichts voll entfaltet und zur Anwendung gebracht. Schönborn bemühte sich darum, von der Grundlage des Westfälischen Friedens aus das Reich, das nach seiner Anschauung gleich der Summe der Gebiete der Reichsstände war, zum Ausgleich zwischen dem Hause Österreich und dem Hause Frankreich zu benutzen, beide Häuser aber gegeneinander auszuspielen, damit das selber ohnmächtige Reich in Frieden und Achtung blieb. Ihm ordnete sich das Gebiet des Kaisers — der Donauraum, Österreich — deutlich als Raum neben das Reich, den rheinischen Raum. Frankreich sah er als den dritten Raum und gab ihm aus dieser Vorstellung heraus die Niederlande und Burgund preis. Erst in seinen letzten Jahren kam ihm zum Bewußtsein, daß er im Begriff gewesen war, sein Volk zu opfern um der reichsständischen Libertät willen und aus jener Stimmung für den Frieden, die allezeit gerade in den Führern des deutschen Volks emporbrängte. Wilhelm III. ging es nur darum, die Franzosen nicht übermächtig werden und nicht nach den Niederlanden und Holland greifen zu lassen. Er suchte in England die Hilfe, die den Ausschlag gegen Frankreich geben sollte; das Reich bedeutete ihm nichts, wenn er auch das Haus Österreich und die einzelnen Fürsten des Reiches im Kampfe an seiner Seite nicht missen mochte. Das Aussterben der spanischen Habsburger und der Anspruch der deutschen Habsburger auf ihr Erbe legte indessen auch ihn und mehr noch die englische Politik auf die Idee des Gleichgewichts fest. Das Zünglein an der Waage sollten fortan die Lande um die Rheinmündung sein; England regulierte es. Das Reich ging daran vollends zugrunde. Das Elsaß, Lothringen und die Freigrafschaft fielen Stück um Stück an Frankreich.

Zweimal besetzten die Schönborns bis zum vorläufigen Austrag des langen Ringens zwischen dem Kaiser und dem Reich einer-, den Franzosen anderseits den erzbischöflichen Stuhl von Mainz, einmal den von Trier. Drei Kurfürsten zählten sie von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Darin hatten sie ein Seitenstück nur an den in der Eifel beheimateten, in dem Kern des rheinischen Raums, zwischen der Mosel, dem Mittelrhein und der Maas, emporgewachsenen Grafen Metternich. Doch waren sich die Kurfürsten aus dieser Familie nicht so stetig gefolgt. Der erste war Kurfürst von Trier schon zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts gewesen, der nächste bald darauf Kurfürst von Mainz geworden und dann noch einmal einer Kurfürst von Mainz, als das siebzehnte Jahrhundert zu Ende ging. Auch hatte keiner von ihnen so eindrucksvoll wie die Schönborn in die Reichspolitik eingegriffen, die Familie sich als Ganzes nicht in demselben Maße ein fürstengleiches Ansehen unter den Standesgenossen verschafft. Dafür sollte sie länger im Safte bleiben. Nach dem Siebenjährigen Kriege wurde das Haupt der Familie, Franz Georg, zum Vertreter des Wiener Hofes bei den drei geistlichen Kurfürsten bestellt. Franz Georg heiratete eine Kageneck aus dem vorderösterreichischen Besitz der Habsburger, deren Familie dem Kaiserhause von alters her treu ergeben war und die sich selbst der besonderen Gunst der Kaiserin Maria Theresia erfreute. 1771 wurden die Metternichs in den Reichsgrafenstand erhoben. Doch gaben sie deshalb den Halt am Erzstift Trier nicht auf, in dessen Bereich sie sich ausgebreitet hatten. Franz Georg stand so gut mit dem Kurfürsten von Trier, einem Prinzen aus dem Hause Kursachsen, Clemens Wenzeslaus, daß er ihn darum angehen durfte, bei seinem Erstgeborenen Patenstelle zu übernehmen.

Obwohl die Mutter erst siebzehn Jahre zählte, als sie ihrem Söhnchen am 15. Mai 1773 das Leben schenkte, war eine Tochter schon vorausgegangen. Nach anderthalb Jahren folgte noch ein zweiter Sohn nach. Dann hat die junge Frau ganz den gesellschaftlichen Verpflichtungen gelebt, die die Stellung ihres Mannes mit sich brachte und selbst das Leben einer großen Dame geführt. Sie blieb dabei aber immer die besorgte Gefährtin ihres Mannes und die liebende und geliebte Hüterin und Freundin ihrer Kinder, vor allem ihres Sohnes Clemens. Im Wesen und gerade in ihrem frauenhaften Wesen deutsch, war sie doch im gesellschaftlichen Verkehr vollkommen weltaufgeschlossen. Der Sinn der Gesellschaft lag für sie in der Ausbildung zur größten Gewandtheit, im raschen Eingehen auf andere, um sie zu verzaubern und für die eigenen Pläne zu gewinnen. Der Vater dagegen war schwerfällig und feierlich und glaubte vielleicht, durch gesteigerten Prunk und verschwenderische Gastlichkeit wett machen zu müssen, daß er in vielem unbeholfen, im Grunde steifnackig, im Innersten seines Fühlens und Denkens in die Grenzen deutscher Männlichkeit eingeschlossen, ein biederer Deutscher war. Er schrieb dem studierenden Sohn deutsch und mahnte ihn, ein guter Deutscher müsse seine Muttersprache „wirklich besitzen". Den Briefwechsel mit der Mutter „kannst Du übrigens in französischer Sprache fortsetzen". Es sollte in Zukunft den Vorzug des Sohnes bilden, dem er vorweg einmal die Überlegenheit über die anderen verdankte, daß die Art beider Eltern in ihm Wurzel schlug: die verführerische gesellschaftliche Begabung der Mutter und das

Zähe des Vaters. Was er nicht mitbekam, war das schwäbisch Offene und Gütige, die Wärme des mütterlichen Wesens. Wohl aber übertrug die Mutter auf ihn ihre Fähigkeit, sich von der großen Welt bei allem Gefallen an ihr nicht veroberflächlichen zu lassen. Da der Vater viel und lange unterwegs sein mußte, nahm die Mutter die Kinder gern aus dem schloßartigen Gebäude in Koblenz, in dem die Familie wohnte, nach der Stammburg der Metternichs moselaufwärts bei Kochem, nach der Winneburg, und verlebte mit ihnen dort Tage, in denen sie ihnen ganz gehörte. Zur Ausbildung der Söhne wurde ein Geistlicher französischer Herkunft ins Haus genommen. Die Mutter gesellte ihm als Hofmeister einen Protestanten aus Straßburg, Simon, zu, der sich an den deutschen Pädagogen der Zeit geschult hatte. Um in den Genuß von Pfründen des Mainzer Domkapitels zu gelangen, mußten die Söhne ihre akademische Ausbildung an einer vom Kapitel zugelassenen Universität erhalten. So fiel die Wahl denn auf Simons Vaterstadt. Von ihm und dem Geistlichen begleitet, übersiedelten beide, Clemens fünfzehnjährig, im Herbst 1788 dorthin.

Die Eltern konnten nicht ahnen, daß mit der Übersiedlung nach Straßburg Clemens nicht sowohl ein geordnetes Studium begann, als eine Zeit der Schulung durch politische Erfahrung für ihn anbrach, die sechs Jahre andauerte und durch den Wechsel der Erlebnisse und durch die Gewalt der Eindrücke derart reich an Gehalt wurde, daß wohl kaum ein anderer Staatsmann in seiner Ausbildung vom Schicksal in gleicher Weise begünstigt worden ist. Schon das Jahr 1789 brachte die Wahl für die Generalstände, ihre Umwandlung in die Nationalversammlung, die Unruhen im Anschluß an den Sturm auf die Bastille, den Taumel der Nacht vom 4. auf den 5. August und wieder als Auswirkung davon den Austritt des von der Reichsstadt abgeordneten Herrn von Türkheim aus der Nationalversammlung, im folgenden Winter die Gemeindewahlen in Straßburg und die Bildung des ersten Klubs. Simon riß es in das öffentliche Leben der alten Reichsstadt hinein. Mit einem publizistischen Angriff auf Türkheim wollte er sich Beachtung verschaffen. Dann drängte er sich an de Dietrich heran. Der junge Metternich sah seinen Hofmeister mit den Augen der ihm wohlwollenden Mutter, und so hat auch er über den Menschen stets gut gesprochen. Was aber Simon tat, und den Aufruhr, den er schüren half, wies sein Zögling wohl auf der Stelle, allein aus einem sicheren Gefühl, von sich ab. Tiefer berührten ihn die Geschehnisse noch nicht. Einzelheiten sind ihm nicht im Gedächtnis geblieben. Der unerwartet frühe Tod Kaiser Josephs II. und bereits zwei Jahre später auch der seines Bruders und Nachfolgers, Leopolds II., führten die Laufbahn des Vaters Metternich auf ihren Gipfel. Er leitete beide Male die Wahlhandlung in Frankfurt. Die erste hatte zur Folge, daß er in die von Joseph II. im Aufstande zurückgelassenen Niederlande nach Brüssel mit besonderen Vollmachten geschickt wurde, und die zweite, daß er dort die Zügel der Regierung selbst in die Hand bekam. Clemens durfte sich ungeachtet seiner Jugend bei beiden Wahlhandlungen als

Zeremonienmeister der westfälischen Grafenhäuser betätigen. Als er in dieser Eigenschaft 1792 einen Tanz eröffnete, war die Prinzessin Luise von Mecklenburg, später Preußens nie vergessene Königin, seine Tänzerin. Ihre Mutter war mit seiner Mutter befreundet. Schon nach der Wahl Leopolds II. im Frühjahr 1790 kehrte Metternich nicht wieder nach Straßburg zurück, sondern ging, als die Eltern ihren Wohnsitz nach Brüssel verlegten, auf die Hochschule nach Mainz. Schulen pflegen für staatsmännische Begabungen meist keine große Bedeutung zu haben. Es hat sein Bewenden bei einzelnen Begegnungen. Die beiden, die in Metternich nachwirkten, hatte er in Mainz mit Georg Forster, dem Weltumsegler, dem gelehrten und lebensvollen, begeisterten Menschen, und mit dem noch jungen Staatsrechtler und Geschichtsschreiber Nikolaus Vogt. Vogt erschloß ihm eine Geschichtsanschauung, eine Vorstellung von Herderschen Anregungen her, sowohl des Eigenlebens jedes Volkes als des Zusammenhanges unter ihnen; er brachte ihn zu der Ansicht, daß die Völker eine Gesellschaft bilden oder doch bilden sollten. Französischer Adel, der sein Land verlassen hatte und auf die Hilfe Österreichs und Preußens harrte, um dorthin zurückzukehren und die Revolution niederzuwerfen, gab dem höfischen Leben und Treiben in Mainz wie Koblenz damals sein besonderes Gepräge. Metternich lernte, die in sich selbst brüchig und sittenlos gewordene Aristokratie des „ancien régime" mit dem durch die Ideen von 1789 in Bewegung gesetzten, von Zerstörungswut gepackten Pöbel, den er in Straßburg vor Augen gehabt hatte, zu vergleichen. Die Ablehnung im ganzen hinderte ihn aber nicht an freundschaftlicher Verbindung mit einzelnen aus dem Emigrantentum. Durch das Zusammentreffen mit einer eben verheirateten jungen Frau aus ältestem französischem Geschlecht packte ihn auch die erste, ihn ganz und gar aufrührende Leidenschaft seines Lebens. Neigte er als Knabe zu religiöser Entflammung, so wurden die Flammen durch das Verhältnis zu der Französin in das Bereich des sinnlichen Lebens um- und abgeleitet, wohl auch abgedämpft. Metternich aber wurde zugleich davor bewahrt, daß er mit dem zunehmenden Wissen und Erkennen immer stärker in die Geistigkeit der Aufklärung eintauchte und jene Flammen völlig verweht wurden und verloschen.

Mit der Wahl Franz I. zum Kaiser fiel die Kriegserklärung Frankreichs an die beiden deutschen Großmächte zusammen. Von Mainz traten sie im Juli 1792 den Vormarsch an. Ende September wurde er schon wieder aufgegeben. Vier Wochen später fiel Mainz dem von Straßburg vorgestoßenen Custine kampflos in die Hände. Die Emigranten waren davongezogen. Forster stellte sich der Republik für die Mitarbeit zur Verfügung. Metternichs Studium fand damit ein Ende ohne Abschluß. Die Familie dachte wohl noch an ein Jahr Studium in Göttingen für ihn; daraus wurde aber nichts mehr. Der Vater nahm ihn nach Brüssel und verwandte ihn von dort aus für besondere Aufträge. Josef II. hatte die Bevölkerung der Niederlande, als er ohne die geringste Einsicht in ihr inneres Leben eingriff, in heilloser Unruhe zurückgelassen. Im siebzehnten und achtzehnten

Jahrhundert hatte der französische Staat den innerhalb seiner Grenzen wohnenden Teil des flämischen Volkstums um sein Eigenleben gebracht, um die aufbauenden Kräfte, die in diesem, seinem hochwertigsten völkischen Bestandteile vorhanden waren, trotz aller Gegensätzlichkeit dem Staatsgeiste anzugleichen. Nun bäumten sich gegen Aufklärung und Loge, gegen Laizismus und Staatsräson, gegen politischen, wirtschaftlichen und weltanschaulichen Liberalismus die den Flamen eigenen volkhaften und kirchlich gläubigen Gefühle noch einmal von den Niederlanden her in einem schweren Krampfe auf. Wenn die gesellschaftliche und staatliche Bewegung des Jahres 1789 in Frankreich nach und nach in ein erbittertes und heißes Ringen zwischen Vernunft und Religion umschlug, so kamen die tiefsten und leidenschaftlichsten Antriebe dazu aus den flämischen Landschaften, ohne Rücksicht darauf, wie gerade die politische Grenze verlief, die sie zwischen dem französischen Staat und der habsburgischen Herrschaft aufteilte. Der junge Metternich schaute nicht bis in die Abgründe. Aber er hatte bald das Bewußtsein dafür, wie sehr der Boden unter den Füßen seines Vaters, der österreichischen Regierung bebte, wie sie mit ihren Maßnahmen hinter der Aufgabe weit zurückblieb und der Zusammenbruch nur noch für Monate aufzuhalten war. Auf die Kunde hin, daß der Konvent nach dem König auch die Königin, die Tochter Maria Theresias, hinzurichten gewagt habe, warb er einmal dafür, daß die Regierungs- und Kampfesweise völlig gewechselt würde. Der „Mangel an Energie", der in allem politischen Leben entscheidende Mangel, müsse überwunden werden. Sei es, daß der Funke Herderschen Geistes plötzlich in ihm zündete, den Vogt in Mainz ihm zugetragen hatte, oder daß sich sein staatsmännisches Genie regte und nach einem ersten Ausdruck suchte, genug, er drängte, daß man das Volk zum letzten Einsatz aufrief. „Wie, das Volk bewaffnen, dem Pöbel Waffen in die Hände geben?... Nie ist die Klasse des echten Volkes von jener des Pöbels unterschiedener als in Zeiten, wo erstere eigenen Besitz gegen Angriffe der zweiten zu verteidigen hat... Pöbel, der nichts zu verlieren und in der Unordnung alles zu gewinnen hat, befindet sich nur in den Städten. In einer ganzen Volksbewaffnung begreife ich also nicht diese dem Staat zu allen Zeiten so gefährliche Klasse der unbeschäftigten, nichts besitzenden und fast stets zum Aufstand bereiten Menschen... man gebe oder erlaube vielmehr dem Bürger und dem ansässigen Bauern, zu den Waffen zu greifen und selbst an Abwendung der ihm so stark drohenden Gefahr zu helfen." „Tausende fielen auf der einen Seite und Tausende ersetzten sie, Hunderte auf der andern Seite, und leer blieben ihre Lücken... zwei Kampagnen hatten gelehrt, was man von den Heeren gegen ein ganzes bewaffnetes Volk zu erwarten habe... und wirklich wurden Waffen und Munition in einigen bedrohten Gegenden der Provinz Flandern verteilt. Mit Freude ergriff sie der Landmann... Jeder Bauer wollte ein Held werden... Was wäre unsere neue Masse gegen die einmal an Krieg gewohnte französische? Was eine freie, für sich, für ihr Eigentum streitende Menge gegen eine andere, gezwungene, durch

einige verhaßte Tyrannen aufgeopferte, immer sein wird!... Ihr nahet täglich mehr dem Ende eurer Ruhe; wenig Augenblicke bleiben euch, die in strafbarer Untätigkeit verlorene Zeit... entscheidet euer Schicksal und jenes eurer Enkel!" Als der österreichische Oberbefehlshaber kein Jahr später die Niederlande nach der Schlacht bei Fleurus aufgeben mußte und zwischen Maas und Rhein stand, erließ er einen Aufruf, wie ihn der junge Metternich verlangt hatte: er versprach das linke Rheinufer nicht preiszugeben, sondern wieder Stellung zu nehmen und zur Abwehr der Franzosen sich einzugraben, wenn ihm die Bauern dabei mit dem Spaten in der Hand ihre Unterstützung liehen. Nun aber war es zu spät, und so einfach ging es auch nicht. Noch im Herbst 1794 standen die Franzosen überall am Rhein, und zum Winter hin besetzte Pichegru Holland.

Die volle Unsicherheit der Haltung, das Hin und Her der Entschlüsse, das bereits das ganze Jahr 1794 hindurch die Lage in den Niederlanden kennzeichnete, spiegelte sich auch in dem Schicksal des jungen Metternich. Er wurde in Aussicht genommen, mit seinen noch nicht 21 Jahren als Gesandter im Haag des Vaters rechte Hand im eigentlichen Sinne des Wortes zu werden, vor der Erteilung des Auftrags aber aus bloßer Verlegenheit für mehrere Monate nach England beurlaubt. Er sprach dort Pitt und Fox und Burke und wurde am Hofe liebenswürdig aufgenommen. Die Seinen sah er erst auf dem Boden des Reiches wieder. Der Vater hatte sein Amt verloren, die Familie alles Eigentum bis auf ein böhmisches Gut. Sie flüchtete nach Wien und fand dort, da der Vater seinem Auftrag nicht gerecht geworden war, weder in der Gesellschaft noch bei der Regierung ein herzliches Willkomm. Die bewegliche und kluge Gräfin aber wußte Rat. Ihr Sohn sollte in eine der großen Familien am Hofe heiraten. Im Februar 1794 war der greise Fürst Kaunitz gestorben, der Leiter der österreichischen Politik unter Maria Theresia wie unter ihren beiden Söhnen. Im Jahre darauf wurde das einzige Kind seines Sohnes die Braut des jungen Grafen Metternich. Am 27. September 1795 fand die Hochzeit statt. Der junge Ehemann war zweiundzwanzig-, die junge Frau zwanzigjährig. Er stimmte mit dem Schwiegervater darin überein, daß die Ehe nicht den Sprung in ein hohes Staatsamt bedeuten sollte, sondern auf die Zeit unruhigsten Erlebens, stärkster Erregungen, allzu schneller Reife Jahre des häuslichen Zusammenlebens, der Sammlung, des stetigen und wirklichen Lernens und des Sichbildens folgen müßten. Metternich hat die nächsten Jahre bis zur Jahrhundertwende tatsächlich zugleich ausgekostet und ausgiebig genutzt. Die Politik trat in seinem Dasein zurück. Es lockten ihn die Naturwissenschaften. Aber er eignete sich zugleich ganz allgemein die vielen und gründlichen Kenntnisse an und verschaffte sich die Urteilsfähigkeit auf allen Gebieten des Geisteslebens, die ihn fortan bis an sein Lebensende auszeichnete. Doch heißt das nicht, daß darüber versank, was sich in ihn in den Jahren vorher aus dem Geschehen ringsum an Geschautem, nicht Erlernbarem, an Einsichten, nicht an Wissen gesenkt hatte. Straßburg, Mainz und Koblenz, die Niederlande —

die alte Reichsstadt und die Anfänge der Schwarmbildung schwäbischer und fränkischer Intellektueller in ihr und von ihr aus, das kurfürstliche Mainz und die Träger der Aufklärung an der von seinem Kurfürsten eben erneuerten Universität, die ganze Welt der geistigen Stifter am Rhein und der Einbruch der Emigranten in sie, der ihren nahen Untergang nur noch beschleunigen konnte, die innere Lage in den Niederlanden und die Schlachtfelder an ihren Grenzen, zuletzt England: selbst Rheinländer, hatte Metternich, während aus dem Knaben der Jüngling wurde, wie in der raschen Bilderfolge eines Kaleidoskops alle Kräfte des rheinischen Lebens vor seinen Augen aufbrechen und in Unordnung sich gegeneinander wenden sehen, bis sie zuletzt allesamt in den Abgrund gezogen wurden, so daß sich der Welsche des Rheins bemächtigen und aus ihm seine Ausgangsstellung machen konnte, aus der er künftig im Innern des Reichs zu kämpfen gedachte. Anfangs war er nur Zuschauer, obwohl als Zögling Simons sogleich aus nächster Nähe. Als Schüler Vogts und als Sohn seines Vaters, durch die Teilnahme an den Kaiserwahlen und Krönungsfeierlichkeiten, über der Liebe, die ihn mit der jungen Emigrantin drei Jahre lang verband, beim Auszug der preußischen und österreichischen Truppen gen Westen, in den Niederlanden hatte er schon mehr und mehr auch handelnd an den Vorgängen teil. Friedrich der Große hatte ein Menschenalter vorher dazu mitgewirkt, daß in Köln und Münster nach beinahe zwei Jahrhunderten fremder Erzbischöfe und Bischöfe aus dem bayrischen Hause wieder ein Mitglied des westfälischen Adels den Krummstab führte. Noch unmittelbar vor seinem Tode war er des Fürstenbundes wegen mit dem Kurfürsten von Mainz in Verhandlung gewesen. Der Rhein war frei von der gehässigen Stimmung gegen Preußen, die die Schlesischen Kriege in Österreich hervorgerufen hatten. Preußen wurde dort geachtet. Der fast um zwanzig Jahre ältere Reichsfreiherr vom Stein, der nur wenige Wegstunden von Koblenz entfernt lahnaufwärts zu Hause war, war anfangs der achtziger Jahre auf der Reise, die ihn in habsburgische Dienste führen sollte, umgekehrt und in die preußische Verwaltung gegangen. Metternich folgte jetzt den Eltern nach Wien; aber Joseph II. lehnte er, nachdem ihm der Aufenthalt in den Niederlanden einen Einblick in die Auswirkungen seines Tuns gewährt hatte, nicht weniger leidenschaftlich und unbedingt wie Stein ab. Die rheinische Wertschätzung Preußens ließ auch er sich in Wien nicht ausreden und forderte immer wieder, daß Preußen herangeholt werden müsse. Im Augenblick machte ihm die Aufnahme, die er in England fand, und die Begegnung mit so viel hervorragenden Männern dort einen Eindruck, der ihn bestach. Wiederum jedoch aus seiner rheinischen Umwelt hatte er eine mißtrauische Grundhaltung gegen England. Es dürfe nicht dazu kommen, daß England durch seinen Vorsprung im Welthandel die festländischen Bevölkerungen von sich abhängig mache. Unter diesem Gesichtspunkte redete er außer dem Zusammengehen mit Preußen wohl selbst einem Versuche der Annäherung an Frankreich das Wort. Die unwillkürliche Stellungnahme gegen England

entsprang im Rheinland dem bürgerlichen Empfinden, dem Gefühle, wirtschaftlich mit den Engländern im Wettbewerb zu liegen. Metternich war sie von Standes wegen fremd; um so mehr zeugt es für den rheinischen Untergrund seines Wesens, daß sie ihm dennoch eigen war. Daraus erklärt sich dann auch, daß er, der Sohn des kaiserlichen Gesandten bei den drei geistlichen Kurfürsten, der Sproß einer eben noch in den Reichsgrafenstand erhobenen Familie, das Reich ebenso leichten Herzens verloren gab wie der gleich ihm aus Koblenz gebürtige Bürgerssohn Josef Görres. Hielt dieser in gymnasiastenhaftem Pathos 1798 nach dem abermaligen Falle von Mainz eine Leichenrede auf das Heilige Römische Reich, so tat Metternich das Reich dem Vater gegenüber zur gleichen Zeit mit den Worten ab, daß man das Kreuz darüber machen müsse.

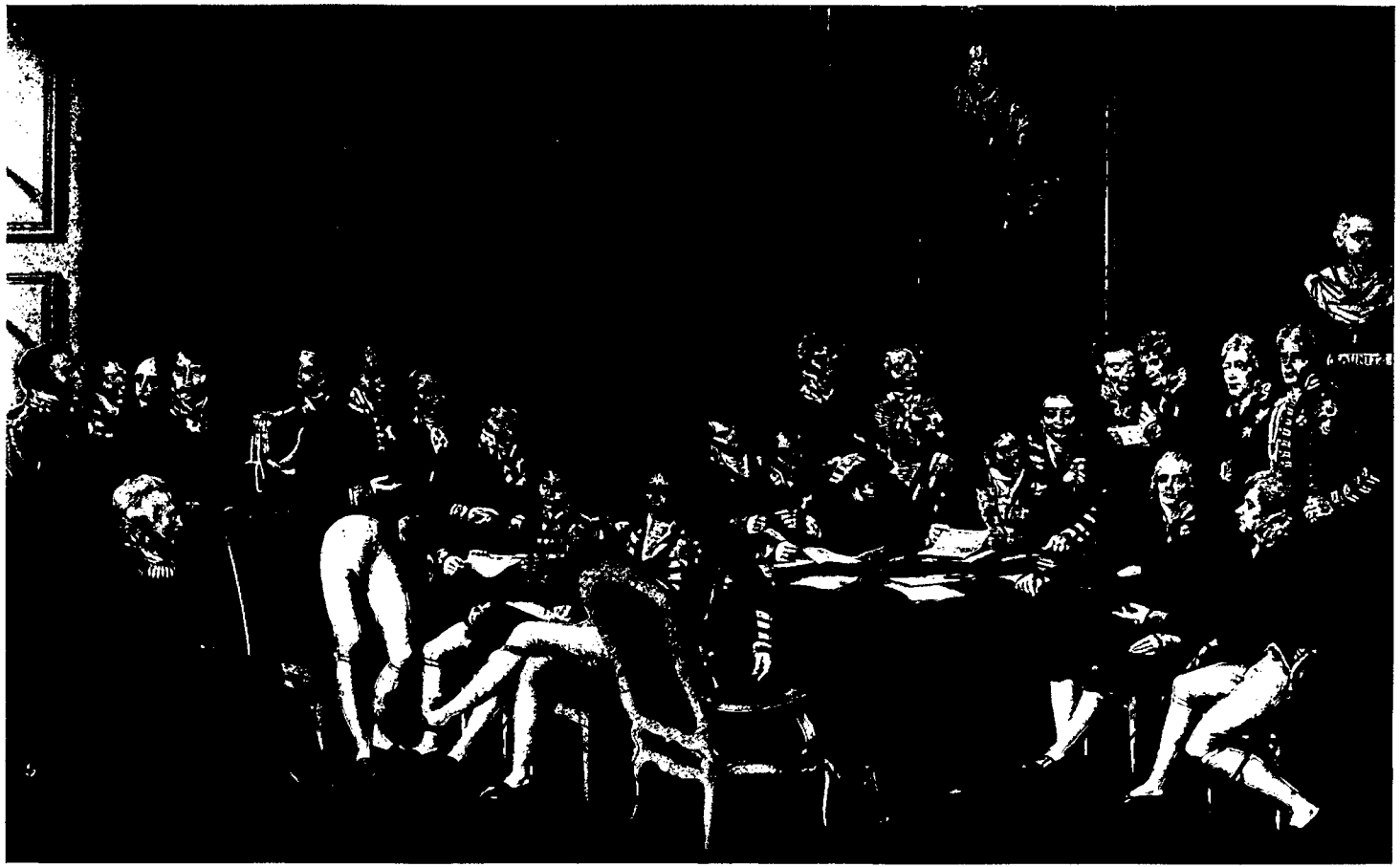
Nachdem Österreich im siebzehnten Jahrhundert durch die Außenpolitik der beiden Ferdinande und Kaiser Leopolds I., zuletzt noch des Prinzen Eugen, zur Großmacht geworden war, hatte es seit Karl VI., vor allem in der langen Zeit der politischen Führung durch den Fürsten Kaunitz, auch ein eigenes Innenleben entwickelt. Zum selbständigen Gebilde geworden, weil das Reich seit den Tagen der Staufer nicht mehr oder nur krüppelhaft weitergewachsen war und sich mit Johann Philipp von Schönborn auch als Raum von Österreich absetzte, nahm Österreich doch aus dem Reich in sein Wesen das Bedürfnis nach einer umfassenderen staatlichen und Rechtsordnung hinüber, strebte es in schroffem Gegensatz zu dem nur sich kennenden Frankreich danach, Kern eines größeren Ganzen zu werden, einem Gewölbe als Stützpfeiler zu dienen. Hatte sich in Karl V. der Reichsgedanke schon verabendländert, so schwebte Kaunitz nun, da das Reich zum Schatten verblaßt war, vor, daß die Großmacht Österreich Mitte zugleich und Treuhänder Europas, des in den Kreuzzugsjahrhunderten zunächst als Christenheit seitab vom Reiche in die Erscheinung getretenen Europa der Aufklärung und der Zivilisation werden würde. Das „Licht" strahlte aus Frankreich auf. Damit begründete Kaunitz, daß er dem alten Gegensatz zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon ein Ende bereitete. Er hoffte, durch eine alle beteiligten Höfe erfassende Versippung der beiden Häuser den „ewigen Frieden" der Zukunft in die Lande um das westliche Mittelmeer verankern zu können, die Lande der Latinität mit ihrem Anspruch, ihre Kultur auch den anderen zugetragen zu haben, die Welt der Staufer, aus der die Habsburger kamen und der sie sich nie ganz entrungen haben. Der alte Fürst mußte freilich noch miterleben, daß sich die „Sekte", das Jakobinertum, in dem umworbenen Frankreich der Gewalt bemächtigte und die Tochter seiner Kaiserin hinrichtete. Seine Ziele wirkten sich, als Josef II. den Staat führte, in den österreichischen Ländern selbst kaum minder schlimm aus. Aber man wurde deshalb nicht an ihm irre. Er hatte der österreichischen Politik sichtlich einen Inhalt gegeben, der, da sich einmal ein besonderes Österreichertum in einem eigenen Raum entfaltete, innersten Veranlagungen dieses Österreichertums entgegenkam und ihm Möglichkeiten des Auslebens eröffnete. Reichs- und

deutsche Politik, Politik des Kampfes um den Rhein, ließ sich in Wien fortan nur noch in Abstimmung auf die österreichische Politik betreiben.

Der nur einfacher politischer Empfindungen fähige Franz I. lebte die Politik des Fürsten Kaunitz triebhaft weiter. Er ließ zunächst dessen Gehilfen und Nachfahren, darunter den begabten Thugut, sich verbrauchen. Inzwischen begann in Frankreich der Aufstieg Napoleons. Er nötigte die Österreicher zum Frieden von Campo Formio, ging dann aber nach Ägypten, statt auf dem Rastatter Kongreß zu erscheinen, wo die Entschädigung der durch den Verlust des linken Rheinufers an Frankreich geschädigten Fürsten vorgenommen werden sollte. Der Vater Metternich leitete den Kongreß, und wieder unterstützte ihn der Sohn. Im Frühjahr 1799 fing Erzherzog Karl den Krieg von neuem an. Napoleon kehrte rechtzeitig zurück und legte diesmal, als er die Österreicher abermals zwingen konnte, Frieden zu schließen, die Axt an die Wurzel, die der habsburgische Familienbesitz am Oberrhein hatte, und zerstörte zugleich den Halt ganz und gar, den für die kaiserliche Würde im Reich die geistlichen Stifter noch darstellten. Von da ab bildete sich mit dem Grafen Stadion an der Spitze ein neuer Kreis um Franz. Stadion war gleich den Metternichs aus den Kurfürstentümern am Rhein, von Mainz her, nach Wien gekommen und lebte in Vorstellungen von der Verpflichtung Österreichs gegen das Reich. Er war zehn Jahre älter als Metternich, der durch die Wirksamkeit des neuen Kreises in den folgenden Jahren das Rad im Getriebe, der an der österreichischen Politik entscheidend Beteiligte, werden sollte. Vorerst wurde er, das Patenkind eines Mitgliedes der kursächsischen Familie, im Herbst 1801, als Graf Stadion Gesandter in Berlin wurde, als Gesandter nach Dresden geschickt, um sich dort als Gehilfe Stadions zu betätigen. Stadion bestimmte in Berlin Friedrich Gentz, nach Wien überzusiedeln. Unterwegs besuchte Gentz Metternich und führte auch Adam Müller und Josef Pilat bei ihm ein. 1803 rückte Stadion an den Hof Alexanders I. auf, und Metternich folgte ihm in Berlin. Als ihre Aufgabe sahen sie an, die drei Ostmächte, die sich über der Aufteilung Polens einander genähert hatten, angesichts der wachsenden Verfeindung Napoleons und Englands von neuem zueinander zu bringen, damit sie den Ausschlag gegen Napoleon geben konnten. 1805 lagen Napoleon und England wieder in offenem Kriege; Pitt drängte, daß die Ostmächte unter sich mit ihren Verhandlungen fertig würden. Friedrich Wilhelm III. aber sträubte sich. Die Entwicklung war indessen auch sonst nicht reif. Der Korse fühlte es und warf das Steuer seiner Politik mit einem raschen Entschlusse herum zu einem dritten Angriff auf Österreich. Während Nelson bei Trafalgar die französische Flotte vernichtete, eilte der Zar nach Berlin und spielte sich hier mit Metternich so gut ein, daß der Bruch Preußens mit Napoleon bald nur noch eine Frage von Wochen schien. In diesen Wochen aber wurden Österreich und Rußland geschlagen. Österreich bezahlte den Frieden von Preßburg in den Weihnachtstagen mit Tirol, Vorarlberg und der Zustimmung zu der Bildung der beiden süddeutschen König-



Metternich
Kreidezeichnung von Anton Graff, um 1803. Dresden, Kupferstichkabinett



Wellington Hardenberg Metternich Caſtlereagh Talleyrand Stackelberg

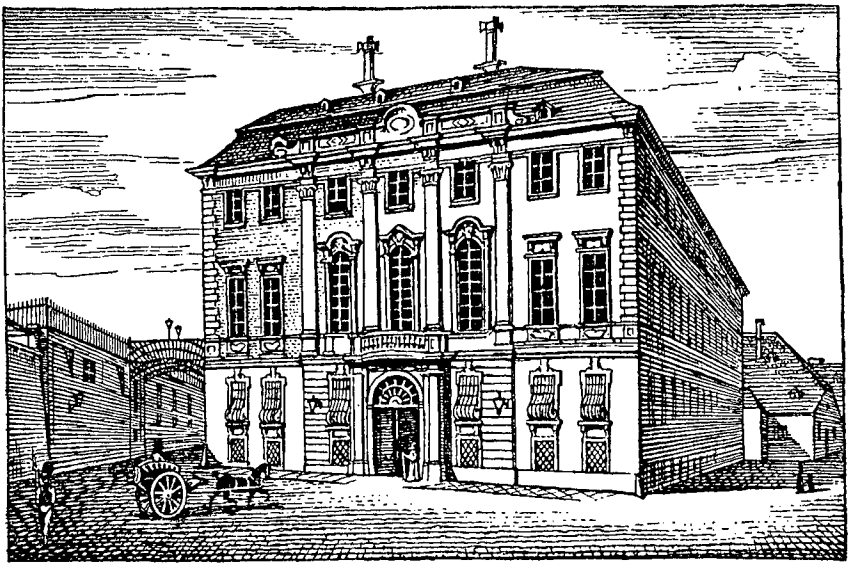
Der Wiener Kongreß 1814/15

Sitzung der Bevollmächtigten der acht Signatarmächte des Pariſer Traktats. Kupferſtich nach dem Gemälde von Jean-Baptiſte Iſabey, 1815

reiche und des Großherzogtums Baden. Im Monat darauf starb Pitt. Preußen gab sich in den Abmachungen von Schönbrunn Napoleon preis. Rußland blieb im Kriege, ohne noch ein Ziel vor Augen zu haben. Im Sommer billigte Napoleon die Bildung des Rheinbundes, auf die hin Kaiser Franz wiederum auf die kaiserliche Würde im Reich verzichtete. Im Herbst folgten die Schlachten von Jena und Auerstedt. Napoleon konnte in Berlin und in Warschau einziehen. In Österreich übernahm Graf Stadion die Führung der politischen Geschäfte. Da beauftragte König Friedrich Wilhelm III. Stein mit dem Wiederaufbau des preußischen Staates. Napoleon machte fürs erste nur den Gegenzug, daß er bei Kaiser Franz die Ernennung Metternichs zum Gesandten in Paris betrieb und dadurch die Ablösung Stadions durch Metternich nun auch wieder beim Zaren verhinderte. Als er aber ein Jahr nach dem Tilsiter Frieden bei der Begegnung mit Alexander I. in Erfurt die Überzeugung gewann, daß der Zar die Verständigung mit ihm ernst meinte, stürzte er Stein. Vielleicht hatte der gescheite und geistvolle Metternich inzwischen Napoleon in Paris aus allzu großer Nähe gesehen und darüber das rechte Augenmaß verloren. Er reiste nach Wien und förderte dort die Neigung zum Losschlagen durch seine Nachrichten über die Unzulänglichkeit des französischen Rüstungsstandes und über die Schwierigkeiten, die Napoleon in Spanien hatte. Aber immer war die Entwicklung noch nicht reif. Österreich siegte bei Aspern, jedoch nicht mehr bei Wagram. Kaiser Franz verlor im Frieden von Schönbrunn auch noch die Provinzen an der Küste. Da ihn die militärische Lage nicht dazu zwang, den Verlust hinzunehmen, gab wohl den Ausschlag, daß er sich auf den Friedensschluß hin von Stadion trennen und an seine Stelle Metternich setzen konnte, der ihm gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen in jungen Jahren 1790 zu Frankfurt recht gewesen war und es vortrefflich verstand, mit ihm fertig zu werden. Beinahe vierzig Jahre lang hatte Metternich das hohe Amt inne, das er 1809 erhielt, und davon stand er rund fünfundzwanzig Jahre hindurch Franz I. zur Seite.

Beim Antritt des Amtes hatte Metternich die doppelte Erfahrung hinter sich, daß der Feldzug von 1805 geführt worden war, ehe der Stand der politischen Vorbereitungen es erlaubte, und wiederum der Feldzug von 1809, obwohl Erzherzog Karl den Staat für noch nicht hinreichend gerüstet erklärte. Er lebte sich daraufhin ganz in den Gedanken ein, daß man vom Kriege nicht weiter zu reden brauche. Napoleon sei es nicht geglückt, sich in Frankreich zu sichern. Es werde ihm auch in Zukunft nicht glücken und sich deshalb sein Schicksal von selbst erfüllen. Für Österreich gelte es nur, Umschau zu halten und den rechten Augenblick, komme er, sich nicht entgehen zu lassen. Diese Denkart verhalf dem geschmeidigen Manne dazu, in all den kommenden Jahren bis zur Zeitenwende den Argwohn in seinem Herrscher niederzuhalten, als werde auch er ihn wieder in einen Krieg mit Napoleon verwickeln. Ein besonderes Unterpfand dafür, daß er nichts Schlimmes beabsichtige, sollten sowohl Kaiser Franz wie Napoleon darin sehen,

daß er die Vermählung der Tochter des Kaisers mit Napoleon eifrig betrieb und alle Hindernisse, die ihr entgegenstanden, aus dem Wege räumte. Die Männer, die sich in Wien und Berlin verschworen hatten, dem Korsen den Untergang zu bereiten, hatten mit der Entlassung Steins und Stadions die Ansatzmöglichkeiten verloren. Die Königin Luise starb im März 1810. Aber Franzens eigene Frau, die junge Maria Ludowika, und die in der Zarenfamilie gebietende Zarin-Mutter Maria Feodorowna, eine württembergische Prinzessin, sowie ihre Lieblingstochter Katharina, zugleich die Lieblingsschwester Alexanders, hielten nach wie vor fest gegen den Kaiser zusammen. Sie hatten in dem Paladin von Ungarn, dem Erzherzog Joseph in Budapest, dem frühzeitig Witwer gewordenen Schwager der Zarin-Mutter, einen ergebenen Freund. Metternich spielte dem Kaiser einen Beweis dafür in die Hand, daß er, der sonst den Frauen immer verfiel, mit diesen Frauen nichts gemein hatte. Mit dem Edikt von Trianon übernahm sich Napoleon im Wirtschaftskrieg mit England. Im Jahre darauf brach er wieder mit Alexander. Die Getreuen des deutschen Volkes, die in Preußen trotz allem ausharrten, um den Gedanken der Befreiung vom Joch des Korsen wachzuhalten, mahnten in Wien und kamen wohl auch selbst dorthin, um darzutun, daß, wenn Napoleon mit seinem Heere erst in die unermeßliche Weite Rußlands eingetaucht sei, die letzte Gelegenheit dafür vorüber wäre, daß die Deutschen ihr Geschick selber wahrnähmen; es wäre entschieden, gleichviel wie der russische Feldzug verliefe. Metternich wappnete sich gegen die Ungeduld um sich her mit einem dauernd wachsenden Glauben an seine bessere Überschau über die gesamte Lage und an seine Menschenkenntnis. Es mußte gewagt werden, daß sich Alexander erst unwiderruflich auf die Gegnerschaft zu Napoleon festlegte. Unter keinen Umständen durfte Napoleon noch einmal, wie 1805, der Vorwand zu einem Ablenkungsstoß gegen Österreich oder Preußen oder gegen beide geboten werden. Ihre Macht wog nicht mehr schwer genug. Metternich stritt deshalb die Gefahr nicht ab, die die Preußen beunruhigte. Auch ihn schreckte die Vorstellung, daß Mitteleuropa die Zwangsherrschaft Napoleons mit der des Zaren vertauschen oder durch England ausgebeutet werden könnte. Aber er redete sich ein, die Entscheidung werde zuletzt doch nicht von irgendwelcher Verlagerung der den Staaten innewohnenden Kräfte abhängen. Sie werde darüber fallen, von wem Napoleon gleichsam Mann gegen Mann bezwungen werde. Als Napoleons persönlichen Gegner empfand er unter den europäischen Staatsmännern nur sich. Hierfür war er gesandt. Das war die Stelle in der Weltgeschichte, die angezeichnet war, um durch ihn ausgefüllt zu werden. Napoleon mußte um die Herrschaft, die er sich als Emporkömmling erstritten hatte, Tag und Nacht in Unruhe sein und bemüht bleiben; jedes Nachlassen seiner Spannkraft und seines Einsatzes drohte ihn zu verderben. Metternich stand ihm nicht um seiner selbst willen gegenüber, sondern für Österreich und für Kaiser Franz, wohl auch für das deutsche Volk. Schon das Bewußtsein um das Überzeitliche alles Volks-



Die Staatskanzlei am Ballhausplatz in Wien,
dann Bundeskanzleramt und Ministerium des Äußeren. Nach einem alten Stich

tums und der Monarchie mäßigte und festigte ihn. Er buchte daraufhin als untrügliches Zeichen der Überlegenheit, die er über Napoleon gleich beim Beginn des gewaltigen Endkampfes erlangt habe, daß sich dieser von ihm zu einem die Bewegungsfreiheit der österreichischen Truppen während des russischen Krieges wahrenden Vertrage überreden ließ. Da der Korse in Schönbrunn den raumpolitischen Fehler gemacht hatte, nach dem Weichselbogen, den er nachher nicht halten konnte, noch die Küstenlandschaften an der Nordsee und am Adriatischen Meer an sich zu ziehen, Böhmen aber dem Habsburger zu lassen und ihn mit Schlesien zu locken, so schien Metternich die Sicherung der Bewegungsfreiheit für das Heer von der größten Bedeutung. Er würdigte die von Preußen ausgehende deutsche Erhebung als außerordentliche Verbesserung der an sich ungünstigen politischen Aussichten Preußens und Österreichs. Dennoch sollte, ehe er sich entschied, klar werden, daß sie und die russische Heeresmacht sich vor der Elbe festliefen. In der Erinnerung an die eigene politische Niederlage von 1805 und die nicht berücksichtigten Warnungen des Erzherzogs Karl vor der österreichischen Erhebung von 1809 legte er die eigenen Maßnahmen alle darauf an, daß Österreich nicht losschlug, bis er politisch den Augenblick für gekommen erachtete, und daß er sich umgekehrt diplomatisch nicht zum Bruch drängen ließ, bis die Rüstungen vollendet waren. Im August 1813 war es so weit. Am 18. Oktober wurde mit der Anlage von Böhmen her die Schlacht bei Leipzig geschlagen. Metternich hatte inzwischen den Eindruck, den die Wendung des Schwiegervaters Napoleons gegen Napoleon auf die süddeutschen Fürsten hervorgerufen hatte, dazu benutzt, auch

sie hinter sich herzuziehen, so daß der Verlust der Elbe für den Korsen zugleich auch den Verlust des Mains bedeutete und er über den Rhein zurückgehen mußte.

Das große Rennen zwischen Metternich und den beiden Großmächten England und Rußland nahm seinen Anfang. Es währte von den Frankfurter Besprechungen bis zum zweiten Pariser Vertrage, auf den Monat zwei Jahre hindurch. Fast bis zuletzt ging es Metternich darum, England und Rußland auf bestimmte Friedensbedingungen im voraus zu verpflichten. Das Geschick, in das Wilson hundert Jahre später blindlings hineinrannte, hing auch über ihm. Metternich aber sah es. Nur so lange, als der Gegner noch im Felde, Fürst Schwarzenberg Oberbefehlshaber war und die Preußen marschierten, blieb er im Spiel mit Alexander und den Engländern. Die Österreicher und Preußen verstanden sich untereinander schlecht und hätten doch beide, da ihre militärischen Leistungen als eins gewertet wurden, in der gleichen Weise seinem Zügel nachgeben sollen, damit aus den militärischen Leistungen der politische Ertrag herausgeholt werden konnte. Aber nur Hardenberg, mit dem er seit 1805 Fühlung hatte, war einsichtig. Den süddeutschen Fürsten hatte Metternich den Bestand ihrer Staaten und der ihnen von Napoleon geschaffenen Stellung verbürgt. Hatte er damit bezweckt und erreicht, daß sich die Wirkung der Leipziger Schlacht auf der Stelle über ganz Deutschland hin ausbreitete, so vertraten sie ihm hinterher mit um so mehr Selbstbewußtsein nach ihrem Gutdünken den Weg. Er wollte Napoleon und, wenn er sich versagte, wenigstens die Franzosen vor dem Eintritt der Kampfunfähigkeit und der völligen Erschöpfung zum Einlenken bereden, um auch Frankreich als Gegengewicht gegen Rußland und England zur Verfügung zu behalten. Damit kam er ebenfalls nicht zum Ziel. Rußland und England behaupteten sich im Vorsprung gegen ihn.

Schwerlich wird sich für einen andern deutschen Staatsmann nachweisen lassen, daß er die räumliche Einheit von Weichsel, Rhein und Donau, ihr ständiges Aufeinanderbezogensein, Mitteleuropa in seinem ganzen Aufbau und Umfange, so sicher erfühlt und so deutlich gesehen hat, wie es Metternich in den Jahren der Befreiungskriege tat. Beinahe täglich ging er dagegen an, daß dem Zaren zu den dynastischen Beziehungen, die er zu den nordostdeutschen Höfen und vor allem zum preußischen Hofe, aber auch zu einer großen Anzahl mittel- und vorderdeutscher Höfe pflog, noch die raumpolitische Vorherrschaft in Mitteleuropa durch die Überlassung des Weichselbogens an Rußland und die Ausrundung Preußens bis zur mittleren Elbe hin, die Aufsaugung Sachsens durch Preußen, zugestanden wurde. Durch eine russisch-preußische Blockbildung wäre der ganze Weichselraum aus seinen natürlichen Zusammenhängen mit der Donau und dem Rhein herausgenommen worden. Metternich verhinderte aber nur die Vernichtung Sachsens und das völlige Abgleiten Preußens in die russische Abhängigkeit. Der Weichselbogen kam doch an den Zaren. Inzwischen verfügten die Engländer über den rheinischen

Raum fast ganz nach ihrer Willkür. Sie faßten das Rheinmündungsgebiet, das Land an der Schelde und Maas aufwärts bis in die Ardennen zum Königreich der Vereinigten Niederlande zusammen, das sich auf England hin ordnen sollte. Das Land zwischen Maas und Mosel, das Großherzogtum Luxemburg, wurde dem neuen Königreich in Personalunion verbunden, wie Hannover England schon in Personalunion verbunden war. Das ganze Gelände vor dem Hunsrück dies- und jenseits der Saar, von den Argonnen im Westen bis zum Oberrhein im Osten, verblieb Frankreich. So sehr wie sich Metternich in die Überlegung hineingelebt hatte, daß Österreich und Preußen Frankreich nicht zu wehe tun dürften, fiel es nicht allzu schwer, ihm das Beharren auf den Ansprüchen, die das Reich und Österreich am Rhein hatten, auszureden. Auf weite Sicht hätte er immerhin gern eine engere wirtschaftliche Gemeinschaft der Schweiz mit dem Deutschen Bunde sich begründen sehen. Auch darauf ließ man ihm keine Hoffnung. Alles, was er zuletzt vom rheinischen Raum in Händen hatte, war die Wiederüberweisung der Lombardei unter Hinzufügung Venetiens an Österreich und die Einschaltung Preußens am Niederrhein in der Flanke der Vereinigten Niederlande. Die Maas wurde ebenso in das Einflußbereich der Westmächte hinübergebogen, wie der Weichselbogen unter den Einfluß Rußlands kam.

Napoleon war daran gegangen, den im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zerfallenen rheinischen Raum politisch staatlich neu zu organisieren. Da die Engländer nun über ihn bestimmten, liefen die Abmachungen von Paris und Wien auf das Gegenteil hinaus. Zwar kam es endlich, als Napoleon schon wieder auf niederländischem Boden stand, zur Errichtung des Deutschen Bundes. Aber die Absichten, die unter dem heftigsten Widerstande Steins und seiner Mitkämpfer, ebenso aber unter stärkster Mitbetätigung der süddeutschen Höfe und ihrer Beamtenschaft in dem Bunde verwirklicht wurden, bedeuteten den Rückfall in die Tage des Westfälischen Friedens, einen Rückgriff auf den Rheinischen Bund der letzten Jahre Mazarins, die Organisation eines dritten Deutschlands neben und je nachdem gegen Österreich und Preußen. Der Bund sollte nur dem europäischen Gleichgewicht dienen und dadurch friedenerhaltend wirken. Metternich hatte vorgeschwebt, den den Führergedanken keimhaft in sich bergenden Souveränitätsbegriff des Reichsrechts mit der Forderung zusammenzubringen, daß in allen Staaten des Bundes eine landständische Verfassung statthaben müsse, um dann beide Kräfte miteinander als Damm wider den westlichen Konstitutionalismus zu gebrauchen. Eine Weile lang beschäftigte ihn auch der Gedanke an einen ähnlichen Bund für die Apenninische Halbinsel, um dem in den Jahren Napoleons wacher gewordenen italienischen Nationalgefühl beizeiten dieselbe Genugtuung wie dem deutschen zu verschaffen. Als sich herausstellte, daß an all das nicht zu denken war, ließ er in die Satzung des Bundes noch einrücken, daß sich gleich die erste Bundesversammlung mit der wirtschaftspolitischen Einigung der Mitglieder des Bundes befassen sollte. Es deuchte ihm, daß der kommende industrielle Aufschwung wieder

eine Dynamik in dem Raum um den Rhein her in Bewegung setzen würde und die Wirtschaft damit zum Triebrad der inneren Ausgestaltung des Bundes werden könnte. Daraus wurde ebenfalls nichts. Metternich hat dann noch einmal auf den Wiener Konferenzen des Jahres 1820 gemahnt, daß die im Jahre vorher zu Karlsbad gegen die revolutionären Vorkämpfer der deutschen Einheit beschlossenen Unterdrückungsmaßnahmen nur ihren Zweck erreichen würden, wenn der Bund selbst von den Einzelstaaten her pfleglicher behandelt würde. Da aber legte er selber schon keinen rechten Nachdruck mehr in seine Bemühungen. Das künftige Verhältnis des Westens und der Mitte zueinander und innerhalb der Mitte das Verhältnis des deutschen Volksbodens zu der den deutschen Einzelstaaten belassenen Gebietsherrschaft war auf dem Wiener Kongreß ausgewogen worden, und dabei hatte er nicht mehr erreichen können, als daß, nachdem er selbst schon die deutschen Mittelstaaten gesichert hatte, auch Österreich und Preußen wiederhergestellt und ihre großmächtliche Geltung von neuem gefestigt wurde. Das Reich und Mitteleuropa erstanden dabei nicht wieder.

Die außerordentliche Anstrengung wie die Enttäuschung übte eine psychologische Rückwirkung auf Metternich aus, die ihn in seiner Art und Haltung bis an sein Lebensende bestimmte. Er behielt zwar im Innersten stets ein Gefühl dafür, daß Diplomatie bloß eine Eigenschaft, Staatsmannschaft der Beruf ist, und daß er deshalb dem Leben nicht halte, was das Leben ihm bei der Größe seiner natürlichen Begabung versprochen hatte, wenn er alles Heil von der Diplomatie erwartete. Tatsächlich aber verdrängte die große Kunst der Mutter, ihre überlegene Gewandtheit im Verkehr mit den Menschen, fortan in ihm, was ihn zur Tat rief. Aller Diplomatie ist die Neigung eigen, daß sie sich aus der Sorge, es könnte alles in der Schwebe bleiben, ernsten Widerständen gegenüber mit dem vorher errechneten Mindestnutzen bescheidet. Diese Neigung gewann über Metternich derart die Herrschaft, daß er sich von den Hemmungen um ihn her auf das Gebiet der bloßen Verhandlungskunst abschieben ließ. Im gleichen Maße aber verspürte er das Bedürfnis, sich durch große Worte über sich selbst zu täuschen. Der Zar Alexander spielte sich in seiner Gegenwart während des Wiener Kongresses gern als Militär auf, um Metternich damit zu ärgern, daß er ihm zu erkennen gab, er hielte ihn für keinen Soldaten. Metternich behauptete darauf mündlich und brieflich von sich leidenschaftlich das Gegenteil. „Du weißt noch nicht, daß ich eine große Schwäche für Kanonenschüsse habe; sie rufen mich, anstatt mich wegzuschrecken. Der Wille des Menschen ist eine Macht, die sich gebieterisch auferlegt, und ich weiß zu wollen. Ich kenne nicht viele, denen das gegeben ist."

Zu Beginn der Befreiungskriege stand Metternich, wenn seine Erzählung Glauben verdient, so sehr im Banne von Gentz, Adam Müller und Pilat, aber auch der Dichter und Künstler, die sich zur Zeit Stadions in Wien zusammengefunden hatten, Friedrich Schlegels etwa oder Josephs von Eichendorff, daß er drauf und dran war, sich die Losung „Vorwärts" als Geleitwort seines Lebens

zu wählen. Er entschied sich dann für „Kraft im Recht". Deutsches konservatives Denken arbeitete tatsächlich in ihm. Es fehlte aber am rechten Nährboden für seine Entwicklung, weil Metternich von Natur ohne tiefere Teilnahme für alle innere Politik war und sich von 1815 an, vielleicht ohne sich dessen selber alsbald gewiß zu werden, einer rein europäischen Problematik jenseits alles volkhaften und reichsmäßigen Denkens zuwandte. Aus dem Kreise der Männer, die Stadion nach Wien gezogen hatte, wurde nur Friedrich Gentz sein Vertrauter, dessen politisches Denken die entscheidende Einwirkung frühzeitig von dem Engländer Burke erfahren hatte und der immer schon ein Verfechter des Gleichgewichts war. Metternichs Ehrgeiz war, der Gleichgewichtstheorie, die für die Engländer nur ein Mittel bedeutete, auf das Festland einen hemmenden Einfluß auszuüben, eine positive Wendung zu geben. Es fällt schwer, ein Urteil darüber abzugeben, was daran bemerkenswerter ist — über allen Wandel der Zeit und ihrer Möglichkeiten wie Anreize hinweg die geistig-politische Berührung Metternichs mit Johann Philipp von Schönborn in der Art, wie beide die Gleichgewichtsidee anfaßten, die Linie der rheinischen Überlieferung, die darin sichtbar wird, oder Metternichs Überschattung durch Kaunitz, sein Überwältigtwerden vom Österreichertum her, nachdem er einmal die hochgesteckten mitteleuropäischen Ziele der Jahre 1814/15 nicht zu erreichen vermocht hatte. Wie Kaunitz hielt er fortan Ausschau nach einer Zeitströmung, um aus ihr mit kluger Berechnung ein europäisches Bedürfnis herzuleiten und die Politik aller Großmächte auf seine Befriedigung abzustellen. Geschichtlich war aus den Bedingungen ihrer Entstehung der Gegensatz zwischen den drei Ost- und den beiden Westmächten und nachmals die Spannung zwischen England und Frankreich gegeben. Es erschien Metternich als seine besondere Aufgabe für die Zukunft, den Gegensatz wie die Spannung zu überwinden, die fünf Mächte zu einer „Pentarchie" zu verflechten und einen Gemeinschaftsgeist in ihnen zu wecken, so daß sie bei gewissen Anlässen zu einheitlichem Einsatz ihres Ansehens fähig würden.

In den ersten Jahren beirrte den Staatskanzler hierbei noch die von ihm aus den Jahren der Befreiungskriege in die nachfolgende Zeit mitherübergenommene Furcht, ob nicht der Zar unberechenbar sei und in Ostmitteleuropa zum Verhängnis der beiden deutschen Mächte eigene Wege gehen würde. Aus ihr heraus übersteigerte er im September 1815 das Bündnis der drei Ostmächte zur Heiligen Allianz, obwohl die damit gewählte Form seiner Art nicht gemäß war. Als der Bruder Alexanders, sein mutmaßlicher Nachfolger Nikolaus, die preußische Prinzessin Charlotte heiratete, benutzte Metternich die Ermordung Kotzebues, um in Teplitz sich mit Friedrich Wilhelm zu treffen und Preußen innerhalb des Deutschen Bundes um so enger mit Österreich zu verbinden. Auch der Eifer, den Metternich auf den Kongressen von Aachen bis Verona an den Tag legte, läßt sich nur erklären, wenn dabei immer der Zar neben Metternich gesehen wird. Er ließ erst von ihm ab, als er sich nicht mehr darüber täuschen konnte, daß sich England gegen

ihn stellte. 1825 entlastete ihn dann der Tod Alexanders. Inzwischen hatte sich in ihm seine einstige Meinung, dazu ausersehen zu sein, daß er Napoleon ganz persönlich besiege, zu der Vorstellung fortgebildet, daß er eine Art Nachfolger Napoleons geworden sei. Er warf ihm nur noch vor, daß er sich von seinem selbstsüchtigen Machtverlangen habe leiten lassen und deshalb immer nur nach taktischen Überlegungen, nicht aber nach seinen Grundsätzen gehandelt habe. Napoleon hatte die Revolution gleich bei der Übernahme des Konsulats gegenüber allen demagogischen und ideologischen Anläufen für beendigt erklärt, die die Revolution zu einem Dauerzustand machen zu können hofften; und um mit dieser Erklärung zum Ziel zu kommen, hatte er, wie es der gesellschaftlichen Gliederung der französischen Bevölkerung entsprach, das Bürgertum in seinen verschiedenen Schichten pfleglich behandelt und seine wirtschaftlichen Sorgen und Hoffnungen in staatliche Obhut übernommen. Die Fahne dieses sozialen Konservativismus griff Metternich auf und verhieß allen europäischen Regierungen, daß es ihnen wohl ergehen würde, wenn sie sich zu ihr bekennen würden. Seit er in Mainz der Schüler Nikolaus Vogts gewesen war, leuchtete es ihm leicht ein, daß es eine Staatengesellschaft geben müsse. So machte er denn den Beruf seines Lebensabends daraus, daß er ihr Künder wurde. Er sprach den Bürger in allen Staaten Europas darauf an, daß die Ruhe nicht seine erste Pflicht, sondern seine vornehmste, ihm gemäßeste Neigung wäre, weil sich nur so der dem Bürgertum insgesamt seinen Auftrieb gebende wirtschaftliche Fortschritt erreichen ließ. Seiner Veranlagung nach hätte Metternich vielleicht wie Kaunitz den Ton lieber auf die Kultur gelegt. Niederhalten wollte er nur die Intellektuellen, die durch ihr Dilettantentum in den Fragen des politischen und religiösen Lebens im Sinne des Erasmus von Rotterdam die „ruhige Bildung" störten. Goethes Bewunderung für sein politisches Streben erwiderte er dagegen gleich in den Jahren nach 1815 mit dem lebhaften Wunsche, die zeitgenössische Bildung, soweit sie in dem großen Dichter und Menschen ihren reinsten und zugleich erhabensten Ausdruck gefunden hatte, mit allen für ihn verfügbaren staatlichen Mitteln zu fördern und zu verbreiten. Er blickte tief genug in die Zusammenhänge hinein, um nicht zu verkennen, daß diese Bildung vom Bürgertum in Übereinstimmung mit einem großen Teil des Adels in seine ganze Lebensgestaltung aufgenommen wurde und also einen unabtrennbaren Bestandteil der Voraussetzungen darstellte, auf die er seine Hoffnungen für eine Abdämmung der wiederkehrenden Woge der Revolution gründete. Zugleich aber erkannte er, daß diese Voraussetzungen in ihrem Kern durch die wirtschaftliche Entwicklung geschaffen wurden. Wenn er das Bürgertum des neunzehnten Jahrhunderts für seine Politik in Anspruch nehmen wollte, durfte der Bürger nicht mehr bei seiner „Aufklärung", er mußte bei seiner Wirtschaft, von der sozialen Seite her angefaßt werden. Die rheinische Farbe schlug in Metternichs österreichisch gewordenem Denken in dem Augenblick wieder durch, als er sich hierfür entschied. Wie die rheinische Entwicklung seit Karl V. nun einmal gelaufen war, rückte der

Wien den 27t. März 1840.

Ich bin, Euer Wohlgeboren, für die Übersendung Ihrer neuesten Schriften sehr verbunden. Soviel mir die Zeit es gestattete, habe ich Bruchstücke aus selben gelesen, den Wiener Congreß aber ganz. Da dieser Aufsatz ein mir gut bekanntes Feld berührt, so dürfte Ihnen die Versicherung angenehm sein, daß in dem Bilde nur Wenig zu berichtigen fände, um es von dem Standpunkte welcher der Ihrige war, aus betrachtet, als der vollen Wahrheit treu zu erkennen.

Eine Bemerkung werde ich Ihnen Preiß geben, den sie berührt eine historische Thatsache. Sie haben unter der Impression geschrieben, als habe sich Gentz, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, für eine friedliche Aussöhnung mit ihm erklärt. Dieß war nicht der Fall und wäre er auch anders gewesen, so würde die Ansicht unseres Freundes, keinen Einfluß auf die wichtige Entscheidung, gehabt haben.

Der Hergang der Sache war der Folgende und wenn ich ihn im kurzen Umrisse hergebe, so war der Krieg in einem kaum längeren Zeitraume entschieden, als ich dessen bedarf um das Geschichtliche hier niederzuschreiben.

Die erste Kunde der Entfernung Napoleons von Elba habe ich und zwar auf die folgende Weise erhalten. Eine Conferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meinem Cabinette in der Nacht vom 6ten auf den 7ten März bis nach drey Uhr früh erstreckt. Da die Cabinette zu Wien vereint waren so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Curiere spät Nachts ankamen, nicht im Schlafe zu stören. Diesem Befehle ungeachtet brachte mir derselbe gegen 6 Uhr früh eine mittelst Estafette eingelangte, denigend bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Couvert die Worte: vom K.K. General Consulate zu Genua las und kaum zwey Stunden zu bette war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den neben stehenden Nachttisch und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal gestört, wollte dieselbe

jedoch mir nicht recht zu Gebote stehen. Gegen 7 1/2 Uhr entschloß ich mich die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige: der englische Commissair Cambel seye soeben in dem Hafen erschienen um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe erblicken lassen, denn von Elbaa seye er verschwunden, worauf in Folge der verneinden Antwort, die englische Fregatte ungesäumt wieder in die See gestochen seye! In wenigen Minuten war ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits bey dem Kaiser. Dieselbe laß den bericht und sprach ruhig und gefaßt, wie er dieß in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „Napoleon scheint den Abendtheurer spielen zu „wollen; dieß ist seine Sache. Die Unsere ist, die Ruhe „welche er Jahre lange störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie „ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem „König von Preußen und sagen Sie ihnen daß ich bereit bin „meiner Armee, alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu „befehlen. Ich zweifle nicht, daß die bey den Monarchen, mit „mir einverstanden sein werden."

Um 8 1/4 war ich beym Kaiser Alexander welcher mich mit denselben Worten beschied wie der Kaiser Franz. Um

8½ erhielt ich dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hause wohin ich bereits den F. M. Fürsten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Aufforderung die Minister der Vier Mächte bey mir ein. Um diese Stunden waren bereits Adjudanten in allen Richtungen unterwegs um den rückziehenden Armee Abtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie sehen daß der Krieg in weniger als einer Stunde, beschlossen war.

Als sich die Minister bey mir einstellten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der Erste der eintrat; ich gab ihm den Bericht aus Genua zu lesen. Erblieb kalt und zwischen uns, fand das folgende lawinsche Gespräch statt. — Talleyrand. Savez vous où va Napoléon? — Moi. Le rapport n'en dit rien. — T. — Il débarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. — M. Il ira droit à Paris!

Dieß ist die Geschichte in ihrer ganzen Einfachheit. Ein Paar Tage später, fuhren der F. Talleyrand, der H. v. Wellington und ich nach Preßburg, woselbst wir die Ausgleichung mit dem

2

daselbst befindlichen König von Sachsen, im Auftrage des Congresses, bewirtten. Der Herzog von Wellington ließ dort drey, auf ihrem Auszuge nach Frankreich, durchziehende Cavallerie Regimenter, vor sich vorbey défiliren.

Empfangen, Euer Wohlgeboren, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Zu Mettrich

Brief Metternichs
an den Berliner Schriftsteller Varnhagen von Ense
(Berlin, Staatsbibliothek)

Wien den 27n März 1840

Ich bin, Euer Wohlgeborn, für die Übersendung Ihrer neuesten Schriften sehr verbunden. Soviel mir die Zeit es gestattete, habe ich Bruchstücke aus selben gelesen, den Wiener Congreß aber ganz. Da dieser Aufsatz ein mir gut bekanntes Feld berührt, so dürfte Ihnen die Versicherung angenehm sein, daß in dem Bilde nur Wenig zu berichtigen fände, um es von dem Standpunkte welcher der Ihrige war, aus betrachtet, als der vollen Wahrheit treu zu erkennen.

Eine Bemerkung werde ich Ihnen Preiß geben, denn sie berührt eine historische Thatsache. Sie haben unter der Impression geschrieben, als habe sich Gentz, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, für eine friedliche Aussöhnung mit ihm erklärt. Dieß war nicht der Fall und wäre er auch anders gewesen, so würde die Ansicht unseres Freundes, keinen Einfluß auf die einstige Entscheidung, gehabt haben.

Der Hergang der Sache war der Folgende und wenn ich ihn im kurzen Umrisse hergebe, so war der Krieg in einem kaum längeren Zeitraume entschieden, als ich dessen bedarf um das Geschichtliche hier niederzuschreiben.

Die erste Kunde der Entfernung Napoleons von Elba habe ich und zwar auf die folgende Weise erhalten. Eine Conferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meinem Cabinette in der Nacht vom 6n auf den 7n März bis nach drey Uhr frühe erstreckt. Da die Cabinette zu Wien vereint waren so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Curiere spät Nachts ankamen, nicht im Schlafe zu stören. Diesem Befehle ungeachtet brachte mir derselbe gegen 6 Uhr frühe eine mittelst Estafette eingelangte, dringend bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Couvert die Worte: vom K. K. General Consulate zu Genua laß und kaum zwey Stunden zu Bette war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den neben stehenden Nachttisch und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal gestört, wollte dieselbe jedoch mir nicht recht zu Gebote stehen. Gegen 7½ Uhr entschloß ich mich die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige: der englische Commissair Cam[p]bel seye soeben in dem Hafen erschienen um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe erblicken lassen, denn von Elban seye er verschwunden, worauf in Folge der verneinden Antwort, die englische Fregatte ungesäumt wieder in die See gestochen seye! In wenigen Minuten war ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits bey dem Kaiser. Derselbe laß den Bericht und sprach ruhig und gefaßt, wie er dieß in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir:

„Napoleon scheint den Abendtheurer spielen zu wollen; dieß ist seine Sache. Die Unsere „ist, die Ruhe welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug „zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen und sagen Sie ihnen daß ich „bereit bin meiner Armee, alsbald den Außmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich „zweifle nicht, daß die beyden Monarchen mit mir einverstanden sein werden!"

Um 8¼ war ich beym Kaiser Alexander welcher mich mit denselben Worten beschied wie der Kaiser Franz. Um 8½ erhielt ich dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hause wohin ich bereits den F. M. Fürsten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Aufforderung die Minister der vier Mächte bey mir ein. Um diese Stunden waren bereits Adjudanten in allen Richtungen unter Weges um den rückziehenden Armee Abtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie sehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde, beschloßen war.

Als sich die Minister bey mir einstellten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der Erste der eintrat; ich gab ihm den Bericht aus Genua zu lesen. Er blieb kalt und zwischen uns, fand das folgende laconische Gespräch statt. — Talleyrand. Savez vous ou và Napoléon? — Moi. Le rapport n'en dit rien. — T. Il débarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. — M. Il ira droit à Paris!

Dieß ist die Geschichte in ihrer ganzen Einfachheit. Ein Paar Tage später, fuhren der F. Talleyrand, der H. v. Wellington und ich nach Preßburg, woselbst wir die Ausgleichung mit dem daselbst befindlichen König von Sachsen, im Auftrage des Congresses, bewirkten. Der Herzog von Wellington ließ dort drey, auf ihrem Außzuge nach Frankreich durchziehende Cavallerie Regimenter, vor sich vorbey défiliren.

Empfangen, Euer Wohlgeborn, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

v. Metternich

Sieger über Napoleon in dem Menschenalter nachher, so paradox die Beobachtung auch anmutet, dem Franzosen Guizot und dem Engländer Peel nahe. Mazzini, Marx und Palmerston marschierten als Spieler gegen ihn auf. Es gewann nachträglich eine symbolhafte Bedeutung, daß er im Winter 1814/15, obgleich nur für Wochen, erwogen und als denkbar angesehen hatte, sich mit Frankreich und England gegen Rußland und Preußen zu wenden.

In den Jahren nach 1815 kennzeichnete es Metternich, daß er alles vorausgesehen haben wollte und daraufhin unablässig Dogmen kündete und weissagte. Doch barg seine Selbstgefälligkeit immer viel Selbstberuhigung und Selbstbetäubung in sich. Er liebte zu sagen, daß er zwischen zwei Zeitaltern zur Wirkung gekommen sei, von denen das vergangene in sich gefestigt gewesen wäre und das künftige wieder gefestigt sein würde. Er verglich sich mit einer Schranke, die dazu bestellt sei, daß die Anarchie nicht überhandnehme und das kommende Jahrhundert wieder seine Ordnung haben werde. Der Unterton, den solche Äußerungen hatten, darf nicht überhört werden. Die Donaumonarchie vermochte so wenig die Richtung auf ein durch die Wirtschaft bürgerlich bestimmtes Europa zu halten, die Metternich ihr wies, wie sie sich von Kaunitz in die Richtung auf ein durch seine Zivilisation bürgerlich bestimmtes Europa hatte weisen lassen. Es gab dort für Österreich keine Möglichkeiten der Führung. Das erstemal wurde dadurch nur der Aufbruch der Ideen von 1789, der Ausbruch der Französischen Revolution gefördert und das andere Mal der Weg zur Revolution von 1848 und vielleicht in seinem letzten Ziele zum Weltkrieg und zum Untergange des Österreichs der Habsburger geebnet. Der Krieg, zu dem sich Rußland und England im östlichen Mittelmeer gegen den Türken bald nach dem Übergang der Regierung Rußlands an Nikolaus I. begegneten, drohte Metternich plötzlich um die Früchte all seiner Rücksichtnahme auf Alexander I. zu betrügen. Das Verhältnis zu Nikolaus I. besserte sich. Dafür erhielt aber das Gesamtwerk des Wiener Kongresses durch den Abfall Belgiens von den Oraniern und seine eindeutige Umordnung in den Westen hinüber einen Stoß ins Herz. Metternich erhob am Petersburger und Berliner Hofe zwar treffende Einwände, bestand aber nicht auf einem Gegenschlage. In der belgischen Verfassung wurde die Staatlichkeit des Westens lebendig, um deren Formung die Nationalversammlung 1789 bis 1791 noch vergebens gerungen hatte; hier nahm sie die ihr eigentümliche Gestalt an, und ganz Mitteleuropa erkannte in ihr das allgemein gültige Vorbild für alle liberalen und konstitutionellen Bestrebungen, so daß sich die Revolution des Jahres 1848 an ihr entzündete. Mit dem 1. Januar 1834 trat der Deutsche Zollverein ins Leben. Über ihn bahnte sich Preußen im folgenden Menschenalter den Weg zur Führung der deutschen Nation, weil es durch seine westlichen Provinzen im Unterschiede von Österreich immerhin zu einer nachhaltigen und erheblichen, wenn auch nicht bis zum guten Ende erfolgreichen Anstrengung in der Richtung auf die Verbürgerlichung seines Daseins fähig war. Metternich versuchte Österreich in den Zollverein einzugliedern; aber er spürte

wohl gleich anfangs, daß er damit nicht durchdringen würde. Im Bereich des von ihm selbst geleiteten Staates hob sich das Bürgertum nur so weit, daß der westliche Nationalstaatsgedanke in den slawischen Bevölkerungen Wurzel schlug und so der Staat in die Gefahr kam, von innen her gesprengt zu werden, statt daß er der moralischen Führung Europas teilhaftig wurde. Unaufhaltsam rollte die Entwicklung von der belgischen Revolution des Septembers 1830 bis zum Zusammentritt der Frankfurter Nationalversammlung und des Allslawischen Kongresses in Prag im Mai 1848 ab. Metternich wurde immer mehr darauf abgedrängt, sich in bloßen Denkschriften und Briefen auszugeben; die Hellsicht, die von Fall zu Fall bei ihrer Niederschrift über ihn kam, bestärkte ihn mit zunehmendem Alter in der Scheu des Diplomaten vor der wagenden Tat. Es zeigte sich, wie sehr er im Wesen unkämpferisch war. Wenn ihn schon die Entstehung Belgiens noch einmal ähnlich der Krisis des Jahres 1813 zum Handeln hätte antreiben müssen, mußte ihn vollends die beginnende Auflösung Österreichs durch den Nationalitätenhader aufrütteln. Daß er auch hier versagte, hat ihm die österreichische Geschichtsschreibung der letzten Jahre mit besonderer Bitterkeit vorgeworfen. Als die Pariser Februarrevolution über den ganzen mitteleuropäischen Raum hinweggriff, verließ der beinahe Fünfundsiebzigjährige in würdiger Haltung sein Amt in Österreich und suchte eine erste Zuflucht in Brüssel. Dann zog er sich auf das ihm nach den Befreiungskriegen als Ehrengabe zuteil gewordene Schloß Johannisberg im Rheingau zurück. Aber auch in Wien nahm er nach einiger Zeit von neuem Aufenthalt. Er war in dem Maße, als sich die erotischen Antriebe in ihm erschöpften, wieder religiöser und sogar kirchlich geworden. Seine Aufmerksamkeit für alle politischen Vorgänge blieb bis zum Schlusse unverändert lebendig. Der Tod rief ihn am 11. Juni 1859 ab, in demselben Jahre, in dem der Niederbruch Österreichs mit der Einigung Frankreichs und der italienischen Nationalitätsbewegung eingeleitet wurde, und nur eine Woche, nachdem Österreich durch die Niederlage bei Magenta gleich auf den ersten Anhieb die Lombardei verloren hatte.

Die Jugend hat Metternich immer nur gerichtet nach dem, was ihm nicht gelang. Seine menschliche Art und die Schwächen seiner Lebensführung bestärkten sie in ihrem abweisenden Gefühl ihm gegenüber. Es war aber ein unvergängliches Verdienst, daß er 1813, in der entscheidenden Stunde, mit wahrer politischer Einsicht die Führung der Dinge an sich riß und in der großen Linie meisterte. Volk und Reich hatten in den Jahrzehnten vorher am Abgrund gestanden; der Weg in die Zukunft öffnete sich von neuem vor ihnen. Kein preußischer Staatsmann, auch nicht der Freiherr vom Stein, war damals nach menschlichem Ermessen zu der gleichen Leistung imstande. Ebenso ernst muß bedacht werden, daß überall dort, wo er nachher versagte, deutsche Problematik ihn hemmte und fehlleitete, die alle die Geschlechter seither bis zur Stunde ohne Unterlaß bewegt hat. Sowohl Bismarck als auch Adolf Hitler haben alsbald nach der Übernahme der Macht den sozialen Aufgaben dieselbe Vordringlichkeit zugesprochen wie Metternich.

Bismarck setzte alles daran, Reichsverfassung und Sozialpolitik ineinander zu verklammern. Hitler geht es mehr um die völkischen Grundkräfte des deutschen Staates, um den deutschen Bauern und Arbeiter. Das Problem des Bürgertums harrt trotz des festeren Zugriffs heute noch seiner endgültigen Bewältigung. Immer mit der gleichen Gewalt wuchtet das soziale Problem, das das Problem der Wirtschaft in sich schließt, über das staatliche Leben des deutschen Volkes, seine innere und äußere Politik, hin.

Hardenberg

1750—1822

Von

Karl Griewank

Als der hannoversche Freiherr Karl August von Hardenberg 1790 vierzigjährig die Leitung der Markgrafschaften Bayreuth und Ansbach übernahm, um sie in kurzem als dirigierender Minister des Königs von Preußen zu verwalten, hatte er bereits eine an Wechsel, Erfahrungen und ehrgeizigen Plänen reiche Amtslaufbahn hinter sich — ein echter Vertreter des kleinstaatlichen deutschen Adels, der, eines fest bestimmten großen Wirkungsraumes ermangelnd, Fürstendienst in den verschiedenen Staaten Europas suchte. Als junger Gatte der Erbin eines reichen holsteinisch-dänischen Adelsgeschlechtes, mit dem Lebenszuschnitt eines Grandseigneurs, hatte Hardenberg in der Verwaltung seines Heimatlandes Hannover früh nach der leitenden Stelle des Ministers beim König von England gestrebt. Im Anschluß an einen durch seine junge Gemahlin verursachten Skandal am Londoner Hofe schied er aus dem hannoverschen Staatsdienst aus und wurde Kammerpräsident beim Herzog von Braunschweig. Nach einigen Jahren wiederum trieben ihn Schulden und Frauenaffären sowie die unbefriedigende Kleinheit des Betätigungsraumes aus dem kleinen Herzogtum fort. Schon das unbewegliche Vetternregiment des hannoverschen Adels hatte ihn des alten Kastengeistes und Ständetums wie der kleinstaatlichen Enge überdrüssig gemacht. Schüler der Kameralisten und Staatsrechtslehrer des achtzehnten Jahrhunderts, wurde er Anhänger eines aufgeklärt-absolutistischen Regimentes, einer großräumigen, einheitlich und energisch von oben geleiteten Staatsverwaltung, die auf staatliche Selbstbehauptung mit starkem Heerwesen, auf Rechtssicherheit, Rechtsgleichheit und allgemeinen inneren Wohlstand gerichtet war. Neigte er mehr und mehr einem optimistischen Wirtschaftsliberalismus, einem Glauben an die schöpferische Leistung der vom Staate zu fördernden und zu entfesselnden wirtschaftlichen Produktivkräfte zu, so war und blieb ihm doch oberstes Gebot die Wahrung staatlicher Autorität, Ehre und Unabhängigkeit. So wurde es ihm zur stolzen Aufgabe, dem Staate Friedrichs des Großen zu dienen und an der Leitung und dem Ausbau dieses entwicklungsfähigsten deutschen Staates zu wirken, dem er politisch schon lange nahegetreten war.

Wie ein kleiner König schaltete der liebenswürdige und bewegliche preußische Minister in den fränkischen Fürstentümern. Je nach den Umständen energisch und behutsam, setzte er dort mit einer Schar gewandter, ihm ergebener Helfer die Hoheit des modernen Staates gegen altertümliche Ständerechte und territoriale

Verschachtelungen durch. Er organisierte ein abgerundetes, sorgfältig und einheitlich rationell verwaltetes Staatsgebiet, soweit die aus dem begrenzten altpreußischen Kreise urteilenden Berliner Minister es irgend zuließen. Anders als diese sah Hardenberg über den geschlossenen Einzelstaat hinaus das Ganze des deutschen Raumes mit seiner vielfältigen Staatenwelt als eine Einheit. Unbeschwert von Überschätzung der ausgehöhlten Reichseinrichtungen, wollte er „Teutschlands wankende Verfassung, Religion und Freiheit" erhalten durch Stärkung der leistungsfähigen deutschen Staatengebilde und durch Vorschieben des preußischen Einflusses im Reich, wozu besonders die Stellung in Franken dienen sollte. Sein Lieblingsziel blieb ein „deutsches Gleichgewicht" innerhalb eines ausbalancierten Europas; aber in den Vordergrund trat ihm dabei mehr und mehr die preußische Machtausdehnung gegen das argwöhnisch beobachtete Österreich. Im Koalitionskrieg gegen das revolutionäre Frankreich suchte Hardenberg die süddeutschen Reichskreise für die Unterstützung Preußens mobil zu machen, und als ihm die Unterhandlung über den preußischen Sonderfrieden übertragen worden war, strebte er in stetem Gegensatz zu der Berliner Politik Preußen eine weitgehende Schirmherrschaft über Deutschland zu sichern, ohne das linke Rheinufer preiszugeben. Gezwungen zeichnete er den Baseler Frieden; er fand ihn aber erträglich in dem Glauben, daß Frankreich erschöpft sei und Preußen nun die entscheidende Mittler- und Herrscherrolle in Deutschland zufallen würde. Es kam anders: in Berlin beschränkte man sich darauf, für die Neutralität Norddeutschlands zu sorgen, und Frankreich wurde durch seine neuen Waffenerfolge über Österreich Herr des linken Rheinufers und Schiedsrichter in Deutschland. Der Baseler Friede war in seiner Wirkung ein unrühmlicher Rückzug Preußens aus dem gemeinsamen Kampfe gegen Frankreich geworden. Hardenberg trat jetzt für Modernisierung des Reichsverbandes unter Opferung der geistlichen Fürstentümer ein; er bemühte sich in scharfem Kampf gegen die Absichten Österreichs um Vergrößerung und Machtsteigerung Preußens, vor allem im Süden des Reiches. Doch wurde in Berlin wenig auf ihn gehört. Enttäuscht mußte er sehen, wie Preußen mit vergleichsweise bescheidenen Entschädigungen aus dem großen Umsturz des Reiches hervorging, mit seiner scheuen Politik zwischen alle Großmächte geriet und schließlich gar das Eindringen der Franzosen in das norddeutsche Hannover geschehen ließ.

Ein Jahr darauf (1804) wurde Hardenberg selbst zur Leitung der preußischen Außenpolitik berufen, der er bisher nur Hilfsdienste hatte leisten können. Er mußte das Amt, das schon länger Ziel seines Ehrgeizes war, mit den schweren Kompromissen übernehmen, die Bismarck später mit Abneigung gegen das Ministeramt unter dem absoluten Königtum erfüllten. Er begehrte die einzige und „volle Verantwortlichkeit" als Minister, während der König in herkömmlicher Weise ihn nur als dienenden „Ratgeber" ansehen konnte. Gegenüber dem persönlich schlaffen und politisch überbehutsamen Vorgänger Graf Haugwitz wünschte

Hardenberg eine aktivere, möglichst auf Landerwerb, auf breitere Grundlagen und bessere Grenzen für den Staat ausgehende Politik, während König Friedrich Wilhelm sich begnügen wollte, den durch unerhörte Kraftanspannung entstandenen preußischen Staat wie ein Privatgut patriarchalisch und unbekümmert um alle Welthändel zu verwalten. Hardenberg hoffte zuversichtlich, durch überlegene Menschenbehandlung, durch nachdrückliche und schmiegsame Haltung beim König sich und eine kräftigere Politik durchsetzen zu können. Es sollte ihm nur vorübergehend gelingen. Zwischen den beiden sich entzweienden Großmächten Rußland und Frankreich suchte er durch Vermittlung und gute Dienste Vorteile für Preußen zu gewinnen, obwohl er den energischen Einsatz nicht wagen durfte, dessen Notwendigkeit er sah und gelegentlich auch dem König vorstellte. Er wies die unklaren Bündniswünsche des zum Angriffskriege rüstenden Rußland im Sinne des Königs ab, hätte aber gern mit Österreich eine auch auf gemeinsame Reichsreformen gerichtete Vermittlungspolitik verfolgt. Zu spät; da der unerschütterliche Neutralitäts- und Isolierungswille des Königs auf allen Seiten Mißtrauen erweckte und Preußen nichts einsetzen wollte, wurde Hardenberg unversehens zum unselbständigen Handlanger einer politischen Passivität, deren Gefahren er selbst warnend erkannt hatte. Als im Sommer 1805 der Französisch-Russische Krieg ausbrach, in den dann auch Österreich eintrat, war Hardenberg resigniert, auf Verlegenheitsmanöver und verworrene Verhandlungen nach beiden Seiten beschränkt, durch die er Anlehnung und den Erwerb des Landes Hannover erstrebte. Er verhinderte die voreilige Entzweiung mit Rußland, das in Preußen gewaltsam einzumarschieren drohte. Erst durch Napoleons Neutralitätsbruch in Ansbach wurde Preußen und auch der König eindeutig auf die Seite der Ostmächte getrieben. Nun mühte sich Hardenberg um vorteilhafte Anschlußbedingungen, die unter Führung des Kaisers Alexander tatsächlich im Potsdamer Vertrag festgelegt wurden (3. November 1805).

Mit dem Siege über die Gegner der Koalition war Hardenberg zum Minister der „Kriegspartei", zum programmatischen Vertreter des Kampfes für die alte europäische Ordnung geworden; die öffentliche politische Stimmung, die sich wie noch nie in Preußen regte, hob ihn, verlieh ihm größere Festigkeit und stärkte sein Gefühl für die Ehre des Staates wie für die Würde seines Amtes. Er tat alles, die übermäßig langsamen Kriegsvorbereitungen Preußens zu beschleunigen. Doch Napoleons überraschender Sieg und der plötzliche Zerfall der russisch-österreichischen Koalition warfen unversehens alle gewohnten politischen Voraussetzungen um. Hardenberg wiegte sich nun noch einmal in phantastischen Vergrößerungs- und Hegemonieaussichten durch ein preußisch-französisches Bündnis, die er sich immer gern vorgestellt, aber nur für einen äußersten Fall, wie er jetzt eingetreten zu sein schien, verwirklichungsfähig gefunden hatte. Er täuschte sich über die feindselige Verschlagenheit der napoleonischen Politik, und mochte er auch abrücken von der Unterwerfungspolitik des Grafen Haugwitz, den der

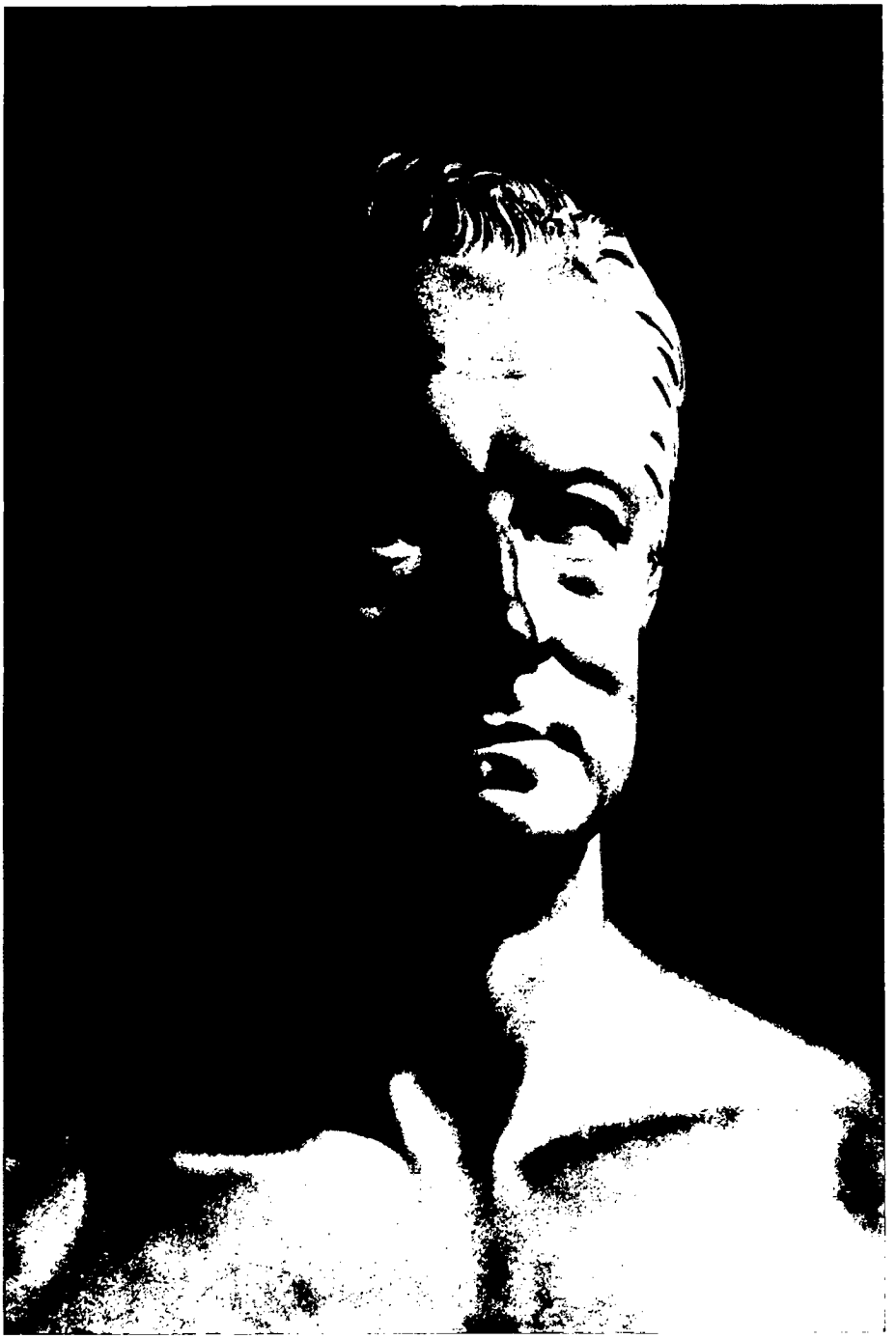
König ihm mißtrauisch an die Seite gesetzt hatte, so war er doch durch sein leichtherziges Verkennen der Lage nicht schuldlos an der Niederlage der preußischen Politik im Frühjahr 1806. Aber zurückgedrängt von den Fürsprechern einer feigen Friedensseligkeit, die Haugwitz auf den Schild hoben, wußte er alle Schuld von sich zu weisen; er wollte nur noch Vertreter einer anderen, zukünftigen, „entschiedenen" und ehrbewußten Staatsführung sein. So schied er vorläufig aus der Leitung der Außenpolitik aus, von Napoleon als Feind öffentlich gezeichnet, in Wirklichkeit ein Teilhaber der preußischen Fehler und Halbheiten, die er aber jetzt klarer erkannte und nicht gewollt zu haben meinte.

Aus der Demütigung des preußischen Staates erwuchs seit dem Winter 1805/1806 bei den patriotischen Verfechtern einer ehrbewußten Staatsführung, unter Prinzen, hohen Beamten und Offizieren die offene Kritik an den Formen des überkommenen königlichen Selbstregiments, das Friedrich Wilhelm III. tatsächlich nicht auszuüben vermochte, mit Hilfe der sogenannten Kabinettsregierung aber äußerlich aufrechtzuerhalten suchte. Seit Jahren war Hardenberg für die Einsetzung verantwortlicher, einheitlich zusammenwirkender Fachminister und gegen den steigenden Einfluß der den König umgebenden Kabinettsräte aufgetreten. Nach den letzten Erfahrungen nahm er den Kampf gegen sie offen auf im Bunde mit dem Freiherrn vom Stein und mit einer Bewegung, die sich in bisher unbekanntem Tone auf die „öffentliche Stimme" und die Gefährdung der Nation berief. Stein, von originärer Wucht und Prägung der Gedanken und oft von festigendem Einfluß auf den leichtblütigeren Hardenberg, griff in den politischen Mitteln meistens fehl; sein Vorschlag einer den König einschränkenden kollegialen Beamtenregierung und seine schroffen Formen konnten den Monarchen nur abstoßen. Hardenberg dagegen, der sich immer leicht in persönlicher Überredung durchgesetzt hatte, fand nun auch gegenüber dem König die gewinnende, würdevoll ehrerbietig sich anpassende und mit sicherem Griff das Erreichbare fassende Form. Er wurde zum unsichtbaren Kopf der Bewegung, von deren ungestümen, zum Mißlingen verurteilten Vorstößen er sich vorsichtig zurückhielt, und er führte sie in seiner Weise zum Siege, als nach dem Zusammenbruch von 1806 wieder neue Männer nötig wurden. Hatte er seit seinen Anfängen überall die oberste Leitung erstrebt, so mündeten seine Bemühungen um die Stärkung des Ministeramtes in dem Amte des Premierministers, das er sich beim König errang und ihm annehmbar machte, weil es die königlichen Rechte formell am besten zu wahren schien. Später schlug er zur Vermeidung ausländischer Anklänge für das Amt den Namen des „Staatskanzlers" vor, unter dem es mit ihm verknüpft blieb.

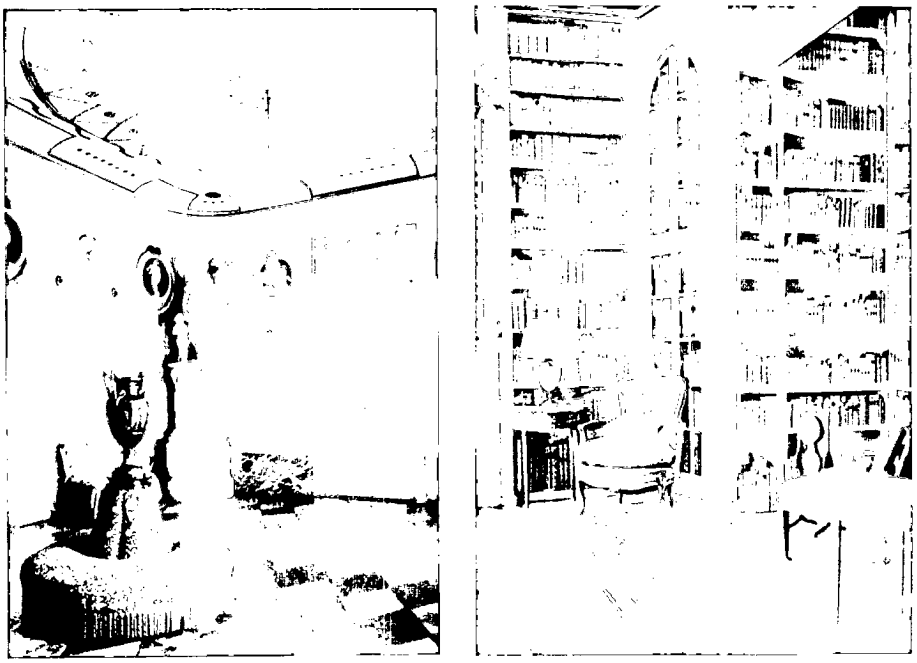
Dieser mit Hardenbergs Person verbundene Kampf um die selbständige Geltung einer verantwortungsbewußten hohen Beamtenschaft schuf die Grundlage für Preußens kommende Umgestaltung. Er führte durch das tiefe Unglück hindurch, das den Staat im Kriege 1806/1807 traf. Hardenberg, der politischen

Leitung damals ferngehalten, hatte der zu den vernichtenden Schlachten vom 14. Oktober führenden Politik mißtraut und die dann folgenden Ansätze zum eiligen Friedensschluß mißbilligt. Nachdem Preußen ohne Bundesgenossen von Frankreich geschlagen worden war, forderte Hardenberg mit Entschiedenheit den engen Anschluß an Rußland, dem schon im Sommer 1806 vorzugsweise seine Tätigkeit gegolten hatte. Himmel und Erde müsse man bewegen, schrieb er an Stein, um sich gemeinsam mit den Russen am rechten Weichselufer zu behaupten; der von Napoleon gebotene Waffenstillstand sei schlimmer als der Krieg. Indem auch in König Friedrich Wilhelm III. sich allmählich der Widerspruch gegen einen Separatfrieden befestigte, begann er Hardenberg wieder zur Leitung der Politik heranzuziehen, und als im April 1807 Kaiser Alexander und der König gemeinsam der Kriegführung einen neuen größeren Rahmen gaben, wurde Hardenberg der politische Lenker dieses Bündnisses. Zurückgedrängt auf die letzte Provinz der Monarchie, nahm Preußen jetzt den Gedanken auf, in einem Bunde der europäischen Mächte zur Wiederherstellung der unabhängigen Staatenwelt die drohende französische Universalmonarchie zu bekämpfen, und Hardenberg war sein Wortführer. Er drang darauf, Österreich zur Kriegshilfe, England und Schweden zur Unterstützung zu veranlassen, und formulierte das Ziel: Vertreibung Napoleons aus Deutschland und Italien, Herstellung des Gleichgewichtes der großen Mächte in Europa und einer von Preußen und Österreich gemeinsam geführten Ordnung in Deutschland, wie sie ihm schon früher vorgeschwebt hatte. Die alten Reichseinrichtungen endgültig aufgebend, forderte er anfangs völlige Unterordnung der kleinen deutschen Staaten, dann mit Rücksicht auf das englische Hannover eine freiere Konföderation mit österreichischer und preußischer Militärhoheit. Alle Kräfte setzte er daran, den Beitritt der anderen Mächte zur preußisch-russischen Koalition und wirksame Kampfmaßnahmen herbeizuführen. Nachdem mit Hilfe des russischen Kaisers zum erstenmal die ganze politische Leitung in seiner Hand vereinigt worden war, beschaffte er mit Umsicht und Erfolg in dem armen Rumpflande, das den Kriegsschauplatz hergab, Geldmittel und Verpflegung für den weiteren Kampf und legte bereits den Grund für eine innere Regeneration des niedergeschlagenen Preußens. Das Erlahmen des russischen Kampfwillens setzte seiner Arbeit ohne preußische Schuld ein Ende. Beim Abschluß des Tilsiter Friedens stürzte Hardenberg als ausdrücklich gefordertes Opfer Napoleons, jetzt auch in den Augen seines Königs der beste Sachwalter und in der allgemeinen Meinung der Vorkämpfer und Märtyrer preußischer und deutscher Unabhängigkeit.

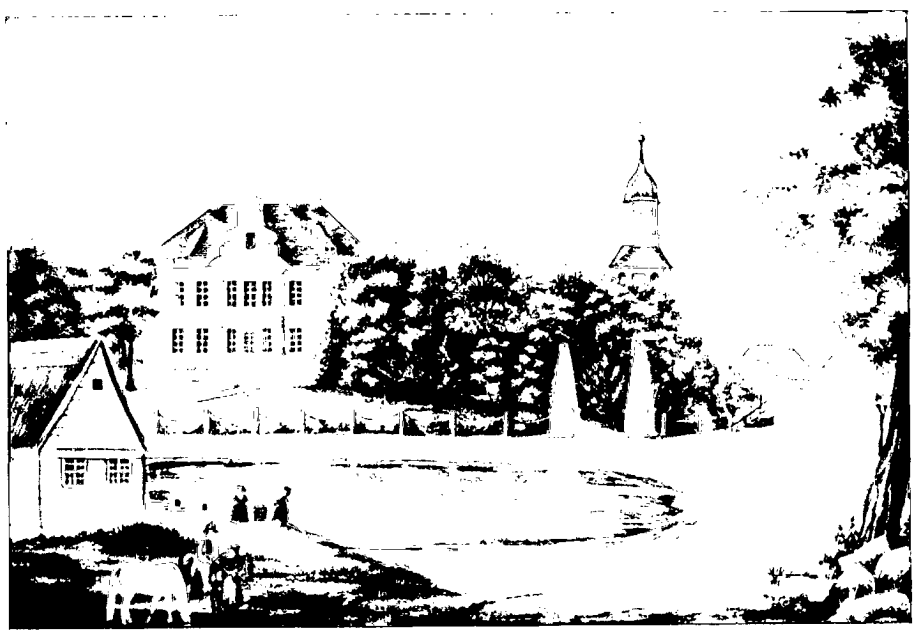
In Riga, wohin er vor dem zürnenden Imperator flüchten mußte, dann in Tilsit lebte der bald sechzigjährige Staatsmann in ehrenvoller Verbannung. Der an großherzige Verschwendung Gewöhnte führte jetzt ein häuslich bescheidenes und befriedetes Leben; mitten im Kriegswinter hatte er als dritte Gemahlin die ehemalige junge Frankfurter Tänzerin heimgeführt, die seit zwölf Jahren als



Hardenberg
Marmorbüſte von Chriſtian Rauch, 1816. Berlin, Nationalgalerie



Gartensaal und Bibliothek im Schloß Neu-Hardenberg in der Mark,
seit 1814 Wohnsitz des Fürsten Hardenberg, 1817 von Schinkel umgebaut



Schloß Friedersdorf in der Mark,
vor dem Umbau durch Schinkel, Wohnsitz von Friedrich August Ludwig von der Marwitz
Aquarell im Besitz der Familie von der Marwitz

Geliebte um ihn war. Sein Geist stärkte sich an der Sprache der römischen Dichter und Geschichtschreiber, in denen er als Schüler des Aufklärungs-Klassizismus gern lebte. In gesammelter Betrachtung ließ er sein reiches staatsmännisches Leben an sich vorüberziehen; selbstsicher wurde er aller eigenen Leistungen bewußt und verwischte vom Standpunkt der Gegenwart vielfach unbewußt das Vergangene zu seinen Gunsten, voll von dem unauslöschlichen Haß des Politikers gegen alle, die seiner Macht im Wege gestanden hatten. Dabei richtete sich sein Blick unverwandt auf die Ereignisse, mit denen Napoleon nun das Schicksal West- und Mitteleuropas bestimmte, und auf die Mittel für eine Wiederaufrichtung des verkleinerten, ausgesogenen und größtenteils noch besetzten preußischen Staates. Die idealistisch-theoretischen Deduktionen, die das Zeitalter liebte, fanden bei ihm, dem aufgeklärten Staatspraktiker und Edelmann, ihre abgeblaßte Anwendung: nach dem Weltplan der Vorsehung werde das Schwache vernichtet, um neue Kräfte zu weiterem Fortschritt zur Vollkommenheit zu beleben; den „Geist der Zeit" gelte es zu erkennen und zu nutzen. Hardenbergs aufgeklärt-bürokratisches Verwaltungssystem war an sich dem napoleonischen nahe verwandt; jetzt lehnte er sich bewußt an dieses an, wenn er wollte, daß Preußen sich durch „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung" wieder stärken und zugleich die bonapartistischen und rheinbündischen Staaten im Auge der öffentlichen Meinung übertreffen solle.

Die Reformvorschläge, die er dem König auftragsgemäß übersandte, faßten, mit überlegenem praktischem Blick, leicht und gefällig die Gedanken zusammen, deren Erprobung und Verwirklichung nach der tatsächlichen Lage geboten schien. Ihre große Bedeutung liegt darin, daß sie mit der jetzt von Hardenberg gewonnenen Autorität dem Monarchen zu einer Leitlinie für die Annahme der Reformen wurden, mit denen das aufgeklärt-idealistische Beamtentum der absoluten Monarchie das Volk mündig zu machen und damit die Kräfte des Staates zu vervielfachen gedachte. Es lag in den Voraussetzungen der ganzen Epoche, daß diese Wirkung vor allem von der wirtschaftlichen und rechtlichen Befreiung des Individuums erwartet wurde. Solchem Glauben huldigte getreu seinen alten Neigungen auch Hardenberg, wie der ganze Kreis seiner unter dem Einfluß der idealistischen deutschen Philosophie und Adam Smiths stehenden jüngeren Mitarbeiter. Eine „Verbindung des Volkes mit der Staatsverwaltung" erkannte Hardenberg als notwendig; die von Stein vorgebrachten Selbstverwaltungsgedanken nahm er, wenngleich mit mäßiger und vorübergehender Anerkennung auf, immer bedacht auf die Stärke und das Ansehen der zentralen Exekutive. Vor allem wollte er die Einheit des Staates völlig und kraftvoll durchführen und seine äußere Selbständigkeit und Handlungsfähigkeit sichern; bei Klugheit, Kraft und Konsequenz könne es auch an Gelegenheit zu Rück- und Neuerwerbungen nicht fehlen. Die wiederholten Versuche, Preußen in Napoleons Rheinbund hereinzulocken, hatten keinen heftigeren Gegner als ihn. Und in betontem Gegensatz

zu der verbreiteten zivilistischen Geringschätzung des Militärs sah er den Rückhalt des Staates in einer starken reorganisierten Armee, die im Sinne der militärischen Reformer aus dem Soldatenstand einen volksverbundenen Ehrenstand machen sollte. Ein starkes stehendes Heer dachte er sich als Stamm für ein künftiges Volksaufgebot nach dem Vorbild der Französischen Revolution.

Während Hardenberg aus der Leitung Preußens entfernt war, geschah doch in ihr keine große Veränderung ohne sein stilles Mitwirken. Er bewirkte die Berufung und Gewinnung Steins zum leitenden Minister und bestärkte wiederum den König, sich von dem großen Reformator abzuwenden, als dessen Verbleiben den Bruch mit Frankreich vorschnell herbeizuführen schien. Hardenbergs alte Schüler und Mitarbeiter, die in ihm den „großen Mann" verehrten, erhielten auf seinen Vorschlag die wichtigsten Verwaltungszweige, freilich ohne daß seine Wünsche auf stete Beteiligung ganz erfüllt wurden. Als sie aus den wachsenden Schwierigkeiten keinen dem König passenden Ausweg mehr wußten, fielen alle Augen auf Hardenberg als den der Lage allein gewachsenen Ratgeber. König Friedrich Wilhelm legte es darauf an, den alten Minister wieder einzusetzen, und Hardenberg erreichte jetzt in meisterhafter Verhandlung, daß für ihn endlich das Staatskanzleramt mit der Oberleitung über alle Ministerien geschaffen wurde.

So trat er nun das Erbe des von Stein begonnenen Reformwerkes an. Aber wenn Stein in genialer Schau den neuzeitlich-großräumigen Nationalstaat aus deutschem und germanischem Erbe, lediglich unter Benutzung einzelner Formen des revolutionierten Frankreichs schaffen wollte, so begann Hardenberg diese Formen schematisch anzuwenden, wie sie im bonapartistischen Staatssystem konstruiert waren, ja mit unmittelbaren Nachahmungen Frankreichs und des Königreichs Westfalen. Zu Deutschlands Nachteil hat Napoleon ein gemeinsames Wirken der beiden Reformminister, der moralischen Kraft und sachlichen Gründlichkeit Steins mit der überlegenen politischen Geschicklichkeit Hardenbergs verhindert. Die Steuergesetze, die Hardenberg zur finanziellen Leistungserhöhung des Staates ergehen ließ, sollten alle Staatsbürger nach ihren Kräften treffen; aber sie waren Schreibtischarbeit, voll vorschneller, zum Teil auch undurchführbarer, unwirksamer und bald wieder veränderungsbedürftiger Bestimmungen. Das große Werk der Bauernbefreiung wurde unter Hardenberg vorläufig abgeschlossen. Es erhielt jedoch zugunsten der Großgrundbesitzer eine Form, die bei ausbleibender Gegenwirkung den auflösenden Tendenzen des neunzehnten Jahrhunderts, der Entwurzelung und Proletarisierung der bäuerlichen Bevölkerung Vorschub leistete, weil nur ein Teil der Befreiten aus eigener Kraft die gewährte Freiheit bewahren konnte. Ein entsprechendes Gesicht erhielten auf die Dauer auch andere Maßnahmen Hardenbergs, die sich damals noch mäßig auswirkten, wie die zunächst dem Ausgleich von Stadt und Land dienende Erklärung der Gewerbefreiheit und die Begünstigung der Juden, deren

Einbürgerung Hardenberg herbeiführte und von deren Entwicklungs- und Verwendungsfähigkeit für den Staat er eine dem individualistischen Zeitgeist entsprechende hohe Vorstellung hatte. An Stelle der von Stein angebahnten Kollegial- und lokalen Selbstverwaltung setzte Hardenberg das System eines zentralistischen Bürokratismus. Die Oberpräsidenten fielen zugunsten präfektenähnlicher Regierungspräsidenten; ihnen sollten die Direktoren unterstellt werden für die Kreis- und Lokalverwaltung, deren geplante Umwandlung freilich zugunsten der alten, halbfeudalistischen Kreisverfassung unausgeführt blieb. Und doch ist nicht zu verkennen, daß sich in allem jetzt nach Jahren unsicheren Planens ein starker Wille zur inneren Festigung und Vereinheitlichung des in seiner Existenz bedrohten Staates mit den gerade greifbaren Mitteln durchsetzte. Zu diesem Ziele hatte Hardenberg von Stein inzwischen auch den Gedanken der Volksvertretung übernommen, der ihm vordem durch Erinnerungen an die alten Feudalstände verleidet war. Hatte Stein verantwortlich mithandelnde „Reichsstände" erstrebt, so ließ Hardenberg es zunächst zu gelegentlich befragten berufenen Notabelnversammlungen und zu einer unter Regierungsaufsicht gewählten Staatsschuldenkommission kommen, die als „interimistische National- oder Landesrepräsentation" tagte. Er brachte den König, der Steins Pläne wohl nie gebilligt hätte, zum öffentlichen Zugeständnis beratender Versammlungen. Über die altertümlichen provinziellen Standesvertretungen, deren Rechte die mehr historisch denkenden Reformer nicht zu übergehen wagten, setzte Hardenberg sich unbekümmert hinweg; ihre widerspenstigen Wortführer Marwitz und Finckenstein ließ er mit Gewalt abführen. Die dauernde Nationalrepräsentation sollte künftig der Einheit von Staat und Nation dienen, den Kredit des Staates erhöhen und dahin wirken, „daß durch Erziehung, durch echte Religiosität und durch jede zweckmäßige Einrichtung ein Nationalgeist, ein Interesse und ein Sinn gebildet werde, auf dem unser Wohlstand und unsere Sicherheit fest gegründet werden können".

Seit dem Jahre 1809 war Preußens Existenz vollends von Napoleon abhängig geworden. Hardenberg hatte mit friedlichen Versicherungen, die er an sein Ohr dringen ließ, das Mißtrauen des Imperators zu beschwichtigen gewußt. Unterwerfung unter ihn ebenso wie unzeitigen Bruch und voreilige Opfer zu vermeiden, war das Grundgebot der Außenpolitik, mit der Hardenberg Preußen durch die nächsten Jahre führte. Hardenberg ging nicht mit der Unbedingtheit der Scharnhorst und Gneisenau auf Napoleons Bekämpfung aus. Er war wie sie durchdrungen davon, daß Preußen lieber, und wäre es ohne Bundesgenossen, kämpfend in Ehren fallen als sich aufgeben solle. Aber während sie heroisch unmittelbar auf diesen Kampf ausgingen, wollte Hardenberg dem Staate noch eine ruhige Lebensfrist und eine Zeit der inneren Kräftigung sichern; er kam damit der Neigung des Königs zu hinhaltender Vorsicht entgegen. Er verminderte den mit äußerster Anstrengung hochgehaltenen Heeresetat, um zunächst Kontributionen zahlen zu können; er ließ wieder aufrüsten, als Napoleons Rüstungen

gegen Rußland es nahelegten. Er bemühte sich um ein französisches Bündnis, um Napoleons Absichten zu erforschen und eine angesehenere Stellung für Preußen zu erringen; er blieb dabei „im Gefühl" immer der Sache der unabhängigen Staatenordnung treu und riet im Sommer und Herbst 1811, als Napoleon ein ehrenvolles Bündnis ablehnte, dem König den gefahrvollen und unsicheren Anschluß an Rußland, dabei mit unerschöpflicher List zugleich die Franzosen hinhaltend. Noch schien alles umsonst: der König vollzog die Schwenkung nicht rechtzeitig und entschieden, wie Hardenberg und die jetzt hinter ihm stehenden deutschen Patrioten es wollten, und Preußen mußte dem Weltherrscher in demütigendster Form Heeresfolge gegen Rußland leisten.

Erst mit dem Rückzug aus Rußland schlug die Stunde der Waffenerhebung gegen das übermächtige Frankreich. Man kann nicht sagen, daß Hardenberg sie unumwunden ergriffen hätte. Gleich den meisten Diplomaten der alten Schule fürchtete er das Vormachtstreben und die Unzuverlässigkeit der vorschreitenden russischen Macht kaum weniger als die Vorherrschaft Frankreichs. Und er war sehr geneigt, Preußens Ausdehnung wieder im Osten zu suchen, am liebsten mit Übernahme der polnischen Königskrone, die der russische Kaiser für sich begehrte. Da ohnehin der König einen Entschluß scheute, blieb es zunächst bei Verhandlungen nach allen Seiten, vor allem mit Österreich. Aber Ende Januar 1813 warf Hardenberg dieses System über Bord; unter dem Eindruck der von Kaiser Alexander verkündeten Befreiungsmission und unter Scharnhorsts Einfluß trat er für das russische Bündnis ein, durch das nun Frankreichs Übergewicht im Norden gebrochen werden müsse. Die Franzosen bis zuletzt listig täuschend, brachte er in sorgfältiger Ausräumung aller Bedenken schließlich auch den zögernden König zu der Stellungnahme, die durch den stürmischen Aufbruch des Volkes und der Heeresführung wie durch den Vormarsch der Russen gebieterisch gefordert war. Hardenberg veranlaßte den König zum Abschluß des russisch-preußischen Bündnisses, das den Krieg für die Neuherstellung Preußens und Deutschlands eröffnete. Mit den Russen und mit Stein, dem geistigen Lenker ihres Kampfes in Deutschland, arbeitete Hardenberg in gewohnter Frische und Arbeitskraft zusammen für den Befreiungskampf, und stetiger als bisher folgte er nun dem Impulse der großen deutschen Patrioten, die das preußische Volksheer aufbauten und vorwärts trieben. Jetzt wurde auch der große Gedanke der ausnahmslosen allgemeinen Wehrpflicht, wie die Reformer ihn entwickelt hatten, dem Staatskanzler vertrauter, und er half, ihn rasch zu verwirklichen.

Nachdem im Sommer 1813 endlich auch der Beitritt Österreichs zum Befreiungskrieg erreicht war, beschritt Hardenberg die Bahn einer gemeinsamen Politik der beiden deutschen Großmächte mit dem Ziel einträchtiger Wahrung und Beherrschung Mitteleuropas gegen Osten und Westen, die vordem nie durchführbar gewesen war. Die Interessen der habsburgischen Monarchie hängten sich wie ein Bleigewicht an die norddeutsche Volkserhebung, in der der Wille zur

Niederwerfung Napoleons und zur Errichtung eines neuen Deutschlands mächtig war. Hardenberg brachte gegenüber den kleineren norddeutschen Fürsten rücksichtslos das preußische Übergewicht zur Geltung, während er die Süddeutschen aus Rücksicht auf Österreich widerwillig schonte. Andererseits begegneten sich die preußischen Patrioten im kriegerischen Voranstreben, wenn auch nicht im politischen Ziel, mehr mit dem russischen Kaiser, dessen von Österreich argwöhnisch bekämpfte, unklare Ausdehnungs- und Vorherrschaftspläne dem preußischen Staatsmann doch auch für Norddeutschland bedrohlich erscheinen mußten. Die inneren Gegensätze in der Koalition, noch verborgen in den Monaten der Gefahr und des heroischen Kampfes in Deutschland, traten lähmend hervor, als die große Schlachtentscheidung von Leipzig den bisherigen Weltherrscher für immer über den Rhein zurückgeworfen hatte. Der preußische Staatskanzler, der in ständiger Verbindung mit der Heimat die Kräfte für den großen Kampf anspannte, hatte zugleich im Hoflager der verbündeten Monarchen und ihrer Staatsmänner den undankbaren Kampf um die Früchte der ungewöhnlichen Opfer und Heldentaten zu führen, mit denen Preußen in diesem Kriege voranging. Metternich, der „Premierminister der Koalition", begann mit dem Angebot eines Verzichtfriedens zu arbeiten; Hardenberg wies es von sich als „tolles Zeug", das sich freilich durch das Vorantragen des Krieges nach Innerfrankreich bald erledigte. Gebunden an einen zwischen kritischem Zaudern und persönlicher Anhänglichkeit an Kaiser Alexander schwankenden König, gezogen von dem unbändigen Siegeswillen des preußischen Heeres, mußte Hardenberg vermitteln zwischen den launenhaft unberechenbaren Eigenwegen des Zaren und den Wünschen Englands und Österreichs, die dem auch von Hardenberg vertretenen Gedanken des europäischen Gleichgewichtes ihre eigene, ein schwaches Deutschland voraussetzende Bedeutung gaben. Das Ergebnis war, daß die Mächte Napoleon den Friedensschluß auf Grund der Grenzen von 1792 anboten, und bei diesen Grenzen blieb es, als nach dem opferreichen Winterfeldzug und dem Sturze Napoleons 1814 der Friede mit den Bourbonen geschlossen wurde.

Mit Nachdruck hatte Hardenberg die Notwendigkeit erfaßt, Preußen künftig die Grenzwacht gegen Frankreich im Rheinland zu übertragen. Für den Oberrhein wollte er die gleiche Aufgabe Österreich zuweisen, das sich ihr indessen allmählich entzog. Die pommersche Küste, das Ziel von anderthalb Jahrhunderten, brachte Hardenberg endlich vollständig in Preußens Hand. Hatte er auf Hannover und die fränkischen Provinzen für Preußen verzichten müssen, so vertrat er nun um so entschiedener die preußischen Forderungen auf Angliederung Sachsens und auf eine erträgliche Ostgrenze. Auf dem Wiener Kongreß suchte er die preußischen Ziele anfangs durch vermittelnde Haltung zwischen den um Polen streitenden Mächten Österreich und Rußland zu erreichen. Da verlangte König Friedrich Wilhelm ein plötzliches einseitiges Umschwenken zu Rußland; Preußen hatte jetzt die Ungunst aller auf sich geladen und mußte zufrieden sein, neben dem

leidlich abgegrenzten Posen und dem rheinisch-westfälischen Gebiet die Hälfte Sachsens zu erhalten. Und nun versagte sich auch Österreich vollends den preußischen Wünschen für die Neugestaltung Deutschlands. Mit Stein und Humboldt hatte Hardenberg unter der gemeinsamen Vorherrschaft der beiden Großmächte eine starke deutsche Kriegsverfassung und Mitwirkung des Volkes an der Regierung im Einzelstaat wie im ganzen sicherstellen wollen. Aber der „Deutsche Bund", wie er nach österreichischen Plänen zustande kam, wurde inmitten des neuen Systems der europäischen Großmächte ein aktionsunfähiger Haufe von Einzelstaaten, die zumeist dem Wiener Einfluß zuneigten, um sich preußischen Einheitsbestrebungen zu entziehen. Noch einmal vertrat Preußen die vernachlässigten nationaldeutschen Ansprüche, als durch den Feldzug von 1815 Napoleon zum zweiten Male niedergeworfen war. Zur Sicherung Deutschlands forderte Hardenberg gemeinsam mit Gneisenau die Abtretung des Elsaß und der französischen Grenzfestungen. Doch mußten sie nach dem Willen des Königs zurückweichen, weil solche Erwerbungen Österreich nicht erwünscht, Rußland und England ungelegen waren; Preußen stand, wie Hardenberg mißmutig schrieb, „allein und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen".

„Sie werden den Lohn Ihrer Anstrengungen in Entwicklung der großen Weltbegebenheiten finden, zu welchen Sie rastlos beitrugen", so hatte König Friedrich Wilhelm dem Staatskanzler geschrieben, als er ihn in Paris in den Fürstenstand erhob. Aus dem heroisch-völkischen Aufschwung ging Deutschland nun in eine Epoche erschlaffter Traditionspflege hinein, und dieser Wandel bestimmte auch das fernere Wirken des preußischen Staatskanzlers. In der Neueinteilung und Verwaltungseinrichtung des preußischen Staates seit 1815 hat er noch einmal seine eigentümliche Kraft bewiesen. Wurden historische Grenzen und Sonderrechte dabei unbekümmert mißachtet, so gelang es doch durch die von dem Staatskanzler zur Leitung der neuen Provinzen herangezogenen Männer, in kurzer Zeit aus dem Haufen der Preußen zugefallenen Länder einen einheitlichen modernen Staat zu machen. Daß Preußen in kurzem zu einem einheitlichen Wirtschafts- und Zollgebiet und zum Ansatzgebiet für einen großräumigen Zollverein gemacht wurde, entsprach Hardenbergs alten Idealen. Immer noch belehrbar für die andringenden Kräfte der Zeit, hatte er sich im Befreiungskrieg vom Bonapartismus abgewandt und der Verwirklichung der in Stein verkörperten Ideen angenähert. Die Verwaltung der Provinzen erhielt durch die Oberpräsidenten wieder eigenes Leben. Zur Auflockerung des königlich-ministeriellen Absolutismus wurde ein Staatsrat gebildet, der freilich geringere Befugnisse als nach Steins Plänen erhielt und von Hardenberg gern umgangen wurde. Die Verfassung mit der „Repräsentation des Volkes", die den alten und neuen Staatsbürgern 1815 versprochen war, wollte Hardenberg nun in organischem Aufbau über eine neue Kreis- und Provinzialverfassung schaffen. Der Weg, auf den Hardenberg den

allen völkischen Regungen mißtrauenden und immer wieder zögernden Monarchen brachte, sollte zur Begründung einer zeitentsprechenden deutschen, auf starker Monarchie und individueller Verantwortung der Staatsbürger beruhenden Staatsform und damit zur Festigung Preußens als europäische Macht führen. Doch kam es nicht mehr zur Heranziehung der in der jungen Generation weiterwirkenden völkisch-nationalen Ideale in den Staat, und auch der von Hardenberg erstrebte Ausgleich der freiheitlichen mit den dem König jetzt näher stehenden altständischen Kräften ist damals nicht gelungen. Ihn herbeizuführen, hätte Hardenberg mit seiner in das 18. Jahrhundert zurückweisenden Staatsidee wohl auch dann nicht mehr ganz vermocht, wenn nicht die reaktionäre Wendung eingetreten wäre, durch die das politische Streben der Nation wieder in westlerisch-uneigenständige und staatsfremde Bahnen abglitt.

Grundlage der neuen Ordnung blieb für Hardenberg die Gemeinschaft mit Österreich, für den König die Anhänglichkeit an den russischen Zaren. Neue Versuche eines engeren Bündnisses mit Österreich wurden dem Staatskanzler streng verwiesen. Dagegen brachte die Abwendung des Zaren von den liberalen Verfassungsideen den König in eine Linie mit dem System des starren polizeistaatlichen Legitimismus, durch das Metternich die Staatenwelt des mittleren, ja zeitweise fast des ganzen Europas unter österreichischer Vorherrschaft zusammenhielt. Hardenberg setzte rückhaltlos die Kräfte Preußens für strenge Verfolgung der „Demagogen" und für die Bundesexekution der Karlsbader Beschlüsse ein, teils aus Rücksicht auf die wachsende Revolutionsangst des Königs, teils aus eigener Abneigung gegen ungezügelte Ausbrüche einer Freiheitsgesinnung, die dem gepflegten Aristokraten wohl in den Erhebungsjahren der Benutzung wert, doch innerlich immer fremd geblieben war. Doch den Kampf um die versprochene preußische Verfassung wollte er als unumstößliches Gebot der Zeit weiterführen, wie er auch zwischen dem Verfassungswesen der deutschen Mittelstaaten und den Revisionswünschen Metternichs Preußen vermitteln ließ. Als der preußische König sich 1819 in Teplitz von dem Österreicher zu einer Einschränkung der preußischen Verfassungspläne überreden ließ, versuchte Hardenberg sogar, sich Metternichs geschickt zu bedienen, um Friedrich Wilhelm wenigstens auf ein Minimum der Erfüllung festzulegen. Doch wie Österreich, nachdem es Rußland aus der europäischen Vorherrschaft verdrängt hatte, im deutschen Raume die preußische Gleichberechtigung illusorisch zu machen begann — auch die von Hardenberg erstrebte Bundeskriegsverfassung kam nicht weiter —, so vermochte Hardenberg auch das letzte innenpolitische Ideal, dessen Ursprung noch auf die Erhebungszeit zurückging, gegen Österreich und den Monarchen nicht mehr durchzusetzen.

Auf den europäischen Monarchen- und Diplomatenkongressen dieser Jahre erschien der gealterte Staatskanzler, der schwerhörig und lässig den Einzelverhandlungen oft fernblieb, noch immer als der welterfahrene, kluge Steuer-

mann, der Preußens Kurs bestimmte. Er blieb in seiner eleganten und lebhaften Überlegenheit, seiner Aufgeschlossenheit für Menschen, Kunstwerke und nutzbare Wissenschaften eine der glänzenden, traditionsreichen Erscheinungen der Restaurationszeit. Daheim behauptete er, der Minister dreier Epochen, zäh die Prärogative seines Amtes, obwohl er sich mehr und mehr Einzelgeschäfte entgleiten ließ und wachsenden Widerspruch aus dem persönlichen Verantwortungsbewußtsein der Minister erregte. Persönlich in eine fragwürdige Günstlings- und Weiberwirtschaft verstrickt, nicht ohne Grund der Greisenhaftigkeit geziehen, ging der Siebzigjährige trotz allem mit ungebrochener Festigkeit an die großen politischen Aufgaben, mit denen er den Neubau Preußens noch vollenden wollte, so wie ihn damals sein Altersgenosse Goethe ansprach, mit dem er einst als Leipziger Student und am Reichskammergericht zusammengetroffen war: „Freier Geist in Erdeschranken, festes Handeln und Vertrauen." Mit alter Spannkraft hatte er sich durchgesetzt, als Wilhelm von Humboldt gegen den Staatskanzler das hohe Beamtentum, dem durch keinen so wie durch ihn der Weg geebnet war, ausspielen wollte. Doch war es ein Pyrrhussieg: mit dem Sturz von Humboldt und Boyen hatte Hardenberg gerade die Männer der Erhebung verloren, und seine alten Gegner, die Sprecher des halbfeudalistischen Absolutismus, des Provinzialismus und der unbedingten Revolutionsangst, gewannen das Ohr des Monarchen. Es gelang Hardenberg noch, die Regulierung der Staatsschulden und eine Steuerreform durchzuführen, die auch die Finanz- und Steuereinheit im Staate herstellten. Aber die Krönung seines Werkes, die Verfassung mit den Reichsständen, wurde vom König im Frühjahr 1821 abgelehnt. Der Kanzler hatte bis zuletzt zäh und folgerecht um sie gerungen; er glaubte seine Sache auch jetzt noch nicht endgültig verloren; aber die Bahnen des Monarchen hatten sich von den seinen getrennt, die Zügel der Regierung fielen Hardenberg aus der Hand, und als er im November 1822, von dem Monarchenkongreß von Verona kommend, in Genua starb, war er fast ein politisch toter Mann geworden.

König Friedrich Wilhelm hatte den Staatskanzler ausgeschaltet, aber nicht mehr entfernen wollen, treu seinem einst der Königin Luise gegebenen Versprechen, daß nur der Tod sie beide trennen solle. Und Hardenberg mochte zuletzt von dem auch nur scheinbaren Besitz der Macht nicht mehr lassen, an dem alle Zeit sein Dasein gehangen hatte. Gemeinsam hatten König und Kanzler durch beispiellose Erschütterungen hindurch die Substanz des preußischen Staates gewahrt und wieder stark gemacht; jener bei aller Schwäche und Schwankung unerschütterlich gewillt, gerecht und patriarchalisch, doch ohne Einrede den Militärstaat und die Herrschaft über die Untertanen zu erhalten; dieser bei aller leichtherzigen Schmiegsamkeit unablässig bedacht auf die Entfaltung der durch die Zeit gegebenen Kräfte im starken, ausgreifenden Staate unter straffer Machtvereinigung in der Hand der verantwortlichen Regierung. Beide wurzelten in dem aufgeklärten Absolutismus und dem Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts; darüber hinaus entwickelte

Hardenberg sich durch erkenntnismäßiges, erst zuletzt erlahmendes Eingehen auf neue Kräfte und Ideen, der um zwanzig Jahre jüngere König durch die religiöse Vertiefung seiner späteren Jahre. Anders als Stein und Bismarck läßt Hardenberg uns die Grenzen zwischen selbsterkanntem Ziel und Anpassung an den Monarchen oft nicht deutlich erkennen. Gerade auf dieser geschmeidigen Anpassung aber beruhte der Umfang wie die Grenze seiner Erfolge. Er war kein Gestalter von Ideen und geschichtlichen Bewegungen wie Stein, aber ein politischer Könner von weitem Blick, dem die Herbeiführung von Taten und von großen Umwandlungen nach Maßgabe der gegebenen Mittel gelang. Fremd den Kräften des Volkstums, oft zerstörend für die dauerhaften Gemeinschaftsbedingungen, wußte er doch vordringende geschichtliche Mächte zu erkennen und anzuwenden; durchgreifend im Abbau zeitgebundener Anachronismen wie großzügig in der Neugestaltung, konnte er den preußischen Staat in Formen einrichten, die ihm für ein an Leistungen reiches Jahrhundert das Gepräge geben sollten. Trotz aller Neigung zu voreiligem Schematismus waren bleibende Grundsätze staatlichen Bauens und Handelns in ihm wirksam: der Wille zur Einheit, zu tätigem Einsatz und zu fester Kraftentfaltung für staatliche Unabhängigkeit und Ehre.

Friedrich August Ludwig von der Marwitz

1777—1837

Von

Hans Haimar Jacobs

In den „Nachrichten aus meinem Leben, für meine Nachkommen" schreibt der preußische General Friedrich August Ludwig von der Marwitz über seine Konfirmation: „Ich wurde in der Friedersdorfschen Kirche vor der versammelten Gemeine in meiner Gensdarmesuniform öffentlich examiniert und eingesegnet." Von solcher Bedeutung ist dem rückblickenden Betrachter diese Stunde, daß in diesem Satze seine ganze Lebens- und Wertwelt zusammengefaßt vor Augen tritt.

Auf dem Gut Friedersdorf in der Kurmark, in der Nähe von Küstrin, das die ursprünglich neumärkische und pommersche Adelsfamilie von der Marwitz Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch Heirat erworben hatte, verbrachte Marwitz, der 1777 in Berlin geboren wurde, seine Jugend und den größten Teil seines Lebens, und hier starb er 1837. Marwitz konnte sein Geschlecht bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts in der Mark Brandenburg zurückführen und lebte mit Stolz in der Geschichte seiner Familie. Denn die feudale Verbindung von Kriegsdienst und Gutsherrschaft, worauf der ritterliche Adel des ostdeutschen Kolonialgebietes von Anfang an beruhte, bejahte Marwitz auch für seine eigene Zeit als die hergebrachte und berechtigte Lebensordnung des preußischen Adels. War doch Brandenburg-Preußen dem Gesetz eines sich ausdehnenden, kolonisierenden Kriegerstaates, nach dem es angetreten, nicht nur treu geblieben, sondern seit dem Großen Kurfürsten bis hin zu Friedrich dem Großen erst wahrhaft wieder gehorsam geworden! Und so war es gerade Friedrich der Große gewesen, der den ursprünglich staatlichen Sinn der gutsherrlichen Bodenverwurzelung des preußischen Adels wieder in besonderem Maße lebendig zu machen versuchte; er sah in diesem mit dem Lande in engster Interessengemeinschaft verbundenen, durch standesmäßige Ehrbegriffe straff zusammengehaltenen, befehlsgewohnten Stand die Führerschicht für Offizierkorps und Verwaltung, deren Dienstbereitschaft das Königtum durch die Erhaltung der adeligen Güter und gutsherrlichen Sonderrechte ebenso wie durch strengste Erziehung zu züchten und einzusetzen habe. So ist es besonders sinnvoll, daß es für Marwitz das „Merkwürdigste" aus seinen frühesten Erinnerungen war, dreimal Friedrich den Großen gesehen zu haben; dem Fünf- oder Sechsjährigen war es, als ob er den lieben Gott ansähe. Es gab wenig Adelsgeschlechter, die so sehr wie die Herren von der Marwitz bei aller stolzen Bodenständigkeit nicht im Landjunkertum aufgingen, sondern in der Welt des Staates ihren Schwerpunkt fanden. Einige hundert preußische Offiziere und elf Generale waren

schon aus dem Geschlecht hervorgegangen, als mit dreizehn Jahren Friedrich August Ludwig beim Regiment Gensdarmes eingeschrieben wurde, weil es weder ihm noch seinen Eltern einfiel, daß er etwas anderes in der Welt werden könne als Soldat.

Seinen Vater, den Hofmarschall Friedrich Wilhelms II., hatte der Dienst für den König von Preußen immer mehr vom Lande weg in die große Welt des Hofes gezogen, und Marwitz' Mutter stammte als Tochter des Staatsministers von Dorville aus dem adligen Beamtentum. Die Dorvilles waren ein altadeliges Hugenottengeschlecht, das seines Glaubens wegen Frankreich verlassen hatte und in Preußen heimisch geworden war. Der Marwitz aber unter Ludwigs Vorfahren, der in der Reformationszeit lebte, hielt sich schon 1529 seinen eigenen lutherischen Hauskaplan, und Marwitz' Großvater, der gestrenge August Gebhard, ein „Soldatenkönig im kleinen", saß allsonntäglich mit seiner Familie und seinen Bauern in der Kirche in Friedersdorf und ließ als christliche Obrigkeit durch einen Vogt den fleißigen Kirchgang seiner Untertanen beaufsichtigen. Ludwigs religiöse Erziehung war vom Geiste der Aufklärung berührt; er nahm das überkommene Dogma nicht selbstverständlich-ungeprüft hin, sondern wurde von seinem Konfirmandenlehrer dazu angehalten, Zweifel zu äußern und zu disputieren. Aber die Grenze zwischen Vernunft- und Offenbarungsglauben, an die er so geführt wurde, überschritt er nicht im Sinne einer bloßen Vernunftreligion. Dabei war er seiner ganzen Haltung nach ein bodenständiger Wirklichkeitsmensch mit praktisch-nüchternem, kritischem Verstand und einem gewissen, echt preußischen Zug zum Räsonieren, aber eben in dieser Wirklichkeitstreue des boden- und traditionsgebundenen, im echten Landleben erwachsenen Menschen war seine Ablehnung des utopisch-verblasenen, aufklärerischen Gedankenzusammenhanges der allgemeingültigen Verstandessetzungen und der Menschengüte ebenso wie die Anerkennung der unverschleierten Wirklichkeit und des Anspruches Gottes begründet. So ist seine Religiosität nicht nur konservatives Beharren, sondern er machte sich die Überlieferung persönlich zu eigen als festen Stab durch sein ganzes Leben, „der nie gewankt hat". Als lutherischer Christ verband er die Einsicht von der eitlen Gottferne der Welt mit dem strengen Berufungsgefühl zum Wirken in ihr: „Es soll keiner sich dadurch abhalten lassen, immer und überall seine Schuldigkeit zu tun." An die Möglichkeit einer Ordnung dieser Welt nach Gesetzen christlicher Politik dachte er nicht, und ähnlich wie Bismarck stand er daher im Gegensatz zum christlichen Legitimismus der Heiligen Allianz oder der katholischen französischen Konservativen; und auch darin kam er Bismarck in seiner religiösen Haltung nahe, daß der Mensch wenig oder nichts auf die Geschichte vermöge, sondern ein Werkzeug in Gottes Hand sei und doch in der Welt zu handeln habe.

Die übliche französische Gouvernanten- und Hofmeistererziehung tritt in ihren Wirkungen völlig zurück hinter dem preußischen Heeresdienst. Schon mit vierzehn Jahren wurde Marwitz vor Anforderungen gestellt, die er, in seiner Jugend ohnehin kleiner, zarter und schwerfälliger als seine Altersgenossen, nur mit Aufbietung

äußerster Willenskraft erfüllen konnte; aber gerade durch diese Willensanspannung über das übliche Maß hinaus wurde Marwitz, dem zuerst das Reiten sehr schwer fiel, einer der besten Reiter des preußischen Heeres. Dieser Zug angestrengter, heroischer Gewolltheit war überhaupt der preußischen Haltung eigen. Denn die preußische Machtstellung war mehr das Ergebnis einer geradezu gewaltsamen Überwindung, als einer entwickelnden Ausbildung der ärmlichen Naturgegebenheiten des Landes. Bei Marwitz aber wiederholten sich diese preußischen Voraussetzungen auch noch in seinen besonderen Lebensverhältnissen, und so prägte sich dieser Stil in ihm mit klassischer Schärfe aus. Schon 1793 verlor er auch seinen Vater und übernahm nun die Verantwortung für die Erhaltung von Friedersdorf und die Erziehung seiner jüngeren Geschwister mit. Sein genial-frühreifer Bruder Alexander sah wie zu einem zweiten Vater zu ihm auf, und der jüngste Bruder Eberhard zeigte ihm kindliches Vertrauen; beide fielen in den Napoleonischen Kriegen. Strenges Pflichtgefühl und Autoritätsbewußtsein wurden durch diese Anforderungen in dem jungen Offizier noch mehr verstärkt.

Marwitz stellte sich der Welt mit seinem festen preußisch-soldatischen Wertsystem gegenüber und maß sie daran. Es war schwer, seinen Ansprüchen an menschliche Haltung zu genügen. So fehlt seiner wahrhaft lutherisch-nüchternen und herrenmäßig-scharfen, souveränen Menschenbeurteilung zuweilen nicht ganz ein Anflug von moralischem und auch geistigem Hochmut und absprechender Bitterkeit. „Immer nach Grundsätzen gehandelt haben", war die Infinitivformel, die Friedrich Wilhelm III. für das Wesen seines getreuen, aber schwierigen Vasallen fand. Diese Grundsätze aber waren nicht aus einem erdachten Idealbild des Menschen abgeleitet, sondern aus der Lebenswirklichkeit der staatstragenden preußischen Führerschicht erwachsen und mit Weltkenntnis und selbsterworbener literarischer und geschichtlicher Bildung durchtränkt.

Denn vor allem der junge Marwitz nahm am Hof- und Weltleben teil und fühlte sich durchaus als Angehöriger der großen Gesellschaft; daß kaum noch jemand eine gefällige Verbeugung machen könne, stellte er im Alter mit Verachtung fest, und Friedrich Wilhelm III. verzieh er auch auf diesem Gebiet seine Bürgerlichkeit nicht. Prinz Louis Ferdinand, dessen lockere Lebensführung Marwitz nicht billigte, zog den Aristokraten doch als Grandseigneur an, „wie wohl, seit die Welt sich so ganz ins Flache gewendet, keiner wieder geboren werden wird". Bei aller „Richtung auf Ordnung und Regel" auch in der Einfachheit und Strenge seiner sittlichen Überzeugungen war er doch reich genug, das „Außerordentliche", das dynamisch Große auch an Männern wie Louis Ferdinand und seinem Bruder Alexander zu würdigen, die die Grenzen seiner moralischen Welt sprengten. Dieses hohe und selbstverständliche Gefühl für edle Naturen, die zahlen mit dem, was sie sind, war dem leidenschaftlichen und unbedingt sich einsetzenden Mann aus natürlicher Verwandtschaft heraus eigen. Aber wie die deutsche Bewegung seiner Zeit, die die Aufklärung überwand, diesen Sinn für Ganzheit und Größe

des Menschentums wenn nicht erschloß, so doch erst in großem Stil ausdrückbar machte, so meint man auch in Marwitz' auf die Idee bezogenen und aufs Ganze gehenden Persönlichkeitsschilderungen neben dem preußischen Stoizismus der Haltung den Geist dieser Zeitströmung zu spüren, die in ihrer Ausprägung als Romantik ja besonders auf ostdeutschem Kolonialgebiet ihren Boden hatte. Die reiche Innerlichkeit der Zeit äußert sich besonders in seinem germanisch-ritterlichen und romantischen Hang, Frauenbilder zu erfinden, wie die Erde sie nicht trägt, während sonst sein Sinn für menschliche Kräfte und Größe stets durch ein tiefes protestantisches und friderizianisches Wissen um die Fragwürdigkeit alles Menschlichen abgestimmt ist. In „Irene", mit der ihn vom sechzehnten Jahr an ein zartes, ganz seelisches Verhältnis verband, das nach sechs Jahren durch ihren Tod gelöst wurde, sah noch der Fünfziger seinen Stern und seine Leuchte in diesem Leben, und auch für das Jenseits war sie seine Beatrice. Um Fanny Brühl, die Enkelin des sächsischen Staatsmanns und Feindes Friedrichs des Großen, „die unschuldigste aller Seelen, die jemals auf Erden gewandelt haben", warb er mit unendlicher Vornehmheit; sie wurde ihm nach noch nicht einjähriger Ehe nach der Geburt einer Tochter entrissen. Jene beseelende Durchdringung der Liebe und Ehe durch Neuhumanismus und Romantik mit geistig-persönlichem Gehalt ist auch hier zu spüren, aber sie bleibt bei Marwitz in den strengen Grenzen christlicher Ritterlichkeit und der überpersönlich-natürlichen Ordnung der Familie und zumal des Adelsgeschlechtes. Von diesen Anforderungen aus ist seine spätere Ehe mit der Gräfin Charlotte Moltke, die ihm mehrere Kinder schenkte, vor allem zu verstehen. Denn „der Mensch ist keine isolierte Pflanze in der Schöpfung, die für sich allein lebt und stirbt, sondern seine Geschlechter sind ein zusammenhängendes Ganzes, das zusammenhängend bleiben und gute Gesinnungen nach dem Willen des Schöpfers fortpflanzen soll"; das war sein Vermächtnis an seine Kinder. Aber dieser Ehe fehlte der Glanz persönlicher Erfüllung; noch dreißig Jahre nach Fannys Tod lebte Marwitz in Einsamkeit und Erinnerung. Fanny trägt geradezu Züge des Kleistschen Käthchen, wie sie ihn denn zuweilen „innigst gerührt: ‚Ach mein lieber Herr'!" nannte, und so lebte in Marwitz viel vom Geist seines Standesgenossen und politischen Mitkämpfers Heinrich von Kleist und, je mehr die Schicksalsschläge und Ungerechtigkeiten ihn trafen, von dessen Michael Kohlhaas.

Das unbeirrbare Rechtsgefühl, mit dem er als christlicher Ritter für das ruhmreiche, adlige Preußen und sein gutes altes Recht gegen die Umwälzungen nach 1806 kämpfte, wurde oft zur Rechthaberei; ja es ist zuweilen etwas Donquichotteshaftes an ihm in jenem hohen, von Tragik umspielten Sinn des Kampfes gegen das Gewöhnliche, den Albrecht von Roon, in Herkunft, Charakter und Weltanschauung einer aus seiner Nachfolge, einmal ausgesprochen hat: „War der Ritter von La Mancha nicht ein sehr ehrenwerter Mann? Jeder redliche Kämpfer muß eine Ader von dem edlen Ritter in sich haben, um Großes und Neues hervorzubringen." Auch Friedrich der Große hat sich ja in der „edlen Verzweiflung"

des siebenjährigen Entscheidungskampfes als Don Quichotte empfunden, und ein gewisses, wenigstens lächelndes Einverständnis mit dem erfolglos-komischen Kämpfer für eine vergangene vornehmere Welt muß auch Marwitz empfunden haben. Kupferstiche von dessen Abenteuern schmückten neben Bildern und Büsten aus den Befreiungskriegen sein Arbeitszimmer im Friedersdorfschen Herrenhaus, dessen Fassade Schinkel, der letzte Meister des großen preußischen Stils, wie bei so manchen anderen Schlössern des märkischen Adels neu entwarf.

*

Als Marwitz 1802 heiraten wollte, nahm er seinen Abschied, um seine volle Kraft für die Bewirtschaftung seines hochbelasteten Gutes einzusetzen. Zum Unterschied von der alten deutschen Grundherrschaft mit ihrem Streubesitz in der Hand von Zinsbauern, deren feste Abgaben die Grundlage für das standesgemäße Rentnerdasein der Herrschaft bildeten, hatten die ziemlich unbeschränkten Verteilungsmöglichkeiten des Kolonialgebietes zur Bildung umfangreicheren, zusammenhängenden Gutslandes für den Dienstadel geführt. Da dieser in seiner unternehmend-kolonisatorischen Art ohnehin mehr zu wirtschaftlicher Eigentätigkeit neigte und der kornreiche Osten schon seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gleichsam für den Weltmarkt, nämlich für das getreidebedürftige Westeuropa und Skandinavien, arbeitete, so bildete sich dieses geschlossene Rittergut schon früh als wirtschaftlicher Betrieb aus, der nach Vergrößerung und Arbeitskräften strebte, die umwohnenden Bauern und ihre Güter in immer stärkere wirtschaftliche und rechtliche Abhängigkeit vor allem in Zeiten der Schwäche des Landesherrn von sich brachte und zur Gutsherrschaft mit obrigkeitlicher Gewalt wurde. Auf diesem Boden konnten sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Neuerungen der rationellen Landwirtschaft der Aufklärung, die mit der uralten überlieferten Dreifelderwirtschaft brach und ganz auf Ertragssteigerungen auf erfahrungswissenschaftlicher und verstandesmäßig-rechnender Grundlage gerichtet war, besser entfalten als auf den zersplitterten altdeutschen Grundherrschaften, mochte auch die Steigerung der Einnahmen vom Adel vor allem als Grundlage für standesgemäßes Leben und Staatsdienst und nicht als kapitalistischer Dienst an dem wirtschaftlichen Ertrag um seiner selbst willen aufgefaßt werden. Marwitz stand mit starkem Kartoffel- und Kleebau, mit Stallfütterung und Rapsbau in der vordersten Reihe der fortschrittlichen Landwirte; ihr Schulhaupt in Deutschland selbst, der große Albrecht Thaer, lobte 1809 seine selbständige Verwaltung Friedersdorfs „mit militärischem Ordnungsgeist, aber ohne alle Pedanterei".

Marwitz mußte zuweilen erkennen, daß „die Kunst des Menschen dem nie gleichkommen kann, was Gott geschaffen", aber stets blieb er als Betriebswirt ein Anhänger der modernen Landwirtschaft, auch als er politisch und volkswirtschaftlich der bedeutendste Gegner Thaers, des Helfers Hardenbergs, wurde und

gegen seine liberale Auffassung des Gutes als einer Fabrik, der Landwirtschaft als eines bloßen Gewerbes zur Erzielung höchstmöglichen Gewinns und des Bodens als freier Ware, die zum tüchtigsten Wirt wandern soll, kämpfte. Von jenem doktrinären „christlich-germanischen" Ackerbau seines Standesgenossen und Nachbarn Wilhelm von Schütz, der in grotesker Zuspitzung von Gedanken Adam Müllers die Dreifelderwirtschaft als gottgewolltes Abbild der Dreieinigkeit wieder eingeführt wissen wollte und daher die fremde Kartoffel als eine heidnische Frucht bekämpfte, ist bei ihm nicht die Rede. Scharfsichtig erkannte vor allem Adam Müller den geistigen Zusammenhang zwischen dem rationellen englischen Landbau und der Zersetzung der alten bodenständigen Gesellschafts- und Staatsverfassung durch den kapitalistischen Ertragsgedanken; er kämpfte daher auch gegen die moderne Betriebsführung. Aber diese bequeme gedankliche Folgerichtigkeit leistete sich der Praktiker Marwitz mit seinem erdfesten Wirklichkeitssinn nicht, wie der Lutheraner im Gegensatz zu seinem katholischen Kampfgenossen Adam Müller ja überhaupt von der Aufrichtung eines bruchlosen Idealreichs nach christlichen Grundsätzen nichts hielt. In sein Hauptrechnungsbuch trug er wie die bürgerlichen Kaufleute des Spätmittelalters kurze Aufzeichnungen über sein Leben ein, die den Keim zu seiner Selbstbiographie bildeten. Das ist ein Zug bürgerlicher Hingabe an seinen Betrieb, aber er zeigt zugleich, wie persönlich doch noch die Form seines Wirtschaftens war. Ein „ängstlicher, isolierter Landwirt" bloß mit dem Blick auf das Wirtschaftliche wollte er auch nach der Zerstörung der alten Gutsherrschaft durch die Bauernbefreiung nicht sein, sondern fernerhin, soweit dies noch möglich war, der Gutsherr mit seinen öffentlichen Pflichten als Vater, Versorger und Vorbild seiner Untertanen. Er behandelte sie als gestrenge Obrigkeit mit starkem Abstandsgefühl, mit mißtrauischer, rechnerischer Genauigkeit, aber auch mit Sorge für ihr wirtschaftliches Wohl und ihre christliche Schulbildung. So war er in seiner Grundhaltung ein „guter Wirt" im altpreußischen Sinne Friedrich Wilhelms I. Daß er in jahrzehntelanger Arbeit trotz der schlechten Wirtschaftslage nach 1806 sein Gut schuldenfrei gemacht hatte, rechnete er sich als besonders große Leistung an. Über den engeren ländlichen Umkreis öffentlichen Wirkens hinaus aber blieb sein Auge stets auf das Ganze des Staats gerichtet, in dem er die Sinngebung auch seiner wirtschaftlichen Tätigkeit fand.

*

Marwitz erhielt nie die Möglichkeit zu außenpolitisch-staatsmännischem Wirken, aber er war einer der am schärfsten blickenden und treffsichersten Beobachter der preußischen Außenpolitik, die er auch mit Hilfe des politischen Schrifttums studierte. Er dachte nicht in der kühlen Staatsräson eines bloßen mechanischen Mächtespiels, wie die preußischen Kabinettspolitiker vor 1806 und etwa Metternich nach 1815, aber er wollte auch nicht wie die Anhänger der Französischen Revolution oder die preußischen Reformer oder die späteren

legitimistischen Konservativen die außenpolitischen Entscheidungen von unpolitischen Ideen her gefällt wissen. Wohl sah seine ehrenfeste Rechtlichkeit in Friedrich dem Großen den Herrscher, der im Gegensatz zu Napoleon stets unter Hintansetzung eigenen Vorteils die Rechte anderer gewahrt habe; den Vorwurf des Macchiavellismus ließ er nicht auf dem König sitzen. Aber wenn Marwitz auch für die Dämonie der großen Machtpolitik kein volles Verständnis hatte, so war er doch friderizianischer als die bedenkenlos-schlauen Kabinettspolitiker seiner Zeit. Denn trotz alles ideenpolitischen Einschlags, den er nicht so wie Friedrich der Große und Bismarck völlig überwand, war der selbstverständliche und ganz unangreifbare Kern seines außenpolitischen Denkens doch nicht ein abgezogenes Gedankensystem, sondern Preußen, nicht als Ländermasse, sondern als wirkliche Schicksalsgemeinschaft mit seinen Lebensnotwendigkeiten, seiner Würde als Großmacht und vor allem den moralischen Energien, die diesen Staat geschaffen hatten. In ihnen lebte Marwitz ganz und gar, und wie dem großen König, auf den er als Verkörperung dieser Tugenden schaute, so spitzten sie sich auch ihm vor allem auf den Begriff der preußischen Ehre zu.

Jene unbedingte Verbundenheit mit dem Staat und seiner Größe, in der die Ehre des Staatsmannes besteht, erkannte Marwitz der Königin Luise zu, die „Ehre im Leibe" und das Gefühl hatte, „daß sie die Königin von Preußen sei!" Aber er vermißte es bei Friedrich Wilhelm III. „Er stand nie in der Mitte seines Reiches, sondern gleichsam immer daneben, als ob er nur etwa eines oder das andere in seinem Staate nebenher zu besorgen habe, ohne moralische Verantwortlichkeit." Das Wesen des Führertums, die lebenspendende Mitte des Staates zu sein, ist hier von Marwitz an dem Gegenbild mit einfach-großartigem Sinn erfaßt; von dieser Haltung her hat er den König bei mancher Ungerechtigkeit im einzelnen doch im Kerne mit durchdringender Wahrheit beurteilt.

Mit unbedingtem Preußentum als Lebenswirklichkeit und Urteilsmaßstab verband sich bei Marwitz ein scharfer Blick für politische Machtlagen. In dieser Haltung deutet er auf Bismarck vor, der Marwitz selbst in seinen Einzelurteilen etwa über die Konvention von Reichenbach von 1790 oder über den Baseler Frieden von 1795 ganz nahe kam und sich vielleicht von ihm beeinflussen ließ; Marwitz' umfassende Wertung der preußischen Lage nicht nur von der Kampfstimmung gegen das revolutionäre Frankreich und Napoleon, sondern ebenso von den Machtgegensätzen gegen die Verbündeten Österreich und Rußland aus stellte ihn gegenüber den konservativen Legitimisten und auch gegenüber Stein, der etwa den Baseler Frieden als Verrat an Deutschland betrachtete, in die Linie über Ranke zu Bismarck. Wie dieser erkannte er schon die Bedeutung der orientalischen Frage für die Ablenkung der Ostmächte von Deutschland, dessen Einigung er schon früh und dann vor allem nach 1813 Preußen zunächst als Möglichkeit großstaatlicher Machtsteigerung und dann erst als deutsche Aufgabe zuwies. Solche Gelegenheiten zu politischem Gewinn, schließlich aber selbst das nackte

Dasein Preußens sah Marwitz durch die Politik ängstlich-überschlauer Berechnung zunichte gemacht, mit der die preußischen Staatsmänner vor 1806 den Frieden mit Frankreich zu erhalten und gleichzeitig kleine Vorteile einzuheimsen hofften.

Die Besetzung Hannovers, zu der Napoleon im dritten Koalitionskrieg Englands, Rußlands, Österreichs und Schwedens 1805 das schon halb auf Seiten der Verbündeten stehende, aber entschlußlose Preußen veranlaßte, um es mit England zu verfeinden, die „Schande, des Alliierten Eigentum von dessen Feinde zum Geschenk anzunehmen", empfand Marwitz ohne jede Täuschung über die Lage als „eigene persönliche Schande". Jene Selbstvernichtung der Selbstsucht durch ihre vollständige Entwicklung, wie Fichte später die Situation der Zeit großartig zusammenfaßte, wurde Marwitz 1805, da seine Warnungen an dem selbstischen Besserwissen der Zeitgenossen abglitten und dann sofort durch Napoleons brutale Demütigungen bestätigt wurden, mit besonderer Klarheit offenbar, und scharf sah er auch den Zusammenhang des Verderbens mit dem aufklärerischen Gesamtgeist, den Fichte im tiefsten als verstandesmäßige Herleitung der Werte aus der Sinnlichkeit und damit aus dem Eigennutz begriff und mit seinen Folgen der Schlaffheit und berechnenden Würdelosigkeit auch bei den Regierenden wirken sah. Marwitz erkannte als eigentlichen Träger der Aufklärung und ihrer Wertsetzungen nach dem „äußeren Schein" die bürgerliche Honoratiorenschicht, den „gebildeten Mittelstand"; aber auch die regierende Zivil- und Militärbürokratie fand er angefressen. In der Linienarmee dagegen und im Volke fand er die Anhänger des „alten preußischen Muts und der brandenburgischen Rechtschaffenheit", „des preußischen Ruhms und der Ehre". Denn diese aus der Wirklichkeit der preußischen Geschichte erwachsenen Werte und nicht die Ehre der reinen moralischen Vernunftpersönlichkeit Fichtes, die die Wirklichkeit erst aus sich setzt, bildeten die Welt der sittlichen Willensfreiheit, die der Junker Marwitz der zersetzenden Aufklärung entgegenstellte; in den Erlebnissen dieses Krisenjahres 1805, als ihm der Franzosenfreund Massenbach, später der Hauptschuldige an der Niederlage von Jena, entgegenwarf: „Ehre ist ein Hirngespinst, die kann man nicht fressen!", bildete sich diese seine kämpferische Einstellung und das klare Bewußtsein seiner eigenen Haltung erst recht aus. Damals spürte sein waches staatliches Verantwortungsgefühl auch, wie die Krise in dem sonst außenpolitisch gleichgültigen Volk des absoluten Staates die politische Anteilnahme erweckte; er fühlte, daß das alte Verhältnis von Fürst, Staat und Untertanen zu einer Schicksalsgemeinschaft verwandelt werden und sich diese Bereitwilligkeit der Untertanen, „alles mit ihrem Fürsten zu ertragen und zu unternehmen", auch öffentlich darstellen müsse. Von diesen Ansätzen der Volkwerdung ließ er sich tragen, und in sie suchte er den zaudernden und abseits stehenden, „in seinem häuslichen Zirkel isolierten" König mit hineinzuziehen durch den großartig-schwungvollen Entwurf einer Eingabe der kurmärkischen Stände an Friedrich Wilhelm III., den Frieden nicht länger zu erhalten, weil „der bloße Frieden nicht das höchste Gut für Nationen ist, sondern die

Erhaltung ihrer Unabhängigkeit, ihr festes Zusammenhalten mit ihrem angeborenen Fürsten und ihre Sicherstellung vor den Gewalttaten eines ewigen Krieges, der unter dem Namen des Friedens geführt wird", und weil „selbst ein rühmlicher Tod besser ist als ein knechtisches Leben". Aber die Stände in ihrer alten gouvernementalen Gesinnung hatten keinen Begriff davon, daß eine solche Maßregel, wie sie dann einige Tage später die königlichen Prinzen, Stein und einige hohe Offiziere ergriffen, notwendig und erlaubt sein könne.

Als Soldat hatte er schon 1805 im mobilisierten Heer wieder Dienste genommen und war nach der unheilvollen Demobilisierung, die Preußen Napoleon in die Hand spielte, enttäuscht nach Friedersdorf zurückgekehrt. 1806 wurde er wie im Vorjahr wieder als Rittmeister Adjutant des Fürsten Hohenlohe, unter dem er mit großer Tapferkeit und Umsicht in der Schlacht bei Jena mitkämpfte; bei der schmachvollen Kapitulation von Prenzlau, die Hohenlohes Generalquartiermeister Massenbach auf dem Gewissen hatte, wurde er mitgefangen. Gegen sein Ehrenwort, nicht weiterzukämpfen, wurde er von den Franzosen entlassen. Aber er kehrte nicht nach Friedersdorf zurück, sondern auf abenteuerlicher Reise schlug er sich von Strelitz durch das besetzte Stralsund über Malmö und Kopenhagen nach Danzig und nach Königsberg zum König durch, um sich gegen einen französischen Offizier auswechseln zu lassen und Preußen wieder zu dienen, auch jetzt wieder geleitet von einer Idee des Vaterlands als „des Zusammenflusses und des Zusammenwirkens aller Individuen" und der zu weckenden Nation.

Auch sein Soldatentum erhielt jetzt einen großen, unmittelbar-politischen Zug. Der noch nicht Dreißigjährige schlug eine Expedition der ganzen noch vorhandenen Heeresmacht längs der unbesetzten Küste von Ostpreußen in die Mark vor, um in den Rücken des nach Polen abmarschierten Feindes zu kommen, sich mit Engländern und Schweden zu vereinigen und in Deutschland dann den Volksaufstand anzufachen. Ein Rest dieses kühnen Plans, nämlich die Bildung eines Freikorps, wurde Marwitz genehmigt. Er erkannte, daß mit der alten Art der Ausbildung „durch alle Längen des Geschäftsganges" jetzt gebrochen werden müsse, und stand also als Soldat darin den Reformern nahe. In ständigem Kampf mit dem Bürokratismus der höheren Befehlsstellen, auch mit seinem Oberbefehlshaber Blücher, der ihnen zu läßlich freie Hand ließ, stellte er sein Freikorps als Major zusammen und übte es ein, zuerst in Ostpreußen, dann auf Rügen, wo man sich mit dem König von Schweden zum Einfall in die Mark verbinden wollte, dann bis zur Auflösung in Pommern, nachdem der Unterwerfungsfriede von Tilsit geschlossen war. Nun kehrte Marwitz, von neuem enttäuscht, nach Friedersdorf zurück.

Wenn er, der stets zum Handeln getrieben hatte, nun der Aktivität der patriotischen Bewegung und vor allem dem Tugendbund zweifelnd gegenüberstand, so war die Veranlassung dazu neben den Enttäuschungen der letzten Jahre doch auch sein innerpolitischer Kampf gegen die Stein-Hardenbergschen Reformen, deren Zusammenhang mit dieser Bewegung er erkannte, und vor allem sein nüchternes

preußisch-staatliches Bewußtsein für innen- und außenpolitische Macht und feste Organisation. Dafür hatte er mehr Sinn als die Patrioten und unter ihnen Stein, dessen gewaltiger Plan einer Volkserhebung 1808 in der Tat in gefährlicher unpolitischer Gewaltsamkeit die nötige außenpolitische Sicherung schließlich völlig außer acht ließ. Aber hier werden nun auch die Grenzen von Marwitz' Persönlichkeit sichtbar. Wenn er später auf Annäherungen der Patrioten nicht einging, weil er in ihrer Tätigkeit den scharf durchdachten, sicheren Erfolg versprechenden Plan mit Recht vermißte, so erkannte er doch auch nicht die politische Notwendigkeit ihrer Aktivität bei manchem Schwärmertum und die Einsatzmöglichkeit zu großem politischem Wirken, die sich einem wahrhaften Staatsmann hier geboten hätte. Er mußte später selbst zugeben, daß die Ereignisse von 1813 ihm unrecht gegeben hätten. So mußte denn auch 1812, nach der Vernichtung der großen Armee in Rußland, sein Bruder Alexander, der den patriotischen Kreisen nahestand, den Widerstrebenden wieder zu politischem Einsatz drängen. Marwitz versuchte nun im Dezember, schon vor Yorcks Konvention mit den Russen bei Tauroggen, Hardenberg in einer Unterredung und den König durch eine Denkschrift, die diesem nicht abgegeben wurde, zum Losschlagen zu veranlassen, damit Preußen sich das Gesetz des Handelns im Vorrang vor Rußland und Österreich wahre; nun, da die Weltverhältnisse durch Rußlands Rückendeckung wieder günstiger waren, setzte er auch den allgemeinen Volksaufstand in seine Rechnung mit ein.

Wohl sah er 1813 den großen Krieg als Prinzipienkampf „der Freiheit gegen die Tyrannei", der „Tugend gegen die Sünde", des „Rechten und Wahren gegen das Böse", vor allem, ebenso wie Stein, der deutschen, organischen, genossenschaftlich-freien Ordnung gegen die französische, gleichmachende, egoistische Despotie. Im Zusammenhang ewigen deutschen Reichsdenkens, der auch bei Bismarck und im Nationalsozialismus wieder durchbrach, stellte Marwitz nun auch den künftigen Zustand Europas unter diesen deutschen Freiheitsgedanken. Der unterjochenden Universalmonarchie mit ihrer Ideologie der Beglückung und Zivilisation der unterworfenen Völker stellte er ein national-genossenschaftliches Recht der Staaten, in den Grenzen ihres sprachlich bestimmten Volkstums nach ihrer Eigenart im Frieden zu leben, „da niemand von außen her beglückt werden kann", sogar mit doktrinärer Schärfe der Folgerungen gegenüber. Selbst die militärische Sicherheit ordnete er diesen Sprachgrenzen unter, obwohl er durchaus geopolitisch zu denken verstand, daher im wesentlichen das Stromgebiet des Rheines als Ganzheit mit Flandern und der deutschen Schweiz für Deutschland forderte und auch ihn die zweihundertfünfzig Jahre französischer Rheinpolitik rachsüchtig stimmten. Aber wenn Marwitz in diesen Jahren von den Ideen der nationalen Freiheitsbewegung mehr berührt war denn je, so vergißt er doch nie wie Stein Preußen und sein „Lebensprinzip" als Großmacht gegenüber Österreich; die Idee eines „gemeinsamen teutschen Vaterlandes" wird für ihn geradezu ein Mittel, dessen sich der König von Preußen am besten durch Annahme des

Titels eines Königs der Teutschen in Preußen, Brandenburg und Sachsen „bemächtigen" solle, um Preußens Einfluß „vorherrschend" zu machen. Und wie später Bismarck die Legitimität der Fürsten sehr gering schätzte, so auch Marwitz, bei dem immer wieder nicht bloß adlig-ständische, sondern auch ursprünglich-volkhafte Stimmungen zutage traten, wenn er die Könige von Bayern und Sachsen für ihren Verrat am deutschen Vaterland gestraft wissen wollte und im griechischen Freiheitskampf auf der Seite der Griechen stand und nicht des legitimen „von Gott eingesetzten" türkischen Herrschers, wie die Monarchen der Heiligen Allianz in ihrer Furcht vor dem national-revolutionären Prinzip.

Dieses kraftvoll-sichere Gefühl für die echten volkhaften Kräfte, das doch immer staatlich-preußisch geformt, zuweilen allerdings auch überkrustet war, gibt auch Marwitz' Soldatentum in den Befreiungskriegen seine Prägung. Zur Landwehr, die das wehrfähige Volk außerhalb des Linienheeres erfassen sollte und von den Kreisständen organisiert wurde, hatte er ein ursprüngliches Verhältnis. Das zeigte er in Aufbau und Führung der kurmärkischen Landwehr und auch in seiner Bejahung des Landsturms, jener von den Patrioten ganz revolutionär gedachten, aber nicht geglückten Organisation der ungehemmten und aufgelockerten Guerilla gegen den Feind im Land. Marwitz' gesunde junkerliche Verbundenheit mit dem Volk durchbrach souverän und beherzt das Exerzierreglement bei der Schnellausbildung dieser Bauern, die er nach ihrem Geschmack reiten ließ, wenn sie nur zusammenblieben und die Waffe gebrauchen lernten. Das vielgerühmte Gefecht bei Hagelberg, in dem nur Landwehr kämpfte, bewies, daß die Truppen nachfolgten, wenn Marwitz voranging, aber es zeigte doch auch die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit in ihrem undisziplinierten Vorgehen und ihrer sehr geringen Standhaftigkeit, so daß die schon fast verlorene Schlacht nur durch das entschlossene Eingreifen des Oberstleutnants von der Marwitz zum Sieg gewandt wurde. Auch sonst war Marwitz einer der erfolgreichsten Landwehrführer; er wollte bei seiner Landwehr bleiben und machte diesen Krieg daher nicht auf einem Hauptschauplatz mit. 1815 aber kommandierte er als Oberst eine Kavalleriebrigade und zeichnete sich bei Ligny und Wavre so aus, daß er den Pour le mérite erhielt, wurde nach dem Frieden Brigadekommandeur in Crossen und später in Frankfurt an der Oder, von wo aus er sein Gut Friedersdorf mitverwalten konnte, und 1817, da er stets ein schwieriger Untergebener war, verspätet Generalmajor; 1827 nahm er als Generalleutnant den Abschied, als er eine Division in Breslau erhalten sollte und damit die Bewirtschaftung Friedersdorfs, das ihn brauchte, hätte aufgeben müssen.

Marwitz fand sich mit dem Heer der allgemeinen Wehrpflicht und der dreijährigen Dienstzeit nach 1814 nicht bloß ab, sondern bejahte zunächst die Boyensche Heeresreform mit ihrer Durchdringung von Volk und Heer in ihren Grundzügen durchaus. Aber ihr Schwerpunkt lag für ihn nicht auf der Neugeburt des losgelösten Berufsheeres des Absolutismus aus dem Volk und der neuen geistigen

Bewegung heraus wie bei den Reformern, sondern umgekehrt auf der Wiedergeburt der Nation durch Armee und Landwehr und ihre feste Zucht gegen die auflösenden liberalen Mächte der reformerischen Zivilbürokratie. Der gebende Teil in dieser Verbindung war für ihn das Heer, und so war er ein Gegner von Boyens Ordnung der Landwehr durch die Gesetze von 1814 und 1815, die die Landwehr als ständige Einrichtung nun völlig von der Linie trennten und ihr eigene, aus den Einjährigen gewählte Offiziere von sonst bürgerlichem Beruf gab, um diese Neuschöpfung von dem Zwangsdrill der Linienoffiziere freizuhalten und auf der freien sittlichen Einordnung der Staatsbürger zu begründen. Dieser aufklärerisch-idealistische Glaube an „Abstraktionen" lag Marwitz fern. Bei aller Bejahung der Volkskräfte von 1813 gegenüber der Haltung von König und Regierung sah er doch nicht eigentlich die Vaterlandsliebe, deren „nur edlere Seelen fähig sind", sondern vor allem Elementartriebe der Rache und der Selbsterhaltung in dieser Erhebung wirksam. Die Lage von 1813, die jeden Untertan bis ins Innerste erschütterte, aber hielt er mit Recht für eine Ausnahme, und so lehnte er den liberalen Gedanken des bloßen Milizsystems für Preußen in seiner langhingestreckten Mittellage und ständigen Kriegsbedrohung vollends ab. Diese Gedankengänge, die sich am Versagen der Landwehr bei ihrer Mobilisierung 1848 bis 1850 als richtig erweisen sollten, verschärften sich in seinem Alter, als der Nachklang der Stimmung von 1813 immer dünner wurde, in den dreißiger Jahren nach der Julirevolution geradezu wieder zu einer Ablehnung der allgemeinen Wehrpflicht überhaupt und einer Verteidigung des altpreußischen Berufsheeres mit Kantonsystem und Söldnern; dessen Zusammenbruch 1806 schob er ja auf Fehler und Schlaffheit der bürokratisch-philanthropisch gewordenen Führung.

Wie er aber stets ein Niederwerfungsstratege war und den Krieg nicht als totes Schachspiel nach ausgeklügelten Ermattungskombinationen betrachtete, wie er Paradedrill und Methode nicht überschätzte, sondern mit beherztem Wirklichkeitssinn die Kavallerie nicht auf „Ruhe und Richtung", sondern auf das „Ungestüm, um unwiderstehlich einzubrechen", abstellte, so deutet er doch über die spätfriderizianischen Offiziere wie Ferdinand von Braunschweig und auch Rüchel hinaus zwar weniger auf die Idealisten der Befreiungskriege als auf Roon. In dessen Heeresreform fanden Marwitz' Wünsche nach Vergrößerung des mit falscher Sparsamkeit behandelten Linienheeres, seine unbefangene sachliche Zweckrichtung, sein Wille zur preußischen Großmacht und dementsprechend seine staatliche Auffassung des Heeres als Waffe dieser Politik, die auch 1866 in den von ihm prophetisch vorgesehenen unvolkstümlichen Krieg nicht versagte, ihre Erfüllung. Und sein friderizianisches Ideal des Offizierkorps als fest geschlossene, auf dem Kriegeradel und seiner Standesehre vor allem beruhende „altpreußische Kameradschaft" wurde gegenüber dem Bürgertum von 1848 in modern-fachmäßigerer Form wiederaufgenommen.

*

Den Sinn des preußischen Adels als staatstragender Führerauslese durch seine Erneuerung um Preußens willen zu erhalten, ist das innerste Anliegen von Marwitz' innerpolitischem Wirken. Durch die Stein-Hardenbergsche Bauernbefreiung glaubte er diesen Sinn des Adels und damit das preußische Staatsgefüge überhaupt zerstört. So wurde er mit dem Grafen Finckenstein zum Vorkämpfer des Adels gegen diese Gesetzgebung. Er stand in diesem Kampfe zusammen mit der „Christlich-Deutschen Tischgesellschaft" und den „Berliner Abendblättern", die Kleist herausgab. Zum Unterschied von der Mehrzahl seiner Standesgenossen, die vom wirtschaftlichen Interessenstandpunkt aus Einzeländerungen herauszuschlagen versuchten, stellte sich Marwitz auf den Boden des Rechts, das er durch Hardenbergs Finanzedikt (Oktober 1810) ohne alle Verhandlungen mit den Landständen verletzt sah. Marwitz würdigte die Notlage des Staates, der neue Steuererträge zur Kontributionszahlung an Frankreich brauchte, und er sah die „schändlichste Selbstsucht, die allereingeschränktesten Ansichten" mancher seiner Mitstände, die gar nichts bewilligt hätten. Aber er verlangte, daß die Stände nach ihrem alten Vertragsrecht der von der Regierung nach den Staatsbedürfnissen festgesetzten Summe und auch der Ablösung ihrer Rechte zustimmen dürften; in Hardenbergs einseitiger Auferlegung sah er bürokratische Willkür, die den Staat zu einer „indischen Pflanzung" mache, „wo die Sklaven zur Arbeit getrieben werden". Der schneidend scharfe Ton seiner „Letzten Vorstellung der Stände des Lebusischen Kreises an den König" wurde als Rebellion angesehen und trug ihm und Finckenstein fünf Wochen Haft auf der Festung Spandau ein. Mag sich auch der altadlige Frondeur in Marwitz zumal gegen den von ihm verachteten Friedrich Wilhelm III. noch einmal geregt haben, so war es doch trotz des Ausgangs des Kampfes von dem Geldbewilligungsrecht, dem alten Hauptanspruch der Landstände, nicht der Gedanke des dualistischen Ständestaats mit seinen beiden gleichsam selbständig sich gegenüberstehenden Mächten, Stände und Staat, der ihn erfüllte, sondern in den ständischen Formen die Auffassung des Staates als lebendigen Gemeinwesens, als eines Ganzen mit „Staatsbürgern", zu denen er den König, den Edelmann, den Bürger und den Bauern in Beziehung aufeinander rechnete.

Der Staat war für Marwitz nicht ein naturrechtliches Vertragsgebilde, das von den einzelnen zum Zweck ihres Glücks mit Einsetzung eines Königs als des höchsten Wohlfahrtsbeamten errichtet wurde, sondern an die natürliche Ordnung der ursprünglichen väterlichen Gewalt schlossen sich, als Ungerechtigkeit unter den Menschen aufkam, die Schwächeren zu ihrem Schutz an. Es ist die alte lutherische Auffassung vom Staat als Anstalt zur Bändigung menschlicher Bosheit und zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Gerechtigkeit. Aber in Marwitz' staatlicher Gesamthaltung, der seine Theorie nicht ganz nachkam, ist sie durchdrungen von dem Gefühl für die außenpolitische Machtfunktion und Ehre des preußischen Staates als schlechthin verpflichtende Werte. Auch

Marwitz kannte die Seite des Staates, die ihn zu einem Interessenzusammenhang macht, aber im Gegensatz zur Aufklärung und zur Französischen Revolution ging er nicht vom konstruierten Einzelmenschen aus, der sich aus Trieb und Verständigkeit mit den anderen zusammentut, sondern vom konkreten Menschen, der in bestimmten natürlichen und geschichtlichen Lebenszusammenhängen und Ordnungen stets verwurzelt ist. Marwitz erkannte, daß die Auffassung des Menschen als trieb- und verstandesmäßigen Einzelwesens den Staat dem Interesse des Augenblicks ausliefern müsse, da alle das Einzelleben auch zeitlich übergreifenden Bindungen dann fehlten. So sah er Willkür, Wechsel und Umsturz als Folge dieser atomisierenden Auffassung, die ja in der Tat später in der Bestimmung der Staatsnation als „plébiscite de tous les jours" ihren schärfsten Ausdruck fand. In den „Zank- und Deliberierversammlungen" der Parlamente wirkte dieser Geist sich aus. Durch die Teilhabe an bindender Gemeinschaft dagegen sah Marwitz wesenhafte Dauerinteressen des Menschen gegeben, und sie fanden in den Ständen und Korporationen wie etwa den Zünften ihren Niederschlag, die, durch festen Zusammenschluß in sich und durch Schranken gegeneinander geschieden, zugleich die Nahrung ihrer Angehörigen und die Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Aufgabe für das Staatsganze sicherten.

Die friderizianische strenge Trennung der Stände, die jeden Stand auf seine Staatsaufgabe spezialisierte, wollte er erhalten wissen; das Staatsbürgertum suchte er in stärkerer staatlicher Lebendigkeit der Stände durch Belebung der landständischen Einrichtungen und der Selbstverwaltung. Das Bürgertum war ihm der andere Stand neben dem Adel. In Anlehnung wohl an Adam Müller sah er sich ergänzende, notwendige Gegensätze in den beiden Ständen, dem ackerbauenden und dem gewerbetreibenden, verkörpert, nämlich das „Unbewegliche und Dauernde" und das „Bewegliche, den raschen Erwerb". Er dachte dabei nicht ursprünglich aus der Begriffswelt der romantischen Staatstheorie, Burkes und später der französischen Traditionalisten, heraus, sondern die Gedankengänge dieser Schriftsteller halfen ihm nur dazu, seine eigenen haltungsmäßigen Einsichten zu klären und auf Generalnenner zu bringen. Die Ausgestaltung der adeligen Haltung zu bewußtem konservativem Denken ist ja überhaupt erst das Ergebnis ihrer Anfechtung durch den „allerliebsten Zeitgeist", während sie bis dahin in unbekümmertem, überkommenem Sein in sich ruhte. Nur in ständischer Einordnung und nicht in schrankenlosem Überwuchern wollte Marwitz das Prinzip des Bürgertums im Staatsganzen gelten lassen. Mit ebenso scharfem wie abwehrendem Blick erfaßte er den Zusammenhang zwischen aufklärerischem Staatsdenken und bürgerlich-kapitalistischer Wirtschaftsgesinnung, die alle natürliche und gewordene menschliche Ordnung von dem einen abstrakten Prinzip der wirtschaftlichen Erwerbssteigerung aus umstürzte. So faßte er die Aufhebung des Unterschiedes von Stadt und Land durch Hardenberg auf, die den Boden völlig dem freien Spiel der Kapitalkräfte überließ und auf diese Weise

höchstmögliche Ertrags- und Steuersteigerung zu erreichen glaubte; aber auch schon das Wirken Steins, der vor allem an die politische Leistung des durch Aufhebung der Erbuntertänigkeit und Bodengebundenheit nun entstehenden freien mittleren Bauerntums gedacht hatte, verurteilte Marwitz einseitig als „den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum, der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung, des (eingebildeten) Nutzens gegen das Recht, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft, des Individuums gegen die Familie, der Spekulanten und Comptoire gegen die Felder und Gewerbe, der Bureaus gegen aus der Geschichte des Landes hervorgegangene Verhältnisse, des Wissens und eingebildeten Talentes gegen Tugend und ehrenwerten Charakter."

Denn die Überschätzung des Wissens, die sich aus dem verstandesmäßigen Zweckdenken der bürgerlichen Aufklärungskultur ergab, betrachtete er mit besonderer Sorge. Er erkannte das liberal-staatsfremde Wesen dieser reinen Wissenserziehung, die vom Handeln und der Erfassung des Augenblicks, wie sie in Staatsangelegenheiten nötig sei, ablenke. Immer wieder wies er darauf hin, daß für das Staatsleben Charakter und Betragen über Wissen, Mut über Klugheit, Ehrgefühl über Vorteil gestellt werden müßten; an der englischen Erziehung fand er bestätigt, „daß große Männer nicht gebildet werden durch gelehrten und vielseitigen Unterricht, sondern durch die Ordnung und Disziplin ihrer Jugend". So erkannte er mit aller Schärfe, daß die Bürokratie, die auf Prüfungen und Wissensanwendungen beruhte, keine politische Auslese sei. Und man denkt an Bismarcks politischen Werdegang, wenn Marwitz die Frage: „Wen zu berufen?" dem Aszendieren aus dem nächstuntergeordneten Posten in den nächsthöheren entgegensetzt. Seine Urteile über die eigentliche Intelligenzschicht des höheren Bürgertums sind von oft sehr verallgemeinernder Einseitigkeit, aber sie erfassen richtig, daß die alte heilige Kraft der Herzen bei den Klassen, die von Spekulation, Handel und Industrie leben, besonders gefährdet ist. Auch die Befähigung zum Offiziersdienst sprach Marwitz mit solchen Erwägungen dem Bürgerstand ebenso weitgehend ab, wie er sie dem Adel von seinem kriegerisch-ritterlichen Ursprung her zwar nicht mehr wie Friedrich der Große als ausschließliches Vorrecht, aber als besondere Aufgabe zuwies und mit seiner Standesehre verknüpfte. Denn „Art läßt nicht von Art — vom Vater werden weit mehr Eigenschaften auf den Sohn vererbt, als die neuen Philosophanten und Sophisten zugeben wollen." Marwitz sah hierin für den preußischen Adel ebenso richtig, wie er die kriegerischen Erbeigenschaften aller Schichten des deutschen Volkes, die auch durch alle Überdeckungen wieder hindurchbrechen, unterschätzte.

Die Grundlage auch von Marwitz' Adelsidee bilden die in diesen Jahrzehnten, da der Adel fragwürdig wurde, oft abgewandelten Gedanken Montesquieus vom Adel als Mittelstand zwischen Monarch und Volk und Justus Mösers



Friedrich Auguſt Ludwig von der Marwitz
Tuſchzeichnung von Franz Krüger, 1827. Schloß Friedersdorf in der Mark



Joſeph Görres
Gemälde von Joſeph Settegaſt, 1838. Niederaudorf, von Jochner

vom Zusammenhang der politisch-ständischen Freiheitsrechte mit dem Grundbesitz. Die Vorrechte des adligen Mittelstandes, die die Reformen beseitigen wollten, verteidigte er damit, daß die Abhebung des Adels vom übrigen Volk ihn mit den monarchischen Interessen verbinde und zur Teilung und Beherrschung der Massen geeignet mache. Bloße Vorzüge genügten dazu nicht, sondern durch Vorrechte müsse er zu einem Stand zusammengeschweißt sein. In diesem Herrengefühl traut Marwitz der Menge bei Aufhebung der Erbuntertänigkeit nur „äußerste Zuchtlosigkeit und gefährlichste politische Irreligiosität", Faulheit und Sittenlosigkeit zu, und diese Gedanken werden im Alter und in der Restaurationsepoche immer härter. Sein Geschichtsbewußtsein geht nicht bis auf die Stufe der altgermanischen Bauernfreiheit zurück, wie bei dem Niedersachsen Justus Möser und bei dem Bauernsohn Arndt, sondern es ist brandenburgisch und reicht nur bis zur kolonisatorischen Unterwerfung des Landes durch Albrecht den Bären und den Adel. Die Bauern aber, die ja bei der Landnahme ihre Hufen zu Erbzinsrecht erhielten, sah Marwitz als „Knechte" von altersher an, die ebensowenig einen Stand bildeten wie im Bürgertum die „Lohndiener oder Gesellen", sondern vom Adel mit repräsentiert werden. Es ist gleichsam ein preußisches Gegenstück zu Mösers sächsischer Geschichtsauffassung. Auch für Marwitz besteht die „Nation" aus den „Besitzenden", nämlich vor allem den Landbesitzern, unter denen der König der größte Grundherr ist; seine Verbeamtung durch Domänenverkauf und Zivilliste war er geneigt, als eine besondere Tücke des Ordens der Bürokratie anzusehen, ebenso wie später Bismarck sie für unvornehm hielt. „Der Grundbesitz ist es, der am festesten an den Staat kettet, der Kaufmann aber ist der, der sich in allen Staaten gleich wohl befindet." Der Adel aber „soll den Grund und Boden besitzen und eben darum ihn verteidigen, eben darum eine entscheidende Stimme haben in Landesangelegenheiten".

Denkt Marwitz über den Bauern feudal-herrschaftlich, so greift seine Idee des Adels auf das germanische Bauernkriegertum in seiner Gleichsetzung von Freiheit und Gemeinschaftsverpflichtung zurück. „Der ganze Adel sei nun geborener Soldat" — das Adelsgut aber soll die wirtschaftliche Grundlage für die Geschlechterfolge bilden, in der soldatische und vaterländische Eigenschaften fortgeerbt werden. So denkt Marwitz in seinem Reformplan daran, daß der Adel sich aus Bürgern und Bauern ergänzen solle, die sich im Kriege ganz besonders ausgezeichnet hätten, aber jeder müsse zugleich Stifter einer neuen adligen Familie sein und lohnendes Grundeigentum erhalten. Der Adel soll also trotz seiner Vorrechte keine abgeschlossene Kaste sein, sondern sich aus dem besten Blute des Volkes ergänzen und mit dem Volke in Wechselwirkung stehen; dazu soll auch das Erbrecht verhelfen, das nur dem ältesten Sohn den Adel verleiht, die jüngeren aber in den Bürgerstand zurücktreten läßt. Wie Mösers und Steins Gedanken über den Adel knüpfen auch Marwitz' Reformideen an diesen englischen Brauch an, der den Adel dem germanischen Volksadel

wieder anähnelt; viel schärfer aber als Stein mit seiner Forderung der Leistung des Adels für das gemeine Beste stellt der Altpreuße den Adel auf kriegerische Bewährung.

Es ist im notwendigen Zusammenhang dieses Ideals gegeben, daß auch der Grundbesitz dieses auf Dauer gerichteten Erbadels wieder — abgesehen von dem feudalen Zubehör der erbuntertänigen Bauern — die Eigenschaften des germanischen Erbhofes gewinnt. „Sein Grundeigentum muß unverschuldbar und unverkäuflich sein, damit er es nie verliere und von der Nation sich losreißen könne — woraus wiederum folgt, daß dieses unverschuldbare, unverkäufliche Grundeigentum nun auch unteilbar vom Vater auf einen Sohn, und nicht auf alle Kinder übergehen muß." Vor allem von diesem Grundgedanken her kämpft Marwitz wie Adam Müller gegen das römische Recht und seinen individualistisch-materialistischen Charakter. „Dieses Römische Recht, ausgearbeitet zur Zeit des Verfalles des Römischen Reiches ... kannte nur Vermögen überhaupt, und vorzüglich Geldvermögen (da im römischen Reich der Ackerbau, als bare Nutzung, durch Sklaven betrieben wurde), Teilung desselben, Erbschaft, Vermächtnis, Ehestiftung, Vertrag und dergleichen."

Vor allem in dieser Linie liegt auch Marwitz' Kampf gegen die Hardenbergschen Reformen. Denn mag er auch an die volle Verwirklichung seines strengen Ideals vom Adel nur in den harten, auf Entscheidung gestellten Jahren vor 1813 gedacht haben, da auch Gneisenau Feiglinge vom Adel ausschließen wollte, so ist sie doch als letzter Quell seiner Urteilsbildung über den Adel immer spürbar. Es war für den ganz in der Wirklichkeit des preußischen Staates stehenden Brandenburger trotz aller Enttäuschungen an seinen Standesgenossen doch der bestehende preußische Adel, dem er eine solche Erneuerung zu „wahrem Adel" zutraute. Durch Hardenbergs Reformen sah er nun jene Entwicklung des Gutsherrn zum bloßen Landwirt, die schon mit der Herabdrückung des Adels durch die Fürsten zur politischen Bedeutungslosigkeit eingesetzt und vor allem seiner Ansicht nach den Zusammenbruch von 1806 herbeigeführt hatte, zu Ende geführt.

Als Ergebnis der Mobilisierung des Grundeigentums befürchtete er die Senkung des Wertes der Güter und ihren Übergang in die Hände jüdischer Spekulanten, so daß „unser altes ehrwürdiges Brandenburg-Preußen ein neumodischer Judenstaat" werden würde, aber er erkannte auch die Gefahr, die den nun freien Bauern vom rein wirtschaftlich eingestellten Gutsbesitzer selbst drohten; „jeder reiche Gutsbesitzer konnte sie jetzt auskaufen und fortschicken", zumal durch die Teilbarkeit kleinste, lebensunfähige Wirtschaften entstanden; auch für die bäuerlichen Güter forderte er das Anerbenrecht. Und da mit dem Wegfall der Dienste der Bauern auch der Schutz des Gutsherrn, „der bei ihrer Erhaltung interessiert und dazu verpflichtet ist", aufhörte, so mußte hieraus und aus der Beseitigung der Zunftschranken durch die Gewerbefreiheit die „bisher unbekannte Klasse der Heimatlosen, der Proletarier" entstehen, deren Gefahr

als „Werkzeuge des Aufruhrs" Marwitz früh klar wurde. Hinter alledem aber erblickt er die „europäische Geldoligarchie, welche eigentlich die Staaten beherrscht".

So sah er die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts bis 1933, soweit sie sich aus dem Bodenkapitalismus ergab, in den Grundlinien mit außergewöhnlicher Schärfe voraus. Trotzdem aber waren die Reformer ihm in der einen und damals notwendigsten Grundeinsicht überlegen, daß der feudal-absolutistische Staat seinem Wesen nach nicht mehr genügte, um die lebendigen Kräfte des Volkes auszuwerten und zu politischer Schlagkraft zu ordnen; Erbuntertänigkeit war auch bei so vornehmem patriarchalischem Verpflichtungsgefühl, wie Marwitz es besaß, nicht mehr als Prinzip der Volksordnung möglich. Wohl lebte Marwitz in deutsch-genossenschaftlichen Gedanken; wie Stein und wie Bismarck fühlte er sich zum englischen Staatsleben hingezogen und setzte er die ständische Selbstverwaltung aus den konkreten Lebenserfahrungen der altangesessenen Grundbesitzer gegen den Zentralismus der doktrinären, lebensfremden Bürokratie; er sah wohl ihre Gefahren richtig, aber er verkannte auch ihre Notwendigkeit für die Bildung eines straff durchgeordneten Großstaates. Sein genossenschaftliches Gemeinschaftsgefühl aber bezieht sich doch nur auf das oberste Stockwerk des Staates; die Grundlagen konnte er sich ohne herrschaftliche Verfassung nicht denken. Gerade in dieser reaktionären Haltung allerdings steckte wieder die richtige Erkenntnis, die er deutlicher als die Reformer, auch als Stein, hatte, daß durch bloße Lösung von Bindungen im Vertrauen auf sittliche Selbstbestimmung noch keine neue und lebendige Einordnung der Bauern in den Staat erreicht werde und daß vor allem die Erweckung wirtschaftlichen Lebens und wirtschaftlicher Tüchtigkeit noch keineswegs auch die Bildung neuer politischer Aufbaukräfte zu bedeuten brauche. Diese Hoffnung, die vor allem Hardenberg bei der Bauernbefreiung leitete, sah Marwitz auch sonst in dessen Reformwerk wirksam, vor allem in dem Glauben an das neue Steuersystem, von dem der Staatskanzler „die Rettung und das Wiederaufblühen des Staates" erwartete. Für Marwitz war nicht der Mangel des Geldes, sondern der der Gesinnung die Ursache des Sturzes, so „daß uns also nicht mit Reichtum, sondern nur mit Gemeinsinn zu helfen" ist. Besonders in der an großer Politik armen Zeit nach 1815 neigte er wohl allzu sehr dazu, als politischen Gemeinsinn schon den Geist der ständischen Selbstverwaltungspraxis aus dem wirtschaftlich-gesellschaftlichen Interessengefüge heraus anzusehen; das Amt des Landtagsmarschalls des brandenburgischen Provinziallandtages von 1827 bis 1831 war sein letztes politisches Wirkungsfeld. Friedrich der Große hatte den Adel doch mehr zu soldatischem Opfergeist und gutsherrlich-verwaltender Autorität und Fürsorge als zu großer politischer Führerschaft und Entscheidung erzogen; diese behielt sich der absolute Herrscher vielmehr selbst vor und wollte sie weder der Bürokratie

noch dem Adel überlassen. Dieser erhaltende und beharrende Zug des Adels äußerte sich auch bei Marwitz zuweilen in jener organisch-konservativen Ideologie des Werdens, die sich aus dem Gegensatz zum künstlichen Machen des fortschrittlichen Zeitgeistes gebildet hatte, aber dem sonst von ihm so tief mitgelebten Prinzip der preußischen Großmachtpolitik widersprach, so wenn er etwa allzu zähe an allen Zufallsüberresten der alten Kreis- und Territorialbildungen gegenüber der großstaatlichen Vereinheitlichung festhalten wollte. Aber auch in diesem Fall stellte er in den Vordergrund, daß die Idee Preußen nicht durch solche bürokratischen Zweckmäßigkeiten geschaffen werde, sondern in der Gesinnung verankert sein müsse. Mit diesem Ausgang von der erst Lebenssinn verleihenden Idee ordnet sich auch Marwitz in den reichen Zusammenhang der deutschen Geistesbewegung seiner Zeit ein; niemand trägt so wie er in ihr vielstimmiges Konzert den eigentlich preußischen Ton hinein. Sein niemals aufgegebener Kampf für politische Gesinnung und Ehre vor aller wirtschaftlichen Wohlfahrt, wissenschaftlichen Klugheit und technischen Zweckmäßigkeit verleiht der Gestalt des Altpreußen bei allen Standes- und Zeitschranken überzeitliche Vorbildlichkeit.

Joseph Görres

1776–1848

Von

Hans Kern

Joseph Görres gehört zu den gewaltigsten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, zu jenen Führergestalten der Nation, die nicht nur für die Zeit, in der sie lebten, eine richtungweisende Bedeutung gehabt haben, sondern ihre prägende Kraft immer wieder von neuem bewähren. Es ist nicht leicht, dem Wesen dieses universalen Menschen, in dem, wie Jean Paul meinte, „viele Männer" steckten, gerecht zu werden. Görres war ein Denker von sehr bedeutenden Ausmaßen, aber kein Gedankensystematiker; er verfügte über eine ungeheure Bildkraft der Sprache und schrieb vielleicht die glühendste deutsche Prosa des neunzehnten Jahrhunderts. Dennoch war er kein „Dichter". Als Forscher nahm er ebenfalls einen hohen Rang ein, doch war er entschieden kein „Gelehrter" im schulmäßigen Sinne. Ebensowenig kann man ihn ohne weiteres den Theologen beizählen oder in die Reihe der Staatsmänner stellen. Manche nennen ihn einen „Publizisten", aber damit ist erst recht nichts gesagt. Was er also gewesen ist, soll nicht in eine ärmliche Formel gepreßt, sondern durch einen Überblick über sein Leben und Wirken deutlich gemacht werden.

Görres wurde am 25. Januar 1776 zu Koblenz, der kurtrierischen Residenzstadt am Rhein und an der Mosel, geboren. Der Geist der heimischen Landschaft hat an ihm zeitlebens seine formende Macht bewiesen. Görres bekannte: „Als ich erwachte aus dem ersten leichten, traumvollen Schlummer, in den ein wohltätiger Geist die Jahre unserer Kindheit gewiegt hatte, da war es die schöne Natur, die zuerst mein erwachendes, aufblühendes Gefühl beschäftigte. Oh, es waren schöne Tage, die ich auf einem Hügel am Ufer der Mosel verlebte, diese Tage der höchsten Reizbarkeit, der lebendigen Empfindung, des unschuldigen Genusses." Weit über die Hälfte seines Lebens hat Görres am Rheine zugebracht. Ihm galt, wie die Briefe des jungen Enthusiasten an seine Braut und die sehnsüchtigen Geständnisse des Verbannten beweisen, seine unauslöschliche Liebe: „Ich teile mit allen Rheinländern von gutem Schlag eine Schwachheit, die doch keine ist: die große Anhänglichkeit an den Boden, der sie hervorgebracht, und den Strom, an dessen Ufern sie genistet haben. Dieser Rhein fließt wie Blut in unser aller Adern, und ich selbst gedeihe nicht recht, wo ich seine Luft nicht wittere."

Joseph Görres, das älteste unter neun Kindern des Holzhändlers Moritz Görres und seiner Gattin Helene Therese, einer geborenen Mazza, zeigte schon früh die rheinische Lebhaftigkeit und Aufgeschlossenheit für alles wahrhaft

Lebendige. Das von seiner Mutter stammende italienische Blut hat noch ein Übriges dazu getan. Kein Wunder, daß ihm auf dem Koblenzer Gymnasium der langweilige Grammatikbetrieb nach Gottscheds Richtlinien auf das äußerste zuwider war. „Ich habe noch jetzt mein Wohlgefallen daran", schrieb Görres 1819 an Jakob Grimm, „daß ich in der Schule nie mit einem Aug' in den Gottsched und später in den Adelung gesehen, es kam mir zu abgeschmackt vor, noch einmal aus dem Buche zu lernen, was ich schon kenne, und ich band einmal im Zorn meinen Gottsched der vielen Pönitenzen wegen, die er mir zugezogen, an einer Schnur ans Bein und schleppte ihn hinter mir über die Straße zur Schule, wo er denn mit jämmerlich zerfetztem Lederkleidchen ankam."

Der junge Görres lernte außerordentlich leicht, besonders Sprachen. Seine Lieblingsfächer waren Geschichte und Erdkunde; mit den Naturwissenschaften (Anatomie, Physik, Astronomie, aber auch Astrologie) beschäftigte er sich ernst und gründlich auf eigene Faust. Er experimentierte daheim in der Dachkammer mit einer eigenen elektrischen Maschine, und zwar so ungehemmt, daß die Funken zum Fenster hinaussprühten und die Nachbarschaft in große Aufregung geriet. Görres war ein sehr eigenwilliger Schüler, auf den die „Autorität" der Lehrer (es waren „aufgeklärte" Jesuiten) keinen besonderen Eindruck gemacht hat. Recht charakteristisch ist daher das Zeugnis, das er 1789 als Dreizehnjähriger beim Verlassen der vierten Klasse erhielt: „Felicissimum ingenium, diligentia ingenio non satis congrua, progressus satis magnus, mores pueriles."

1793 ging Görres vom Gymnasium ab; er wollte in Göttingen Medizin studieren. Es kam indessen nicht zur Verwirklichung dieser Pläne, denn weit stärker noch als die wissenschaftlichen Neigungen waren seine politischen Leidenschaften. Er sah den unaufhaltsamen Verfall des alten deutschen Reiches, die unerfreulichen Zustände an den Fürstenhöfen, die Verwilderung der Sitten in der „Pfaffheit", die rücksichtslose Bedrückung des Volkes durch den fürstlichen und geistlichen Despotismus. Besonders abstoßend wirkte auf ihn das Treiben der französischen Emigranten, die Koblenz in ein zweites Versailles verwandelt hatten. Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß Görres sich die Ideen der französischen Revolution mit Begeisterung zu eigen machte. Ähnlich war es Klopstock, Schiller, Stolberg, Kant, Fichte und Forster ergangen. Neben Rousseau und Condorcet beeinflußten vor allem Kant und Fichte den jungen Görres nachhaltig. Er war jedenfalls der festen Überzeugung, daß die Menschheit in stetem Fortschritt begriffen und zur Verwirklichung des Ideals der Humanität berufen sei. In seiner zumal an Kant anknüpfenden Schrift „Der allgemeine Frieden, ein Ideal" (1798) gab er seiner Sehnsucht nach einem ewigen Frieden in einer universalen Menschheitsrepublik beredten Ausdruck. Görres hat selbst den gewaltigen Eindruck geschildert, den die Ereignisse in Frankreich bei ihm hervorriefen: „Freiheit, Völkerwohl, Heil der Menschheit, welche Funken für ein nur einigermaßen warmes Gefühl! Wie sehr mußten sie einen Sinn exaltieren, der so empfänglich

für alle Eindrücke der Art war." Die Welt erschien „im lichten Morgensonnenglanze, alle Gefühle und Kräfte brausten durcheinander, mir war so wohl, eine lachende Zukunft erfüllte meine Seele, ich jubelte laut auf vor innigem Vergnügen". Görres glaubte zu erkennen, daß sich überall auf der ungeheuren Fläche Europas die Umrisse eines politischen Systems entwickelten, das schließlich die ganze Menschheit umfassen würde; er sah, wie der „Geist der Zeit" sich „fressend wie das schärfste chemische Menstruum" über die „gotischen Formen der Vorwelt" hingoß, um sie unter Brausen und Schäumen aufzulösen.

Als Koblenz mit dem gesamten linksrheinischen Gebiet unter die Herrschaft der französischen Revolutionsregierung kam, schloß sich der noch nicht zwanzigjährige Görres den neuen Männern vorbehaltlos an. Nicht den Franzosen zuliebe, sondern um der erhofften neuen Menschlichkeit willen. Er sah damals in Frankreich das erste Land, in dem „Freiheit" und „Vernunft" überwältigend zum Siege gekommen waren, und aus eben dem Grunde trat er für die Gründung einer unabhängigen „cisrhenanischen Republik", ja, für den Anschluß der Rheinlande an Frankreich ein.

1797 trat der enthusiastische Jüngling mit dem rötlichen Haar dem Kreise der rheinischen „Klubbisten" bei, die unter dem mehr oder minder offenen Schutze des Generals Hoche die Loslösung der Rheinlande in die Wege leiten wollten. Am 14. September hielt er auf dem Koblenzer Paradeplatz unter dem neu errichteten Freiheitsbaume, einem mit der roten Jakobinermütze gekrönten, bekränzten und bewimpelten Maste, umgeben von Gesinnungsgenossen und französischem Militär, seine erste öffentliche Rede. Weitere Reden folgten und erregten durch ihre leidenschaftliche Glut und mitreißende Sprachgewalt allgemeines Aufsehen. Görres beherrschte nicht nur alle Register der Redekunst, er warf Brände in die Phantasie seiner Hörer. Zumal die Reden über den Fall von Mainz und den Untergang des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation schlugen wie Blitze ein. 1798 eröffnete er mit der von ihm gegründeten Zeitschrift „Das Rote Blatt" (und nach deren Verbot mit dem „Rübezahl") seine publizistische Tätigkeit. Als erstem unter den Deutschen war ihm der Sinn für die ungemeine Bedeutung der öffentlichen Meinung als einer scharfen, politischen Waffe aufgegangen. Die „Publizität" war für Görres „der mächtige Hebel, der das Geisterreich in Bewegung setzt. Den Bösewicht, den das Schwert des Gesetzes nicht erreicht, den prangert sie unbarmherzig; ihr Falkenauge dringt durch alle Nebel von Vorurteilen und entlarvt das Verbrechen und gibt es dem öffentlichen Hohne preis; sie macht gute oder schlimme Grundsätze allgemein gängig, je nachdem sie sich in guten oder schlimmen Händen befindet". Die Zeitschrift oder Zeitung, wie Görres sie auffaßte, war kein bloßes Nachrichten- und Unterhaltungsblatt, sondern ein ausgesprochenes Mittel des politischen Kampfes. Für sich selbst legte er dabei das Gelöbnis ab, daß Unparteilichkeit, Wahrheitsliebe und Furchtlosigkeit die ihn allein leitenden Motive sein würden. Mit ganz besonderer Meisterschaft behandelte

Görres in seinen Blättern die Form der Satire; er bekämpfte nicht nur die absolute Monarchie, sondern auch die Geistlichkeit und alle übrigen Widersacher der Aufklärung mit beißendem Hohn und Spott. Auch das rhapsodische Moment, das zumal seinen späteren Stil kennzeichnet, jener Feuerwirbel der Bilder und Worte, das übermächtig Strömende der Satzgebilde, wird in seinen ersten Aufsätzen bereits unverkennbar deutlich.

„Ewiger Krieg allen Spitzbuben; die Hand dem tugendhaften Manne!" Als der entflammte Herausgeber des „Roten Blattes" damit Ernst machte, die argen Korruptionen der französischen Verwaltungen im Rheinland mit derselben Schonungslosigkeit zu entlarven, mit der er gegen die Feinde der Revolution zu Felde gezogen war, mußte er sich bald genug gegen den Vorwurf verteidigen, er habe seine Ansichten geändert und greife die Franzosen aus — Nationalhaß an! Jedenfalls ging Görres 1799 als Führer einer Koblenzer Abordnung nicht nur, um den Anschluß der Rheinlande an Frankreich zu befürworten, nach Paris, sondern zugleich, um der französischen Regierung die Beschwerden der rheinischen Bevölkerung über militärische und zivile Bedrückungen und Mißstände vorzutragen. Welchen Eindruck mußte da auf Görres die unabweisbare Erkenntnis machen, daß im Ursprungslande der Revolution dieselbe, ja, eine noch weit größere Mißwirtschaft und Tyrannei herrschte! Auf dieser Reise sah er so gründlich hinter die Kulissen der Revolution, daß der Traum seiner Jugend von einem neuen Zeitalter der Völkerbeglückung rasch verflog. Görres kam gerade zu der Zeit nach Paris, als Napoleon die Macht an sich zu reißen im Begriffe stand. Die von Görres bejubelte „Freiheit" sah dem von ihm so leidenschaftlich befehdeten Despotismus verzweifelt ähnlich. In seiner Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris" (1800) schilderte er den Sumpf der französischen Revolution und gab seiner grausamen Enttäuschung unverhohlenen Ausdruck. „Es ist schrecklich, an die Stelle des herrlichen Monumentes, das auf alle Folgezeit berechnet schien, jetzt den pestilenzialischen Sumpf, in dem Molche und Kröten sich durch den stinkenden Schlamm hindurchwinden, getreten zu sehen ... Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich das Frankenvolk in die Region einer höheren Bestimmung, es tat Großes, leistete, was es vermochte, aber gewaltsam herabgerissen von der Zeit und seiner inneren Natur, erreichte es nicht das Ziel, dem es entgegenstrebte." Mit der Abwendung vom Kosmopolitismus hängt nun bei Görres die durch Herder genährte Erkenntnis der unvertauschbaren Eigenlebendigkeit des deutschen Volkes auf das engste zusammen. Es gibt keine „Freiheit" schlechthin. Es gibt für jedes Volk eine arteigene Freiheit! Görres bekennt in den „Resultaten": „Ihre (der Franzosen) Freiheit kann nie jenes hohe reine Wesen sein, das in nackter Einfalt, ungeschmückt und einfach vor unserem innern Sinne strahlt, nein, in Seide und Gazen muß sie sich hüllen, von der Mode des Tages aufgeputzt, muß sie einhertreten, von dem glänzenden Zirkel ihrer ersten Anbeter umringt; mit ihren Reizen soll sie spielend wuchern, mit den Feuerrädern ihres

erborgten Glanzes soll sie die blöden Augen blenden, mit Kokettendespotismus über feile Sklaven herrschen ... die Freiheit des Teutschen hingegen soll eine Madonna sein, mit liebevoller Güte soll sie ihren Segen und nichts als Segen spenden; nicht Glanz und Tand und Flitter soll sie umstrahlen, nur Liebe aus ihr sprechen; an ihrem Busen sollen ihre Kinder Wohlsein saugen und in ihrer Gabenfülle sich sättigen."

Von einer Verschmelzung der Rheinlande mit Frankreich war künftig bei Görres keine Rede mehr. Er hatte, ähnlich wie Arndt, erkannt, daß der Rhein nicht die Grenze Deutschlands sein darf, weil er die Herzader der deutschen Nation ist. „Eine tiefe Kluft sieht der Beobachter zwischen dem französischen und dem teutschen Nationalcharakter befestigt ...; eine natürliche Grenze ist zwischen beide gezogen ... Sprache und Nationalgeist und Sitten und Gesetze, insofern letztere von den ersteren abhängig sich herleiten, setzen sich also mächtig einer Verbindung beider Völker entgegen; die Weinreben des Rheins und die Orangen des Südens gedeihen nicht unter der nämlichen Sonne, sie schied die Natur, und was die geschieden wissen will, vereint sich nicht leicht wieder!" „Die wahren Grenzen sind nicht an Berge und Wasser gebunden, sondern laufen durch die Völker, da wo die Scheiden der Sprache, Sitten, Gesinnungen und Gemütsanlagen sind."

Nach der Rückkehr von Paris heiratete Görres seine Jugendgeliebte, Katharina von Lassaulx, und erhielt in Koblenz eine bescheiden besoldete Anstellung als Gymnasialprofessor an eben der Schule, die er einst als Schüler besucht hatte. Politisch bedeutete seine Absage an die französische Revolution und die Aufklärung übrigens keine Rückkehr zum Ancien Régime. Görres suchte jenseits von Republikanismus und fürstlichem Absolutismus nach neuen politischen Zielsetzungen. Er fand sie durch seinen Anschluß an die deutsche Romantik.

*

In den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende war Görres vornehmlich als Forscher und Denker tätig. In sich selbst „zusammengekugelt wie ein Igel" hatte er sich von der Gegenwart abgewandt, um nunmehr im Geiste alle Zeiten und Völker zu durchwandern und die weiten Gebiete der Wissenschaft im Sturmschritt zu durchmessen. Mehr und mehr zeigte er einen so eigenen Wuchs und eine so gewaltige Gedankenkraft, daß wir heute geneigt sind, diesen neuen, zweiten Abschnitt seines Lebens als den vielleicht bedeutendsten in seinem Gesamtschaffen überhaupt anzusehen.

Zunächst befaßte sich Görres genauer mit der Lavoisierschen Chemie, die er auch persönlich vertrat, und brachte eine von den Naturwissenschaftlern als besonders vorzüglich anerkannte Übersetzung des damals modernsten Werkes über Chemie von Fourcroy heraus. Er entwickelte sodann ein eigenes medizinisches System und betätigte sich auch als Arzt mehrfach mit großem Erfolg. So stellte er z. B. durch seine galvanischen Kuren ein fast ertaubtes elfjähriges Mädchen nahezu vollständig

wieder her. Dem schwerkranken Maler Philipp Otto Runge schrieb Görres noch wenige Monate vor dessen Tode: „Könnte ich Sie sehen, ich möchte Ihnen wohl noch helfen; denn ich habe tiefere Blicke in die Natur getan, als vielleicht mancher der Ärzte. Kommen Sie!"

Die Schriften: „Aphorismen über die Kunst" (1802), „Über Organonomie" (1803), „Glauben und Wissen" (1805) und „Exposition der Physiologie" (1805), enthalten die tiefste uns bekannte Anwendung des von Herder der Romantik übermittelten Organismusgedankens und die kühnste Weiterentwicklung der von Goethe in die Naturforschung eingeführten Polaritätsidee. Wohl fanden auch einige gedankliche Anknüpfungen an Schelling statt, doch drang Görres in kosmische Zusammenhänge ahnend ein, die jenem vollständig verschlossen geblieben sind. In Sätzen von oft geradezu magischer Sprachgewalt mit einer überwältigenden Fülle wirklichkeitsgesättigter Bilder entwirft er ein vitalistisches Weltbild, das einerseits Ideen von Paracelsus und Böhme kongenial erneuert und andererseits in die unmittelbare Nähe von Bachofen und Nietzsche führt.

Wir müssen uns hier damit begnügen, einige der Hauptgedanken von Görres, wie sie sich in den genannten Büchern finden, zu skizzieren. Schelling hat einmal das letzte Ziel des deutschen theologischen und philosophischen Denkens in seiner Rede „Über das Wesen deutscher Wissenschaft" mit folgenden Sätzen gekennzeichnet: „Dahin, nach diesem Ziel hat alle deutsche Wissenschaft getrachtet von Anbeginn, nämlich die Lebendigkeit der Natur und ihre innere Einigkeit mit geistigem und göttlichem Wesen zu sehen. In dieser Anschauung lebte der große Geist des Johannes Kepler, welcher in dem Zeitalter des Cartesius Atem und Seele der Erde gab, die physische Bedeutung geistiger Formen, die Vorbildlichkeit der Mathesis in bezug auf die Natur und das Weltsystem erkannte. Eben dieses war die Seele jenes deutschen Erfinders (gemeint ist Leibniz), welchem das Leben der einen alles Leben enthaltenden Substanz nicht genügte, welcher schauend ahndete, daß jeder Teil der Materie ähnlich sei einem Garten voll organischer Gewächse, ähnlich sei einer See voll lebender Geschöpfe ... Das unverwerflichste Zeugnis dieser Wahrheit und Richtung des deutschen Geistes hat der hocherleuchtete Mann Jakob Böhme gegeben ... Ihm gesellte sich Hamann, der Mann tiefsinnigen Geistes, bei, der den Totschlag der Natur durch den Gebrauch der Abstraktionen und die ganze Eitelkeit seiner Zeit in ihrer vermeintlichen Erhebung und Herrschaft über die Natur und ihrer moralischen Feindschaft gegen dieselbe tiefer als jemand fühlte ... Aber wer wollte diese Wolke von Zeugen einzeln aufzählen, da alles, das urkräftig aus deutscher Kraft erzeugt ist, die einmütige Richtung hat gegen dieses Ziel aller Erkenntnis."

Eben diese von Schelling geschilderte Entwicklung des deutschen theologischen und philosophischen Denkens wurde im neunzehnten Jahrhundert von Görres wohl am stärksten weitergetrieben. Er rang um eine überkonfessionelle Religion; nun aber nicht mehr um eine solche der „Vernunft" wie die Aufklärer, sondern

vielmehr des universalen Lebens. Görres wurde Pantheist im Goetheschen Sinne des Wortes. Das All der Erscheinungen (die natura naturata) ist von einem Urgegensatz durchzogen, der in der das All lebendig durchwirkenden Gottheit (der natura naturans) seine Einheit hat. Der Urgegensatz tritt auf als das Gegen- und Zueinander von Materie und Geist, Negativem und Positivem, Notwendigkeit und Freiheit, Schicksal und Vorsehung, Erkanntem und Erkennendem, Glauben und Wissen, Weiblichem und Männlichem. Weitere Pole der Welt sind: Erde und Himmel, Nacht und Tag, Dunkel und Licht, Links und Rechts, Schlafen und Wachen, Vergehen und Entstehen, Tod und Geburt. Görres verband seine Polaritätsmetaphysik mit dem Paracelsischen Gedanken der lebendigen Korrespondenz zwischen der Welt der Gestirne und der sublunarischen Welt. Der polare Rhythmus des Alls bewegt aber nicht nur das Leben der Organismen, sondern schwingt auch in der Geschichte, die sich, unbeschadet ihrer Freiheit, in astrale Zyklen gliedert, und in der es „Götterjahre" gibt. Wohl nur wenige Denker haben den Gedanken der kosmischen Polarität so ernst genommen wie Görres und haben den aufklärerisch idealistischen Wahn eines „Fortschritts" in der Geschichte so zunichte gemacht wie er. Görres' späterer Aufsatz über den „Sternenhimmel in der Neujahrsnacht von 1815 bis 1816" enthält die Quintessenz seiner neuen Metaphysik und zeigt, welche Meilenfernen nunmehr zwischen ihm und der Gedankenwelt der französischen Revolution lagen: „Alltäglich, sobald das ewig klare, heitere Sonnenauge sich aufgetan, und dem Menschen der Blick in die stillstrahlende, immer sich selbst gleiche Einheit der Dinge gestattet ist, erscheint ihm unter ihr die sichtbare Welt der Zeitlichkeit aufgedeckt: es drängt sich der Wechsel der Gestalten im rasch bewegten Leben, die Naturkräfte arbeiten emsiger in der Tiefe, die Lebensquellen steigen höher bis zum Überfließen, die Zeit geht eilend ihren Weg, hinter ihr gießt die Geschichte ihre Ströme aus wolkenbedeckter Urne, und die Fluten rauschen der Eilenden nach, ewig bemüht, sie einzuholen. — Wenn aber allnächtlich die dunkle Erde wie ein Augenlid die strahlende Sehe zugedeckt, und die lichtgewebte Decke aufgezogen, hinter der verhüllt das Geheimnisvolle ruht, dann ist die alte Nacht, die Mutter alles Geschaffenen, uns aufgegangen, die Fülle der Dinge hält sie in sich beschlossen, ewig ruhend, ewig tiefen Ernstes sinnend, in lautloser Stille harrend, hat sie ihre Sternenschleier durch die Unendlichkeit gebreitet; sie wallen und spielen von Himmelslüften leicht bewegt, unter ihnen schlafen die Kräfte leisen Schlaf, in ihrem Arme ruht die Geschichte, Tod und Leben sind wie das Kreisen eines Sonnenstäubchens in Schatten und Licht in ihr befaßt ... So gerne will der Tag die Nacht um ihre Geheimnisse befragen, die Mutter, die eher denn er gewesen, soll ihm auch von der Zukunft weissagend Kunde geben. Das hat die Menschen von je getrieben, daß sie forschend zum Firmamente hinaufgesehen, und wie das Kind in den Augen der Mutter zu lesen sich bemüht, so in den Sternen Andeutung des Kommenden aufsuchen ...! Aber in jedem Jahre, ja, an jedem Tage, kehrt dieselbe Stellung dieser Zeichen wieder, jedes Jahrhundert legt sich in denselben Kreislauf

von Streit und Beruhigung zusammen, und das große Sternenjahr, in dem durch viele Jahrtausende in der Fortrückung aller Zeichen dieselbe Ordnung wiederkehrt, hat in seinem Beginnen dasselbe Horoskop und die gleiche Stellung der Aspekte. Denn auch die Geschichte zerfällt in eine Jahresfolge, wo jedes Element in sich wieder ein Bild des Ganzen ist und den Sternenhimmel in allen seinen Gegensätzen in sich spiegelt, so daß an der Erde unten und am Himmel oben, dort in der Wirklichkeit, hier im Bilde, in allen wechselnden Formen doch im Innersten derselbe Verlauf der Weltereignisse sich wiederholt. Nicht ohne den tiefsten inneren Grund ist diese Verkettung zwischen den Himmelsbildern, diesem großen apokalyptischen Panorama und der Geschichte, wo Eins immer wechselweise das Andere deutet und bedeutet. Wie die Naturkräfte rastlos ohne Aufhören immer wieder dasselbe Spiel beginnen, so sind die Leidenschaften an dasselbe ewig kreisende Rad geflochten, und durch jede Menschenbrust ist ein Eingang in jenen alten Tartarus, wo in dem Steine, der, unermüdet bergan gewälzt, immer vom Gipfel rückwärts stürzt, in den Wässern, die, oben zugetragen, unaufhörlich nach unten hin entrinnen, in der immer verzehrten und immer nachwachsenden Leber, das blinde und das kreisförmig in sich zurückkehrende Walten der blinden Menschenkräfte wie der Naturkräfte abgebildet ist. Darum, und weil die menschliche Natur also eingerichtet, daß sie zugleich die Schlangen und den Herkules, der sie erdrückt, aus sich selber ausgebärt, darum ist es auch um ihren unablässigen Streit also beschaffen, daß, wie der eine niedergekämpft ist, sogleich in der Ferne sich der andere im Morgen zeigt, daß aber auch jedesmal zugleich die helfenden, zuletzt siegenden Kräfte in den Aufgang treten, und so immer abwechselnd in Gefährde, Streit und Sieg sich die Geschichte fortentwickelt."

Als Jakobiner wollte Görres einst die „Gegenwart" von abstrakten Idealen einer erdachten „Zukunft" aus radikal umgestalten. Als romantischer Lebensphilosoph erkannte er, daß es nicht die Ideenchimäre einer „Zukunft" ist, aus der das Leben der Geschichte seine Kräfte zieht, sondern die nimmer sterbende Wirklichkeit des — Vergangenen! Die wachsende Pflanze bewahrt das Bild des Samenkorns, aus dem sie wuchs, um auf der Spitze ihrer Entwicklung wiederum Samenkörner zu erzeugen, die den Lebenskreislauf von neuem beginnen. Auch die Geschichte ist nicht eine Aufeinanderfolge von bewußten „Taten" und „Ideen", sondern in ihrem Abgrund vollzieht sich das unbewußt schicksalhafte Kommen und Gehen der Geschlechter. Das ungeheure „Rad der Geburten" wälzt sich um, gestaltende Erbströme fließen unaufhaltsam durch die Jahrhunderte und Jahrtausende. „Und so wälzt sich des Lebens Rad durch der Zeiten Wandellauf, und hin durch die Unendlichkeit zieht sich der Menschheit Zykloide."

Görres erschloß wieder den Zauber, den das Alte übt, das uns tiefer noch erregt als das Andenken unserer Kindheit. Die Ahnung der Vergangenheit liegt wie ein verborgener Keim in uns, das alte Leben drängt als bildende Kraft nach oben und erscheint ewig neu und schöpferisch wie die Jugend. „In unabsehbarer

langer Reihe geordnet stehen die Jahrhunderte, die Nächsten mit uns genau befreundet, in Haltung und Gestalt wie wir beschaffen, unsre eigene Sprache uns verständlich sprechend. Die Fernen immer seltener, immer wunderbarer, immer unverständlicher und geheimnisvoller. In die Weite eingeschleiert, wollen ihre Züge sich nicht erfassen lassen, und die fremden Laute, die von ihnen herübertönen, verklingen und verschweben in die Weite. Bei den Fernsten aber ist alle Form in das Wunder aufgelöst, und sie sprechen in dunklen Hieroglyphen von der Ewigkeit, wie die Elemente sprechen, sinnvoll und bedeutend, aber nicht mit Menschenzungen, nicht mit artikulierten Tönen. Wie Windes Wehen, wie Kindes Lallen ist ihr Reden, das Ohr horcht den wundersamen Klängen, aber dem innern Sinn ist ihr Verständnis nur gegeben. So kreisen sie jenseits, die Gestalten der Vergangenheit, diesseits aber treiben wir selbst in der Gegenwart uns um, und dazwischen ist der bunte Teppich des Lebens ausgespannt, und eilt vorwärts von der Zeit getrieben, wie der Farbenbogen auf der Regenwolke, und kaum daß wir aufgeblickt, sind wir auch jenseits unter den schwebenden Gestalten, und ein anderes Geschlecht spielt außen im Sonnenscheine."

Es sind uralte mythische Schauer, die in Görres wiedererwachten. Es wäre hoffnungslos, hier nach äußeren zeitgeschichtlichen „Einflüssen" zu fahnden. Die deutsche Romantik war eine Welle des Lebens, die aus elementaren Quellgründen hervorbrach und emporflutete in die Herzen deutscher Dichter und Denker. Görres hat das wohl gewußt und auch ausgesprochen: „Die Bäume fingen an zu sprechen und die Kräuter und Blumen zu singen ... und das Tote durchdrang eine ungefühlte Lebenswärme ..., und Luftgeister und Erdgeister trieben sichtbar sich in den Elementen umher, bisher ungesehene Vögel flogen aus dem Süden herauf und brachten fremde, seltsame Gesangsweisen mit ..., die Kinder mußten den Alten ihre Märchen und Spiele bringen, und die Erde ward durchsichtig, und in ihren Tiefen erschien die alte Zeit in ihrer hohen, erhabenen Majestät ..., und wunderbare Töne aus der Fabelwelt drangen aus dem Abgrunde herauf ..., und die großen Geister aller Zeiten ... wurden aufgerufen und sammelten sich wärmend um den Lichtpunkt her."

Görres selbst wurde zu einem solchen Lichtpunkt. Als er seit 1806 in Heidelberg lebte und lehrte, sammelten sich um ihn, magnetisch angezogen, die Arnim, Brentano, Eichendorff. Der zuletzt Genannte hat uns berichtet, wie Görres auf ihn und andere gewirkt hat: „Es ist unbegreiflich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung, auf die Jugend ausübte. Sein Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen, schwellend und sinkend, aber durch das unaufhörliche Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her. Es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, weckend und zündend für das ganze Leben."

Görres schloß die Tore der deutschen Vergangenheit auf, damit das in ihr bewahrte Leben von neuem zur Blüte gelange: „Die Pforten des Aufgangs such'

ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen ... Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen in der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt." Von hier aus versteht man erst wahrhaft seine Wiederherausgabe altdeutscher Volks- und Meisterlieder, Heldensagen und Ritterdichtungen, vor allem aber der „Teutschen Volksbücher", deren sprachgewaltige und gedankentiefe Einleitung auf dem von uns angedeuteten Weltbild beruht. Görres knüpft in dieser Einleitung die deutsche Geschichte wieder an den Mythus an. Der Mythus eines Volkes, einst aus elementarem Enthusiasmus geboren, und somit göttliche Offenbarung, enthält die Keime seines späteren geschichtlichen Schicksals. Auf den Mythus eines Volkes gründet sich die gesamte irrationale Einheit seines Wesens und Lebens, seine Einheit aus Ahnenerbe, Blut und Heimaterde. Görres ist der Mann, der, weit tiefer dringend noch als Herder, im neunzehnten Jahrhundert diese Wirklichkeit des Mythus zuerst wieder gesichtet hat. Aus seinem Wissen um diesen Mythus fand er die Kraft, in der zeitgenössischen Jugend das deutsche Erlebnis zu erwecken, das dann auch zur feurigen Mitte seines „Rheinischen Merkur" werden sollte. Es war der Freiherr vom Stein, der über Görres und seinen Heidelberger Kreis das Wahrwort ausgesprochen hat: „In Heidelberg hat sich ein guter Teil des Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte."

1808 kehrte Görres nach Koblenz zurück, blieb aber mit seinen alten Heidelberger Freunden noch lange in brieflichem Verkehr. Auch mit den Brüdern Grimm, dem Verleger Perthes, Friedrich Schlegel, Jean Paul und dem Altertumsforscher Friedrich Creuzer stand er in geistiger Verbindung. 1810 arbeitete er seine umfassende „Mythengeschichte der asiatischen Welt" aus. In diesem Werk legte er dar, daß die mythischen Grundgedanken aller Völker in Urzeiten eine Einheit gebildet hätten: „... eine Gottheit nur wirkt im ganzen Weltall, eine Religion auch nur herrscht in ihm, ein Dienst und eine Weltanschauung in der Wurzel, ein Gesetz und eine Bibel geht durch alle, aber ein lebendiges Buch, wachsend wie die Geschlechter und wie die Gattung ewig jung." Den Ursprungsort des Urmythus der Menschheit suchte Görres in Indien.

Seit 1810 wirkte Görres wiederum auch als politischer Schriftsteller. Er hatte erkannt, daß die Ideen der Französischen Revolution zu einer immer schärferen Heraushebung der Einzel-Iche aus dem Lebensverband des Volkstums führen müssen, und daß das Ideal einer Herrschaft der „Vernunft" kein Gegengewicht von genügender Bindekraft zu bieten vermag. Daher kam es ihm nunmehr umgekehrt darauf an, die allzu „frei" sich gebärdenden Geister wieder um den Lebenskern zu versammeln; der aber stellt sich in jeder besonderen Nation auf unverwechselbar besondere Art und Weise dar. So heißt es denn in seiner Schrift „Über den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt": „Lerne die Nation sich selbst durchschauen und ergründen, es ist ein tiefer Brunnen in ihrer Mitte zugedeckt, der zu allen Schatzkammern der Erde führt, viele Geister schon haben sich am Nibelungenhort bereichert, und er liegt immer noch unerschöpft im

Verborgenen ... Was not tut vor allen Dingen, ist, daß in der Nation eine feste, bestimmte öffentliche Meinung sich bilde, die entschieden und unverkennbar den eigentümlichen Charakter des Stammes ausdrücke ... In der Nation aber, aus der ein solches Wort gesprochen wird, muß treuer Sinn erfunden werden und stetes Zusammenhalten und Interesse für ihr eigenes Interesse, Besonnenheit und ein unbestechlich gerader Sinn fürs Rechte, der durch keine Sophismen und keine äußerliche Verkehrtheit sich betören läßt ... Leider kann, was bisher der Art in Teutschland laut geworden, größtenteils nicht wohl anders als ... mißtönend Schellengeläute betrachtet werden ... Es muß ein neuer Adel in der Nation aufstehen, zu dem sie selbst ernennt und die Ehrenzeichen verteilt ..."

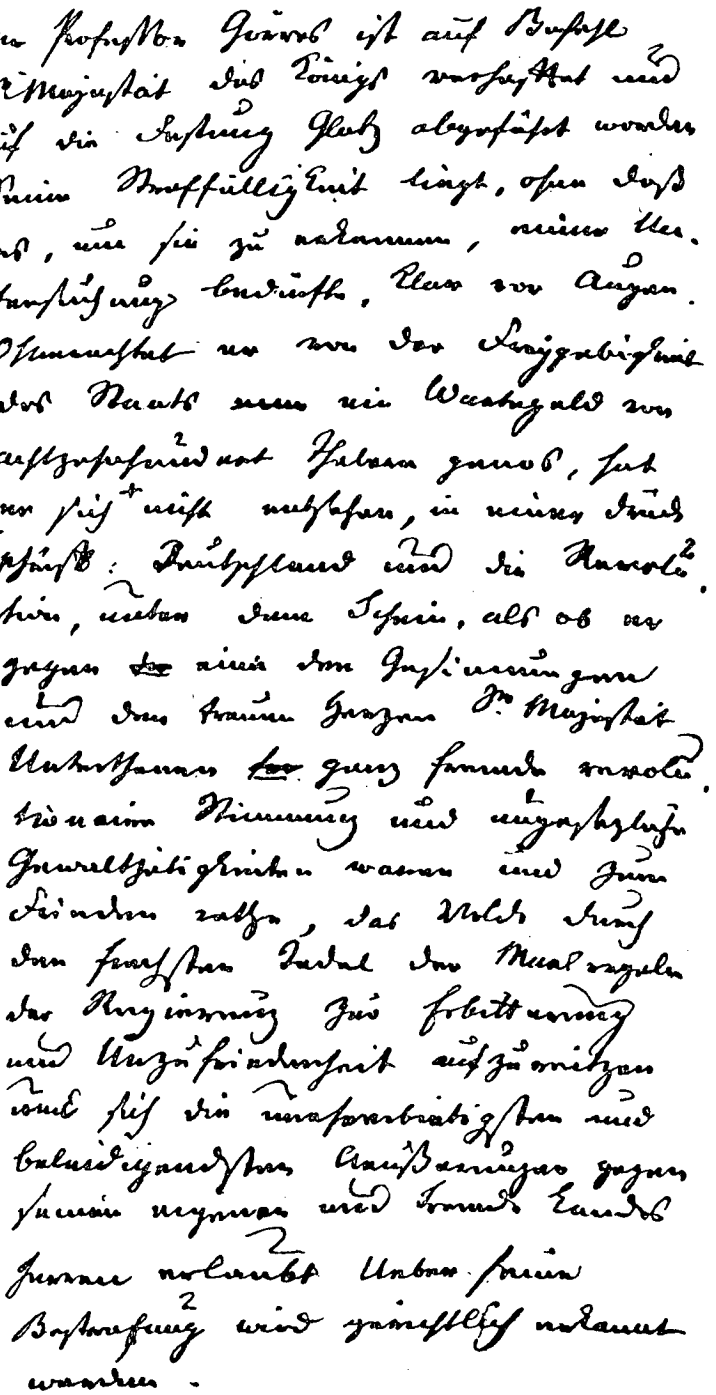
Görres selbst war der Mann, dem es gelingen sollte, der Nation jene Sprache zu erobern. Im Januar 1814 gründete er den „Rheinischen Merkur", eine jeden zweiten Tag erscheinende Zeitung, die sich nach einer französischen Stimme zur „cinquième puissance", zur fünften Großmacht gegen Napoleon entwickeln sollte. Der „Rheinische Merkur" war die vielleicht bedeutendste politische Zeitung, die jemals in Deutschland erschienen ist. Sie hatte außer Görres allerdings auch Mitarbeiter wie Arnim, Brentano, Schenkendorf, Arndt, die Gebrüder Grimm, und erhielt besonders wichtige Mitteilungen unmittelbar durch den Freiherrn vom Stein. Alle führenden Männer Deutschlands lasen damals dieses Blatt, — Gesinnungsfreunde wie Gegner waren gleichermaßen des Lobes voll. Auch im Ausland erregte der „Rheinische Merkur" größtes Aufsehen. Die Times z. B. brachte mehrfach Übersetzungen seiner Aufsätze. Am besten hat wohl der Dichter Karl Immermann zum Ausdruck gebracht, welche Rolle der „Rheinische Merkur" gespielt hat: „Diese Blätter, zu ihrer Zeit von den hungrigen Lesern verschlungen, welche dem Redakteur den Ehrennamen der fünften alliierten Macht zuwege brachten, gehören zu den wichtigsten Dokumenten unserer großen Sturm-und-Drang-Periode. Der Befreiungskrieg war in Sachsen, Böhmen und Schlesien ein wilder Jüngling gewesen, der heftig sich getummelt und um sich gehauen hatte. Erst am Rhein wurde er zum Mann, schlug die Augen auf, besann sich und fragte: Was willst du? Schlachten sind wohl gut, aber der Sieger verlangt doch endlich zu wissen, wohin er gelange. Da stellte sich nun der schlaue Götterbote auf den Markt zu Koblenz, wies die Wege und die Stege, maß mit richtig geeichtem Maße die Könige und Völker und sah nach, ob die zirkulierende Münze ihr Schrot und Korn habe, setzte den Kurs der vollwichtigen fest und merzte die Stücke der Kipper und Wipper aus."

Immer wieder stachelte Görres im „Rheinischen Merkur" zum Endkampfe gegen Napoleon auf, immer wieder stärkte er das Selbstbewußtsein der erwachten deutschen Nation und nahm zu allen wesentlichen Entscheidungen damaliger Außen- und Innenpolitik Stellung. Er forderte vor allem die Überwindung des deutschen Partikularismus, Wiederherstellung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation unter einem Kaiser, und zwar dem österreichischen, eine allgemeine deutsche

Ständeversammlung, ein gemeinsames Heer, gemeinsames Steuersystem, ein oberstes Bundesgericht, selbstverständlich auch die Rückgliederung der Rheinlande, aber auch des Elsaß, an Deutschland. Görres hörte nicht auf, zu mahnen und zu warnen: „Ihr schönen Rheinlande, eure Sicherheit und das Heil der teutschen Stämme, die euch bewohnen, wäre schmählich dahingegeben, ihr wäret die ersten bedauernswürdigen Opfer eines solchen Vertrages (der die Rheinlande bei Frankreich beließe) und die erste sichere Beute des schlauen Feindes ... Und das jenseitige Teutschland, wird es besser gesichert sein? Wer den Rhein oder auch nur einen Teil des Rheins im Besitze hat, behält die Pulsader seines Lebens (nämlich Deutschlands) und somit sein Leben selbst in seiner Gewalt beschlossen, und Südteutschland, das hinter dem Bollwerke des Elsaß wohl gesichert läge, wird vor ihm gerade wie die Rheinlande immer der Schauplatz französischer Kriege sein." Zu den geistig wie sprachlich bedeutendsten Stücken des „Rheinischen Merkur" gehört die berühmte „Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba". Mit zynischer Offenheit läßt er den Korsen die geheimsten Triebfedern seiner Politik bloßlegen und mit härtester Schonungslosigkeit die Einfalt und lakaienhafte Rückgratlosigkeit des deutschen Volkes geißeln. Görres bediente sich dabei so täuschend der Ausdrucksweise des Kaisers, daß der Aufruf in Frankreich für echt gehalten und als Manifest Bonapartes veröffentlicht wurde.

In der Zeit, da Görres den „Rheinischen Merkur" herausgab, wurde er durch den Statthalter der Rheinlande, Justus Gruner, zum Direktor des mittelrheinischen Unterrichtswesens erhoben. Er blieb aber nur zwei Jahre in diesem Amte tätig. Im Januar 1816 wurde der „Rheinische Merkur" von der preußischen Regierung verboten, weil er durch sein entschiedenes Eintreten für die Rechte des deutschen Volkes und die Erfüllung der ihm von den Regierungen gegebenen innenpolitischen Versprechungen, aber auch durch andere offene Kritik, äußerst unbequem geworden war. Görres' Amtsentlassung folgte, ohne irgendwelche Begründung seitens der Regierung, im April desselben Jahres nach. Der Bruch zwischen Görres und der preußischen Regierung vertiefte sich noch durch seine Schrift „Teutschland und die Revolution" (1819), die alle seit dem Wiener Kongreß begangenen Mißgriffe anklagte. Görres entzog sich seiner plötzlich angeordneten Verhaftung durch die sofortige Flucht nach Frankfurt und — Straßburg. „Ich will kein Narr sein, daß ich mich diesen Polizeischindersknechten zum Abmergeln in die Hände gebe", äußerte er erbittert. Seine Flucht erregte europäisches Aufsehen und diente kaum dem Ruhme der preußischen Regierung. Auch hielten die alten Freunde Görres unverbrüchliche Treue. Ludwig Uhland gab bereits drei Wochen nach der Flucht in seinem Prologe zum „Herzog Ernst von Schwaben" der allgemeinen Erregung Ausdruck.

In Straßburg befaßte sich Görres zunächst wieder mit rein wissenschaftlichen Plänen. Seine „aktenmäßig berüchtigte" Persönlichkeit blieb jedoch den



Entwurf Hardenbergs vom 1. Oktober 1819 für eine Zeitungsnotiz über die Verhaftung von Görres, der inzwischen aber geflüchtet war. Berlin, Geheimes Staatsarchiv

Demagogenverfolgern so verdächtig, daß ein Metternichscher Spion entsandt wurde, um ihn unter der Maske eines Salzburger politischen Flüchtlings genauestens zu beobachten. Der Spion freundete sich mit Görres an und wohnte Wand an Wand mit ihm. Regelmäßig schickte er seine „Berichte" nach Wien, mußte aber schließlich einräumen, daß die angeblichen Straßburger Revolutionsvorbereitungen lediglich auf der Phantasie der besorgten Regierungen beruhten.

Für den damals vierundvierzigjährigen Mann, der von der „Hälfte aller Könige Europas verfolgt" wurde, war die Auslandszeit — seiner äußeren Selbstsicherheit zum Trotz — mit schweren inneren Erschütterungen verbunden. Er litt unsäglich unter dem unaufhebbaren Fernsein von Familie und Heimat. „Haltet euch nur wohl und gesund", schrieb er an Frau und Kinder, „das ist die einzige verwundbare Stelle, die ich habe ... Wenn euch etwas widerführe, dann käme ich über Berg und Tal gelaufen, und sie könnten eben mit mir nachher machen was sie wollten." „Oben auf dem Münster haben sie Tafeln hingesetzt, auf denen gezogene Linien nach den vornehmsten Städten weisen. Darauf sind Mainz und Köln ganz scharf eingetragen. Da habe ich mir in der Mitte die Linie gezogen, die dahin weist, wo Rhein und Mosel zusammenkommen, nach Nordost hinaus, da weiß ich also immer, wo ich euch zu suchen habe." Görres hat später von einem Traume erzählt, der ihn in Straßburg monatelang immer wieder befiel: es sei ihm wie einem Baume gewesen, der von einer Hand gewaltsam mitsamt den Wurzeln aus der Erde gerissen worden, um schmachtend in der Luft zu hangen.

1820 veröffentlichte Görres seine unmittelbar aus dem Persischen gestaltete Übersetzung der sechzigtausend Doppelverse des Schah Nahmeh Firdusis, die er dem Freiherrn vom Stein widmete, und gab 1821 seine wichtige Schrift „Europa und die Revolution" heraus, in der er Rede- und Pressefreiheit, gleiche Rechte und Pflichten für jeden, Selbständigkeit der Gemeinden u. ä. forderte. Diese Schrift ist indessen ebenso wie diejenige über „Teutschland und die Revolution" alles andere als revolutionär, sie ist vielmehr konservativ im großartigen Sinne dieses Wortes. Wer das Konservative freilich mit dem „Reaktionären" verwechselt, wird Görres' Haltung niemals verstehen. Es gilt zu erkennen, so führte Görres aus, daß „eine große Bindung vom Ursprung her durch alle Zeiten geht, die in der Folge der Geburten und Lebensalter die Geschlechter aneinanderknüpft. Darum will sie (die vox populi), was als Sitte, Herkommen, Überlieferung aus einem Jahrhundert ins andere hinüberrankt, nicht mit einem Griffe durchgerissen sehen, sondern vielmehr gepflegt und geschützt, so lange das grünende Leben nicht aus ihm gewichen. Darum aber will sie keineswegs den Tod zum Herrn des Lebens machen, noch das geschiedene Jahr in dürren Herbarien aufgetrocknet gegen die Verwesung schirmen, sie läßt vielmehr jeden Frühling sein Laub und seine Blüten treiben, damit jeder Gegenwart ihr Recht werde und ihr Teil, wie sich gebührt." Görres zeigte die Fehler der Regierenden auf und warnte vor der Gefahr eines

neuen Siegeszuges der Revolution durch Europa. Die innere Festigung der Staaten und ihre Wiedergeburt sei nur von einer religiösen Erneuerung zu erhoffen.

Von den Arbeiten aus der Auslandszeit (er hielt sich außer in Straßburg eine Zeitlang in der Schweiz auf) sind die Schriften „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Kongresse zu Verona" (1822), „In Sachen der Rheinprovinz und in eigener Angelegenheit" (1822) und „Geisterstimme des Kurfürsten Maximilian an König Ludwig I." (1825) wichtig. Die Darlegung „In Sachen der Rheinprovinz" wandte sich mit größter Schärfe gegen die preußische Regierung und ihre andauernden Mißgriffe bei der Behandlung der rheinischen Menschen. Es mag bei der Gelegenheit erwähnt werden, daß Görres dem Preußentum überhaupt mit Skepsis gegenüberstand. Er verkannte Preußens hervorragende Verdienste um die Befreiung Deutschlands vom Joch des Korsen keineswegs, von der Durchdringung Deutschlands oder auch nur der Rheinlande mit dem Polizeigeiste der preußischen Bürokratie wollte er dagegen nicht das geringste wissen. Von ausschlaggebender Bedeutung war dabei für ihn, daß die Charaktere der Stämme so eigenwüchsig wie die Pflanzenarten sind. Daher wollte er sie in einem mütterlich umfassenden Großdeutschland in ihrer Eigenart und bis zu einem gewissen Grad auch Selbständigkeit erhalten wissen. Ein Zentralismus, der wie in Frankreich die Verschiedenheiten der Stämme oder Provinzen zugunsten eines beherrschenden Mittelpunktes unterdrückt, konnte keinesfalls nach seinem Sinne sein. Die deutsche Einheit, wie er sie ersehnte, sollte wahrhaft „organisch" sein. Deshalb übertrug er seine Polaritätsphilosophie ins Politische, indem er Süden und Norden, Katholizismus und Protestantismus, Österreich und Preußen als Pole ansah. Das deutsche Kaisertum sollte dabei die übergreifende Einheit der Pole garantieren.

*

In Straßburg wurde Görres Mitarbeiter und Schriftleiter des durch Liebermann gegründeten „Katholiken". Damit begann die katholische Epoche seines Denkens und Schreibens. Görres wurde kein fanatischer Katholik. Das beweist z. B. seine Stellungnahme zur Reformation zu der Zeit, als er bereits am „Katholiken" mitarbeitete: „Mögen die lateinischen Völker sie unbedingt verwerfen, wir Teutsche können es nicht und dürfen es nicht, weil sie aus dem innersten Geiste unseres Stammes hervorgegangen ... Dieser Geist ist ... die ganze Masse antiseptischer Eigenschaften, die Gott in diese Nation gelegt." Von der Idee einer Universalreligion freilich kam Görres nunmehr ab. 1822 schrieb er an Jean Paul: „So habe ich in religiösen Dingen nach reiflicher Überlegung für besser gefunden, an dem alten Bau, dessen Grundvesten vor so manchen Jahrtausenden ... gelegt wurden, fortzubauen, als auf eigene Faust aus Stroh und Goldpapier ein eigenes Schwalbennest ... zu bauen." Diese Sätze machen

deutlich, daß es ganz wesentlich sein konservativer Sinn gewesen ist, der Görres zur katholischen Kirche geführt hat. Er spürte, daß diese Kirche im unruhigen Strome seiner Zeit tatsächlich der einzig ruhende Fels war; erkannte ihre seit Jahrhunderten bewiesene Bindekraft, die ihren Bekennern ungeachtet aller festen Einordnung die individuellen Züge ließ. Mehr und mehr mußte ihm deutlich werden, daß die Kirche vielleicht die gewaltigste Bergungsmacht war, die den Aufsplitterungsgefahren des 19. Jahrhunderts noch entgegenzuwirken vermochte. Endlich sah Görres in der Hierarchie ein unentbehrliches Gegengewicht gegen die Staatsgewalt. Das Bekenntnis: „Der ... Staat vermag die zerklüftete Gegenwart nicht zu retten, die Kirche allein birgt Heilung, Wahrheit und Freiheit" enthält das Ergebnis seiner politischen und religiösen Entwicklung.

1827 folgte Görres, der selbst nie an einer Hochschule studiert hatte, dem Rufe des ihm wohlwollenden Königs Ludwig I. von Bayern an die Universität München. Seine eindrucksvolle „Standrede des Kurfürsten Maximilian" hatte den unmittelbaren Anlaß dazu gegeben. Hier in München sollte Görres auf den Wunsch des Königs neben Männer wie Franz v. Baader, Schelling, Gotthilf Heinrich v. Schubert, Ringseis und Döllinger treten. Sein Programm war der Kampf „gegen die falsche Philosophie und gegen die Feinde der positiven göttlichen Offenbarung, sowie gegen jede unchristliche Politik und den Liberalismus, der auf Unkosten des Nächsten liberal ist". Der Kirche wollte Görres die Unabhängigkeit ihrer religiösen Ordnung sichern helfen; er wünschte sie frei von kleinlicher Bevormundung „mit dem Vorbehalte jener allgemeinen Aufsicht, die wirkliche Mißbräuche abzuwenden imstande ist". In München wurde Görres also zu jenem machtvollen Vorkämpfer des deutschen Katholizismus, als der er heute der breiteren Öffentlichkeit zumeist nur bekannt ist. Es war vor allem die Streitschrift „Athanasius" (1837—38), durch welche Görres die Geister der Zeit noch einmal gewaltig erregt hat. Mit ihr griff er in den sogenannten Kölner Kirchenstreit ein. Nachdrücklich focht er für die Freiheit der Kirche, die er durch die Maßnahmen der preußischen Regierung (Gefangensetzung des Kölner Erzbischofs von Droste-Vischering auf der Festung Minden) bedroht sah. In den von seinem Sohne Guido Görres 1838 gegründeten „Historisch-politischen Blättern" setzte Görres seine kirchenpolitische Tätigkeit fort.

Görres war ein recht schwieriger Katholik. Das macht nicht zuletzt seine vierbändige „Christliche Mystik" (1836—42) deutlich, die vom Vatikan beinahe auf den Index gesetzt worden wäre. In diesem Riesenwerk, das von einer erlebnistiefen Theorie der Mystik eingeleitet wird, hat vornehmlich der Dämonenglaube des Mittelalters eine umfassende Darstellung von dantesker Sprachgewalt gefunden. Auch die ausführlichen Schilderungen christlicher Bußpraktiken sind von unerhörter Eindringlichkeit.

Aus dem Jahre 1842 sind noch zwei Schriften von Görres zu erwähnen: „Der Kölner Dom und das Münster von Straßburg" (Görres war schon im

„Rheinischen Merkur" für die Vollendung des Kölner Domes eingetreten) und „Kirche und Staat". Wiederum zeigt es sich, daß Görres in konfessionellen Dingen außerordentlich weitherzig war. „Wir alle, Katholische und Protestantische, haben in unsern Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlicher Irrsal, so oder anders. Keiner hat das Recht, sich in Hoffahrt über den andern hinauszusetzen, und Gott duldet es von keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen." Deutschland bedarf, wie Görres wußte, des Friedens zwischen beiden Konfessionen, damit es in Ruhe gedeihen kann. In den Domen aber sah er (im Sinne eines seiner Straßburger Aphorismen) Symbole der Grundpfeiler, die das Menschheitsgebäude tragen: Religion und Ethik. „Seht die Pfeiler unserer Münster, wieviele Generationen sind in den Augenblicken vielleicht ihrer besten Gefühle durch sie hingeströmt wie die Wellen des Stromes durch den Boden der Brücke. Sie sind vorübergegangen, und andere werden kommen, die noch nicht geboren sind. Sie sind schweigend in den Menschenfluten gestanden und sind heute, was sie vor Jahrhunderten gewesen. So stehen die Grundpfeiler von Religion und Ethik in der Geschichte, sie zieht hindurch, umspült sie, brandet an ihr und reibt sie glatt, vermag aber nicht, sie zu erschüttern: denn ihr Bau ist nicht Menschenwerk, sondern Gottes Anstalt, an dem die Zeit abgleitet ..."

Mit besonderer Beunruhigung beobachtete Görres den unaufhaltsamen Fortschritt des beginnenden Maschinenzeitalters. Er fürchtete wie der alte Goethe, daß nunmehr eine arge Kulturverflachung allgemein werden würde. „Und wäre ganz Teutschland mit Ringelbahnen von einem Ende zum andern in allen Richtungen belegt, und flögen Dampfwagen zu Tausenden in ihm über Berg und Tal, würden all seine Flüsse von den Dampfschiffen bis zum tiefsten Grund durchfurcht, arbeiteten die Hebel sich müde in allen Winkeln, und wendeten sich um an allen seinen Straßen die Räder der Maschinen: was hülfe ihm das alles, hätte es in dem klappernden Mechanismus die inwohnende Seele verloren!"

1845 bekämpfte Görres in der Schrift „Wallfahrt nach Trier" die deutschkatholische Bewegung. Sein Ausspruch: „Der Papst, mit Unfehlbarkeit ausgerüstet, würde mit Weltkugeln Ball spielen", beweist jedoch, daß er kein Freund jener kirchlichen Bestrebungen war, die 1870 zum Vatikanum führten.

Joseph Görres starb in München am 29. Januar 1848 im 72. Lebensjahre. Auf seinem Sterbebett sprach er die besorgten Worte: „Verrottete Völker leben nicht auf ..., auch verfaulte Dynastien leben nicht wieder auf. Es ist eine schwere Zeit, eine schwerere wird kommen ..."

Eine unübertreffliche Kennzeichnung von Görres verdanken wir Friedrich Hebbel, der ihm in München begegnet ist: „Sein Gesicht ist eine Walstatt erschlagener Gedanken. Jede Idee, die seit der Revolution den Ozean deutschen Geistes mit ihrem Dreizack erschütterte, hat ihre Furche darin gezogen, und diese Furchen sind, als der Jakobiner in den Heiligen zurückkroch, alle stehen geblieben!"

Welche Bedeutung sein Werk für unsere Gegenwart besitzt, wurde gesagt, denn an die Entdeckung des Mythus können wir wieder anknüpfen. Die junge Generation von heute wird sich aber auch die lebensmächtige Persönlichkeit des „wetterleuchtenden" Rheinländers, des zornig-leidenschaftlichen Kämpfers für Wahrheit, Recht und Ehre, jederzeit zum Vorbild nehmen können, den folgenden Worten von Görres gemäß:

„Nur bei dem Leben will ich lernen, nicht bei dieser Stubenweisheit, die im bestaubten Winkel ihren Laich bebrütet: Was ihr im dünkelhaften Hochmute bei der mageren Tranlampe eures Aberwitzes erzeugt, das ist alles vergänglich und sterblich wie ihr selber; nur das, was als immer bleibend in allen Zeiten wiederkehrt, was nicht erfunden, sondern gefunden wird, was, wie der helle Tag vom Himmel, in den Menschen kommt, der sich der Strömung nicht verschließt, das allein ist ewig, weise und unsterblich, das gemeinsame Erbe aller vergangenen und zukünftigen Geschlechter."

Joseph von Eichendorff

1788—1857

Von

Wilhelm von Scholz

Durch die Art ihrer Schöpfungen zusammenhängende Dichtergruppen hat es schon vor der Romantik gegeben. Aber man wird ohne Vergewaltigung, die ein wenig natürlich in allem Gruppieren und Einordnen liegt, die Romantik die erste durch ein Programm gebundene literarische Richtung nennen dürfen, wenn sie auch außer den eigentlichen Mitgliedern der romantischen Schule selbstverständlich eine größere Anzahl von Außenseitern hatte, die, ohne sich um ein gedankliches Programm zu kümmern, in Stil und Weise der Richtung dichteten und von der Schrifttumsgeschichte mit zur Romantik gerechnet werden müssen.

Ist schon das Programm der Romantiker verworren, spitzfindig, auch sicherlich kein Maß, mit dem man ihre geistigen und dichterischen Leistungen messen kann, so ist das Epigramm, das die Forscher und Kunstdeuter der Romantik geben, vielfältig, mehr geistreich als wahr und voller Widersprüche.

Das eine wie das andere hat für uns an Betrachtungswert eingebüßt. Wir wissen zu viel von der Entstehung der Kunstwerke, als daß uns rein verstandesmäßige Vornahmen — außer denen, die sich auf die naturgegebenen Bedingungen und Gesetze einer Kunst oder auf ihre fachliche Bemeisterung beziehen — wichtig sein könnten. Uns beschäftigt das Ergebnis, das Werk und, auf dem Wege über das Werk, dessen Schöpfer. Unser Maßstab ist auch durch kein Schlagwort von Gruppen zu beeinflussen. Er fordert das unverkünstelte natur- und volkhafte Werk. Wir reihen nur die Dichter solcher in unsere Ehrenhalle.

Es sei vorweg gesagt, daß der Begriff des „Natur- und Volkhaften" nichts mit Publikumsgefälligkeit, nicht einmal mit erreichter Volkstümlichkeit etwas zu tun hat und selbst sehr schwer sich aufschließende und den reifsten Leser voraussetzende Werke umfaßt. Shakespeare, Goethe, Homer, Sophokles, Cervantes, Molière, Schiller, Kleist sind ebenso wie Mörike, ebenso wie Swift oder Hölderlin natur- und volkhafte Dichter.

Das Volkhafte, in seiner einfachsten Gestalt das Volkslied, das Märchen, das Krippenspiel, die Schwankerzählung, ist der Steigerung zum höchsten Menschheitswerk fähig und strebt fortwährend unbewußt diesem Gipfel zu. Es ist zuletzt ein ästhetischer Wertmaßstab, in welchem unverkünstelte Natürlichkeit, Ehrlichkeit, Nennen der Dinge beim rechten Namen, Sachlichkeit, aber auch echte Sinnlichkeit, Derbheit, Freude an Leben, Natur und am Menschen einbegriffen — Konvention, Zeremoniell, Intellektualismus, Snobbismus, Ästhetentum, und was sich sonst

nur mit Fremdworten sagen läßt, ausgeschlossen ist. Es setzt gesunden Menschenverstand wie handwerkliche Tüchtigkeit, Können voraus — und Verständlichkeit; freilich fordert es für diese Verständlichkeit auch bedenkenlos bei dem Aufnehmenden ein beträchtliches Maß an Erlebnisfähigkeit und an Erlebthaben. Für Leute, die nichts ergreift, die schwach an Geist und Seele sind, braucht kein Kunstwerk verständlich zu sein. Aber der kluge einfache Mann, der von seinem Dasein bewegt wurde und sich von ihm bilden ließ, steht dem wahren Verständnis des höchsten Kunstwerkes — nach unserem Maßstab und unserer Anschauung — näher als jemand, der viel gelernt hat und viel unterrichtet worden ist und doch die wertvollste Bildung, die durch das Leben, nicht erfuhr.

Messen wir mit diesem Maßstab die Romantiker — und unausdrücklich haben bedeutende Schrifttumsforscher und -deuter ähnliche Beurteilungsnormen schon lange wenigstens mit angewandt — so bleibt von der älteren, der sogenannten Jenenser Romantik, wenn wir von ihren großartigen Nebenleistungen wie der Shakespeare-Übersetzung absehen, wenig genug übrig, da man den Genius Hölderlin trotz einer romantischen Zeit- und Schicksalsüberschattung doch zu den Klassikern zählen oder alleinstellen muß. Es sind Fragmente, Briefe, Versuche von Friedrich, August Wilhelm, Caroline Schlegel, religiöse Betrachtungen Schleiermachers, vielleicht ein paar Erzählungen Tiecks und unbestreitbar einige unvergängliche Gedichte von Novalis. Von diesen durchaus wenigen Gedichten abgesehen, ist das andere von der ersten Romantik für uns noch Lebenswichtige doch im wesentlichen das, was wir „Literatur" — in Gänsefüßchen und im Gegensatz zur Dichtung und zum wesentlichen Schrifttum — nennen: Arbeit kluger, gebildeter, geistvoller, geschickter, gedankenreicher und dichterisch empfindender Männer, die doch nicht im höchsten Sinne Schöpfer und Gestalter waren, mehr redeten als bildeten, mehr dachten als machten, mehr wußten als fühlten.

Die Erfüllung dessen, was uns die Romantik bedeutet: Werke, nicht Theorien, Dichtung, nicht Gedanken, Humor, nicht Witz, brachte erst die — um zehn Jahre — jüngere, die sogenannte Heidelberger Romantik, die vor allem an die Namen Clemens Brentano, Achim von Arnim und Joseph von Eichendorff gebunden ist. Sie gipfelt in dem Nachzügler Eichendorff, der nicht nur mit seinem „Es schienen so golden die Sterne ..." das schönste aller romantischen Gedichte geschaffen hat, der unabhängig von jeder Zugehörigkeit zu irgendeiner Schrifttums- und Geistesschule einer der größten deutschen lyrischen Dichter und lyrischen Erzähler geworden ist, der ursprünglich wie das Volkslied in der Geschichte unserer Dichtung steht.

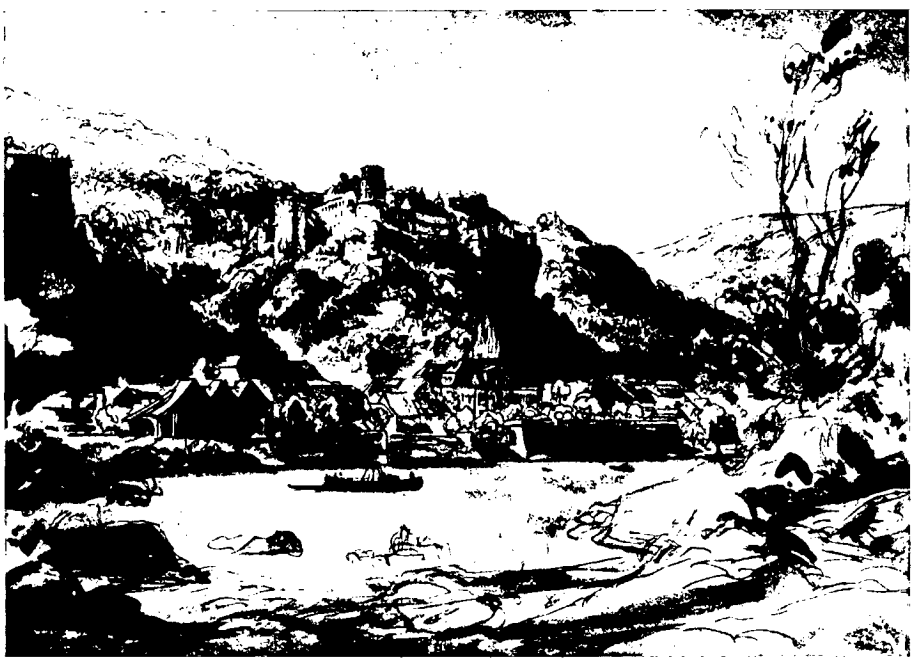
Die Heidelberger hat durch Clemens Brentano eine unmittelbare Verbindung mit der älteren Jenenser Romantik. Der 1778 in Ehrenbreitstein geborene Sohn eines italienischen Kaufmanns und der als „Goethes Maxe" literaturgeschichtlich gewordenen Maximiliane von Laroche, der also in sich sehr stark welsches Blut darstellende Clemens Brentano, der erst den Beruf des Vaters ergreifen sollte, dann



Joſeph von Eichendorff
Radierung von Eduard Eichens, 1840



Schloß Lubowitz bei Ratibor, Wohnsitz der Familie Eichendorff
Aquarell aus der Zeit vor dem Umbau. Neiße, Deutsches Eichendorff-Museum



Die Heidelberger Landschaft zur Zeit der Spätromantik,
der Eichendorff entscheidende Anregungen verdankt. Aquarell von Ernst Fries
Berlin, Nationalgalerie

aber doch, und zwar zuerst in Halle, die Universität beziehen durfte, fand sich und die ihn wesentlich bestimmenden Einflüsse auf seiner zweiten Universität Jena, eben im Schlegelschen Kreise der älteren Romantik.

Wie sich über Brentano die Jenenser in der Heidelberger Romantik fortzupflanzen begann, das zeigt eine auch bei anderen literarischen Strömungen oft beobachtete Tatsache: daß die theoretischen Heraufführer einer Richtung nur für ein etwas jüngeres Geschlecht den Boden bereiten, auf dem die Nachfolgenden, als auf Gegebenem fußend, erst zu unbefangenem, wahrhaft schöpferischem Schaffen gelangen.

Gewiß ist auch Brentanos bleibendste Leistung für unsere Dichtung eine sammelnde und nachschaffende, die mit Arnim besorgte Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn". Und gewiß ist ebenso, daß das haltlose, wirre, nie zusammengefaßte, zwischen Sinnlichkeit und religiös betonter Weltflucht hin und her schwankende Wesen Brentanos in alle seine Dichtungen, selbst in einzelne Gedichte, Verworrenheit und Verfall hineingetragen und reine Vollendungen verhindert hat. Dennoch tritt mit Brentano das romantische Dichten in eine großzügige Entwickelung ein. Die verstandesmäßige Zeit des Programmachens und der Dürre ist überwunden, ein geflügeltes dichterisches Talent mit genialen Zügen, vielleicht ein Genie, strömt Fülle.

Hätte dieser Mann sich zu zügeln und überdem auch seine vielen nicht geringen Gaben zusammenzufassen und zu dem hinaufzusteigern gewußt, was als Idee in ihn gelegt war, wären wir um einen sehr großen Dichter reicher. So sind wir es nur um eine fesselnde Erscheinung, die gelegentlich hohe Bewunderung, oft Widerwillen und kaum je Befriedigung erweckt. Er ist nicht Künstler in jenem edlen Sinn der Meisterschaft und der Ehrfurcht vor der Aufgabe, die unbedingt und mit Sachlichkeit erfüllt werden muß. Brentano war zerfahren in seinem Leben und seiner Kunst. Beides hängt zusammen. Aber wir kennen genug Schöpferische, denen wie zum Beispiel Günther die Bemeisterung ihres Lebens nicht gelang und die dennoch in ihrer Kunst, ihrem Werk alles das hatten, was ihrem Leben fehlte: Zusammenfassung, Willen, Fleiß, Strenge gegen sich selbst und festes Ziel. Der Vorwurf gegen Brentano ist, daß er in beidem versagte. Der weltflüchtige schließliche Verzicht ohne einsame Altersweisheit drückt das Siegel auf die Kunst und das Leben dieses Dichters.

Mehrmalige Ehe — zuerst mit Sophie Mereau, zu der seine Liebe bereits begann, als sie noch Gattin eines Jenenser Professors war, dann mit Auguste Busmann — führte zu keinem Glück und vor allem zu keiner Daseinsordnung für Brentano.

Viel wichtiger war für ihn die Berührung mit Achim von Arnim, den er auf seiner dritten Universität, Göttingen, kennenlernte. Auch Arnim ist als Erscheinung des Schrifttums keine klare, volle Ausformung des Wesens Dichter, wie sie sich dann in Eichendorff zeigen wird. Aber er war neben seinem seltsam

gemischten romantisch-realistischen Talent ein männlicher, fester Charakter, was auch in seinen Werken sich ausprägte und seinem Umgang, seiner Freundschaft für Brentano Bedeutung und Wichtigkeit gab. In Arnim bekundet sich deutlich sein Herstammen aus märkischem Guts- und Soldatenadel, dem das preußische Heer gewiß so viel von seiner Tüchtigkeit verdankt wie den Königen Preußens.

Arnim, geboren 1781 in Berlin, durch naturwissenschaftliche Studien und Reisen gebildet, heiratete 1811 die Schwester seines Freundes Brentano, Bettina, das „Kind" des Briefwechsels mit Goethe, eine jener lebensvollen, begabten, aufgeregten und gern übertreibenden Frauen der Romantik, die den schwächlicheren Männern meist überlegen waren, und zog mit ihr nach Abschluß seiner Wander- und Studienzeit und der Zeit des unmittelbaren Zusammenarbeitens mit den Gleichstrebenden auf sein Gut Wiepersdorf in die Mark zurück, wo er 1831 gestorben ist.

Der ältere Brentano überlebte den Freund um mehr als ein Jahrzehnt — freilich um eins, das für ihn geistig und dichterisch leer geworden war und nur noch der Kirche gehörte; ein gebrochener, zerstörter, fromm gewordener Genius, der mit dem Leben und seiner Aufgabe nicht fertig zu werden vermochte! Er hatte schon vorher, 1818—1824, sechs Jahre lang geduldig die Aussprüche einer Stigmatisierten aufgezeichnet, der Nonne Anna Catharina Emmerich in Dülmen in Westfalen, und war für die Dichtung längst gestorben. Sein körperlicher Tod erfolgte 1842 bei einem Bruder in Aschaffenburg.

Was von Brentanos und Arnims eigenen Werken heute noch unmittelbar lebendig ist, das ist nicht allzuviel. Von Brentano sicherlich manches seiner lyrischen Gedichte, in denen ähnlich wie in italienischen Gedichten der Klang sich verselbständigt zu haben scheint, denen musikalische Vorzüge selbst dort noch nachzurühmen sind, wo die sprachliche Ausmeißelung versagt. Ein Zuviel: an Worten — oder ein Zuwenig: an letztem Sinn — stört den reinen Genuß, auf den meist schon der gedanklich und ausdrücklich schöne Einsatz eines Brentanoschen Gedichtes erwartungsvoll, begierig und sehnsüchtig macht. So ist gleich das Gedicht „Eingang" eigentlich in der Mitte fertig und verliert sich nach dem „Liebe, die kann lieben" in romantische Worte; und ist dabei kurz und steht inmitten vieler überlanger, vielstrophiger, oft zuletzt in leiernden Ton übergehender Nachbargedichte. „Schwanenlied" und „Sprich aus der Ferne" sind wohl das Vollendetste der Brentanoschen Lyrik. Lebendig ist das Märchen „Gockel, Hinkel und Gakeleia". Und schon stocke ich; denn gerade das Werk, das die geniale, sprühende dichterische Anlage des jungen — damals dreiundzwanzigjährigen — Brentano am reichsten zeigt: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" — bei dessen Lesen man manchmal an eine Grundbegabung wie die Goethes denken möchte — ist in seiner Jean Paulschen Ungestaltung und Wirrnis heute fast nur noch für den Forscher oder den ausgesprochenen Liebhaber der Romantik lesbar. Und die Dülmener Berichte vom „Bitteren Leiden unseres Herrn Jesu

Christi" leben als ein Erbauungsbuch fort; das heißt: sie leben nicht, wenn wir den von uns gesuchten Sinn des volkhaft-dichterischen Aufgenommenwerdens und Wirkens zur Entscheidung anrufen.

Auch Arnims umfangreiches Lebenswerk ist zeitgebunden und geschichtlich geworden. Der „Wilhelm Meister", der über allem Romanschaffen der Romantiker als Vorbild stand, hat sein Leben für uns doch immer mehr nur durch die überragende Persönlichkeit, die daraus zu uns spricht, die diese Prosa groß und unvergänglich macht. Die geistig-künstlerischen, ethischen, weltanschaulichen, religiösen Probleme jener Tage, die Romanstoffe jener Tage, sind erloschen oder sie haben sich so gewandelt, daß wir in diesen alten Romanen wie vor Museumswänden von, trotz mancher guter Züge, gestorbenen Gemälden stehen. Das ist alles in allem genommen bei der „Gräfin Dolores" und den „Kronenwächtern" so. In den Erzählungen vom „Tollen Invaliden auf Fort Ratonneau" — der dennoch dichterischer entworfen als vollendet ist — und in der „Isabella von Ägypten" — mit ihrem seltsamen Ineinander von Geschichte und Märchensage — lebt Arnim wohl am meisten für uns Heutige und für die Zukunft. Sie sind nicht nur künstlerisch greifbarer gestaltet; sie überschreiten auch den Umfang nicht, in dem man sich einer vergangenen Zeit hinzugeben sofort bereit ist. Tritt dann wie hier ein Mehr über die erwartete Zeitbefangenheit hinzu, so ist der Eindruck doppelt genußreich und lebendig.

Das, was von Brentano und Arnim aber am meisten Leben in sich getragen hat und heute in sich trägt, das ist ihre auf Herders Vorgang fußende Sammelarbeit am deutschen Volksliede. Was sie da auf Wanderungen, aus dem Volksmunde, aus vergessenen Büchereien, durch ausgesandte Gehilfen und wie immer zusammengebracht haben, begann 1805 unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" zu erscheinen und ist Goethe gewidmet, der es in einer ausführlichen Besprechung begrüßte. Des Knaben Wunderhorn ist Dichterwerk, nicht Philologenarbeit. Es ist wahrscheinlich, daß manche dichterische Einzelschönheit in den Liedern von der überarbeitenden Hand Brentanos stammt — also eigentlich so entstand, wie auch beim Singen eines Liedes von Mund zu Mund im Volke eine dichterische Begabung unter den Singenden dem Volkslied eine neue Schönheit hinzugegeben haben mag — und daß manches Unnaive, Verschönelte ebenso auf Rechnung der Sammler-Dichter zu setzen ist. Das bleibende Verdienst des Buches aber ist, daß es Leser um des Genusses, nicht um der Forschung willen gewann; was rein wissenschaftlich veranstalteten Volksliedersammlungen nie gelungen wäre und auch der späteren Uhlandschen wohl nicht gelungen ist.

*

1807, mitten zwischen dem Erscheinen der ersten und der beiden folgenden Wunderhorn-Bände bezogen zwei junge Freiherren von Eichendorff, Wilhelm und Joseph, die Universität Heidelberg. Die Ankunft der beiden, die am 17. Mai

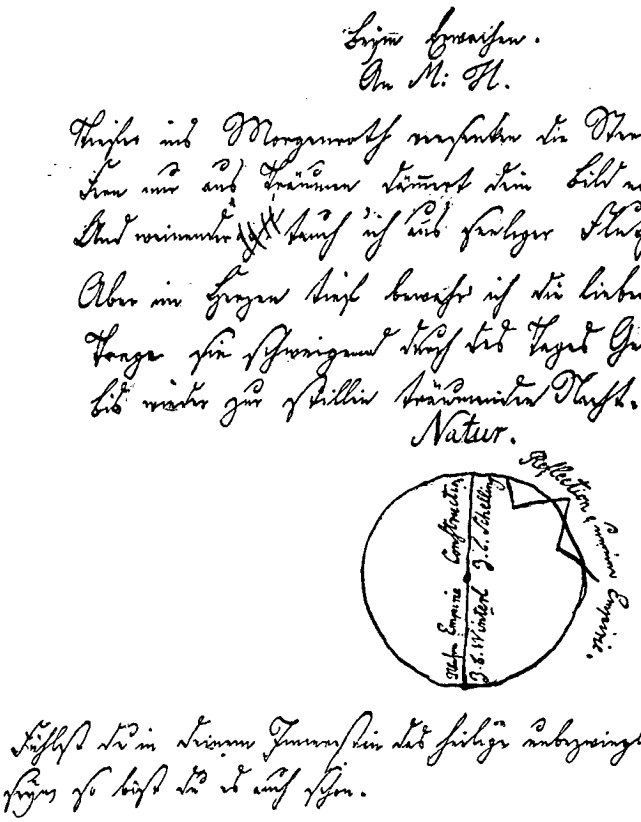
von Nürnberg her eintrafen, ist mit ein paar Zeilen im Tagebuch Josephs festgehalten, in denen noch heute ein Hauch jener Zeit weht:

„Endlich um vier Uhr morgens fuhren wir mit Herzklopfen durch das schöne Triumphtor in Heidelberg ein, das eine über alle unsere Erwartung unbeschreiblich wunderschöne Lage hat. Enges blühendes Tal, in der Mitte der Neckar, rechts und links hohe, felsige, laubige Berge. Am linken Ufer Heidelberg, groß und schön, fast wie Karlsbad. Nur eine Hauptstraße mit mehreren Toren und Märkten. Links überschaut von dem Abhange eines Berges die alte Pfalzburg, gewiß die größte und schönste Ruine Deutschlands, majestätisch die ganze Stadt. Alles schlief noch. Nur Studenten, wie überall gleich zu erkennen, durchzogen mit ihren Tabakspfeifen schon die Straßen. Wir kehrten im Karlsberge auf dem Paradeplatze ein und legten uns noch einige Stunden schlafen. Zu Mittag an der glänzenden Table d'hote, wo über dreißig Studenten, auch frei, aber artiger und galanter als die Hallenser, speisten ..."

Aus Eichendorffs Aufsatz „Halle und Heidelberg" sei hier sogleich noch eine Stelle wiedergegeben, weil sie deutlicher, als es Nacherzählung könnte, sowohl den Zusammenhang des jungen Eichendorff mit der dichterischen Arbeit der beiden eben geschilderten Männer Arnim und Brentano als auch mit dem großen Anreger Görres und mit der Romantik überhaupt erkennen läßt:

„Die Opposition der jungen Romantik gegen die alte Prosa ging wie ein unsichtbarer Frühlingssturm allmählich wachsend durch ganz Deutschland. Insbesondere aber gab es dazumal in Heidelberg einen tiefen nachhaltenden Klang. Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. Solch gewaltige Szenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Comments zu befreien; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres und waren fröhlicher und gesitteter zugleich als in Halle. Aber es trat gerade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend — das war Görres.

Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnisvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben verteidigte; denn alles Halbe war ihm tödlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer



Aufzeichnungen des jungen Eichendorff aus seiner Heidelberger Zeit, 1807.
Das Gedicht ist an seine Freundin Madame Hahmann in Ratibor gerichtet. Berlin, Staatsbibliothek

Zeit einzelne mit prophetischer Gabe begnadet, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend, auch darin den Propheten vergleichbar, daß das ‚Steiniget ihn!' häufig genug über ihm ausgerufen wurde... Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen: Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche sich zur selben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelassen hatten. Sie bewohnten im ‚Faulpelz', einer ehrbaren aber obskuren Kneipe am Schloßberg, einen großen luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchturms ihre Stockuhr vorstellten; sonst war wenig von Pracht oder Hausgerät darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mildernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die wie Goethe ihre poetische Weltansicht jederzeit von der

Wirklichkeit zu sondern wissen und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie ins Leben zu mischen, was dann häufig eine Konfusion und Verwicklungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rat und Tat zu lösen hatte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Achim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender Schönheit, daß Bettina, welcher, wie sie selber sagt, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder Clemens schrieb: ‚Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweiten Mal.' — Das letztere konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz anderer Beziehung, sagen. Während Arnims Wesen etwas wohltuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend; jener erschien im vollsten Sinne des Wortes wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimalität, die er aber gründlich verachtete, eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respektierte und auch von anderen nicht respektiert wissen wollte. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder, oft aus dem Stegreif, zur Guitarre sang. Dies tat er am liebsten in Görres' einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florierenden ästhetischen Tees ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein: wie da die dreie alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischenfuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte."

In den Bann solcher für einen jungen Mann von Empfindung zwingenden persönlichen Romantik geriet Eichendorff in Heidelberg.

*

Joseph Freiherr von Eichendorff wurde am 10. März 1788 in dem oberschlesischen Schlosse Lubowitz, eine Stunde von Ratibor, geboren. Er verlebte hier Kindheit und Jugend, Schul- und Universitätsferien, auch Zwischenzeiten zwischen Studium und Beruf, zwischen Kriegsdienst und Beruf, bis das väterliche Rittergut in fremde Hände überging. Die stille Höhe, von der das Schloß blickt, die Wälder, die es umrauschen, der junge Strom, der an ihm vorüberzieht, die festliche Gastlichkeit, die auf ihm herrschte, sind für immer in die Eichendorffsche Dichtung eingegangen. Vielleicht sind auch Lubowitz und Heidelberg, das so bestimmend für Eichendorff wurde, in der Phantasie des Dichters, sich steigernd,

zu einem einzigen vielfältigen Lande geworden, in dem nun alles liegt, was Eichendorff an inneren Landschaften, Landschaften der Seele, sah.

Das gastfreie Leben in Lubowitz mit Jagden und Verkehr auf Nachbargütern, mit Jahrmärkten und Schauspielen dabei in Ratibor und Troppau, verschmolz, wie die Landschaften miteinander, auch mit Heidelberg: mit dem jugendfroh das Dasein genießenden, arbeitsamen und festlichen Studentenleben, mit Schläger- und Becherklang, Wanderungen, erster zarter, unglücklicher Liebe und dem bunten Zeitfluten, das damals durch die westdeutschen Städte pulste, zum Inbegriff und Inbilde des Lebens überhaupt für Eichendorff. Die Lebensgeschichte des Dichters brauchte fast nur Lubowitz und Heidelberg zu berühren.



Federzeichnung Eichendorffs aus seinem Tagebuch: Maskenfigur aus einem Festspiel zum Namenstag seines Bruders Wilhelm, 1810. Im Besitz der Familie Eichendorff

1801 kam der junge Eichendorff mit seinem Bruder Wilhelm auf das katholische Gymnasium nach Breslau. Für mehrere Jahre war nun das mit dem Gymnasium verbundene Konvikt seine Wohnung. Für seine Entwickelung wurde neben dem Studium und ausgedehntem Lesen des damals vorhandenen Schrifttums besonders wichtig, daß häufige Schüleraufführungen stattfanden und daß den Schülern auch der Besuch des öffentlichen Theaters ohne Kleinlichkeit gestattet wurde. Viele Schauspiele und Opern, darunter Schillersche und Goethesche Werke, Opern Mozarts, haben schon damals auf Eichendorffs dichterische Begabung offenbar tief und lebendig eingewirkt. Auch später hat er viel Theater gesehen, reiche, gewiß für seine Dichtung fruchtbar gewordene Eindrücke empfangen. Trotz lebendigen Willens zum Drama, der so bestärkt wurde, hat Eichendorff kein Drama zu schaffen vermocht. Unbeirrbar war seine große lyrische und erzählerische Gabe.

Nach Beendigung der Gymnasialzeit 1804 blieben die Brüder auch als Studenten noch in Gesellschaft ihres bisherigen Mentors in Breslau, um dann im Mai 1805 auf die Universität Halle zu gehen.

Halle ist in Eichendorffs Leben das Vorspiel Heidelbergs. Moritzburg, Giebichenstein, der verzauberte Reichardtsche Garten daran, die Saale, das etwas rauhe Hallesche Studentenleben haben zwar nicht, wie bald Natur und Leben von Heidelberg, wie Neckar und Rhein, Eichendorffs ganze künftige Dichtung durchtränkt.

Aber er hat die in Halle verlebte Zeit in den wundervollen zwei ersten Kapiteln der „Glücksritter" als ein einzelnes lebensvolles Bild festgehalten. Auch hier ist sofort wieder das Theater in Eichendorffs Leben, als hätte ihn das Schicksal doch noch zum Dramatiker ausersehen: Lauchstädt, wo damals die Weimarer Schauspieler ihre Vorstellungen gaben, zu denen, wenn eins der großen Schillerschen oder Goetheschen Werke gegeben wurde, lange Züge von Wagen, Reitern, Fußgängern aus Halle pilgerten.

Noch ehe 1806 die Universität in Halle von Napoleon aufgelöst wurde, gingen die Brüder Eichendorff zunächst nach Lubowitz zurück, wo das alte, frohe, gesellige Leben wieder begann — allerdings, um bald vor den Stürmen des nahenden preußischen Untergangs abgebrochen zu werden. Es erscheint als ein besonderer Glückszufall, daß es den noch immer unzertrennlichen Brüdern trotz der Not der Zeit im Frühjahr 1807 möglich wurde, die Universität Heidelberg zu beziehen, an der sie bis zum Juni 1808 blieben. Hier nun vollendet sich der Dichter Joseph von Eichendorff zu seiner bleibenden Wesenheit.

Er kam aus Schlesien, und wenn seine Familie ihre letzte Abstammung auch aus Niederbayern herleitete, so hatte sie damals doch schon Jahrhunderte in dem erst um Zwölfhundert kolonisierten alten Slawenland Schlesien gesessen und gehörte zu dem jungen, lebensstarken, an dichterischen Begabungen reichen schlesischen Stamme, einem der neuen nord- und ostdeutschen Stämme, die sich den oberdeutschen Stämmen im zweiten Jahrtausend zugesellen. Nach einer tiefsinnigen Erkenntnis Joseph Nadlers sind die Abkömmlinge dieser neuen Stämme die geborenen Träger der Romantik, die als Sehnsuchtskunst, im besonderen als die Sehnsucht nach der deutschen Vergangenheit, dem deutschen Mittelalter auftritt und eigentlich die Sehnsucht nach reinem Deutschtum ist, das eben in jener fernen Vergangenheit allein noch vorhanden zu sein scheint, nach völligem Aufgehen in dieser Kulturgemeinschaft, deren Anblick das Herz des Romantikers mit unbezwingbarem Verlangen erfüllt, mit ihr eins zu werden.

Es ist klar, daß eine solche Sehnsucht am tiefsten Angehörige der Neustämme empfinden, daß sie vor allem die romantische Bewegung tragen mußten. Gewiß hat der Schlesier Eichendorff, der als die schönste, reinste, bedeutendste Verkörperung der Romantik anzusehen ist, kaum eine Zeile geschrieben, die nicht voll von dieser Sehnsucht wäre. Mit ihr kommt er, nachdem er in Schlesien und auch noch in Halle empfunden haben muß, daß hier das Deutsche slawischen Grund überlagert, jetzt ins Herz einer altdeutschen Landschaft und Stadt, zu einem Stamme oberdeutschen Schlages, auf eine hohe Schule der noch ins deutsche Mittelalter zurückreichenden Wissenschaft und Kultur. Er sieht zugleich buntestes Leben und Treiben der Zeit: Truppendurchzüge, Monarchenempfänge, Prozessionen, Ruinenbeleuchtungen, Studentenfeste auf der Schloßaltane. Der Zeitdichter wird für die Zukunft geweckt, wozu eine rasche Reise über Straßburg nach Paris mitwirkt. Vor allem aber ist er Görres, Brentano, Arnim

nähergetreten. Und durch den Übersetzer Gries knüpft sich schon Eichendorffs Beziehung zum Spanischen an, der wir die Arbeit seiner späteren Zeit, die wertvollen Verdeutschungen Calderonscher „Autos sacramentales" verdanken.

So wird er hier zur bleibenden Gestalt. Aus dem im Flusse glitzernden Sonnenschein, dem Blitzleuchten über den Wäldern, dem Mondlicht an alten Schloßmauern und dem Strahlen der Fackeln zu fröhlichem Studentenkommers webt sich der Glanz, in den Eichendorff deutsches Wesen, deutsche Liebe, Wald, Berg, Strom, deutsches Land überhaupt in all seinen Gedichten und Erzählungen taucht. Jetzt bricht aus ihm die klingende, singende Musik eines vor Sehnsucht und Glück, ewigem Wandertrieb und Heimweh, Freude an der schönen Erde und Inbrunst zum himmlischen Jenseits, Menschenliebe und weltabgewandter Liebe zu Gott gleichermaßen bebenden Herzens. Hier hat er sich gefunden. Alle literarischen Einflüsse, Goethe und Jean Paul, die deutschen Volksbücher, das Volkslied, Matthias Claudius und was damals sonst auf einen jungen Dichter einstürmte, überwindet er im Zusammenhange mit den anderen jungen Romantikern und ist schon so erstarkt, daß kein Einfluß, keiner der älteren und keiner aus dem Kreise der Genossen, ihn mehr von seiner eigenen Entwickelung abzudrängen vermag. So ist er, so bleibt er: jung auf der Höhe des Lebens, und diese herrliche Jugend in selige Erinnerung verwandelnd, wenn er älter wird, nicht eigentlich in Reife oder starkes Alter wie Goethe.



Illustration von Adolph Schrödter zu Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", 1842. Lithographie

Sein Sohn Hermann hat eine treue Lebensbeschreibung seines Vaters gegeben und die Halte seines ebenmäßigen Weges aufgezeichnet.

Eine Reise über Frankfurt, Würzburg, Nürnberg, Regensburg mit dem Ziele Wien bricht den Heidelberger Aufenthalt 1808 ab. Eichendorff kehrt im Herbst nach Lubowitz zurück, wo er nun Gutsbesitzer werden will, wo die ersten seiner bleibenden Gedichte entstehen, wo „Ahnung und Gegenwart" sich zu gestalten beginnt; wo er 1809 seine künftige Frau, Luise Viktoria von Larisch, kennenlernt. Im selben Jahre folgt eine Reise nach Berlin zum Besuche von Loeben, Brentano, Arnim.

Wieder Heimat, wieder Fremde: 1810 nach Wien, in österreichischen Staatsdienst. Dort Verkehr mit Friedrich Schlegel, dem Maler Philipp Veit, mit Friedrich von Gentz und Wilhelm von Humboldt. 1813 nach Breslau unter die Fahnen, ins Lützowsche Freikorps, dessen wenig wichtige kriegerische Schicksale er bis 1814 teilt. Er verheiratet sich, er läßt seinen ersten Roman erscheinen, er wird 1815 noch einmal Soldat, als welcher er den zweiten Einzug in Paris mitmacht, und kommt 1816 endlich in die Heimat zurück. In Breslau Referendar. Dort Verkehr mit Friedrich von Raumer und Karl von Holtei. Beginn novellistischer Dichtung: „Das Marmorbild". Aber es ist fast gleichgültig, festzustellen, wann er dies oder jenes geschrieben hat, da seine Entwicklung abgeschlossen und fest, sein Können sicher und sich gleichbleibend ist.

Kurze Zeit ist er in Berlin — 1820 — als Hilfsarbeiter im Kultusministerium tätig und wird 1821 als Regierungskommissar für katholische Schulangelegenheiten nach Danzig gesandt. Er tritt in Beziehungen zu dem Bischof von Ermland, Prinzen Joseph von Hohenzollern, und dem Oberpräsidenten Theodor von Schoen. Eichendorff dichtet in Danzig das dramatische Märchen „Krieg den Philistern", dessen veraltete Satire heute nicht mehr genießbar ist, und sein unsterbliches Prosa-Meisterstück „Aus dem Leben eines Taugenichts".

1823 kurze Zeit in Berlin, 1824 Versetzung nach Königsberg, wo er bis 1831 bleibt. Von 1832 bis 1844 Rat im Kultusministerium zu Berlin. Hier knüpfen sich Beziehungen zu Adelbert von Chamisso, zu Künstlern und Komponisten. Die Berliner Zeit wird im Jahre 1838 durch eine Reise nach Süddeutschland, Wien, Salzburg, München unterbrochen.

Unter dem, was Eichendorff in dem Jahrzehnt von 1830 bis 1840 erstehen ließ — mancherlei Novellen („Viel Lärm um nichts", „Dichter und ihre Gesellen" und andere), die sich um das Lustspiel „Die Freier" stellen — ist das Wichtigste die 1837 herausgegebene erste vollständige Sammlung der „Gedichte", deren Aufbau und Einteilung später auch in die Ausgaben der „Werke" überging. Etwa von der Mitte dieses Jahrzehnts an beginnt Eichendorff sich mit der spanischen Literatur und Übersetzungen aus dem Spanischen zu beschäftigen, deren wertvollste Frucht seine Fassung einiger der „Geistlichen Schauspiele" Calderons ist. 1841 erscheint die erste Gesamtausgabe.

Die Aufenthalte des alternden Dichters wechseln: nachdem er 1844 aus dem Amte ausgeschieden ist, wieder Danzig, dann Wien, Berlin, Köthen, Dresden

und von neuem Berlin, diesmal für fünf Jahre, bis 1855. In diese Zeit fallen vor allem seine literarhistorischen Studien und Veröffentlichungen über romantische Poesie, über den Roman des achtzehnten Jahrhunderts und die Geschichte des Dramas. Ferner dichtet er jetzt das trotz schon bemerkbarer Alterserscheinungen farbenreiche kleine Epos „Julian".

Die letzte kurze Lebenszeit verbringt er in Neiße. Dort ist er am 26. November 1857, nicht ganz siebzigjährig, gestorben.

Wie der irdische Leib vom Menschen im Tode abfällt, sein Unsterbliches freigebend, das aus der Trübung in seine ewige Existenz — die unserem zeitbeschränkten Blick als vor und nach diesem Erdenleben liegend erscheint — zurückkehrt, so soll von einem großen Dichter, wenn er gestorben ist, sein armes irdisches Leben, seine Biographie, abfallen und wesenloser Staub werden vor dem erlösten ewigen Leben, das in Bildern, Symbolen, Klängen, in Gestalten und Schicksalen aus diesem Vergänglichen aufstieg. Auch in unserem Wissen um den Dichter.

Wir haben die Jahresmarksteine bezeichnet, die Eichendorffs zeitliches Leben umgrenzen und dessen wichtigste Wendepunkte anzeigen. Er hat sich uns dadurch mit geschichtlichen Strömungen, geistigen Gruppen, einzelnen hervorragenden Zeitgenossen, mit Vaterlandsschicksal und Erdgeschicken verbunden. Dann aber drängt unser Geist dazu, ihn aus all dem wieder herauszulösen und in seiner Tiefe zu erfühlen; von innen, so als wäre diese Dichterseele in uns hineingetreten, sähe durch unser Auge, hörte durch unser Ohr und hätte ihren Herzschlag in dem unsrigen!

Da nehmen die Dinge und Menschen, nehmen Natur und Leben eine seltsame Verzauberung an. Alle Geräusche werden Musik, die Sprache wird Gesang, der Gang wird, wo nicht Tanz, doch rhythmischer Schritt in einem unsichtbaren großen Reigen, in welchem auch der sinnende Wanderer die Gegend entlangschreitet. Alles strömt Seele aus, das Rauschen des Waldes wie der Brunnen, das Licht ferner Blitze wie die Stimmen der Vögel und der Duft der Blumen. Und die Menschen, von denen Alltag und Sorgen genommen sind, erwachen zu einem wesentlichen, leichten, von wirklichkeitstiefen Träumen genährten Leben, blühen auf, entfalten sich, sind nicht bedingt, sondern quellen frei aus sich an den schönen, ewig schönen Tag.

In den wenigen Bänden Eichendorffscher Dichtung ist eine verzauberte Welt um den Lesenden, eine andere Welt als die wirkliche, aber eine in sich genau so sinn- und zusammenhangvolle wie sie. Eichendorff, der mit seinem frommen Kindergemüt bis ins Greisenalter das Leben rein, klar und gläubig betrachtete, hat ein viel reicheres, glückvolleres Leben gesehen als das wirkliche und sehnsuchtsvoll festgehalten. Wir sehen es mit ihm, wenn sein Auge aus uns ausschaut.

Wo in seiner Kunst liegt die Verzauberung?

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte in weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land —

Er schildert mit ein paar Zeilen eine einfache Lage, einen Blick in die Ferne, ein kurzes Hinabschauen — woher kommt dies Tiefenrauschen, dieser Raumfrieden, diese Traumwirklichkeit, die alle Wachwirklichkeit weit hinter sich, geradezu in sich vergehen läßt, daß wir meinen, es in der Wirklichkeit nie so stark erleben zu können wie in den wenigen Versen dieses Dichters?

Oben lag noch meine Laute,
Und mein Fenster stand noch auf,
Aus dem tiefen Grunde graute
Wunderbar die Stadt herauf —

Es ist der Gesang der Worte. Es ist dies: wie Eichendorff Sinn, Bild und Wort zu einem wunderbaren dreistimmigen Gesang verbindet, in dem alles leuchtet, wenn dieser Gesang es umtönt.

Das Lied, diese eigentliche Sprache Eichendorffs, verwandelt sich in seine Prosa; verwandelt sich nur, wird ernster, gemessener, ruhiger; aber behält Seele und das Geheimnis des Klanges. Sie gewinnt für das, was sie, älter und reifer geworden, an Liedjugend aufgeben muß, vielerlei Neues: sachliche Anschauung der Dinge und Menschen, Geschehnisse, Schicksale; und sie gewinnt Gestalten. Und diese unbeirrten Gestalten Eichendorffs, um welche die Geschehnisse hinfließen wie die Wellen um Schwimmende oder die Stunden um Träumende oder die Visionen um Verzückte — sie manchmal ein Stück mit sich führend, dann wieder entgleitend, zurückflutend, sie auch wohl zuletzt in die Tiefe ziehend — diese Gestalten Eichendorffs sind wie die menschgewordenen Klänge seiner Gedichte und doch erdhaft, sind göttliche Leichtigkeit und doch Menschen. Aus der Sehnsucht nach einem Leben, das beglückender wäre, sind sie geschaffen, und indem der Dichter sie erschuf, ward dies beglückende Leben ihm glaubhafte Wahrheit und dann Schönheit. Mehr als die in ihrem beträchtlichen Umfange nicht durchaus bemeisterten „Ahnung und Gegenwart" und „Dichter und ihre Gesellen" sind es vor allem: „Aus dem Leben eines Taugenichts", „Die Glücksritter" und die überwirkliche spiegeltiefe „Meerfahrt".

Alles außer den Gedichten und den Erzählungen ist Beiwerk. Und selbst die Erzählungen, zu denen man so leicht von den Gedichten aus hinfindet, versinken wieder, wenn man von ihnen zu den Gedichten zurückkehrt. In den Gedichten ist am tiefsten und unvergänglichsten die schöne geträumte, geglaubte, Wirklichkeit gewordene Welt, die für uns den Namen Eichendorff trägt.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann

1776–1822

Von

Carl Georg von Maaßen

Als Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann — den dritten Vornamen hat er selbst, aus Verehrung für Mozart, in Amadeus abgeändert — im Sommer des Jahres 1822 an der Rückenmarkschwindsucht gestorben war, ließen ihm seine Freunde und andere Männer, die ihm nahestanden, auf dem Friedhof vor dem Halleschen Tor zu Berlin einen Grabstein setzen, der folgende Inschrift trug:

E. T. W. Hoffmann
geb. Königsberg in Preußen
den 24 Januar 1776
gest. Berlin den 25 Juny 1822
Kammer Gerichts Rath
ausgezeichnet
im Amte
als Dichter
als Tonkünstler
als Maler.
Gewidmet von seinen Freunden.

Man hatte nicht zuviel gesagt: ein tüchtiger Beamter, ein genialer Dichter, ein echter Musiker, ein talentvoller Zeichner und — was die Freunde noch hätten hinzusetzen können — ein ganzer vollwertiger Mensch waren mit ihm dahingegangen. War er als Beamter, als Komponist und als Maler nur verhältnismäßig wenigen bekannt gewesen, als Schriftsteller bewunderte ihn schon zu seinen Lebzeiten die ganze Nation, obwohl damals selbst seine berühmtesten Kollegen in Apoll das wahrhaft Bedeutende in seinen Werken, nämlich das, was ihm allein eigen war und vor allen andern auszeichnete, weder zu erkennen noch zu würdigen wußten. Seine große Beliebtheit bei einem damals sehr lesefreudigen Publikum schwand aber, da es nur am Stofflichen seiner Schriften Vergnügen gefunden hatte, rasch dahin, sobald Buchhandlungen, Almanache und Tagesblätter keine Neuigkeiten von ihm mehr bieten konnten. Wenn auch die stillen Liebhaber seiner Muse in späterer Zeit — zu ihnen gehörten besonders Künstler und Dichter — niemals ausstarben, Hoffmanns glänzender Name verblich dennoch bald, und da, wo man ihn noch nannte oder nennen mußte, hatte er seinen einstigen Silberklang verloren.

Aber merkwürdig: während der Deutsche seinen originellsten Schriftsteller zu vergessen begann, in einer fremden Nation lebte dieser in ungeahnter Jugendfrische wieder auf, ja man wob ihm jetzt einen so strahlenden Ruhmeskranz ums Haupt, daß er über ganz Europa hinwegleuchtete. Schon bald nach Hoffmanns Tode erschien in Paris eine Gesamtausgabe seiner Schriften, die zahlreiche Trabanten in Gestalt schön gedruckter und mit reizvollen Bildern geschmückter Einzelausgaben im Gefolge hatte. Bei den Franzosen wurde unser Hoffmann plötzlich der Dichter des Tages, ja er galt ihnen geradezu als der Prototyp eines deutschen Dichters überhaupt und des deutschen Parnasses erster Stern.

Das geheimnisvolle, die Phantasie beflügelnde Zwielicht, das schaurig Dämmerige, die tiefen Schatten bei grellster Beleuchtung, das nordisch Nebelhafte, wie es sich etwa um die Erzählung „Das Majorat" wob, erschien ihnen als echt germanisch. Das Entzücken, das Hoffmanns Erzählungen bei ihnen auslöste, veranlaßte sie, sich für die gesamte deutsche Literatur, besonders für die Romantik, zu interessieren, und es ist bezeichnend, daß es die Antipoden Hoffmann und Goethe waren, die ihnen als die bedeutendsten Repräsentanten deutscher Dichtung erschienen.

Trotzdem war diese für literarische Feinheiten so empfängliche Nation nicht befähigt, Hoffmann in seiner ganzen Tiefe zu erfassen. Sie liebten an seinen Werken die rasch bewegte Handlung, die bunten, so überaus lebendigen Figuren und das mit ihnen verbundene Phantastische, Bizarre, Skurrile und Groteske und wußten es auch in ihre Sprache treffend zu übertragen. Aber den eigentlichen Ideengehalt des tiefsinnigen Seelenforschers, das rein Poetische, also das wahrhaft Deutsche an Hoffmann, vermochten sie nicht nachzuempfinden, was dadurch kenntlich wird, daß die Übersetzer alles fortließen, was ihnen in dieser Hinsicht unverständlich oder gar abgeschmackt erschien. Nur deutsche Wesensverwandtschaft vermag Hoffmann in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen, das zeigen uns unsere urdeutschen Dichter Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Theodor Storm, Gottfried Keller und Wilhelm Raabe, die ihn bewunderten und auch literarisch nicht unbeeinflußt von ihm blieben. Sie waren es, die Hoffmann unversehrt wie eine gläserne Kostbarkeit durch die Zeiten getragen haben und den Weg zu einem neuen Verständnis seiner nun erst wahrhaft erkannten Kunst, wie es um die Jahrhundertwende lebendig wurde, anzubahnen vermochten. Völlig verstanden ist Hoffmann trotzdem bis heute nicht. Den Franzosen aber hat er die eigene literarische Produktion Jahrzehnte hindurch, im guten wie im schlechten Sinne, befruchtet. Ja Hoffmann ist der einzige deutsche Dichter, der bei ihnen Schule gemacht hat, er galt ihnen geradezu als der deutsche Klassiker.

Von dieser großen Wirkung seiner Kunst auf das Ausland hat Hoffmann Zeit seines Lebens nichts geahnt, nichts ahnen können, und es ist eine Ironie des Schicksals, daß er selbst den Franzmännern wenig hold war. In seinen Schriften findet man kaum eine Stelle, die ihnen etwas Anerkennendes oder gar Lobendes sagte.

Auch in seinen Tagebüchern aus dem Jahr 1813 findet man keine liebenswürdigen Worte über sie, was nicht allein auf die Unbilden, die er mit dem übrigen Deutschland durch sie erleiden mußte, zurückzuführen ist. Er hatte damals Gelegenheit genug, Studien am lebenden Modell zu machen. In Napoleon erblickte er — im Gegensatz zu so vielen andern — nichts anderes als den grausamen Tyrannen, und Hoffmanns „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden" und die Skizze „Der Dey von Elba in Paris" zeugen von seinem tiefen Haß gegen den Völkerzertrümmerer. Sein Deutschtum empfand Hoffmann so stark wie nur wenige andere Schriftsteller seiner Zeit. Alle guten Eigenschaften und Leistungen seiner Nation weiß er stets in das hellste Licht zu rücken. Er rühmt den deutschen Humor und gesteht, daß ihm der echt französische Witz im höchsten Grade fatal sei. Von dem nach äußern Effekten haschenden Komponisten Spontini sagt er einmal: „Spontini hat zu lange in Frankreich gelebt, er muß erst ein Deutscher werden, dann wird er erst etwas Tüchtiges schreiben!" Er war aber keineswegs blind gegen wahre Verdienste, was seine Vorliebe für Rabelais, Diderot und andere beweist. Auch sonst zeigt sich ein starkes Rassenbewußtsein bei ihm; seine Abneigung gegen das Judentum hat in seinen Erzählungen „Die Brautwahl", „Die Irrungen" und „Die Geheimnisse" ihren poetisch-satirischen Niederschlag gefunden.

Es ist überhaupt bezeichnend für Hoffmann, daß sich alles äußere und innere Erleben, seine volle Persönlichkeit mit all ihren Vorzügen und Schwächen in seinen Schriften abspiegelt. Hoffmann war es, der seine schriftstellernden Kollegen auf das wirkliche Leben als einzige Quelle aller Poesie hingewiesen hatte, und einer von diesen bestätigte es öffentlich, daß Hoffmann mehr als seine Studierlampe gekannt, daß die Zeit ihn gerüttelt und gebildet habe. Er nennt ihn einen feinen Beobachter, voll dichterischer Schönheit, und fügt hinzu: „In scherzhaftem Gewande war er eine scharfe Geißel der Stubengelehrten, deren Wissen, wie er sich ausdrückte, einer umgestürzten Bibliothek gleicht, in Schweinsleder gebunden." Kaum bei einem andern Schriftsteller wird man so neugierig auf sein Leben und Treiben, wenn man seine Werke liest, wie bei E. T. A. Hoffmann. Das macht nicht allein die dichterische Leistung an sich, sondern man spürt: hier schreibt kein Literat, hier atmet eine durch und durch künstlerische Persönlichkeit. Man lebt Hoffmann, man liest ihn nicht.

Sein äußeres Leben sei kurz umrissen. In der Französischen Straße zu Königsberg wurde er geboren. Sein Vater, der Justizkommissar Christoph Ludwig Hoffmann, Sohn eines Pfarrers, hatte seine Cousine Luise Albertine Doerffer, Tochter des Hofgerichtsadvokaten Johann Jakob Doerffer, geheiratet. Die Ehe, von Anfang an unglücklich, wurde nach zwölf Jahren geschieden. Das ungleiche Paar — der Mann zu Ausschweifungen neigend, aber geistreich und voll künstlerischer Anlagen, die Frau von peinlichster Akkuratesse, nach den strengen Grundsätzen ihrer Familie erzogen, überdies kränklich — fand keinen gemeinsamen Weg.

Ernst Theodor blieb nach Trennung der beiden bei der Mutter, die in das elterliche Haus in der Junkergasse (jetzt Poststraße 13) zurückkehrte. Hier lebten noch die würdige, aber hinfällige Großmutter, eine unverheiratete Tante und ein lediger Onkel Otto Wilhelm Doerffer. Letztere zwei übernahmen die Erziehung des kleinen Ernst, welcher sich der heitern und geselligen Tante vertrauensvoll anschmiegte, während ihm der dicke, diätetisch eingestellte Onkel, von ihm nach den Anfangsbuchstaben seiner Vornamen der „Oh-weh-Onkel" genannt, bald zur Zielscheibe versteckter Bosheiten dienen mußte. Das lebhafte, vom Vater ererbte Temperament trieb ihn schon früh zu geheimer Auflehnung gegen die grenzenlose, zum Lachen reizende Pedanterie seines Erziehers und zeugte im Verein mit scharfer Beobachtungsgabe eine Spottlust, die sich im Lauf der Jahre, wenn man so sagen darf, veredelte und zu jener geistreichen Ironie entwickelte, die seinen späteren literarischen Erzeugnissen ihren eigenartigen Stempel aufdrücken sollte.

Mit sechs Jahren kam Ernst Theodor auf die Burgschule, wo er kein besserer oder schlechterer Schüler war als im Durchschnitt die andern auch. Einen großen Einfluß auf ihn gewann ein Mitschüler, der gleichaltrige Theodor Gottlieb von Hippel, ein Neffe des humoristischen Romanschriftstellers gleichen Namens. Aus anfänglicher Kameradschaft entstand ein Freundschaftsbund, der ihr ganzes Leben hindurch jede Probe bestehen sollte. Der schlichte, zurückhaltende, aber sehr aufnahmefähige Hippel (er verfaßte später den berühmten „Aufruf an mein Volk") bildete eine wundervolle Ergänzung zu dem lebhaften, erfinderischen und tatendurstigen Hoffmann. Hoffmanns umfangreicher Briefwechsel mit ihm ist das schönste Denkmal einer Freundschaft unserer gesamten deutschen Literatur. Im Jahre 1792, sechzehn Jahre alt, bezog Hoffmann die Königsberger Universität. Er besuchte pünktlich die Vorlesungen und galt für außerordentlich fleißig. Die Freizeit wurde künstlerischer Betätigung gewidmet. 1795 bestand er sein Auskultatorexamen und blieb vorerst zu Königsberg im Amte. Als kaum ein Jahr später die Mutter starb, siedelte er im Sommer 1796 nach Glogau über, wo er bei seinem Onkel Johann Ludwig Doerffer, Rat am Obergericht, freundlichste Aufnahme fand. An seinem muntern, aufgeweckten und witzigen Vetter Ernst Ludwig Hartmann Doerffer fand er einen lustigen Kameraden, an seiner Cousine Minna aber ein so großes Gefallen, daß er sich zwei Jahre später mit ihr verlobte. Aus nicht recht geklärten Gründen löste er im Jahre 1802 von Posen aus die Verbindung wieder. Freundschaftliche Beziehungen zu dem Miniaturmaler Aloys Molinary und besonders zu dem Musiker Johannes Hampe brachten eine angenehme Abwechslung in sein etwas eintöniges Dasein. Am 15. Juli 1798 bestand er die Referendarprüfung, und als sein Onkel zur gleichen Zeit zum Obertribunalsrat in Berlin ernannt wurde, beantragte er ebenfalls seine Versetzung dorthin.

Vor seiner Übersiedlung machte er eine Reise in das Riesengebirge. Ende August finden wir ihn in Berlin, wo er am 27. März 1800 das große Staatsexamen besteht. Die reichen künstlerischen Genüsse, die ihm Preußens Hauptstadt



E. T. A. Hoffmann: Selbſtbildnis
Kupferſtich nach einer verſchollenen Handzeichnung



E. T. A. Hoffmann: Drei Ratsherren der Warschauer Regierung
Aquarell, 1804. Privatbesitz



E. T. A. Hoffmann und der Schauspieler Ludwig Devrient
in der Weinstube von Lutter & Wegner in Berlin. Zeitgenössisches Gemälde

bot, Theater, Konzerte, Kunstausstellungen, regten ihn zu eigener Betätigung auf dem Gebiet der Musik, Malerei und Schriftstellerei an. Als Assessor kam er an das Obergericht in Posen. Das freie, bunte, lustige Leben, das hier herrschte, blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Widerstand er am Anfang der Verführung, so verfiel er ihr später um so gründlicher. Er beging allerlei Ausschweifungen, die zur Übersteigerung aller Empfindungen führten und wohl auch für seine Gesundheit, für sein ganzes späteres Leben nicht ohne nachhaltige Folgen blieben. Er geriet, wie er selbst sagte, in einen Kampf von Gefühlen und Vorsätzen, die sich geradezu widersprachen, er wollte sich betäuben und wurde, was Schulrektoren, Prediger, Onkels und Tanten liederlich nennen. Aber seine künstlerischen Bestrebungen gab er nicht auf. Er fand literarisch interessierte Freunde und holte sich, zum ersten Male in seinem Leben, einen öffentlichen Erfolg durch die Aufführung des von ihm komponierten Singspiels „Scherz, List und Rache" mit dem Goetheschen Text. Am 25. Juli 1802 heiratete er Michalina Rorer (polnisch Trzinska), die er einige Zeit vorher kennen- und liebengelernt hatte. Sie blieb ihm eine treue, aufopfernde, sich ihm durchaus unterordnende Lebensgefährtin bis an sein Ende. Doch bevor noch diese Vereinigung geschlossen war, ereignete sich ein Skandal, der dem fröhlichen Posener Treiben ein jähes Ende bereiten sollte. Auf einem Maskenball der Deutschen Gesellschaft Posens wurden von einem Bilderhändler Karikaturen auf einzelne Mitglieder verteilt, die anfangs Gelächter, später, als die Verspotteten sich erkannten, helle Empörung hervorriefen. Als Urheber dieser Blätter wurde Hoffmann erkannt, und in derselben Nacht ging eine Estafette mit einer Beschwerde nach Berlin. Die Folge war, daß Hoffmann nach Plock, einem kleinen polnischen Nest im damaligen preußischen Polen, strafversetzt wurde, wohin er im Mai übersiedelte. Etwas später kehrte er zu seiner Hochzeit nach Posen zurück und begab sich dann mit seiner jungen Gattin in die Verbannung.

Es war ein trostloses Leben dort, nur die Beschäftigung mit Musik und Malerei konnte die Lage einigermaßen erträglich machen. Hier schrieb Hoffmann sein erstes und einziges, heute verschollenes Lustspiel „Der Preis", auch wurde zum ersten Male eine literarische Arbeit von ihm, das „Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt" in Kotzebues Zeitschrift „Der Freimüthige" gedruckt. Alle Anstrengungen, Kompositionen in einem Verlag unterzubringen, mißglückten. Zu Anfang des Jahres 1804 kam, dank der Bemühungen seines Freundes Hippel, die Befreiung. Hoffmann erhielt eine Ratsstelle in Warschau, der Hauptstadt des damaligen Südpreußen. Hier umbrauste ihn wieder lärmendes, farbigstes Leben, riß bewegteste Geselligkeit ihn in ihre Strudel. Hier fand er seinen späteren Biographen Julius Eduard Hitzig als Kollegen, und durch ihn wurde er auf die Ideen und die Dichtungen der großen Romantiker aufmerksam gemacht, die für ihn Neuland waren, aber bald sein ganzes Innere erfüllen sollten. Durch diese Lektüre erwuchs ihm eine vorher ungeahnte Gedankenwelt, und vieles fand er verwirklicht, was ihm bisher nur in

verschwommenen Umrissen vorgeschwebt hatte. Neue, literarisch und musikalisch begabte Freunde gewann er, unter ihnen Zacharias Werner, dem er in Königsberg noch nicht nahegetreten war, dessen eigenartige Dramen nun ihren besonderen Eindruck auf ihn nicht verfehlten. Zu Werners „Kreuz an der Ostsee" schrieb er die Musik. Des weiteren komponierte er Brentanos „Lustige Musikanten", die komische Oper „Liebe und Eifersucht" und andere weltliche und kirchliche Werke. Im Mai des Jahres 1805 gründete er eine musikalische Gesellschaft. Das hierfür bestimmte Gebäude richtete er selbst ein und schmückte die Räume, in der Malerjacke zwischen Farbtöpfen und Chiantiflaschen auf hohem Gerüst sitzend, mit Wandbildern sehr phantastischer Art aus. Hier suchten ihn Parteien, die einen Kontrakt schließen wollten, auf und wurden sprachlos, als der Maler sich zum Regierungsrat umwandelte und die verzwicktesten Angelegenheiten im Handumdrehen regelte und die Feder ebenso fix wie den Pinsel führte. In diese Idylle brach der Krieg. Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Ende November 1806 rückten die Franzosen in Warschau ein und lösten die preußische Regierung auf. Hoffmann, anfangs noch vor Not geschützt, gab sich ungehemmt seinen künstlerischen Arbeiten hin, doch sandte er bald seine Gattin zu ihren Verwandten nach Posen. Nicht lange danach ergriff ihn ein heftiges Nervenfieber. Genesen, zwangen ihn die Umstände, Warschau zu verlassen (denn welcher preußische Beamte mochte einen französischen Huldigungseid leisten?), und im Juli 1807 begab er sich nach Berlin.

Es war ein unglückseliges Jahr, das er hier verbringen mußte. An eine anderweitige Anstellung im Staatsdienst war nicht zu denken, alle Versuche, seine künstlerischen Talente auszunutzen, waren vergeblich, kein Verleger fand sich, der seine Kompositionen drucken lassen wollte. Seine Frau erkrankte schwer, sein kleines Töchterchen Cäcilie starb. Mühsam und unter den größten Entbehrungen rang er sich durch, tagelang mußte er sich ausschließlich von Brot ernähren. Im Herbst schrieb er ein Inserat für den „Reichsanzeiger", in dem er an einer Bühne Unterkommen als Kapellmeister suchte. Anfang des nächsten Jahres (1808) kam ein Antrag des Grafen Julius von Soden, der im kommenden Herbst die Verwaltung des Bamberger Theaters zu übernehmen gedachte. Freudig nahm Hoffmann an und komponierte als Beweis seines Könnens Sodens „Trank der Unsterblichkeit". Sein Verkehr in Berliner Dichterkreisen scheint damals noch sehr oberflächlich gewesen zu sein, er machte jedoch Bekanntschaft mit Schleiermacher, Zelter, Bernhardi, Robert und anderen. Bis zu seiner Übersiedlung in den neuen Wirkungskreis schrieb er noch ein paar kleinere Kompositionen, machte nähere Bekanntschaft mit einer schönen Frau, unternahm eine kleine Spritztour nach Glogau, holte in Posen seine Gattin ab und fuhr mit ihr nach Bamberg, wo er am 1. September 1808 eintraf.

Hier erlebte er eine große Enttäuschung. Zunächst entsprachen die dortigen Verhältnisse am Theater durchaus nicht seinen Erwartungen: das Orchester und

die Sänger waren schlecht. Dann fiel die erste Oper, die Hoffmann zu dirigieren hatte, Bartons „Aline, Königin von Golkonda", durch. Er selbst mißfiel dem Publikum, und die Musiker, ihrem alten, durch den norddeutschen Neuling vertriebenen Kapellmeister Dittmaier zugetan, nahmen eine feindliche Haltung gegen ihn ein. Der Leiter des Theaters, ein Schauspieler Cuno, zwang ihn, vom Dirigentenpult abzutreten, und stellte ihn als Theaterkomponist mit dem kläglichen Monatsgehalt von dreißig Gulden an. Da überdies die finanzielle Lage des Unternehmens die denkbar schlechteste war, so stand der Zusammenbruch unmittelbar bevor. Zu seinem Glück konnte sich Hoffmann durch Gesangsstunden in angesehenen Familien der Stadt einigermaßen über Wasser halten. Der Talentlosigkeit mancher Schüler, die dem empfindsamen Lehrer die größten Qualen bereitete, verdanken wir jedoch die prachtvollen Schilderungen in den „Fantasiestücken", worin sich ein grimmiger Humor in beißenden Sarkasmen entlädt.

Schon zu Anfang des Jahres 1809 war Hoffmann in Verbindung mit dem Leipziger Hofrat Friedrich Rochlitz, dem Herausgeber der hochangesehenen „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", gekommen. Am 12. Januar hatte er die kleine Skizze „Ritter Gluck" eingesandt und sich zu Besprechungen musikalischer Werke wie zu allgemeiner gehaltenen Aufsätzen über Musik erboten. Seine Arbeiten fanden Beifall, und von nun ab wurde er ständiger Mitarbeiter dieser vortrefflichen Zeitschrift. Seine später gesammelten Beiträge daraus („Kreisleriana") bilden zu einem sehr großen Teil den Inhalt seiner „Fantasiestücke in Callots Manier", die vier Jahre später erschienen sind. Erst mit dem kleinen Meisterwerk „Ritter Gluck" ist E. T. A. Hoffmann als Schriftsteller von Rang in die deutsche Literatur eingetreten.

Im September wurde Sodens Melodram „Dirna" mit Hoffmanns Musik aufgeführt. Im April des kommenden Jahres übernahm Franz von Holbein, der Hoffmann bereits von Berlin her kannte, die Leitung des Theaters, und mit seinem Erscheinen begann für diesen, der von ihm gleich als „Direktionsgehilfe" angestellt wurde, eine außerordentlich lebhafte Tätigkeit als Theaterkomponist, Dekorationsmaler, Bühnenarchitekt und Dramaturg, die er mit dem ganzen Feuer seines künstlerischen Temperaments ergriff. Unter Holbein nahm die bisher arg vernachlässigte Bühne einen bedeutenden Aufschwung. Neben den für das Publikum unerläßlichen Unterhaltungsstücken kamen Shakespeare, Calderon — in Aufführungen, die in ganz Deutschland von sich reden machten — und Kleists „Käthchen von Heilbronn" auf die Bretter.

Hoffmann bewohnte ein Poetenstübchen hoch über dem Theaterplatz, seiner Wirkungsstätte schräg gegenüber. Hierin befand sich auch das Gasthaus „Zur Rose", wo er sich mit seinen Freunden Holbein, dem Medizinaldirektor Adalbert Friedrich Marcus, dem Arzt Dr. Friedrich Speyer, Künstlern und Kunstenthusiasten zu treffen pflegte. Dank Hoffmanns belebender Wirkung ging es hier angeregt und oft ausgelassen genug zu. Seine witzigen, geistreichen Einfälle

machten selbst die Trägen mobil und einten die heterogensten Gemüter. Am häufigsten verkehrte er mit dem Wein- und Buchhändler Carl Friedrich Kunz, einem großen, sehr behäbigen und umgänglichen Manne, der über vielerlei, was Hoffmann interessierte, Bescheid wußte, der einen großen Weinkeller voll Burgunderflaschen besaß, in dem die beiden in fröhlichster Ausgelassenheit pokulieren konnten, und daneben eine Leihbibliothek, in der allerlei literarische Leckerbissen zu finden waren. Mit Kunz machte Hoffmann an freien Nachmittagen Spaziergänge in die schöne Umgebung der Stadt, etwa nach dem nahen Vergnügungsorte Bug, besuchte er die Bälle der Harmonie, kurz er war ihm ein bequemer Gesellschafter, der zu jedem Vorschlag, er mochte noch so ungewöhnlich sein, niemals nein sagte. Mit Kunz besprach er literarische Pläne, schrieb auch, durch ihn angeregt, die aus Bamberger Erlebnissen zusammengesetzte satirische, reichlich mit Bosheit geladene „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza", die dann Anlaß zu einem Verlagsobjekt, und, so seltsam es auch anmutet, zum Grundstein der „Fantasiestücke" wurde, die im März 1813 Kunz in Verlag nahm. Diese verlegerischen Beziehungen hatten im weiteren Verlauf zur Folge, daß die alten kameradschaftlichen darüber in die Brüche gingen.

Hoffmanns Geist war in voller Tätigkeit. Musikalische Arbeiten wechselten mit literarischen. Daneben zeichnete und malte er. Einen Turm auf der Altenburg, die Marcus besaß und wo Hoffmann ein paar Sommerwochen verbrachte, schmückte er mit historischen Fresken aus, ebenso einen Gartensaal in Marcus' Hause, von seinen Theatermalereien gar nicht zu reden. Erhalten haben sich aus dieser Zeit nur ein großes Familiengemälde, einige Zeichnungen, Porträts und Karikaturen. Von größeren Kompositionen erwähnen wir nur die Musik zu Kotzebues Singspiel „Das Gespenst", zu Holbeins „Aurora", Sodens „Julius Sabinus", Seyfrieds „Saul", auch begann er bereits in der letzten Bamberger Zeit an seiner Oper „Undine" zu arbeiten.

Ein Erlebnis erotischer Natur war es, das als der stärkste aller Bamberger Eindrücke verzeichnet werden muß: die Liebe zu einer blutjungen Schülerin von ihm, Julia Mark, der Tochter der verwitweten Konsulin Fanny Mark, in deren Hause er auf das freundlichste aufgenommen worden war. Es war eine Liebe voll heftigster Leidenschaft, die Seele und Körper mit elementarer Kraft ergriff und von nachhaltigster Wirkung war. Wer Hoffmanns Tagebücher liest, wird von diesen in rasender Leidenschaft gemachten Eintragungen selbst aufs stärkste gepackt und erschüttert werden. Es war eine heftige Liebe, die keine Erfüllung finden sollte. Julia heiratete auf Wunsch ihrer Mutter einen reichen Hamburger Kaufmann, einen verlebten, kranken, durchaus verächtlichen Menschen. Für Hoffmann jedoch hatten diese seelischen Erschütterungen, die ihn wie kaum je einen zweiten vom Himmel zur Hölle und wieder hinauf und hinunter geworfen hatten, zur Folge, daß sie seine Empfindungen allgemach vergeistigten und sein Künstlertum, das bisher doch erst in der Knospe geschlummert hatte,

zum vollen Erblühen brachten. Ohne die nie gestillte Leidenschaft zu Julia Mark wäre er niemals der Dichter geworden, zu dem wir heute in Bewunderung aufsehen. Julias Bild schimmert uns aus vielen Dichtungen lieblich entgegen, verklärt, veredelt.

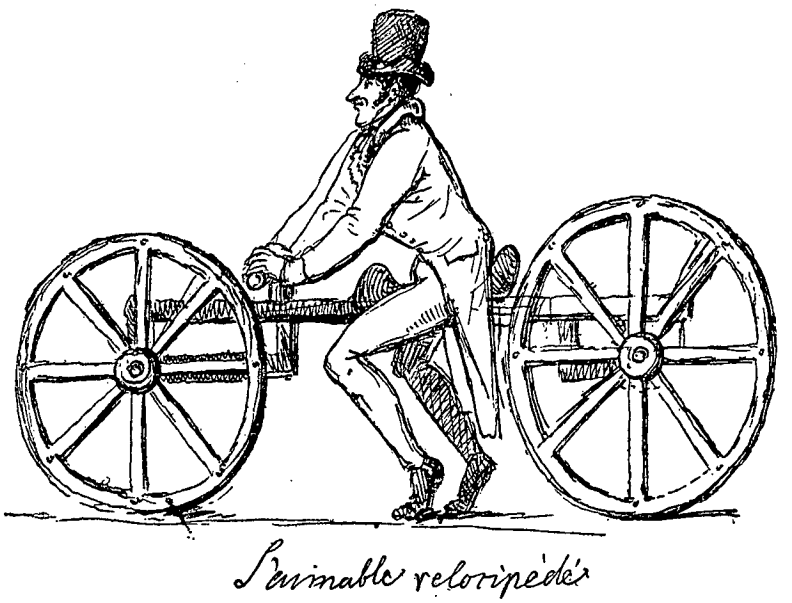
Mit Julias Heirat am 3. Dezember 1812 hatte das schöne Bamberg für Hoffmann jeden Glanz verloren. Schon ein Vierteljahr früher hatte ihm die Konsulin wegen eines unerfreulichen Auftritts mit dem Bräutigam, bei der des Nebenbuhlers Eifersucht zu einer jede gesellschaftliche Rücksicht außer acht lassenden Entladung gekommen war, das Haus verboten. Dazu kam, daß er mit Holbeins Weggang von Bamberg, der Ende Februar die Direktion niedergelegt hatte, auf kein Gehalt mehr rechnen konnte und nun bei seinen sonstigen geringen Einnahmen wieder Mangel litt, nachdem er schon vorher niemals aus den Geldsorgen herausgekommen war.

In dieser Not traf eine Anfrage des Theaterdirektors Joseph Seconda ein, der seit dem Jahre 1810 mit einer neugegründeten Truppe abwechselnd in Dresden und Leipzig spielte, ob Hoffmann geneigt sei, die eben freigewordene Kapellmeisterstelle zu übernehmen. Mit einem Gefühl der Befreiung nahm dieser an, und am 21. April 1813 trat er mit seiner Frau die Reise nach Dresden an, wo er am 25. April eintraf. Aber Seconda hatte wegen der drohenden Kriegswirren seine Zelte hier abgebrochen und war nach Leipzig übergesiedelt, wohin sich nun auch Hoffmann am 20. Mai begab. Er wurde freundlich empfangen, auch auf der Redaktion der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" fand er offene Arme. So gut sich anfangs seine Tätigkeit am Theater auch anlassen wollte, Seconda kündigte plötzlich der Gesellschaft, die jetzt auf eigene Rechnung weiterspielte. Neue Not, neue Sorgen. Da erhielt Seconda die Erlaubnis, auf dem Dresdener Hoftheater zu spielen. Ende Juni begab sich die Truppe dorthin und begann mit einer Aufführung des „Don Juan", die weder zu Hoffmanns noch zu Secondas Zufriedenheit ausfiel. Trotz zahlreicher Vormittagsproben und Abendvorstellungen fand Hoffmann Zeit, sich fleißig seiner literarischen Produktion hinzugeben und eifrig an der Komposition der „Undine" zu arbeiten. Unterdessen nahm der Kriegstrubel von Tag zu Tag zu. Am 26. August traf Napoleon mit seinen Garden ein. Hoffmann hatte seine Augen überall und kam bei der heftigen Beschießung der Stadt mehr als einmal in Lebensgefahr. Der furchtbare Anblick eines Schlachtfeldes veranlaßte ihn zur Abfassung einer von Empörung gegen den Vernichter Deutschlands flammenden Flugschrift „Die Vision auf dem Schlachtfeld bei Dresden". Für seine Freunde schrieb er einen Auszug aus seinen Tagebüchern unter dem Titel „Drei verhängnisvolle Monate", der leider Fragment geblieben ist. Auch im vierten Bande seiner „Serapionsbrüder" finden wir eine anschauliche Schilderung jener kriegerischen Tage. Er verkehrte viel im Kaffeehaus von Eichelkraut, wo sich vaterländisch gesinnte Männer trafen und kein Franzose Einlaß erhielt. Hier lernte er die Schriftsteller Theodor Hell (Hofrat Winkler) und den unter dem

Decknamen Friedrich Laun schreibenden Friedrich August Schulze, einen gemütvollen, liebenswürdigen Mann, kennen. Trotz aller Gefahren, aller Unruhe, aller überwältigenden Ereignisse arbeitete er eifrig an der Fortsetzung seiner „Fantasiestücke". Dem „Magnetiseur" folgte das Märchen vom „Goldnen Topf", sein Meisterwerk. Selbst während der Belagerung der Stadt, die einen großen Lebensmittelmangel und ansteckende Krankheiten im Gefolge hatte, wurde das Theater nicht geschlossen. Bis zum 8. Dezember wurde gespielt, dann begab sich Seconda mit seiner Gesellschaft nach Leipzig zurück, wo sie am 10. Dezember eintrafen.

Im „Goldenen Herz" in der Fleischergasse nahm Hoffmann ein Zimmerchen, worin er während seines ganzen Leipziger Aufenthalts hauste. Krankheit, Geldsorgen, denen er durch ganz gut bezahlte Karikaturzeichnungen auf Napoleon abzuhelfen versuchte, und Unstimmigkeiten mit Seconda verbitterten ihm das Dasein. Am 26. Februar 1814 erhielt er die Kündigung seines Vertrages. Trotzdem schwand ihm der Mut nicht. Er schrieb den „Ignaz Denner" und den ersten Teil seines Romans „Die Elixiere des Teufels". Als wertvollste Bekanntschaft dieser Zeit wollen wir nur die mit Adolf Wagner, Richard Wagners Onkel, anführen, dessen großes Wissen ihm hohe Achtung abnötigte. Anfang Juli kam sein Freund Hippel nach Leipzig und machte ihm Hoffnung auf eine Wiederanstellung im Staatsdienst. Und wirklich wurde ihm einige Zeit später von seiten des Justizministeriums angeboten, ein halbes Probejahr beim Kammergericht zu arbeiten, um dann in eine Ratsstelle einzurücken. Der von Sorgen und Kummer bedrängte Genius hatte die Flügel sinken lassen, Hoffmann griff zu.

Am 26. September 1814 traf er in Berlin ein. Schnell fand er sich wieder zurecht und zeigte sich auf dem Kammergericht allen Anforderungen gewachsen, ja er gewann von seiten seiner Vorgesetzten die höchste Anerkennung. Aber erst am 1. Mai 1816 wurde er als Kammergerichtsrat fest angestellt. Obwohl er alle Arbeiten aufs pünktlichste erledigte, fand er genügend freie Zeit zu einer künstlerischen Betätigung. Sein Warschauer Freund Hitzig, der ebenfalls wieder in den Staatsdienst eingetreten war, nachdem er in der Zwischenzeit mit Erfolg eine Buchhandlung geleitet hatte, war es, durch den er bald Anschluß an bedeutende Vertreter des Schrifttums fand, von denen ihn die dort lebenden Romantiker am meisten anzogen. Durch seinen Verkehr mit Adelbert von Chamisso, Carl Wilhelm Salice Contessa, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, dem Arzt Ferdinand Koreff, Tiecks Schwager Ferdinand Bernhardi und anderen, deren Einfluß auf seine Dichtungen viel bedeutender ist, als man bisher weiß oder zugeben will, wurde seine eigene literarische Tätigkeit angeregt und befruchtet. Mit Achim von Arnim und dem „tollen" Clemens Brentano, der ihm offenbar nicht sonderlich sympathisch war, ist er nur in oberflächliche Berührung gekommen. In der Anfangszeit trafen sich auf Hitzigs Anregung die eben genannten sowie einige andere literarisch interessierte Freunde in einem kleinen Kaffeehaus, wo sie miteinander Pläne und Gedanken austauschten. Später, als der Kreis kleiner wurde, fanden



E. T. A. Hoffmann auf einer Draisine. Selbstkarikatur, Federzeichnung. Privatbesitz

sie sich in Hoffmanns Wohnung zusammen oder an warmen Sommerabenden in einer Gartenwirtschaft. Sie nannten sich nach einem Heiligen dieses Namens „Serapionsbrüder", und Hoffmann hat in Erinnerung an diese anmutigen Zusammenkünfte einer vierbändigen Geschichten- und Märchensammlung den Titel „Die Serapionsbrüder" gegeben, in deren Rahmenerzählung, mit treffender Charakteristik gezeichnet, die einzelnen Teilnehmer unter den Namen Theodor, Cyprian, Lothar, Ottmar, Sylvester und Vinzenz auftreten.

Außerhalb dieses Kreises verkehrte Hoffmann in angesehenen Familien, die sich um den bereits berühmt gewordenen Verfasser der „Fantasiestücke" eifrig bemühten. Aber das hohle gesellschaftliche Treiben, besonders die ästhetischen Tees mit Vorlesungen fader Poesien oder dilettantischen Darbietungen am Klavier begannen ihn bald zu langweilen und so zu ärgern, daß er bei seinen Äußerungen darüber kein Blatt vor den Mund nahm und nach weiteren Enttäuschungen derlei Unterhaltungen endgültig mied. Doch hatte er durch sie allerlei wertvolle Bekanntschaften gemacht, unter denen sich Graf Pückler-Muskau, der Komponist Ludwig Berger, der Maler Wilhelm Hensel und der geniale Schauspieler Ludwig Devrient befanden.

Mit letzterem schloß er bald eine innige Freundschaft. Da beide einen guten Tropfen zu schätzen wußten, trafen sie sich, meist nach den Theatervorstellungen, in der Weinstube von Lutter und Wegner, wo sie sich in angeregten Gesprächen bis in die Morgenstunden ergingen. Devrient war ein ausgesprochener Trinker, aber auch Hoffmann gab ihm, obwohl manchmal das Gegenteil versichert worden

ist, in dieser Hinsicht nur wenig nach. Allmählich gesellten sich allerlei Bekannte zu ihnen, und in nicht gar zu langer Zeit entwickelte sich eine Tafelrunde von solcher Eigenart, daß nicht nur ganz Berlin, sondern halb Deutschland von ihr sprach. Da Hoffmanns Biograph Hitzig dies Weinhausleben aufs höchste mißbilligte, teils aus moralischen Gründen, teils weil er sich selbst dadurch vernachlässigt fühlte, hat er uns über Art und Zusammensetzung dieses Stammtisches nichts Näheres überliefert. Die Sage aber hat um den Kreis bei Lutter und Wegner ein so krauses und phantastisches Rankenwerk gewoben, daß wir heute Wahrheit und Dichtung nicht mehr zu trennen vermögen. Künstler und Schauspieler mögen in erster Linie Teilnehmer gewesen sein, daneben einige literarisch interessierte Offiziere wie der Freiherr Ferdinand Moritz von Lüttwitz, Ludwig August von Rebeur, Friedrich Wilhelm d'Elpons und Eugen Baron von Vaerst, der später durch seine „Cavalierperspektive" und seine „Gastrosophie" einen Namen erhalten sollte. Wie es sich wohl von selbst versteht, ging es in dieser Runde äußerst lebendig und ausgelassen zu, und Hoffmann als Seele des Ganzen übertraf sich selbst und versetzte durch seine sich überstürzenden witzigen Einfälle und eine unerhörte Schlagfertigkeit die an sich schon hinreichend animierte Gesellschaft in tobendes Entzücken. An der Einzigartigkeit der mit wahrem Geist und Humor durchsetzten Atmosphäre dieser tollen Symposien kann nicht gezweifelt werden.

Unbegreiflich aber ist es, wie Hoffmann bei solchem Leben zu seiner geradezu erstaunlichen literarischen Produktion dieser Berliner Jahre kommen konnte. Vormittags arbeitete er, wie sein Biograph erzählt, auf dem Kammergericht oder zu Hause an den Akten und erledigte mit musterhafter Pünktlichkeit alle Berufsarbeiten. Nachmittags schlief er oder ging spazieren, den Abend und die Nacht verbrachte er in seiner Weinstube. Sehr häufig, eine Zeitlang täglich, war er mittags und abends in Gesellschaft, aber nie versäumte er, so spät es auch sein mochte, noch zu Lutter zu gehen, um dort den Morgen zu erwarten, denn sich früher nach Hause zu begeben, war ihm unmöglich. Wann er aber seine zahlreichen Märchen und Geschichten bei solcher Tageseinteilung geschrieben hat, ist und bleibt ein Rätsel. Daß jedoch sein Körper und seine Gesundheit bei einer derartigen Inanspruchnahme aller Kräfte nicht widerstandsfähig bleiben konnte, liegt auf der Hand. Bereits im Frühling 1819 erkrankte er schwer an einem Unterleibsleiden mit gichtischen Anfällen. Sein Arzt riet zu einer Erholungsreise in die Sudeten, die Hoffmann im Juli antrat und von der er gesundet im Herbst wieder nach Berlin zurückkehrte. 1820 trat er in die von dem witzigen Philologen Philipp Buttmann gegründete „Gesetzlose Gesellschaft" ein, welcher neben Gneisenau, Schleiermacher, Hegel, Savigny noch viele andere bedeutende Männer angehörten. Ebenso war er Mitglied der von Rellstab und Berger gegründeten jüngeren Liedertafel, für die er vier Männerchöre komponiert hat. Bereits am 3. August 1816 hatte seine Oper „Undine", deren Textbuch kein anderer als Fouqué selbst verfaßt hatte, im Berliner Schauspielhaus ihre erste Aufführung erlebt. Vierzehnmal war

sie mit stets wachsendem Erfolg aufgeführt worden, als am 29. Juli 1817 das Schauspielhaus abbrannte und mit ihm die herrlichen von Schinkel gemalten Dekorationen und Kostüme. Eine Wiederaufführung der Oper fand nicht statt. Außer einer Begleitmusik zu Fouqués Festspiel „Thassilo" (1815) sowie der Übersetzung des Librettos zu Spontinis Oper „Olimpia" hat Hoffmann nichts weiter für das Theater geschrieben. Um so umfangreicher ist seine literarische Produktion. 1816 erschien der zweite Band seiner „Elixiere des Teufels", 1817 kamen seine „Nachtstücke", 1819 die „Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors", das Märchen „Klein Zaches", ebenso der erste Band der „Serapionsbrüder", dem bis 1821 der zweite, dritte und vierte Band folgten, heraus. 1820 erschien der erste Teil der „Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler", nicht nur wegen seines autobiographischen Charakters, sondern wegen der meisterhaften Darstellung eines der wertvollsten und eigenartigsten Werke unserer Literatur. Der zweite Band erschien zwei Jahre später, während der geplante dritte Teil unterblieb. 1821 trat das Capriccio „Prinzessin Brambilla", Hoffmanns künstlerischste und kühnste Leistung, ans Licht, der 1822 noch der „Meister Floh" folgte; er wurde wegen eines satirischen Kapitels, das die Demagogenverfolgungen ironisch beleuchtete, noch während des Druckes konfisziert und durfte erst nach Ausmerzung der betreffenden Stellen erscheinen. Hoffmann kam dadurch in eine sehr bedrängte Lage, die mit großer Wahrscheinlichkeit seine Entsetzung vom Amte zur Folge gehabt hätte, wenn ihn nicht seine Krankheit und sein bald darauf eintretender Tod davor bewahrt hätten. Neben diesen Hauptwerken hatte er noch eine stattliche Zahl kleinerer Erzählungen geschrieben, die, hoch bezahlt, in den damals beliebten Taschenbüchern erschienen sind. Darunter befinden sich die noch heute allgemein gelesenen und sehr berühmt gewordenen Geschichten „Meister Martin und seine Gesellen", „Das Fräulein von Scuderi", „Der Kampf der Sänger", „Doge und Dogaresse" und viele andere.

Im Januar des Jahres 1822 begann Hoffmann zu kränkeln, und bereits Anfang Februar verriet sein Zustand, daß ihn eine Krankheit erfaßt hatte, die kein Arzt zu heilen vermochte. Mit jedem Tage versagte ein Glied nach dem andern den Dienst. Füße und Hände starben ab, ebenso einzelne innere Organe. Als am Tage vor seinem Hinscheiden die Lähmung bereits bis zum Halse vorgeschritten war, glaubte sich der arme Kranke völlig genesen, weil er keine Schmerzen mehr spürte. Bis kurz vor seinem Ende diktierte er, da sein Geist völlig ungebrochen war, einem Schreiber, der gleichzeitig den Krankendienst bei ihm versah, seine Erzählungen in die Feder. Als sich am Morgen des 25. Juni die ersten Anzeichen der Auflösung zeigten, forderte er überraschenderweise plötzlich den Schreiber, um ihm an der in Arbeit befindlichen Erzählung „Der Feind" weiterzudiktieren. Seine Frau redete es ihm aus. Er ließ sich im Bett umdrehen; mit dem Gesicht der Wand zugekehrt, verfiel er in Todesröcheln und gab gegen elf Uhr morgens seinen Geist

auf. In einem Alter von sechsundvierzig Jahren starb Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, ohne seine geplanten und vielleicht bedeutendsten Werke, die „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers", „Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen" und den dritten Teil seines „Katers Murr" geschrieben zu haben.

*

So schloß Hoffmanns Leben, bunt genug durch seine vielfach wechselnden Schauplätze, durch die mannigfachen Schicksalsschläge, die schweren Kämpfe um Existenz und Liebe, das hartnäckige Ringen um sein Künstlertum. Als es zu Ende ging und der schwache Körper erlag, hatte der starke Geist seinen endgültigen Sieg errungen. Als sicht- und greifbare Trophäe ist sein Gesamtwerk geblieben, heute noch leuchtend in ursprünglicher Frische, ja stärker noch als damals. Er hatte einen großen und kräftigen Geist, unser Hoffmann, so klein und schwächlich sein Körper war. Er war, wie man zu sagen pflegt, ein ganzer Kerl. Was lasen wir an erster Stelle unter Namen und Rangbezeichnung auf seinem Grabstein: „Ausgezeichnet im Amte"! Ja, das ist das Merkwürdigste: dieser Mann, dessen ganze Sehnsucht, dessen einziges Streben auf Vollendung in der Kunst gerichtet war, er erfüllte die ihm zugewiesene Aufgabe als Beamter des Staates, der ihm das tägliche Brot gab, ebensogut, ja besser als einer, der gar nichts anderes kannte. Der Präsident des Kammergerichts hat wiederholt die hervorragenden Leistungen Hoffmanns mit höchstem Lobe bedacht. Heute noch liegen uns Dokumente vor, die Zeugnis ablegen von seinem Scharfsinn in schwierigen Kriminaluntersuchungen, von seinem mannhaften Eintreten für unschuldig Verfolgte, wie für Helmina von Chézy, den Turnvater Jahn und andere, die angeblicher demagogischer Umtriebe wegen eingekerkert wurden und erst durch Hoffmanns unbestechlichen Gerechtigkeitssinn ihre Freiheit wiedererhielten. Er wußte sich durchzusetzen gegen im Range bedeutend Höherstehende, unbekümmert um die Folgen, die sein energisches Vorgehen haben konnte.

Erst an zweiter Stelle stehen die Worte: „Ausgezeichnet als Dichter." Und nur als Dichter hat Hoffmann seinen Namen unsterblich gemacht. Er gilt heute in der ganzen gebildeten Welt als ein Repräsentant deutschen Geistes, deutschen Gemütes, deutscher Phantasie und — wenigstens für die Franzosen — deutschen Humors. Befruchtend hat er, wie schon eingangs hervorgehoben wurde, auf Generationen von Künstlern und Dichtern gewirkt. Seine Eigenart, seine Einmaligkeit verbürgt, daß er auch in Zukunft als künstlerischer Erzieher weiterwirken wird, denn er verbindet ein beispiellos freies Spiel der Phantasie und des Scherzes mit strengster Disziplin, wie sie kein zweiter vor oder nach ihm aufzubringen vermochte. Niemals entgleiten ihm die leitenden Fäden, niemals gerät er — wie Beurteiler, die ihn nicht verstanden, so oft behauptet haben — ins Nebeln und Schwefeln, denn alle Dichtungen mit verschwommener Phantastik hat der Wind schnell verweht, daß keine Spur mehr von ihnen übriggeblieben ist.

Wie ein Marionettenspieler führt Hoffmann seine Figuren am Draht, wie ein Schachspieler schiebt er sie mit scharfer Berechnung hin und her. Bevor er sie gegen einen in leuchtenden Farben gemalten Hintergrund stellt und sie dann bei stets wechselnder Beleuchtung in bewegtestem Leben agieren läßt, baut er sich ein nüchternes festes Gerüst für die Fabel, das er dann mit den seltsamsten Requisiten aus seiner Kuriositäten- und Raritätenkammer ausstaffiert. Eine fast philologisch anmutende Kleinarbeit geht der endgültigen Niederschrift jeder Erzählung voran. Hunderte von Zettelchen mit Notizen liegen um seine Schreibebogen herum. Dennoch wirkt das fertige Ganze wie ein vollendetes Ölgemälde, nicht wie ein Mosaik, obwohl es aus tausend einzelnen Steinchen zusammengesetzt ist. Dies gilt von fast allen seinen kleineren Erzählungen, besonders von solchen mit historischem Hintergrund. Nur bei Werken, in die er Erinnerungen aus dem eigenen Leben verflochten hat, oder bei seinen Märchen gab er sich mehr der Eingebung hin. Hier sprüht auch am verschwenderischsten seine Laune, entwickelt sich der nur ihm eigene Humor. Im Gegensatz zu seinen späteren Beurteilern, die in ihm nur den dämonischen und phantastischen Schriftsteller sahen, betrachteten ihn seine zeitgenössischen Kollegen fast ganz als Humoristen. So nennt ihn Chamisso einmal „noch eigentümlicher örtlicher deutsch als Jean Paul" und „unstreitig unsern ersten Humoristen". Da heutzutage aber der deutsche Humor so ziemlich schlafen gegangen ist, scheint man ihn auch bei Hoffmann nicht mehr zu bemerken, vor allem aber nicht jene köstliche Ironie, die ein Hauptmerkmal von Hoffmanns Fabulierkunst ist. Da, wo sie allerdings überdeutlich wird, nämlich an der allzu karikaturistischen Zeichnung einzelner Figuren, haben gewisse ernsthafte Leute erheblichen Anstoß genommen. Habeant sibi!

Während die kürzeren Taschenbuch-Erzählungen, wie etwa der von altdeutscher Biederkeit und echtem Frohsinn strotzende „Meister Martin" oder das düstere, kriminalistisch angehauchte Zeitgemälde „Das Fräulein von Scuderi" zum eisernen Bestand unserer volkstümlicheren Literatur geworden sind, haben sich die zwei letzten großen Werke, die „Prinzessin Brambilla" und der „Meister Floh", noch immer nicht zu allgemeiner Anerkennung durchringen können. Sie setzen allerdings einen Geist voraus, der dem Hoffmanns irgendwie verwandt sein muß. Sie gehören zu seinen genialsten Leistungen. Bei ihnen haben alle drei Künste, Dichtung, Malerei und Musik, Pate gestanden. Ja der Untertitel der „Brambilla": „ein Capriccio nach Jacob Callot", deutet nicht nur auf den grotesken Zeichner, sondern ebenso auf die Musik, denn im Aufbau, in der Charakterisierung, in der Entwicklung ist es ganz nach musikalischen Prinzipien aufgebaut. Die „Brambilla" ist nicht Hoffmanns größte dichterische, wohl aber seine höchste künstlerische Leistung. An Genialität übertrifft sie vielleicht noch der „Meister Floh", wo die bunten Bälle der Phantasie sinnverwirrend hin und her fliegen. Alles verwandelt sich in alles, ist bald dies, bald jenes. Wie nirgends sonst spielt hier der schalkhafte Dichter mit seinem Leser und sieht ihm prüfend in die Augen,

ob er auch all diesen tollen Spaß richtig versteht. Große Pedanten haben die tiefsten Dinge aus dem in die Erzählung verflochtenen Mythos herauszulesen versucht und haben gewissermaßen aus einem Schmetterling eine Kanonenkugel gemacht. Es läßt sich schon allerlei denken bei diesen Schmetterlingen und schillernden Seifenblasen, die der Dichter aufsteigen läßt, aber man darf nicht mit grober Faust in sie hineinfahren. Die Seifenblase platzt, und dem Schmetterling wird der bunte Glanz von den Flügeln gestreift.

In seinen Märchen sehen wir den Gipfelpunkt von Hoffmanns Schaffen. An der Spitze steht sein nie übertroffenes Meisterstück „Der goldne Topf", welches die größte Gemütstiefe aufweist. Ihm folgen „Klein Zaches", das entzückende Kindermärchen „Nußknacker und Mausekönig" und die ganz anders geartete „Königsbraut". An sie schließen sich die phantastischen Erzählungen, wie „Ritter Gluck" und „Don Juan", dann die „Kreisleriana" und die dämonischen „Elixiere des Teufels".

Hoffmanns Jugendwerke sind bis auf unbedeutende Reste verschollen. Sie zeigten den Charakter der sogenannten Bundesromane, wie Schillers „Geisterseher" und Grosses „Genius", mit einem empfindsamen und einem humoristischen Einschlag (Rousseau und Sterne). Ihren Stil können wir aus Hoffmanns Briefen an Hippel, die oft eine bewußt literarische Seite zeigen, erraten. Wir kennen die Titel zweier Romane: „Cornaro" und „Der Geheimnisvolle". Welch ein Weg von ihnen bis zum autobiographischen Kreislerroman im „Kater Murr" mit der unvergänglichen Figur des genialen Kapellmeisters.

„Ausgezeichnet als Tonkünstler" verkündet der Grabstein an dritter Stelle. Und hier müssen wir zu unserem Bedauern feststellen, daß die Kunst, die Hoffmann am nächsten lag, die ihm gewissermaßen schon in die Wiege gelegt wurde, die er in seiner ersten Lebenshälfte ebenso stark wie die Malerei und von 1804 bis 1813 fast ausschließlich betrieb, die auch in seinem literarischen Schaffen eine ebenso bedeutende wie bedeutsame Rolle spielt, daß diese Kunst es nicht war, die ihn unsterblich machen sollte. Hatte er schon in der Zeit, da er sich ihr mit ganzer Seele widmete, nur wenige und zumindest keine nachhaltigen Erfolge, so ist ihm damals sowohl wie bis in unsere heutige Zeit hinein das musikalische Genie abgesprochen worden. Es ist seltsam, daß die Göttin der Kunst, die Hoffmann für die größte von allen hielt und von der er Jahrzehnte hindurch die Unsterblichkeit erhoffte, ihm kaum das kleinste Lorbeerblatt in seinen Ruhmeskranz geflochten hat, daß er vielmehr einer Kunst, von der er für sich nichts anderes als eine Verbesserung seiner bedrängten Lage erwartete, die Unvergänglichkeit seines Namens verdanken sollte.

Schon im Alter von vierzehn Jahren hatte sich eine starke Neigung zur Tonkunst so weit entwickelt, daß er auf dem Flügel zu phantasieren und sogar in eigenen Kompositionen sich zu versuchen begann, ja als Wunderkind Aufsehen erregte. Die im Doerfferschen Hause üblichen Familienkonzerte, an denen er als



Zwei Reiter. Federzeichnung von E. T. A. Hoffmann. Privatbesitz

Zuhörer schon als kleines Kind teilnehmen durfte, hatten die schlummernden Anlagen geweckt. In der Biographie des Kapellmeisters Kreisler gehen die ergötzlichen Konzertszenen seiner Jugend auf eigene Kindheitserinnerungen zurück. Sein Lehrer in der Musik war ein achtbarer Komponist und Organist mit Namen Podbielsky, der seine Aufgabe pedantisch genau nahm — nicht zur Begeisterung seines Schülers. Den ersten musikalischen Unterricht hatte ihm der Onkel Otto unter Aufwand vieler Mühe und Geduld gegeben und ihn zu Ordnung und Fleiß angehalten.

Hoffmanns bedeutendstes Werk ist seine Oper „Undine", deren erster Erfolg möglicherweise mehr auf Rechnung der wundervollen, damals als größte Sehenswürdigkeit gepriesenen Bühnenausstattung zu setzen ist, die aber heute dauernd wieder auf die Bretter zu bringen selbst den Bemühungen bedeutender und einflußreicher Männer nicht geglückt ist. Dabei ist sie die erste deutsche romantische Oper, denn sie hat vor dem „Freischütz" einen zeitlichen Vorsprung von fünf Jahren und ist an künstlerischem Gehalt der viel späteren gleichnamigen Oper Lortzings bedeutend überlegen.

Vielleicht stand der Wiedererweckung Hoffmannscher Musik der Umstand entgegen, daß man in ihr so gar nichts von jener kühn-genialen Phantastik, von

jenen bizarren, grotesken Gedankensprüngen des Schriftstellers zu finden vermochte. Sie ist den heutigen Beurteilern zu zahm, zu konventionell und nicht selbständig genug. Wer jedoch als Liebhaber der Hoffmannschen Dichtung ein warmes Herz und ein feines Ohr besitzt, der wird in Hoffmanns Kompositionen etwas finden, was er vielleicht in seinen Schriften vermißt hat: das lyrische Element. Eine unendliche Weichheit und Zartheit, ein süßer, bestrickender Zauber, eine unsagbare Innigkeit und Stärke des Gefühlslebens wird ihm — beispielsweise — aus dem dritten Satz von Hoffmanns Quintett für Harfe und Streichquartett entgegentönen. Hier schlägt Hoffmanns Herz, hier, in seiner Musik, enthüllt er sein Innerstes, das er in Worten zu entdecken zu keusch und zu schamhaft ist. Vielleicht wird noch einmal die Zeit kommen, die auch dem Musiker Hoffmann gerecht wird und ihm den gebührenden Platz anweist. Ein sehr großer Teil seines musikalischen Nachlasses liegt auf der preußischen Staatsbibliothek zu Berlin.

„Ausgezeichnet als Maler" heißt es an vierter Stelle auf dem Grabstein. Schon im Knabenalter hatte Hoffmann durch einen anspruchslosen, aber gemütvollen Maler namens Sämann, der ihn zu größter Disziplin und Genauigkeit im Zeichnen anhielt, Unterricht erhalten. In Hoffmanns größeren Arbeiten, wie etwa auf dem Bilde der Familie Kunz in Bamberg, sehen wir noch die Spuren davon. Wie er aber bei all seinen künstlerischen Übungen gern ins Phantastische und Bizarre verfiel, so durchbrach er auch bei seinen zeichnerischen Versuchen oft die Schranken der Gesetzmäßigkeit und erging sich mit innigem Behagen in allerlei barocken Übertreibungen, aus denen sich bald eine große Begabung für karikaturistische Darstellungsweise, von der sich noch mancherlei Proben erhalten haben, entwickelte. Bei seinen Porträts, auf denen die außerordentliche Ähnlichkeit der dargestellten Personen auffällt, zeigt sich dagegen eine peinliche Genauigkeit in der Linienführung. Seine Gemälde, die er meist in Gouache zu malen pflegte, fielen durch starke und dunkle Schattengebung auf.

Nach einer Pause während seiner akademischen Jahre griff er die Beschäftigung mit der Malerei wieder eifrig auf, ja sie verdrängte eine Zeitlang die Beschäftigung mit der Musik, und im April 1797 schrieb er seinem Freunde Hippel, daß er sich ganz der Malerei widmen wolle, wenn er zu einem kleinen Vermögen kommen sollte. Hatte er sich noch im Jahre 1803 die Frage gestellt, ob er zum Maler oder Musiker geboren wäre, so entschied er sich im kommenden wieder ganz für die Musik, bis er endlich, wie wir wissen, im letzten Dezennium seines Lebens sich ausschließlich der Schriftstellerei hingab. Als merkwürdig müssen wir noch seine große Vorliebe für die Allegorie hervorheben, die er nicht nur bei einzelnen, nicht mehr erhaltenen Wandgemälden, sondern auch bei manchen seiner Zeichnungen anwandte. Wir finden sie unter anderem auf den illustrierten Umschlägen zum „Klein Zaches", zum „Kater Murr" und auf Vignetten zu seinen „Fantasiestücken", zu Werners „Kreuz an der Ostsee" und so weiter. Zusammenfassend können wir aus dem, was uns von seinen graphischen Arbeiten erhalten geblieben

ist, getrost sagen, daß auch bei ausschließlicher Betätigung auf diesem Gebiet Hoffmanns Name als bildender Künstler niemals auf die Nachwelt gekommen wäre, bei allem Reiz, den seine Zeichnungen auf seine Bewunderer ausüben.

*

Hoffmann war von ungewöhnlich kleiner, aber durchaus ebenmäßiger Figur. Er hatte schwarzes, buschiges Haar, das ihm tief in die Stirn gewachsen war, eine scharf herausspringende, aber feine, gebogene Nase, ein kräftiges, weit vorstehendes Kinn und graue, sehr scharf blickende Augen, in reiferen Jahren eine gelbliche Gesichtsfarbe. Dabei war er von einer unglaublichen Beweglichkeit der Glieder und besonders der Gesichtsmuskeln. Jeder Eindruck spiegelte sich unmittelbar auf seinen Zügen, die bei starken Erregungen ins Grimassieren übergehen konnten. Polnisches und ungarisches Blut einiger Vorfahren hatte sich mit deutschem gemischt und durch ungewöhnlich glückliche Dosierung jene Eigenart seines Wesens geschaffen, die ihn in Leben und Kunst zu einer einzigartigen Erscheinung machte. Wissen wir doch auch von unserem urdeutschen Schiller, daß ihm von Mutterseite her polnisches Blut in den Adern floß. Die große Blutfülle in einem so elfenhaften Körper, bei einem starken Temperament, einem geschliffenen Verstand und zahlreichen künstlerischen Anlagen, mochte Hoffmann jene erstaunliche Lebendigkeit des Körpers und Geistes verliehen haben, wie wir sie aus seinem Leben und seinen Schriften kennen. Er empfand stärker als andere Menschen, jeder Eindruck wirkte bei ihm mit doppelter Gewalt. In seinen Briefen an Hippel spiegelt sich sein Wesen am deutlichsten. Bei seiner cholerischen Natur konnte sich tiefste Betrübnis augenblicklich in übermütigste Lustigkeit wandeln und die geringste Ablenkung ihn wieder in eine gegenteilige Empfindung hinreißen. „Es wäre alles gut, wenn nicht alles sich bei mir zur Leidenschaft verwandelte", schreibt er selbst. Bei einer tiefen Sehnsucht nach Ruhe und Beschaulichkeit kommt er niemals aus der Unrast heraus. Wir spüren es deutlich in seinen Schriften. Niemand weiß eine behagliche Stimmung so zu schildern und ebenso bei seinen Lesern hervorzurufen wie er, und ebenso treten keines anderen Dichters Figuren so hastig auf und ab, bewegen sich so lebendig wie die seinigen. Kein zweiter schildert die Lieblichkeit einer Landschaft wie er, kein zweiter weiß tiefstes Grauen und Entsetzen in solcher Stärke zu erregen wie Hoffmann. Weil er jedes Geschehen, das er darstellt, mit leibhaftigen Augen erschaut hat, weil er jede Empfindung, die er schildert, in eigener Seele vorempfunden hat, wird alles auch seinen Lesern zum persönlichen Erlebnis.

Wie in der Dichtung gibt er sich auch im Leben. Leidenschaftlich bis zur Ekstase ist seine Freundschaft mit Hippel. Einer Geliebten kann man keine feurigeren Briefe schreiben. Lag auch diese Überschwenglichkeit im Charakter der Zeit als eine Art Moderscheinung, so ist sie bei Hoffmann doch echt, denn es blieb eine Freundschaft bis zum Ende. Über die Art, wie sich Hoffmann in seiner Liebe zu Frauen zeigte, sind wir

nicht unterrichtet. Unsere Kenntnisse von seiner heftigen Jugendliebe zu einer verheirateten Frau in Königsberg, Dora Hatt, die er in seinen Briefen „Cora" nennt und von der er sich nur schwer losreißen konnte, von seiner Neigung zu Minna Doerffer, zu seiner späteren Frau Michalina sowie zu einer Berlinerin im Jahre 1807 sind nur geringfügig. Nur über seine rasende Leidenschaft zu Julia Mark, von der wir oben gesprochen haben, sind wir bis zur Möglichkeit des Miterlebens unterrichtet.

Freunde hatte er viele, aber keiner war ihm so wert wie Hippel, selbst Devrient nicht, obwohl er ihm geistesverwandt war. Im übrigen zog es Hoffmann zu Leuten, die ihm im Umgang bequem waren, die ihm verständnisvoll zuhören konnten. Rang und geistige Bedeutung waren ihm gleichgültig.

Das Leben selbst hatte Hoffmann erzogen. Hatte die pedantische Erziehung des Onkels den Grundstein zu Zucht und Ordnung, die sich niemals in seinen Arbeiten verleugneten, in ihn gelegt und sein heftiges Temperament gedämpft, so haben die vielen Schicksalsschläge, die er erleben mußte, seinen Charakter geformt und durchgebildet. Jedes Mißgeschick, das ihn oft mit beispielloser Grausamkeit traf, wurde ein wertvoller Baustein zu seinem Künstlertum, der letzte ist seine ungestillte Liebe zu Julia. Doch kann von Verbitterung, von innerlicher Zerrissenheit, von der so oft gefaselt worden ist, bei der Elastizität seines Geistes gar keine Rede sein. Wohl war er das überempfindliche Opfer augenblicklicher Stimmungen, wie seine Bamberger Tagebücher zur Genüge beweisen. Ebensowenig war er der krasse Egoist, für den ihn sein etwas beschränkter Bamberger Freund und Verleger Kunz gern ausgeben möchte, der die leicht verletzbare Zartheit einer Künstlerseele mit Selbstsucht und Eitelkeit verwechselt. Ein starkes Geltungsbedürfnis bei ihm, wie es alle von Statur unansehnlichen Leute, die leicht übersehen werden, besitzen, ist nicht nur entschuldbar, sondern selbstverständlich. Öffentliche Kritik seiner Schriften ließ ihn gleichgültig, nur auf das Urteil einsichtiger Freunde hörte er.

Seine Neigung zum Spott, zu allerhand Mystifikationen mag ihm mancherlei Feindschaft beschränkter Köpfe eingetragen haben, die Lauterkeit seines Charakters wird hierdurch nicht berührt. Er war ein großer Tierfreund, das beweisen sein Hund „Berganza", der ein lebendiges Urbild in einem großen Bullenbeißer der Bamberger Gastwirtin Kauer hat, und sein vielgeliebter Kater Murr, dessen Verlust er wie den eines Menschen betrauerte. Bei einer rauhen Schale hatte Hoffmann einen weichen Kern. Er besaß ein tiefes Gemüt und ein sehr warmes, tief menschlich fühlendes Herz. Schriftsteller und Mensch sind bei ihm — in der Literatur ein viel seltenerer Fall, als man glauben möchte — aus einem Guß. Das unterscheidet ihn von unzähligen anderen Dichtern und hat ihm bis auf den heutigen Tag die innigsten Freunde erworben. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!"

Im Urteil der Literaturgeschichte ist Hoffmann nie zu seinem Recht gekommen; doch erheben sich heute auch hier bereits Stimmen, welche die Sonderstellung dieses genialen Deutschen, der geradezu als Prototyp eines Künstlers gelten darf, mit einiger Zurückhaltung und Schamhaftigkeit anzuerkennen geneigt sind.

Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich

1777–1810 1774–1840

Von

Hubert Schrade

Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich gelten als die Hauptmeister der romantischen Malerei Norddeutschlands. Als solche werden sie auch immer nebeneinander genannt. Aber wenn der Rang ihrer gestalterischen Leistungen der gleiche ist, so unterscheiden diese selbst sich doch sehr wesentlich. Nicht daß es nichts gäbe, was Friedrich und Runge verbände. Doch das Verbindende liegt mehr im Bereiche ihres Glaubens, ihrer Ideen und Sinngebungen als unmittelbar im Bezirke der Gestaltung. Dabei ist Runge unzweifelhaft der tiefere und umfassendere Denker, Friedrich der freiere, aber auch einseitigere Gestalter. Der Vergleich beider wird immer höchst aufschlußreich bleiben. Er kann zeigen, welche Unterschiede des schöpferischen Wesens und der Form innerhalb verwandter Ideenwelten und bei gleicher Stammesart möglich sind.

Beide Künstler sind Pommern. Friedrich ist 1774 in Greifswald, Runge 1777 in Wolgast geboren. Der Weg ihrer Ausbildung ist ungefähr der gleiche gewesen. 1794 geht Friedrich, 1799 Runge auf die Akademie nach Kopenhagen. Beide wenden sich von dort nach Dresden, Friedrich schon 1798, Runge drei Jahre später. Vorübergehende Unterbrechungen des Aufenthalts abgerechnet, ist Friedrich in Dresden geblieben, an dessen Akademie er nach vielem Kampf und harter Not 1816 Professor wurde. Runge zog 1804, als er geheiratet hatte, nach Hamburg zurück, wo er schon vor dem Kopenhagener Aufenthalt bei seinem Bruder Daniel gewesen war. Es sollten ihm dort nur noch wenige Jahre vergönnt sein. 1810 fiel er der Schwindsucht zum Opfer. Er ist im Augenblick der höchsten Erwartungen, als ein noch Unvollendeter gestorben. Friedrich hat sein Werk zu Ende bringen können. Aber über seinen letzten Lebensjahren liegt der Schatten des Wahnsinns. Er starb 1840. Doch längst ehe der Tod sein Leben auslöschte, hatte der gewandelte Geist der Zeit ihn für die Deutschen in Vergessenheit gebracht. Er starb als ein mehr denn ein Jahrzehnt so gut wie Verschollener. Auch das Gedächtnis an Runges Kunst war bald nach seinem Tode fast völlig verschwunden. Als die Treue des Bruders Daniel im Todesjahre Friedrichs die Hinterlassenen Schriften Philipp Otto Runges in zwei Bänden herausbrachte, haben sie keine spürbare Wirkung mehr ausgeübt. Beide, Runge und Friedrich, mußten erst von der Wissenschaft im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wiederentdeckt werden.

Sowohl Runge wie Friedrich haben ihre Lehrzeit an Akademien durchgemacht, Friedrich ist sogar, um sein Leben fristen zu können, Professor an einer Akademie

geworden, aber beide sind sie, wie nach ihnen fast alle entscheidenden Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, im Gegensatze zu den Akademien groß geworden. Sie haßten den akademischen Wahn, das Genie durch die Regel ersetzen zu können, und widerstrebten dem akademischen Aberglauben, daß es kein anderes Kunstideal gäbe als das antike. Denn die Kunst, die sie ans Licht bringen wollten, konnte nur im Gegensatze zur akademischen Regel und zum antikischen Kunstideal entstehen. Daher sind zwar beide Künstler, weil es keine andere Möglichkeit des Lernens gab, an Akademien gegangen, aber innerlich als Revolutionäre, und kein Überredungsversuch hat sie bewegen können, auch noch die Mutterländer der Akademien, Italien oder Frankreich, aufzusuchen.

Indessen, hier gilt es schon, einen Unterschied zwischen Friedrich und Runge aufzuzeigen. Unter den Werken Friedrichs wird man keines finden, darin sich selbst nur eine unbewußte Nachwirkung des akademischen Klassizismus entdecken ließe. Im Werke Runges hingegen begegnet man klassizistischen Elementen. Seine „Tageszeiten" sind das Hauptbeispiel. Zwar hebt sich ihr Lebensgehalt weit über das hinaus, was der Abgott der Akademien, Anton Raphael Mengs, und seine Sippe geschaffen haben. Aber die klassizistischen Züge sind doch da und sie bewirken, daß es leichter wird, im rein Formalen von Mengs zu Runge als von Mengs zu Friedrich zu finden. Das ist um so bemerkenswerter und erklärungsbedürftiger, als von Runge antiklassizistische Äußerungen von einer Radikalität des Gedankens überliefert sind, für die wir bei Friedrich kein Zeugnis haben.

Im Jahre 1801 hatten die „Weimarer Kunstfreunde", das heißt Goethe und Heinrich Meyer, zur Belebung der Künste ein Preisausschreiben herausgehen lassen, in dem die Themen gegeben und zwar der antiken Mythologie entnommen waren. Auch Runge hatte sich mit einer Komposition „Achill im Kampfe mit Skamandros" beteiligt. Seine Zeichnung war abgelehnt worden. Die Ablehnung mag Runge gereizt haben, aber sie ist nicht die einzige Ursache gewesen, die den jungen Künstler zu der Erkenntnis bringt, daß die Weimarer auf dem Gebiete der bildenden Kunst „einen ganz falschen Weg" gehen, „auf welchem es unmöglich ist, irgend etwas Gutes zu bewirken ... Wir sind keine Griechen mehr, können das Ganze schon nicht mehr so fühlen, wenn wir ihre vollendeten Kunstwerke sehen, viel weniger selbst solche hervorbringen, und warum uns bemühen, etwas Mittelmäßiges zu liefern? ... Wie können wir nur denken, die alte Kunst wieder zu erlangen? ... Wozu wäre noch die alte Mythe notwendig? Wozu noch irgend etwas, das gesagt ist? Was gesagt ist, ist vollendet".

Das aufs Ganze gerichtete, das Ganze suchende Denken Runges verbietet ihm, an die Möglichkeit einer Wiedergeburt der antiken Kunst zu glauben. Man kann die Kunst nicht vom Leben trennen, das sie trug und schuf. Und in dem Maße, wie das Ganze des antiken Daseins für uns zu keiner Wiederkehr mehr zu bringen ist, ist auch das antike Kunstideal nicht mehr wiederherzustellen. Jeder Versuch in dieser Richtung scheint Runge von vornherein zum Scheitern verurteilt. Aber er

bleibt nicht dabei stehen, er geht noch wesentlich weiter. Jegliche Berufung auf Tradition wird dem von der Hoffnung auf einen „neuen Tag" erfüllten Künstler verdächtig. „Denn fragen wir uns selbst aufrichtig, ob wir bloß ein Raffaelisches Bild oder die Raffaelische Kunst... verlangen? Wir müssen doch sagen, wir fordern mehr — oder wir fordern gar nichts." Um dieses „Mehr" willen, daß es einen freien Beginn finde und auf den Weg komme, kann Runge nichts Geringeres wünschen als den völligen Untergang alles Alten. Denn dermaßen verkrustet in übereinkömmlicher Geschmäcklerei erscheinen ihm die Kunsturteile, dermaßen sinnlos und künstlich der ganze herrschende Kunstbetrieb, dermaßen hemmend die ungeheure Bürde der überkommenen Traditionen, daß er für die einzige Rettung aus dieser Not nur noch den Durchgang durch die radikale Traditionslosigkeit halten kann. Einen Jüngsten Tag ersehnt er, der alles verschlänge, „so daß auch gar keine Spur von all den Vortrefflichkeiten heutigen Tages nachbliebe". Denn es ist nun so weit gekommen, daß die Kunst „erst recht wieder verachtet, für ganz unnütz gehalten werden muß, ehe wieder was daraus werden kann".

Runge ist unter den bildenden Künstlern der erste, der das moderne Schicksal der Kunst, in völlig traditionslose Räume eintreten und damit ganz auf die schöpferische Subjektivität gestellt sein zu müssen, bewußt erlebt. Den Kampf gegen den Traditionalismus, dessen Hochburgen die Akademien, dessen Vorkämpfer die sogenannten Kenner waren, haben bereits die Stürmer und Dränger geführt. Aber während es jenen nur auf die Befreiung von der Last der Traditionen, auf die Rechtfertigung des „Originalgenies" ankam, geht es Runge niemals um die bloße Erlösung der schöpferischen Subjektivität. Daß in der gegebenen Lage das Subjektive „am fruchtbarsten bleibt", begründet auch er. Aber er weiß doch zugleich: es reicht nicht hin, daß „das Objektive uns kalt macht und das Subjektive uns von allen Seiten erhitzt". Denn die Tragik der Lage ist die, daß sie das Erscheinen der künstlerischen Subjektivität rechtfertigt, weil sie es herausfordert, doch daß diese Rechtfertigung zunächst immer nur individuell bleibt. „Eine Reformation aber kann nur gelingen und durchdringen, wenn das ganze Geschlecht begierig ist."

Der Verlust aller objektiven Bindungen ist es, der das Hervortreten der Subjektivität so gebieterisch herausfordert. Denn die geltenden erheben ausschließlich Ansprüche, ohne noch die Kraft zu lebendiger Erfülltheit zu haben und zu geben. Der Verlust ist nicht über Nacht gekommen. Er hat lange Zeit gebraucht, um zu werden, was er nun ist. Jetzt aber ist nichts mehr da, was ihn noch verdecken könnte. Die Welt scheint auf dem Punkte angelangt, wo ihr Gefahr droht, daß sie ganz der Gottlosigkeit verfalle. Die Geschichte des Menschengeschlechts stellt sich Runge dar als ein stetiger Prozeß der Entgötterung. Nach der Vielgötterei der Ägypter, der Griechen kam die katholische Religion, und die „brauchte noch vier Personen in der Gottheit, da war durch die Mutter Gottes noch das schöne Leben im Himmel, alle Heiligen kamen dahin... Die Reformation beschränkte sich auf

die drei Personen in der Gottheit, diese scheint nun zu Grunde gegangen ... Nun wollen sich die Leute nur noch an einen Gott halten; geht aber der ihnen verloren, dann ist doch wohl kein ander Mittel, als daß nur der Jüngste Tag kommt ... Wir stehen am Rande aller Religionen, die aus der katholischen entsprangen ..."

Der Prozeß der Entgötterung und das heißt der Entmythisierung der Welt zwang aber die Kunst in das Schicksal, immer abstrakter werden zu müssen. Gestalterin des Mythischen, in Runges Sprachgebrauch: Schöpferin „historischer Kompositionen" kann die Kunst heute nicht mehr sein. Als solche ist sie eigentlich bereits von Michelangelo zu ihrem unüberschrittenen und unüberschreitbaren Höhepunkt gebracht worden. Wozu also „durch bloße Zeichen etwas wieder hervorrufen wollen, was schon dagewesen? ... Ich glaube schwerlich, daß so etwas Schönes wie der höchste Punkt der historischen Komposition war, wieder entstehen wird ... es müßte denn auf einem ganz neuen Wege geschehen".

Diesen neuen Weg glaubt Runge nun allerdings zu ahnen, ja zu wissen und schon beschritten zu haben, freilich wie einer, der die neuen Möglichkeiten und Aufgaben der Gestaltung stärker fühlt als schon hat. Dennoch kann ihn nichts davon abhalten, sich auf den neuen Weg zu wagen. Und der führt ihn weit ab von aller Kunst um ihrer selbst willen, die im achtzehnten Jahrhundert nach der Ablösung der Kunst von der Religion — man nannte es die Entidolatrisierung der Kunst — das Ideal der „Kunst-Kenner und Liebhaber" geworden war. „Lieber, ich weiß es ja wohl, wie schön die Kunst ist und wie herrlich sie den Menschen beschäftigt; und doch will ich kein Künstler in dieser Ansicht sein." Nach ihr ist das Ziel der Kunst der Kunstgenuß. Nichts scheint Runge aber weniger das Dasein und nun gar ein neues Dasein der Kunst zu rechtfertigen als die Ermöglichung des sogenannten Kunstgenusses. Es hat dem nach einem neuen Sinn der Kunst suchenden Künstler „entsetzlich im Kopfe gelegen", daß auch er lange nicht wußte, welche über den bloßen Genuß hinausgreifende Aufgabe die Kunst denn nun aber haben könne. Bis er erkannte, daß die Kunst „ja ein Instrument ist: wie kann denn ein Instrument der Zweck sein?" Und diese Erkenntnis tritt in innigsten Zusammenhang mit der anderen von der Entgötterung des Daseins.

Solange die Welt noch Götter hatte, war der Zweck der Kunst nicht in ihr selbst gelegen. Ihre Schöpfungen waren Symbole der Gottheiten gewesen. Die Kunst wird erst dann wieder zu neuem Leben kommen, ja überhaupt erst ihren Daseinssinn, den sie verloren hat, zurückgewinnen, wenn sie, den Bezirken der reinen Künstlichkeit entrissen, wieder zur Schöpferin von Symbolen wird. In einer Welt, die sich wenn überhaupt „nur noch an einen Gott halten will", kann das aber nicht mehr auf die Weise früherer Zeiten geschehen, denen die Gottheit sich in vielen menschengleichen Gestalten verkörperte. Die Welt ist entmythisiert. Aber hat sie deshalb aufgehört, Offenbarerin Gottes zu sein?

„Wenn der Himmel über mir von unzähligen Sternen wimmelt, der Wind sauset durch den weiten Raum, die Woge bricht sich brausend in der weiten Nacht,

über dem Walde rötet sich der Äther, und die Sonne erleuchtet die Welt; das Tal dampft, und ich werfe mich im Grase unter funkelnden Tautropfen hin, jedes Blatt und jeder Grashalm wimmelt von Leben, die Erde lebt und regt sich unter mir, alles tönet in einen Akkord zusammen, da jauchzet die Seele laut auf und fliegt umher in dem unermeßlichen Raum um mich, es ist kein Unten und kein Oben mehr, keine Zeit, kein Anfang und kein Ende, ich höre und fühle den lebendigen Odem Gottes, der die Welt hält und trägt, in dem alles lebt und wirkt: hier ist das Höchste, was wir ahnen — Gott!"

„Dieses tiefste Ahnen unserer Seele, daß Gott über uns ist... diese Empfindung des Zusammenhangs des ganzen Universums mit uns", das muß in Zukunft Ursache und Inhalt der Kunst sein, oder die Kunst wird nach Runges Überzeugung überhaupt nicht mehr sein. Denn wie nur der Mensch, der in Gott gegründet ist, besteht, so auch nur das Kunstwerk, das „in unserer ewigen Existenz gegründet" ist. Die Kunst kann niemals von sich selbst, sondern immer nur von der Religion her gerechtfertigt werden. Denn es gibt für Runge nichts, das nicht in Abhängigkeit von und in Beziehung auf Gott gesehen werden müßte, es sei denn, es solle dem Verfall anheimgegeben werden. Die Kunst ist von dieser allgemeinen Daseinsbestimmung nicht ausgenommen. Nur bei solcher Bestimmtheit wird die Kunst wieder einen ihr Dasein erhaltenden Sinn empfangen, ihre Werke werden wieder Symbole werden, „Symbole von Gottes Kräften".

Die Kunst zu diesem hohen Sinn zu bringen, muß der Künstler allerdings wagen, sich der „neugierigen Blicke in die Vergangenheit" zu enthalten. Er muß wagen, den gegenwärtigen Augenblick des Daseins mit allen seinen Freuden und Leiden zu erfassen. Denn nur im Gegenwärtigen offenbart sich das Leben in seiner Lebendigkeit. Und die Versenkung in die weiteste Vergangenheit und die Ahnung der fernsten Zukunft wird nur den nicht zerstören, der wieder und wieder die Gegenwart lebt.

Runge ist unter den bildenden Künstlern der erste, der in der Hingabe an die Gegenwart die Voraussetzung echten Schöpfertums sieht. Aber seine Forderung hebt sich doch innerlich grundsätzlich von der scheinbar gleichen ab, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unter den Schlagworten der „contemporanéité", des „être de son temps" von Frankreich ausging. Wohl konnte auch Runge meinen, daß wir „just in diesen Tagen, wenn wir uns nichts vorlügen wollen, gewiß genug daran zu tun haben, die Kräfte recht lebendig und handfest zu ergreifen, die sich uns vorüber bewegen". Aber so sehr ihm die Hingabe an die Gegenwart Vorbedingung des wahren Schöpferischen ist, so tief ihn die Lust am gegenwärtigen Leben ergreifen kann, daß er in keiner anderen Zeit leben möchte als in der seinen, so kennt er doch die ganze Schwere des Daseins in einer Zeit, die Neues gebären will, weiß, was es heißt, „im Gewühl" stehen zu müssen, „von allen Seiten gepreßt" zu werden, und das „Bilden in der lebendigen Gegenwart ist wie der Gang durch eine unendliche üppige Wildnis, es gehört dazu ein

unverzagter Mut und ein ununterbrochenes Aufmerken, wer etwas Ganzes herausholen will". Runges Hingabe an die Gegenwart hat noch nichts von der Verfallenheit an den Tag, die der Fortschrittsglaube des neunzehnten Jahrhunderts erzeugte. Sie ist religiös bedingt. Denn seinen Zusammenhang mit dem Universum erfährt nur, die Ahnung des allwaltenden Daseins Gottes in der Welt hat nur, wer die Welt im Jetzt und Hier erfährt, „in dem Augenblicke, da sich das ganze Leben öffnet". Doch die befreiende Macht dieses Augenblicks bleibt je und je verschlungen in die unendlichen Gefahren der Schwärmerei und des Enthusiasmus. Und Runge gesteht, daß es das Allerfurchtbarste sei, was er kenne, „in diesem Strudel unterzutauchen, und unter Tausenden kommt nicht einer wieder gesund heraus". Dennoch muß, wer das Zeitalter zu Neuem führen will, es in seinem Wesen zuvor erfahren haben. Und nur der, dem die Ahnung des Ewigen mitten aus den Strudeln der Gegenwart heraus aufging, wird die Macht haben, dem Kunstwerk selbst Ewigkeit zu geben.

Die Erkenntnis von der schöpferischen Unkraft der alten Mythen für die Gegenwart, die Forderung einer neuen religiösen Sinngebung der Kunst aus dem gegenwärtigen Dasein heraus und nicht zuletzt Weise und Inhalt seines oft wahrhaft dichterisch bekannten Welterlebens bringen Runge zu dem Glauben, daß der bedeutungsvollste Gegenstand der Kunst in Zukunft die Landschaft sein werde. Ist es nicht so, daß seit dem Verfall der historisch-mythischen Kompositionen schon längst „alles zur Landschaft drängt"? Aber wenige verheißungsvolle Ausnahmen abgerechnet, hat es „eigentlich noch keine rechten Künstler darin gegeben". Um so gewisser wird es für Runge, daß die großen Aufgaben neuer symbolbildender Kraft auf dem Gebiete der Landschaft liegen werden.

Nach dem Ende des Mythischen bedarf die Kunst eines Stoffes von vergleichlicher Bedeutsamkeit. Dieser Stoff muß die Grundbedingung neuen Schöpfertums erfüllen, er muß, von allen Bindungen bloßer Überliefertheit frei, dem Gegenwärtigen Raum geben, und zwar in einem so umfassenden Sinne, daß er das Ganze unseres Daseins in sich zu fassen imstande ist. Dazu hält Runge die Landschaft für fähig. Denn: „ist es nicht sonderbar, daß wir klar und deutlich unser ganzes Leben empfinden, wenn wir dicke, schwere Wolken bald dem Monde vorübereilen, bald ihre Ränder vom Monde vergoldet, bald die Wolken den Mond völlig verschlingen sehen?" Sollte es nicht möglich sein, „bloß in solchen Bildern unsere ganze Lebensgeschichte zu schreiben"? Seinen letzten Sinn findet das Kunstwerk aber immer erst, wenn es, das Ganze unseres Lebens gleichnishaft zur Gestalt bringend, in uns zugleich die Ahnung unseres Zusammenhangs mit dem Weltganzen, mit dem Universum, mit Gott auslöst. Auch zu diesem höchsten Berufe des Kunstwerks scheint Runge kein Stoff so unmittelbar geschaffen wie der, den die Landschaft bietet. An sich selbst können wir allerdings den Zusammenhang des Universums und die Macht, die ihn bewirkt, nicht darstellen. Aber wir dürfen es auch nicht. „Denn von Gott selbst sollst du dir kein Bild machen ... Gott ist

durch kein Kunstwerk darzustellen. Aber wenn die Kunst auf dem bescheidenen Sinne bleibt, wenn sie sucht, unsere allerhöchste Ahnung unseres Zusammenhanges darzustellen, so ist sie an ihrer Stelle ... Auf diese Weise könnte einst aus dieser Kunst die Landschaft hervorgehen und eine bleibendere herrliche Kunst werden."

Niemand, mit Ausnahme von Carus, hat so umfassende und so tiefe Begründungen für die moderne Landschaftsmalerei gegeben wie Runge. Die Schicksalsstunde der Kunst selbst, in der Neues sich von alten und langen Vergangenheiten lösen will, scheint sie dem Künstler zugesprochen zu haben. Die Landschaft erscheint als die Erlöserin von Stoffen, die durch eine unaufhaltsame Entwicklung des Menschengeschlechts des Lebens haben ledig werden müssen und die, dennoch gebraucht, die Kunst in Runges Augen immer nur mehr künstlich machen können. Die Landschaft, die sich je und je nur dem Subjekte erschließt, das sie zu empfinden vermag, eröffnet aber auch die gegenständliche Freiheit, ohne die nach der Erschöpfung der alten objektiven Gehalte und Formen neues Schöpfertum nicht möglich sein wird. Offenbarerin des Waltens der Gottheit, die sie ist, kann die Landschaft endlich der Kunst auch wieder den religiösen Sinn geben, dessen Verlust sie selbstzwecklich und daher unfruchtbar gemacht hat.

Der Inhalt der religiösen Offenbarung, in deren Dienst die Kunst durch die Darstellung der Landschaft treten soll, kann und darf aber nur — das ist Runges erster und letzter und heiligster Glaube — der christlich-protestantische sein. Und wird nicht tatsächlich, wenn die Landschaft, die Gott offenbart, den Gegenstand der Kunst bildet, die christliche Forderung erfüllt, daß von Gott selbst kein Bild gemacht werden dürfe? Ja wird nicht durch eine solche Landschaftsmalerei mit jener Forderung überhaupt erst voller Ernst gemacht? Vermeidet nicht erst die Landschaft als Mitte und Ziel des künstlerischen Schaffens jegliche Möglichkeit der Idolatrie, der alle von der katholischen Religion ausgelöste Kunst als einer ständigen Gefahr ausgesetzt blieb? Die Landschaftsmalerei in dem von Runge gemeinten Sinne hat eine neue, entidolatrisierte, christlich-protestantische Kunst begründen sollen. Alle Welt hielt das Schicksal der christlichen Kunst für besiegelt. Sollte ihr nun doch noch eine Zukunft und gerade durch dasjenige der christlichen Bekenntnisse beschieden sein, von dem die Meinung ging, daß es sich als zur Kunst so gut wie unfähig erwiesen habe?

Aber es dürfte gewiß sein, daß Runge zu seiner Anschauung von den religiösen Möglichkeiten und Aufgaben einer künftigen Landschaftsmalerei nicht durch den strengen lutherischen Protestantismus hat kommen können, in dem er aufgewachsen ist und den er sich über alle Gefährdungen hinweg bis an sein Ende bewahrt hat. Entscheidend ist hier vielmehr die Berührung mit den Romantikern, vor allem mit Tieck geworden. Erst seit seiner Freundschaft mit Tieck werden in Runge das neue Landschaftsgefühl und das Wort, es zu bezeichnen, frei. Erst seither weitet sich ihm die endliche Landschaft zur unendlichen, wird ihm die Landschaft zum Ahnungsmittler des Universums, zum Erlebnismittler des Zusammenhangs

alles Seienden im erlebenden Ich. Durch Tieck war Runge dann auch auf Jakob Böhme gekommen, dessen tiefsinnige Mystik sich an der Natur als dem „ausgeflossenen Wort Gottes" entzündet hatte. Fraglos bedeuteten nun aber sowohl die Unendlichkeitsmystik der Romantik wie die Naturmystik Jakob Böhmes Gefährdungen der streng lutherischen Gläubigkeit. Denn die Unendlichkeitsmystik verflüchtigt die Gottvorstellung ins Unbestimmte und Personlose, die Naturmystik aber steht immer am Rande des Pantheismus, wenn sie nicht überhaupt Pantheismus ist. Runge hat diese Gefährdungen seines Luthertums wohl erkannt, und sie durchzufechten gehörte zu den schwersten Stunden seines Lebens. Aber es war dann wieder wahrhaft lutherisch, daß er die Angefochtenheit nicht fürchtete und aus ihr nicht floh, sondern in ihr aushielt.

Und noch ein anderes sah Runge sehr klar. Der religiöse Sinn, den er der Kunst zu ihrem Heile geben wollte, konnte leicht zu der Folgerung verführen, daß Kunst und Religion dasselbe seien. Gab es doch Romantiker, die diese Folgerung vollzogen, die „ästhetische Kirche" verkündeten, das Erlebnis des Kunstwerks und das Gotterlebnis in eins setzten, im Kunstgenuß das Gebet entdeckten. Tatsächlich findet man auch in Runges Schriften Stellen, die auf das gleiche Ziel hinauslaufen. Aber dann doch auch wieder andere — und sie sind häufiger und entschiedener —, in denen zwar der Lebenszusammenhang von Kunst und Religion gesucht, doch zugleich die ewige Unterschiedenheit beider festgehalten, der Künstler, der Kunst und Religion zu vermischen wage, des Mühlsteins, an dem man ihn ersäufe, für würdig erachtet, kein Gebet dem Künstler dringender ans Herz gelegt wird als das der Bewahrung vor der Versuchung zur Vergötterung der Kunst.

Dennoch blieb es Runge nicht verborgen, daß der Künstler im Schaffen notwendig „eine Art Abgötterei treibe und treiben müsse". Diese Qual des christlichen Schöpfers, von Michelangelo zuerst in abgründigen Versen bekannt, hat Runge in ihrer ganzen Tiefe durchlitten. Sie und die Größe der Aufgabe, die er sah, und nicht zuletzt das Widerstrebende der ihn umgebenden Welt haben ihn wohl manchmal bis zur Verzweiflung ergriffen, so daß er fragen konnte, ob es denn nichts gäbe, dagegen die Kunst „wie Dreck" erachtet werden müsse, und noch kurz vor seinem Tode, nach Jahren des unablässigsten Kampfes um die Kunst, wird ihm ein Bekenntnis möglich, das all sein Ringen ins Fragwürdige stellt: „Bilder tun es in unsrer Zeit nicht, Bücher auch nicht." Denn entscheidender als beide möchten am Ende in einer Zeit, die zu Neuem will und muß, die große und starke Gesinnung und die von ihr getragenen „lebendigen Handlungen" sein.

Keiner der bildenden Künstler vor Runge hat die Daseinsunsicherheit der modernen Kunst so tief durchschaut und so schonungslos sich zum Bewußtsein gebracht wie er. Nur über dem Untergrunde seines Wissens und Ahnens, Zweifelns und Suchens ist das Werk zu begreifen, das er hinterlassen hat, und in diesem Werke besonders das *eine*, davon Runge bis zu seinem Tode nicht loskam, um das er rang wie um das Symbol der neuen Zeit, das er in immer neuen



Philipp Otto Runge: Selbſtbildnis mit ſeiner Frau
Ausſchnitt aus dem Gemälde „Wir Drei", 1806. Früher Hamburg, Kunſthalle, 1931 in München verbrannt



Philipp Otto Runge: Die Hülsenbeckschen Kinder, 1805/06
Hamburg, Kunsthalle

Umformungen in Angriff nahm und dessen letzte, dem Ziel schon verheißungsvoll nahe Fassung ihn doch noch so wenig befriedigte, daß er auf dem Totenbette befahl, es zu zerschneiden.

Bis in die Zeit seiner Begegnung mit Tieck (1801) gehen die ersten Pläne zu diesem Werk zurück. Zunächst erprobten sie sich allerdings an einem anderen Gegenstande. Runge dachte an das Bild einer Quelle, in dem alles Erscheinende den innigsten Zusammenhang miteinander und mit dem Weltganzen ausdrücken und das dadurch im weitesten Sinne eine Quelle werden sollte, Quelle aller seiner eigenen Bilder und der ganzen neuen Kunst überhaupt. Von den Entwürfen zu dem Quellbild sind uns nur wenige erhalten, und einer ist überdies bei dem Brande des Münchener Glaspalastes untergegangen. Aber Runge ist auch selbst bald von dem erstgewählten Gegenstande abgekommen und hat an seine Stelle die vier „Tageszeiten" treten lassen. Die gestalterische Absicht, die er mit ihnen verfolgte, ist die gleiche geblieben. Und als sie 1803 in ihrer ersten Fassung als Radierungen erschienen, da wurden sie auch von einzelnen begeistert als die Verheißung einer neuen Kunstepoche begrüßt, am tiefsinnigsten und hoffnungsvollsten von Josef Görres. Aber Runge selbst empfand die erste Fassung nur als solche. Was ihr vor allem fehlte, war die Farbe. Um sie ringt nun der Künstler, und es sind dabei viele Wege zu gehen, die ihn oft weitab von seiner Aufgabe führen. Auch beschäftigt ihn jetzt fast nur noch der „Morgen", das Bild der Geburt des Lichts, der ewigen Wiedergeburt der Welt, durch seinen Inhalt wohl berufen, das Symbol einer wiedergeborenen Zeit und Kunst zu werden. Auf dieses eine Werk hatte sich Runge schließlich beschränkt, weil er der Überzeugung wurde, daß es in einer Zeit, in der „die Gewalt der Ideen so groß ist", nicht viele Bilder tun, sondern das eine, das wir „durch unser Leben durcharbeiten" und das dadurch wirklich Werk, Symbol und Quelle wird. 1808 kam es zur ersten Vollendung des „Morgens" als Ölbild. Aber kaum vollendet, befriedigte es schon nicht mehr. Sein künstlerisches Gewissen zwang Runge, das Ganze noch einmal der Prüfung zu unterwerfen. Und als er dann an die letzte Fassung ging, von der wir wissen, zeigte es sich, daß sein Zweifel echt schöpferisch gewesen war. Denn nun erst begann das Werk ganz durch die Farbe zu leben, und seine Sicht des Wirklichen übertraf an Fülle alles früher Erreichte. Aber selbst diese reichere Aussage erschien dem Künstler noch nicht als die letzte mögliche, die seiner Ahnung vollkommen entsprochen hätte und die zur Gestalt zu bringen er wohl hoffen mochte, wenn ihm ein längeres Leben, ein abermaliges Ringen vergönnt gewesen wäre. Der Welt eine Vollendung nicht vorzutäuschen, die er nicht erreicht hatte, ließ er die letzte Fassung zerschneiden.

Der Weg, den Runge von der ersten Fassung der Tageszeiten in den Radierungen bis zur letzten Gestalt des „Morgens" durchschritten hat oder doch durchschreiten wollte, ist der von der Allegorie zum Symbol. Es ist hier weder möglich noch nötig, alle die Sinndeutungen anzuführen, die der Künstler selbst oder seine Freunde den Blättern gegeben haben. Sinnbilder von Morgen, Mittag, Abend

und Nacht sollten sie sein, aber in Einem auch der Gezeiten des Jahres, des menschlichen Lebens, wie es wird und ist, hinsinkt und vergeht, und der Offenbarung des Unendlichen in diesem Wandel des Endlichen, der Ahnung der Ewigkeit im Kreislauf der irdischen Zeit. Muttergestalten und Kinder sind die Mittler der Bedeutungen, doch auch Blumen und Gräser, Wolke und Stern. Aber wie im „Morgen" eine aufsteigende Lilie die Mitte der Komposition bildet, aus ihren seitabwärts sich senkenden Nebenkelchen wunderbarerweise Rosen fallen, wie im „Mittag" ein Kornblumenkranz, der die Lilie der Höhe umschwebt, als die Krone der Komposition erscheint, deutet schon darauf hin, daß der Künstler den Blumen eine Aussagekraft und infolgedessen eine kompositionelle Gewichtigkeit zuweist, die der menschlicher Gestalten kaum nachsteht. Und in der Tat hat es Runge als seine neue schöpferische Absicht bezeichnet, die Blumen, aber auch Luft und Felsen, Wasser und Feuer, in seinen Bildern so zur Sprache und Sinnoffenbarung zu bringen wie die menschliche Gestalt, ja wenn man sich an seine Worte hält, sind ihm in seinen Kompositionen die menschlichen Gestalten nur noch Notbehelf gewesen. Denn da nicht anzunehmen sei, daß die Menschen die geheimnisreiche „Blumensprache" sofort verstehen würden, so müßten die Empfindungen, die Blumen in uns auslösen, vorläufig noch durch menschliche Gestalten verdeutlicht werden. Indessen ist es doch keineswegs allein die Sorge vor dem Mißverständnis, die Runge an der menschlichen Figur festhalten läßt, sondern es ist zutiefst im Wesen seines Schöpfertums begründet.

Denn er sucht die Natur nicht in ihrem objektiven Sein, sondern zunächst durchaus erlebend als die Erregerin der unendlichen Empfindungen, als das Mittel der welthaften Weitung des Ich, als die Bewirkerin des beseligenden Wunders der Einswerdung menschlicher Empfindungen und der Weltkraft, „die alles lebendig macht". Daher konnte er in der „ganzen Natur unser Leben sehen", in jeder Blume Seele von unserer Seele entdecken. Diese Entdeckungen sind so ohne Ende, wie die Welt selbst und unsere Empfindung von ihr unendlich sind, und sie sind Ursache jener herrlichen „unbestimmten Phantasien, die alles, was in der Welt existiert, in und außer dem Menschen berühren". Aber wenn auch diese unbestimmten Phantasien die unerläßliche Voraussetzung des Kunstwerks sind, so muß doch das Kunstwerk selbst „aus diesem Unendlichen etwas für sich Herausgenommenes und Gerundetes" werden, und dazu ist ein „Festes" notwendig, ohne das wir „zugrunde gehen würden oder zu lügen anfangen müßten". Daher fordert Runge gerade bei Kunstwerken, die „recht aus der Imagination und der Mystik unserer Seele entspringen", die strengste „Regularität". Und darin wird es zuletzt auch begründet sein, daß Runge in seinen Naturkompositionen die menschliche Gestalt nicht aufgibt. Denn sie ist es erst, die den Sinn, den wir mit einer Blume verbinden, aus der Unbestimmtheit zur Bestimmtheit bringt. Offenbart sich in diesem Drange des Künstlers nach Bestimmtheit, der sich mit den Jahren noch steigern sollte, nicht bereits etwas Unromantisches? Ist er

vielleicht die geheime und uneingestandene Ursache dafür, daß die Gestalten der Tageszeiten zwar wesentlich realistischer sind als die des akademischen Klassizismus, aber doch von diesem herkommen? Zumal die Blumen- und Sternkinder sind unzweifelhaft Abkömmlinge der Putti.

Im ganzen freilich sind die Tageszeiten vollkommen unklassizistisch. Denn das Gesetz, nach dem sie geworden sind, ist nicht das klassizistische der innerweltlichen Wahrscheinlichkeit. Da wachsen langstengelige Blumen aus Wolken oder unbestimmten Gründen, steigen auf wie in gläserner Starre, tragen auf zartesten Blüten und Stengeln Kinder, die in all ihrer Körperlichkeit schwerelos zu sein scheinen. Und Blüten neigen sich einander wie im Liebesverlangen zu. Andere aber sind von einer unsichtbaren Macht zu einem Kranze geflochten, und niemand vermag zu sagen, was sie zu einem so sternengleichen Schweben bringt. Da ist wohl das eine oder das andere Mal eine bestimmte irdische Örtlichkeit angedeutet, doch unversehens verliert sich der Zusammenhang mit der Erde, und unsere Phantasie wird in Räume versetzt, die, jeglicher Bestimmbarkeit entrückt, die Ahnung des unendlichen Universums auslösen.



Scherenschnitt von Philipp Otto Runge. Hamburg, Kunsthalle

Man hat festgestellt, daß Runges Kompositionen gewisse Anklänge an Buchillustrationen des Pietismus und der Naturmystik zeigen, und Blumenkinder mochte Runge auch an der spätgotischen Tulpenkanzel des Freiberger Doms gesehen haben. Aber die Anregungen, die Runge gewiß empfangen hat, treten doch vor der eigenen Leistung zurück. Sie ist es, die den wunderbaren Zusammenklang und die geheimnisvolle Lebenseinheit alles Erscheinenden vollbringt. Ranke und Blatt, Blume, Mensch, Wolke und Stern, sie sind alle durch den gleichen Umriß

gebildet, der ganz Linie ist, die Wirklichkeit der Dinge fast überscharf bezeichnet und sie doch in Einem dermaßen entwirklicht, daß sie sich widerstandslos den strengen Symmetrien einfügen, die das Grundgesetz der Kompositionsordnungen sind und in dem freien Spiel der Phantasie jene „Regularität" erschaffen, ohne die der Künstler fürchtete ins bloß Unbestimmte zu fallen. Ihre geheime Mathematik wird zum Ahnungsmittler des Unendlichen. Sie, die nach Leibniz das Wesen der Musik ist, und die in jedem Zuge Leben bildende Spielkraft der Linie machen die Kompositionen musikalisch, weniger die Tatsache, daß einige der Blumenkinder musizieren.

Die Figurationen der Randleisten, die die Kompositionen einfassen, sind dem Künstler am wenigsten geglückt, sie wirken hinzugefügt und bloß allegorisch und überraschen durch die Einbeziehung christlicher Symbole, von denen in den Kompositionen selbst keine Spur ist.

Ursprünglich hatte Runge sich die „Tageszeiten" als Zimmerschmuck gedacht und gemeint, auf solche Weise in die Häuser der Geschmäckler und kennerischen Liebhaber die Konterbande seiner Ideen einschmuggeln zu können. Und kein Geringerer als Goethe, der die Mystik der Tageszeiten ablehnte, ihre Kunst aber bewunderte, hat vorübergehend tatsächlich die Absicht gehabt, ein ganzes Zimmer mit solchen Kompositionen Runges auszuschmücken. Als der Künstler jedoch im Meißener Dom gewesen war, der ihn „ordentlich wieder zu sich selbst bringt", da wünscht er sich für seine Kompositionen einen dem Dom vergleichlichen Ort, und er denkt an eine Kapelle vor den Toren Hamburgs, deren einziger Schmuck die als Gemälde ausgeführten „Tageszeiten" sein sollen. Unzweifelhaft würde eine sakrale Stätte den religiösen Sinn der Kompositionen erst ganz zur Geltung haben bringen können.

Die „Tageszeiten" sind noch nicht Landschaften in dem Sinne, der Runge als letztes Ziel vorschwebt und der die Landschaft der menschlichen oder historischen Komposition völlig entgegensetzen wird. Aber als „Arabesken oder Hieroglyphen" bereiten sie auf die künftige Landschaft vor. Hieroglyphisch ist für die Romantiker eine Kunst, die im Endlichen das Ewige, im Irdischen das Göttliche geheimnisvoll ahnbar werden läßt. Tun das Runges Kompositionen nicht? Aber sie tun es auf eine Weise, die von dem Spielerischen, Arabeskenhaften nicht völlig frei wird. Ihr Wesen wird daher vollkommen bezeichnet, wenn man sie mit den Worten Runges hieroglyphische Arabesken oder arabeskenhafte Hieroglyphen nennt. Und damit ist auch die Grenze ihres religiösen Offenbarungsgehalts angegeben.

Runge empfand diese Grenze selber. Darum drängt es ihn alsbald zu neuer Gestaltung. Vor allem galt es, zur Farbe zu finden. Es war für Runge wirklich ein Finden. Denn die Farbe hielt er keineswegs für eine bloße Zutat, sondern für das wunderbarste Geheimnis des Erscheinenden, für die „letzte Kunst, die uns immer noch mystisch ist und bleiben muß". Im tiefsinnigen Sichversenken in ihr Mysterium wird ihm das Dasein der drei Grundfarben zur Offenbarung der

Dreieinigkeit. Denn: „das Licht oder Weiß und Finsternis oder Schwarz sind keine Farben, das Licht ist das Gute und die Finsternis ist das Böse; das Licht können wir nicht begreifen und die Finsternis sollen wir nicht begreifen: da ist den Menschen die Offenbarung gegeben und die Farben sind in die Welt gekommen, das ist Blau, Rot und Gelb ... Blau hält uns in einer gewissen Ehrfurcht, das ist der Vater, und Rot ist ordentlich der Mittler zwischen Erde und Himmel; wenn beide verschwinden, so kommt in der Nacht das Feuer, das ist das Gelbe, und der Tröster, der uns gesandt wird — auch der Mond ist nur gelb."

So schrieb Runge bereits 1802. In den folgenden Jahren steigert sich sein Bemühen um das Geheimnis der Farben, sucht von der mystischen Spekulation zur wissenschaftlichen Begründung zu kommen. Es wiederholt sich an Runge das Schicksal Dürers, nur daß es Runge nicht um die Erkenntnis der Gesetze der Körper, sondern der Farben geht. Wie Dürer eine Proportionslehre, will Runge eine Farbenlehre begründen. Und ebenso wie Dürer konnte auch er zu Zeiten die Möglichkeit der wissenschaftlichen Begründbarkeit der künstlerischen Form als die Schicksalsfrage der Kunst bezeichnen. Er, der nach vielerlei Erfahrungen sich kein Hehl daraus machte, „auf wie schwachen Füßen das bißchen Kunst steht, was wir jetzt treiben können", mochte dann wohl glauben, daß es „das Nötigste in dieser Zeit gewiß ist, die wissenschaftlichen Resultate in der Kunstübung mehr an allgemeine wissenschaftliche Ideen anzuschließen und zu solchen zu erheben". Das Ergebnis der wissenschaftlichen Bemühungen Runges ist seine „Farbenkugel", die 1810, in seinem Todesjahre, erschien. Er hat sein Werk für reine Wissenschaft gehalten. In Wahrheit ist es ein Gemisch von naturwissenschaftlich-mathematischen Erkenntnissen, mystisch-magischen Kombinationen, symbolischen Deutungen und verrät auf jeder Seite den Schüler Jakob Böhmes. Denn im Grunde ist Runge doch von seinem Ausgangspunkt nicht losgekommen, und der war, im Dreiklang der Grundfarben die Offenbarung der Trinität zu erkennen. Auch Goethe, dem Runge nicht zuletzt wegen seiner Farbenstudien teuer war, hat von den „sinnlich-sittlichen" Wirkungen der Farben gesprochen. Runge sucht mehr. Wenn die Farben den dreieinigen Gott offenbaren, dann muß sich durch sie, so man nur ihr Wesen recht begreift, die Möglichkeit und folglich auch die Notwendigkeit der bildlosen Darstellung Gottes, die Runge immer als letztes Ziel der Landschaftskunst bezeichnet hat, noch erhöhen.

Die wissenschaftlichen Bemühungen des Künstlers um die Gesetze und die Geheimnisse der Farben haben sein schöpferisches Gestalten wohl verlangsamt, aber nicht eigentlich gehemmt. Beweis dafür ist schon die erste und mehr noch die letzte farbige Fassung des „Morgens". Denn was auch zumal in der ersten an Absichtlichkeit spürbar werde, es schlägt die visionäre Kraft des Künstlers nicht in Fesseln, sondern macht sie nur streng und übereinstimmend mit der Symmetrie der kompositionellen Ordnung. Und wenn Runge schon früh bekannte, daß er sich gar nicht satt sehen könne, daß Sehen ihm von Tag zu Tag lieber werde, daß

Ahnen allein ohne das Schauen nichts helfe, so bezeugt die letzte erhaltene Fassung des „Morgens" die stetig gewachsene Kraft des Rungeschen Sehens. Hat man doch deshalb von den Fragmenten des „Morgens", insonderheit von dem „Kind auf der Wiese" gemeint, sie seien die stärkste Vorahnung des Impressionismus. Aber mit dieser Spätform der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hat Runges Sicht der Wirklichkeit wenig oder richtiger nichts zu tun. Denn niemals ist ihm das bloß Erscheinungshafte um seiner selbst willen darstellungswürdig, und alle Gestalt, die er schafft, bleibt in der Fülle ihrer Wirklichkeit Offenbarung des Zusammenhangs von Endlichem und Unendlichem. Nur ist die Fähigkeit des Künstlers, die Erscheinungsformen des Wirklichen aufzunehmen, gewachsen, und dies bewirkt, daß in der letzten Fassung des „Morgens" aller ahnbare Sinn tiefer im Sinnlichen ruht als in den früheren Fassungen, das abstrakte Allegorische mehr und mehr zurücktritt, die „Bedeutung" unmittelbarer, wenn auch noch nicht vollkommen in und mit der sinnlichen Gestalt und Erscheinung sich ausdrückt, zum echten Symbolischen vorzudringen beginnt.

Dieses Symbolische hat nach Runges Glauben christlichen Offenbarungscharakter haben sollen. Aber es besitzt ihn nur im eingeschränktesten Sinne. Denn wenn auch das Kind, das auf der Wiese liegt, ganz Ausdruck der Kreaturheit und der Anbetung ist, so bleibt die Gestalt der Morgenröte doch irgend „Göttin", späte Schwester der Eos, trotz Jakob Böhmes „Aurora oder Morgenröte im Aufgang" unvereinbar mit dem strengen evangelischem Christusglauben, von dem Runge zeitlebens nicht lassen wollte, weil er und nur er es war, der ihm immer wieder Kraft gab.

Aber die „Tageszeiten" und der „Morgen" (und die diesen verwandten Werke wie etwa die „Lehrstunde der Nachtigall") stellen nur eine Seite des Rungeschen Schaffens dar. Neben ihnen steht vor allem eine Reihe von Bildnissen seiner Eltern, Geschwister, von Frau und Kindern. Sie gehören zu den eindrucksvollsten Bildnisleistungen der Zeit. Das ganzfigurige Bildnis seiner Eltern (1808) ist von einer Monumentalität, die man in der deutschen Kunst bis zu Runge fast nur bei Fürstenbildern gesehen hatte und die nach ihm mit Ausnahme von Marées kaum jemand mehr erreichte. Vom Fürstenbild aber unterscheidet es sich durch die Abwesenheit jeglicher Pose. Wie der Vater grüßend den Hut abnimmt und dabei aus dem Bilde blickt, drückt seine ganze Haltung das Achtungsvolle des Bürgers aus. Aber sein Blick bleibt offen, wägend und so fest, wie sein Gesicht fest geformt ist, wie sein Schritt fest ist, wie er seiner Frau ein fester Führer ist. Die Mutter geht gebeugter, denn sie hatte wohl beugendere Lasten zu tragen, und so ist auch ihr Antlitz durchfurchter und nicht ohne Spuren des Leidens und auch des unnennbaren Grams der Mütter. Das kindliche Gehabe der Enkelkinder erhöht die Würde der Alten, die still und groß ist.

Das dritte der monumentalen Bildnisse ist das 1807 entstandene und erst kürzlich durch die Berliner Nationalgalerie erworbene von Runges Frau, die ihren

Sohn auf dem Arme trägt. Im Gegensatz zu den beiden anderen ist es kein Ganzfigurenbild mehr, sondern ein Kniestück. Und die Landschaft des Hintergrundes, in den beiden anderen Bildnissen Andeutung einer bestimmten Örtlichkeit (in dem einen Wolgast mit Holzhof und Werft des Vaters, in dem andern Eimsbüttel mit Haus und Garten Hülsenbecks), wird in dem Bildnisse der Frau unbestimmter und allgemeiner, eine Waldlichtung. Das Dunkel der Bäume und der bewölkte Himmel, der sich gegen den unsichtbaren Horizont zu erhellt, sind Mittler romantischer Stimmung geworden. Das Verhältnis von Gestalt und Welt hat sich infolgedessen gewandelt. In den beiden ersten Bildnissen zeigten die Menschen sich in dem heimatlichen und begrenzten Raume, der die Stätte ihres Besitzes, ihres Wirkens, Sichergehens, ihrer Spiele war, und die Weite der Welt, die hineinschien, erschütterte nicht die Wirklichkeit ihres Daseins, sondern machte sie nur noch fester. Denn selbst das weltweite Staunen des jüngsten der Hülsenbeckschen Kinder blieb eingefangen von der prallsten Körperlichkeit. In dem Berliner Bildnis ist die Körperlichkeit von Mutter und Kind kaum geringer. Aber sie hat nicht mehr die gleiche Stärke der Selbstbehauptung, denn die „unendliche" Stimmung des Hintergrundes bemächtigt sich ihrer. Das Haupt der Mutter erscheint unmittelbarer vor dem Himmel, und dessen unfaßliches Geheimnis wird zum Geheimnis der Gestalt. War die Bewegung der Figuren in den ersten Bildnissen auch sehr gehalten, so war es doch Bewegung. Nun aber sind die Gestalten ganz still geworden. Das Weltgeheimnis, dessen sie innewerden, macht



Thronende Jungfrau mit den Genien der Natur, Wissenschaft und Kunst. Federzeichnung von Philipp Otto Runge, 1810. Hamburg, Kunsthalle

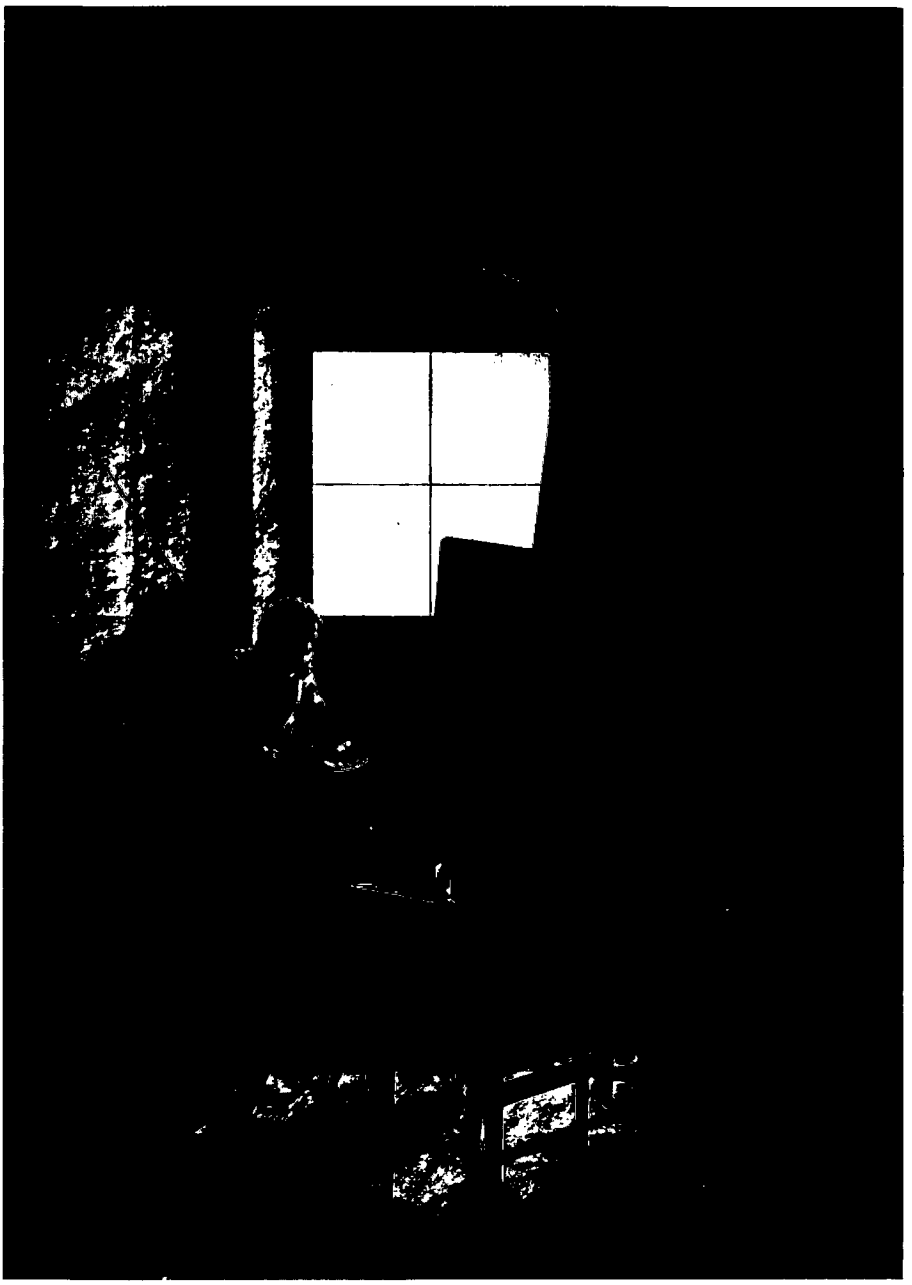
sie still, versonnen und wie horchend (das Kind weniger als vor allem die Mutter). Mit diesem „Unbestimmterwerden" der Gestalten hängt auch die Aufgabe der Ganzfigurigkeit zusammen und mit dem romantisch-religiösen Wesen der Ergriffenheit der Gestalt von der unendlichen Weltlandschaft die Tatsache, daß die Komposition ein verweltlichtes Madonnenbild ist. Die gleiche Verzauberung der Gestalten durch die Stimmung der Landschaft zeigte bereits das 1806 entstandene, in München verbrannte Bildnis Runges, seiner Frau und seines Bruders Daniel, unter dem Namen „Wir Drei" bekannt.

Alle wesentlichen Bildnisse Runges zeigen den Menschen im Zusammenhang mit der Welt. Aber nicht alle stellen den Weltzusammenhang romantisierend dar. Auch sind sie in keine strenge Entwicklungsfolge zum Romantischen hin oder von ihm fort zu bringen. Denn das Bildnis der Mutter mit dem Kinde entstand nach den „Hülsenbeckschen Kindern", aber vor dem Elternbildnis. Die zeitliche Folge der Bildnisse zeigt vielmehr, daß Runge auch auf diesem Gebiete sich dem Romantischen nicht einfach hingab, sondern immer wieder mit ihm rang, daß es ihn auch hier, seinen eigenen Begriff zu gebrauchen, je und je zu dem Unbestimmten als dem schöpferischen Urgrund und dem Quell der Empfindungen unseres Zusammenhangs mit dem Universum hinzog, daß aber sein gestalterischer Wille, sein menschliches Ethos und nicht zuletzt sein strenger Christenglaube ihn wieder und wieder das Bestimmte fordern hieß. Auf dem Gebiete des Bildnisses bedeutete das die Überwindung der Weltstimmung durch das Personhafte, den Charakter. Dem eindringlichen Betrachter kann nicht entgehen, daß sich dieser Kampf nicht nur in der Folge der Bildnisse spiegelt, sondern selbst im einzelnen Werk. So bleibt in „Wir Drei" zwischen dem mit der Aktivität plastischer Form zur individuellen Porträthaftigkeit hindrängenden Charakter der Gestalten, ihrem Blick aus dem Bilde und der passivischen Empfindung, die sie ergriffen hat und das Personhafte entmächtigt, eine schöpferisch nicht vollkommen gelöste Spannung.

Auf die gleiche Spannung darf man es zurückführen, daß die „Tageszeiten" und der „Morgen" nicht die einzigen religiösen Werke Runges geblieben sind. 1805/1806 hat er an einer „Ruhe auf der Flucht" gemalt und 1806/1807 an einem „Sturm auf dem Meere". Beide Werke sind nach den Vorstudien nur bis zur Untermalung gediehen. Mit ihnen hat Runge wieder Anschluß an die „historischen" Kompositionen alten Stiles gesucht. Zwar spürt man der „Ruhe" den Vorausgang der „Tageszeiten" an, und der am Boden liegende, zu Blumen und Licht aufblickende Jesusknabe hat das Vorbild des Kindes im „Morgen" werden können. Aber tatsächlich verzichtet doch Runge mit diesen Bildern auf alle seine Forderungen einer neuen religiösen Kunst. Er tut, was er theoretisch abgelehnt hatte: das bereits Gesagte noch einmal zu sagen. Für den „Sturm" mag dabei ausschlaggebend gewesen sein, daß er zum Altarbild einer Fischerkapelle auf Rügen bestimmt war. Und so sehr der Romantiker Runge hoffen zu dürfen glaubte, daß Werke wie die „Tageszeiten" religiösen Offenbarungscharakter genug besäßen, um einen



Caſpar David Friedrich: Selbſtbildnis
Kreidezeichnung, um 1825. Berlin, Nationalgalerie



Caſpar David Friedrich im Atelier
Gemälde von Friedrich Georg Kerſting, 1819. Berlin, Nationalgalerie

sakralen Raum auszuschmücken, so selbstverständlich ist es dem Protestanten Runge, daß in eine dem christlichen Kultus dienende Kapelle das Christus unmittelbar darstellende Werk gehört. Aber der Auftrag kann doch nicht die einzige Ursache für die Hinwendung Runges zum überlieferten christlich-mythischen Stoff gewesen sein. Denn vor dem „Sturm" hatte er ja schon an der „Ruhe" gearbeitet, für die kein Auftrag vorlag. Sollte die Wiederaufnahme der überkommenen Stoffe nicht wiederum ein Ausdruck für Runges Drang zum „Bestimmten", für seinen Selbstbefreiungswillen vom „Unbestimmten" und Grenzenlosen romantischer Religiosität sein? Sehen wir hier nicht abermals den bibelgläubigen Protestanten im Kampf mit dem Proselyten der Unendlichkeit? Beide Bilder verleugnen den Sucher der unendlichen Zusammenhänge nicht. Aber alle Unendlichkeitsempfindung wird doch personhaft, historisiert sich doch in den Gestalten der geoffenbarten Religion. Hat man es als Zeichen des Ausweichens Runges vor der letzten schöpferischen Entscheidung zu betrachten, daß beide Bilder unvollendet geblieben sind? Doch wir hören, daß der Künstler kurz vor seinem Tode bereits die Leinwand aufgespannt hatte, um das Bild des Sturmes in neuer Gestalt zu malen. Noch einmal hat er sein eigenes Wort verwirklichen wollen: „Ringe und streite mit dir und der Welt immer tapfer, denn mit allem Kampf und Zweifel und aller Angst unseres gepreßten Herzens wird dennoch Gott der Herr gelobt."

*

Das Werk Runges ist ein geniales Fragment geblieben. Aber man würdigt Runge nur sehr unzureichend, wenn man sich allein an dieses Fragment hält. Runges Gedanken über die Kunst sind von seinen Werken nicht zu trennen. Erst beide zusammen bezeichnen das Ganze des Rungeschen Schaffens und seine geschichtliche Bedeutung, die eine Voraussage des tragischen Kunst- und Künstlerschicksals im neunzehnten Jahrhundert ist. Die Gedanken über die Kunst, die uns von Caspar David Friedrich überliefert sind, begegnen sich oft mit denen Runges, ohne entfernt so umfassend zu sein. Auch Friedrich fordert von dem Kunstwerk anstatt des bloßen Genusses „Erhebung des Geistes" und „religiösen Aufschwung". Auch für ihn ist die „fromme Ahndung die Kunst in uns" und die Voraussetzung alles Gestaltens. Und nicht minder als Runge erschüttert auch Friedrich der Abfall der Welt von der echten Religiosität, denn das Unglaublichste glauben zu wollen, sei zwar modern geworden, stehe aber der Lüge näher als der Religion. Der gläubige Christ durchschaut die Gefahren der romantischen Schwärmerei. Doch es scheint nicht, daß er den Widerstreit zwischen dem romantischen und dem protestantischen Christentum in solchen Spannungen durchlitten hat wie Runge. Das Dasein dieses Widerstreits sollte er allerdings an dem Kampfe erkennen, den eines seiner Werke heraufbeschwor. Aber die Einheit und die Tiefe und die Stetigkeit seines Gefühls trugen ihn über alle Kämpfe hinweg. Und sein Gefühl suchte für seine Kunst nur einen Gegenstand: die Welt, die Landschaft.

Denn die wenigen Bildnisse, die Friedrich geschaffen hat, spielen in seinem Werke keine entscheidende oder bezeichnende Rolle, trotz der späten Selbstbildniszeichnung, die ein erschütterndes Dokument ist. Das Personhafte um seiner selbst willen zog den Gestalter Friedrich nicht an. Das ist ein sehr tiefgehender Unterschied gegenüber Runge. Für Friedrich war die Landschaft alles und der Mensch in ihr nur Zeichen, „Hieroglyphe" für die Ergriffenheit des Endlichen vom Geheimnis des Unendlichen. Daher ist die häufigste Erscheinungsform des Menschen in den Bildern Friedrichs die Rückenfigur, die in die unendlichen Fernen schauende, vor ihnen zur Silhouette, zum winzigen Schemen werdende Gestalt. Runge hält den Beschauer in Abstand von seinen Gestalten. Schon daß etwa in „Wir Drei" die Gestalten den Beschauer anblicken, läßt sie ihn als von sich unterschieden empfinden. Hinzu kommt die Porträthaftigkeit der Gesichter als Trennendes. Friedrichs „Mondaufgang am Meer" (Berlin) ermöglicht, ja fordert die Einswerdung von Betrachter und Gestalt im Bilde. Denn die drei, die da im Vordergrunde auf einem mächtigen Steine sitzen, ganz versunken in die Betrachtung des Aufgangs des nächtlichen Lichts, seiner Scheine über dem Meere, des geisterhaften Gleitens der Schiffe, sind uns abgewandt, mit ihren Silhouetten dem nächtlichen Halbdunkel so verwoben, als wären sie fast nur Geschöpfe von Schatten. Aber sie erscheinen in der Mitte des Bildes, und wir können nicht anders, als die Welt des Bildes durch sie hindurch aufzunehmen und wie sie: in der Entwordenheit von uns selbst (mit mystischem Begriffe zu reden). Wir können so vollkommen eins werden mit ihnen, weil sie als Personen ganz still, ihre Körper fast ausgelöscht, nur noch Zeichen der Ahnung geworden sind, die sie erfüllt. Durch einen Akt, den man dem mystischen vergleichen darf, wird die Grenze zwischen Betrachter und Gestalt des Bildes aufgehoben, und in Wahrheit hört damit der Betrachter auf, Betrachter zu sein. Er wird Wesen in den Wesen der Bildwelt. Oder anders ausgedrückt: die Gestalten der Bildwelt haben die objektive Existenz der Gestalten Runges nicht mehr. Sie sind wir, und wir sind sie, sie sind Projektionen unserer Subjektivität.

Diese völlige Subjektivierung, dazu noch anderes zutiefst Befremdliche waren Ursache für die Erregungen, die Friedrichs Bilder bei ihrem Erscheinen auslösten. Sie haben einen Niederschlag in den Galeriegesprächen gefunden, die Brentano, Arnim und Kleist anläßlich der Ausstellung des „Mönchs am Meer" in der Berliner Akademie erlauschten und in den „Abendblättern" (1810) veröffentlichten. Da wird bemängelt, daß der Kapuziner so einsam ist, ihm im Vordergrunde nicht einige Bernsteinfischer zugesellt sind, daß er so klein ist und sich nicht bewegt, aus einiger Entfernung fast nur noch als ein brauner Fleck erscheint, der Himmel so groß und grau, die Luft so trübe, das Meer so düster und nirgend im Raume ein Lichtblick ist. Aber was die einen abstößt, wird den anderen zur erregenden Offenbarung. Und keiner hat eindringlicher als Kleist selbst das beunruhigend neue Verhältnis bezeichnet, in das hier der Betrachter zum Bilde gezwungen wird.

„Ich ward selbst der Kapuziner, das Bild ward die Düne; das aber, wo hinaus ich mit Sehnsucht blicken sollte, die See, fehlte ganz". Sie fehlt natürlich nicht. Aber durch die vollkommene Einswerdung des Betrachters und des Kapuziners mochte es wohl scheinen, als ob da im Bilde etwas fehle, das die Möglichkeit des Abstands, der Empfindung des Gegenübers gibt. Statt dessen hat das Bild „in seiner Einförmigkeit und Uferlosigkeit nichts als den Rahmen zum Vordergrunde". Aber „mit seinen zwei oder drei geheimnisvollen Gegenständen liegt es wie die Apokalypse da".

Man erkannte den Zusammenhang der Landschaft Friedrichs mit der holländischen Landschaftsmalerei. Der Zusammenhang besteht. Aber ein seinem Wesen nach wirklich vergleichliches Bild würde man doch vergebens suchen. Wohl stellten auch die Holländer schon den Menschen dar, der am Meere stehend von seinen unendlichen Weiten ergriffen wird. Ja, sie gebrauchten dabei bisweilen bereits die Rückenfigur, und selbstverständlich ist ihnen längst ein Hauptausdrucksmittel der unendlichen Größe des Raumes die Winzigkeit der menschlichen Erscheinung in ihm gewesen. Man denke an Strandbilder von Adriaen van der Velde oder Jakob van Ruisdael. Aber niemals — und das ist das Entscheidende — stellen sie den Betrachter der unendlichen Welt so einsam dar wie Friedrich. Immer erscheinen neben und um den Betrachter Menschen, die tätig sind, arbeiten oder spazieren gehen, jene „Bernsteinfischer", die einer der Ausstellungsbesucher vermißte und deren tätiges Dasein die Einsamkeit des versunken Schauenden ebenso aufgehoben hätte, wie es in den holländischen Bildern geschieht. Doch erst durch die vollkommene Einsamkeit des Schauenden, durch die Ausschaltung jeglicher menschlichen Regsamkeit, die an das rein innerweltliche, die Welt sich dienstbar machende Dasein des Menschen erinnert, durch die radikale Vereinzigung des Schauens wird das Unendliche in seiner Allmacht ahnbar. Diese Vereinzigung bleibt auch dann noch bestehen, wenn wie in dem Mondscheinbilde oder in anderen Werken Friedrichs mehrere Gestalten gegeben sind, so sie nur dem Betrachter abgewandt bleiben und alle Tätigkeit im Schauen, mystisch gesprochen, „genichtet" wird. Nur dann kann auch die mystische Einswerdung von Betrachter und Bildgestalt möglich werden, dann aber auch mit unentrinnbarer Zwangsläufigkeit — vorausgesetzt, daß der Betrachter überhaupt von dem Bilde angesprochen wird, was entfernt nicht für jeden Betrachter galt und gilt.

Die Erlebnisse der mystischen Einswerdung, der Nichtung alles Tuns im Schauen, der Aufgehobenheit des Endlichen in der Allmacht des Unendlichen sind religiösen Ursprungs und Wesens. Wie Runge hat also auch Friedrich, wenn gleich mit ganz anderen Mitteln, die Landschaft in den Dienst der religiösen Offenbarung stellen wollen. Womöglich noch stärker als durch den „Mönch am Meer" wird das durch das nächst diesem wohl bekannteste Werk Friedrichs, den Tetschener Altar (Dresden), bezeugt. Vielen Deutschen unter dem Namen „Das Kreuz im Hochgebirge" sehr vertraut, wird das Bild doch von den wenigsten in seiner ganzen geschichtlichen Bedeutung gewürdigt.

Friedrich hatte es im Jahre 1808 vollendet und in seinem Hause zur Besichtigung freigegeben. Obwohl reine Landschaft, sollte es doch nach dem Willen der Auftraggeberin, einer Gräfin von Thun, das Altarbild ihrer Hauskapelle auf Schloß Tetschen in Böhmen werden. Der Wille der Auftraggeberin entsprach durchaus den gestalterischen Absichten des Künstlers. Beide aber erregten Anstoß. Zum Sprachrohr der Kritik machte sich der als Kenner und Kunstschriftsteller bekannte Kammerherr von Ramdohr. Seine Kritik gipfelte in dem Satze, daß es „eine wahre Anmaßung sei, wenn die Landschaftsmalerei sich in die Kirche schleichen und auf Altäre kriechen wolle". Aber darüber hinaus verurteilt Ramdohr auch das ganze Wesen der Kunst Friedrichs, der er vorwirft, die Grenzen der Kunst mißachtet zu haben. Der Gegensatz zwischen Werk und Kritik ist der Gegensatz zweier Jahrhunderte, der Kampf um den Tetschener Altar einer der ersten Kunstkämpfe, an denen das neunzehnte Jahrhundert so reich werden sollte, daß Kunst ohne den Kampf um sie gar nicht mehr denkbar wurde.

Der von Friedrich in dem Altarbilde gegebene Naturausschnitt ist der Landschaftsmalerei unwürdig, weil er — wir reden mit Ramdohr — der Mannigfaltigkeit entbehrt und in seiner Beschränkung auf eine Bergkulisse und einen übergroßen Himmel von einer geradezu anmaßenden Einfachheit ist. Der Landschaftsmaler hat die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit darzustellen. Denn nur am Mannigfaltigen kann der Maler die Wohlgestalt der Linienperspektive, das harmonische Kadenzieren der Umrisse, das wohlgefällige Sichabstufen zur Tiefe erweisen. Wie angenehm — wir reden immer noch mit Ramdohr — gleitet in den Landschaften Nicolas Poussins das Auge von einem Plane zum andern, wie wird es von dieser geraden Linie angestrengt, von jener schlängelnden gedehnt, von einer dritten gemischten zum Hüpfen eingeladen! Was aber tut Friedrich mit all diesen Wohlgefälligkeiten ununterbrochener Fortsetzung und sukzessiver Beziehung? Er wagt sie durch brüske Kontraste zu ersetzen. Aber das tut er, meint Ramdohr, ja nur, weil er keine Ahnung von den Distanzgesetzen, von Plan- und Linienperspektive hat, und was er sich an Verstößen gegen die Grundregeln der Optik leistet, ist überhaupt nicht zu sagen. Der Kenner der Kunst einer vergehenden Zeit klagt den Schöpfer der Kunst eines neuen Jahrhunderts an, daß er sein Handwerk nicht verstehe. Mit diesem Haupt- und Staatsgrunde haben es auch fürderhin immer die Kenner gehalten, wenn sie das Neue nicht verstanden. Obgleich Kenner der Optik, bemerkten sie nicht, daß sie sich in einer optischen Täuschung befanden.

Aber in der Tat, ein Auge, das an der älteren idealen Landschaftsmalerei, ihren ausgeglichenen und geschlossenen Räumen, ihrer beruhigenden und geregelten Folge von Raumgründen erzogen worden war, mußte von Friedrichs Werk schlechterdings beleidigt werden. Ein Fels, der wer weiß wo gründet, dazu in einer Nähe, von der man nicht erkennt, welchen Distanzpunkt sie zur Voraussetzung hat, und durch die Nähe in einer Unmittelbarkeit des Gegenübers, die den Betrachter um die Freiheit, deren Genuß bedarf, schlechthin beraubt, dafür aber

einem Zwang unterwirft, der genußwidrig ist, und endlich keine Ferne, in der Vorder- und Mittelgrund mählich ausklingen, sondern hinter dem Berggipfel des Vordergrundes sofort und ohne jeglichen Übergang eine Tiefe, die ein Abgrund ist und ein Nichts, in dem nur das Licht haust.

Für Ramdohr — und es gab Ramdohrs auch unter den Berliner Beurteilern des „Mönchs am Meer" — hat eine Landschaft erst dann „Ausdruck", wenn sie etwas darstellt, „was Beziehung hat auf die Lokalverhältnisse des Menschen, auf seine Sitten, Gebräuche, auf sein Leben überhaupt". Dann erst wird die Landschaft wirkliche Anziehungskraft ausüben, weil sie, nun mit Geßner zu reden, „Aussichten in ein schönes Land eröffnet, das seinen Bewohnern Überfluß liefert". Und dann erst, vorausgesetzt, daß gleichzeitig jene formalen Bedingungen erfüllt werden, von denen schon die Rede war, kann man auch von der Landschaftsmalerei sagen, daß sie „das Schöne", den Ausweis aller Kunst für den Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, darstelle. Aber Friedrich? Er ist anmaßend genug, sich nicht nur gegen die Regeln der Folge der drei Gründe, der Perspektive, der Optik zu versündigen, sondern auch Gegenden zum Darstellungsgegenstand zu wählen, in die kein Mensch ohne Lebensgefahr hinkommt, die jedenfalls der Menschenwelt so entrückt sind, daß diese nur in gestaltlosen Tiefen ahnbar wird. Mit einer Folgerichtigkeit, die schon an Eigensinn grenzt, beraubt Friedrich den Betrachter jeglicher Möglichkeit des Genusses der Welt, und Welt heißt für Ramdohr und sein Geschlecht immer nur die von Menschen bewohnbare, das menschliche Daseinsgefühl erhöhende Welt. Nur sie ist „ästhetisch" und nur von ihr kann daher jene „ästhetische Rührung" ausgelöst werden, die zum Wesen jedes Kunstwerks gehört und die „mit unseren Affekten nur ein Spiel treibt". Friedrich scheint also nicht einmal zu wissen, was das Ästhetische ist. Denn sonst würde er nicht, anstatt es zu erwecken, es dermaßen verletzen. Was er erweckt, ist nicht eine ästhetische, sondern eine „pathologische Rührung". Denn ohne sich im geringsten um die Gesetze der Kunst nach Gegenstand und Form zu kümmern, zielt er hin „auf die Erregung eines affektvollen Zustandes in dem Beschauer, wie er ihn etwa vor den dargestellten Sujets in der Natur selbst erhalten würde". Das also ist der letzte Grund des Ramdohrschen Zornes ... Friedrich wagt es, nicht von der Kunst, sondern vom Leben auszugehen. Er hebt die Grenzen zwischen Kunst und Natur und Leben auf.

Aber nur durch dieses scheinbare Aufheben der Grenzen zwischen Kunst und Leben konnte Friedrich erreichen, was er wollte: den Betrachter nicht zum Genuß einer idealisch vollkommenen Welt, sondern in die Erschütterung des Erlebnisses zu bringen, daß alles Endliche in sich nicht vollendet oder auch nur vollendbar ist, sondern unter der Allmacht des Unendlichen in der Sehnsucht der Vollendung durch das Unendliche steht. Nicht die Schönheit sucht Friedrich, sondern, um es mit einem Begriffe der Zeit auszudrücken, das Erhabene. Durch die Schönheit allein, sagt Schiller, würden wir nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind,

uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Das Erhabene aber schafft uns einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, in der uns das Schöne immer gefangenhält. Doch nicht allmählich, sondern plötzlich und durch Erschütterung reißt es den Geist aus dem Netze los, mit dem die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Darin liegt die Begründung dafür, daß Friedrich die Ferne nicht mählich aus einem Mittelgrunde entwickelte und als dessen Abklang erscheinen ließ, sondern jäh und unvermittelt hinter der Felskuppe des Vordergrundes die Fernen einer unendlichen Tiefe andeutete.

Aber von dem Bedeutungsinhalt, den Schiller dem Erhabenen gibt, weicht Friedrich wenigstens im Tetschener Altare und in einer Reihe anderer Werke insofern ab, als seine Sinngebung die christliche ist. Den Tetschener Altar hat der Künstler selbst folgendermaßen gedeutet: „Jesus Christus, an das Holz geheftet, ist hier der sinkenden Sonne zugekehrt, als das Bild des ewigen allbelebenden Vaters. Es starb mit Jesu Lehre eine alte Welt, die Zeit, wo Gottvater unmittelbar wandelte auf Erden. Diese Sonne sank, und die Erde vermochte nicht mehr zu fassen das scheidende Licht. Da leuchtet vom reinsten edelsten Metall der Heiland am Kreuz im Golde des Abendrots und widerstrahlt so im gemilderten Glanz auf Erden. Auf einem Felsen steht aufgerichtet das Kreuz unerschütterlich fest wie unser Glaube an Jesum Christum. Immergrün, durch alle Zeiten während, stehen die Tannen um das Kreuz, wie die Hoffnung der Menschen auf ihn, den Gekreuzigten."

Das Licht als Sinnbild des allwaltenden Vaters, die Tanne als das menschlicher Hoffnung — das ist die gleiche Hieroglyphik wie bei Runge. Doch unmittelbarer als je bei Runge sind hier die Sinnbildlichkeiten ganz in die sinnliche Anschauung eingegangen, oder richtiger: sie sind diese selbst, weil sie aus ihr hervorgegangen sind. Denn selbst die Tatsache, daß das Licht aus der Tiefe in fünf breiten Strahlen heraufkommt, durchbricht die Illusion der reinen Anschauung nicht. Die Fünfstrahligkeit mag von der Erinnerung an die Hand als das alte Symbol Gottvaters bestimmt sein. Aber dieses Symbol ist vollkommen naturalisiert, verlandschaftet worden, und Gott nun wahrhaft Deus absconditus, der verborgene Gott, in den Tiefen des die Welt erhellenden Lichts. Und weil Friedrich ganz von der Anschauung ausgeht, stellt er auch nicht die historische Kreuzigungsszene dar, sondern ein Kreuz, wie man es wohl bisweilen auf Bergeshöhen treffen kann. Mit dem Symbol des Kreuzes will Friedrich das Erlebnis des Göttlichen in der Natur aus seiner romantischen Unendlichkeit und Unbestimmtheit zur christlichen Bestimmtheit bringen. Er will also das gleiche wie Runge. Aber er tut es auf eine ganz andere Weise, die im Grunde romantischen Wesens bleibt. Denn er richtet das Kreuz nicht so auf, daß der Betrachter dem Kruzifixus ins Antlitz sehen kann. Der Kruzifixus bleibt dem Betrachter abgewandt, er ist für ihn „Rückenfigur". Hat das nicht die gleiche Wirkung zur Folge wie bei den anderen

Rückenfiguren des Künstlers? Alle Formen des Bildes weisen auf das Kreuz und die Gestalt an ihm hin. Der Betrachter kann die Tiefe und das Geheimnis des in ihr hausenden und aus ihr heraufstrahlenden Lichts nicht erleben, es sei denn durch das Kreuz und die Gestalt an ihm. Muß es da nicht notwendig zu jener mystischen Einswerdung von Betrachter und Bildgestalt kommen, die wir als das Ziel anderer Werke Friedrichs erkannten? Es kommt unzweifelhaft zu dieser Einswerdung, wenn sie auch nicht so vollkommen werden kann wie in den Fällen, in denen die „Rückenfigur" eine Gestalt unseresgleichen ist. Der Kruzifixus kann ja seine objektive Symbolik nie ganz verlieren. Aber alle objektiven Vorstellungen, die das Symbol auslöst, sind doch gebunden an den subjektiven mystischen Akt, durch den allein hier das Symbol noch aufgenommen werden kann.

Insofern hatte der Herr von Ramdohr wohl recht, wenn er Friedrich Mystizismus vorwarf. Aber der Kenner begriff nicht, daß dieses Hervortreten der Subjektivität in der damaligen Lage, wie sie Runge am eindringlichsten bezeichnet hat, die einzige schöpferische Möglichkeit bot. Freilich, Altarkunst in einem dem objektiven Wesen des Altares entsprechenden Sinne konnte diese Subjektivität nicht schaffen, sondern immer nur Sinn-Bilder subjektiv-mystischen Erlebens. Und das Kreuzbild Friedrichs wurde auch dadurch nicht altargemäßer, daß der Künstler ihm einen Rahmen geben ließ, auf dem wie in den Randleisten der Rungeschen „Tageszeiten" alte christliche Symbole dargestellt und in allegorische Beziehung zu dem Bilde gebracht sind. Das Entscheidende bleibt doch der Charakter des Bildes selbst.

Aus schriftlicher Überlieferung wissen wir, daß Friedrich nicht nur dieses eine Mal daran gedacht hat, die Landschaft zur Würde des Altarbilds zu erheben. Bei seiner religiösen Auffassung der Landschaft war das durchaus verständlich. Aber es scheint, daß Friedrich nicht noch einmal einen Auftrag für ein Altarbild bekommen hat. Die Kirche, wenn sie sich noch nicht ganz aufgeben wollte, hätte sich gegen einen solchen Einbruch der Subjektivität in ihre Räume wehren müssen. Den ersten Auftrag hatte Friedrich ja auch nicht von der Kirche, sondern von einer Privatperson und für eine Hauskapelle erhalten.

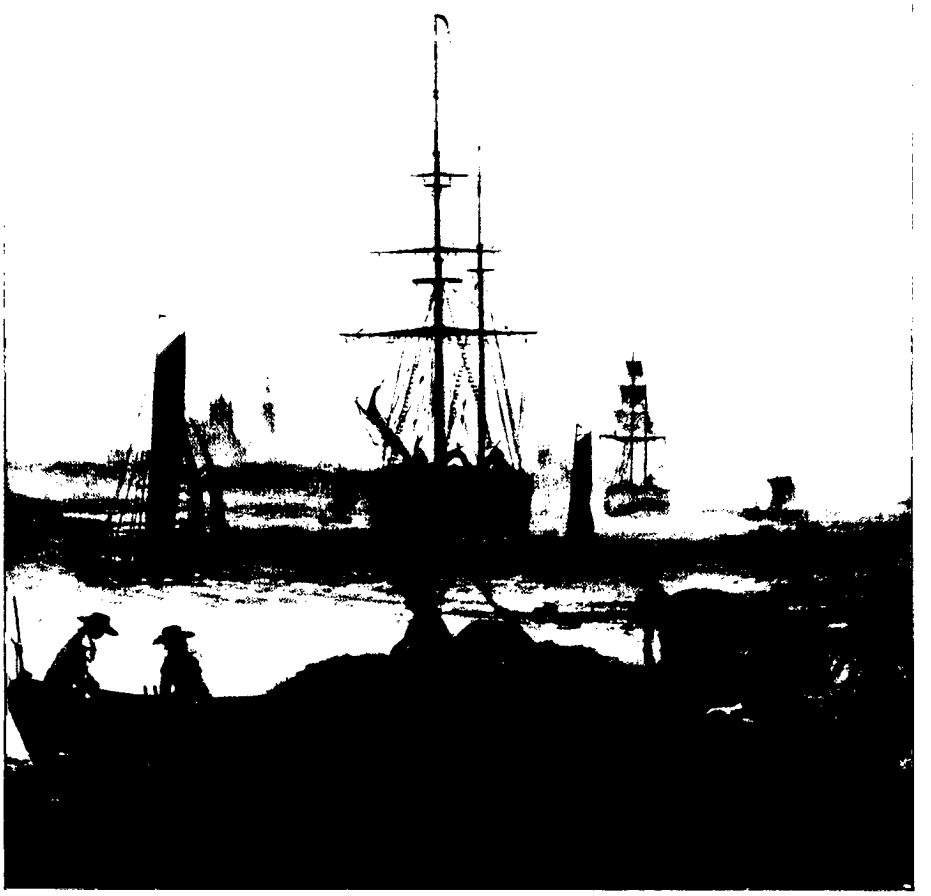
Aber es bezeugt das eigene Wissen Friedrichs um das Schicksal der Kirche in der Gegenwart, daß er in einer Reihe seiner Bilder die Kirchenruine als Symbol verwendet hat. Das bekannteste dieser Bilder ist das Berliner „Klosterhof im Schnee". Es zeigt die hochragende Ruine eines gotischen Chors, an dessen Altar Gottesdienst gefeiert wird. Durch das Portal ziehen Mönche mit dem Sarg eines Bruders. Die Ruine ist in weitem Kreis von Eichen umstanden, die Erde mit Schnee bedeckt. Die vorherrschende Farbe des Bildes ist braun. Aber nach dem Hintergrunde zu nimmt sie mehr und mehr graue Töne auf, die das Braun schließlich verdrängen. Der ganze Raum ist von Nebeldünsten verschleiert, die sich erst oberhalb der Bäume und der Ruine verziehen, hinter diesen aber eine

undurchdringliche graue Wand bilden. Sie zeichnet den Horizont so scharf, als wäre sie wirklich eine Wand. Die „angenehme Aussicht" in die Ferne, die das achtzehnte Jahrhundert von der Landschaft forderte, wird durch die Nebelwand versperrt. Wie sich die Welt, ob sich Welt überhaupt hinter ihr erstreckt, bleibt verborgen. Aber welches Leben kann durch dieses tödliche Grau noch lebendig hindurchdringen? Nicht die Ferne in der Welt, die Ferne über ihr soll der Blick suchen. Nur oben, über Bäumen und Ruine, öffnet sich der Raum in Freiheit. Nach den Bildseiten zu ist er zwar auch als offen angedeutet, aber die Phantasie, die sich dort die Welt vorstellen will, kann nur flaches Land ahnen, das still und formenlos unter der Schneedecke wie im Tode liegt. Und dann wird der Blick von den Seiten durch die Bäume und die Ruine immer wieder zur Mitte gezogen. Hier aber gibt es für ihn kein Verweilen. Denn die Knorrigkeit der Bäume, das Gespinst ihrer Zweige bringen den Blick in eine viel zu große Unruhe, als daß es ihn nicht alsbald zu stilleren Formen hinzöge. Er findet sie in der Ruine. Deren Formen aber können trotz der größeren Ruhe, die sie haben, das Endziel des Blickes noch nicht sein. Dazu weisen sie zu steil in die Höhe. Dort erst herrscht das verklärende Licht, reicht der Dunst der Erde nicht mehr hin, findet der Blick sein Ziel in der Formenleere des Himmels. Durch die Art ihres Erscheinens wird diese zum Ahnungsmittler des Unendlichen, das alle endlichen Formen in sich aufgenommen hat.

Im Gegensatze zu den anderen bisher betrachteten Bildern hat Friedrich in diesem eine Handlung dargestellt. Mönche tragen einen ihrer Brüder zu Grabe. Aber obgleich es eine Handlung ist, erweckt sie in unserer Phantasie doch keine Vorstellungen weltbezogener Tätigkeit. Es ist als Handeln ein gleichsam sich selbst aufhebendes Tun. Es gilt einem Leben, das nicht mehr in der Welt ist. Und wie der Inhalt dieses Handelns aus der tätigen Gegenwart entrückt, so auch die Tatsache, daß es Menschen einer weit zurückliegenden Vergangenheit, des Mittelalters, sind, die da handeln, dazu noch Mönche, die freiwilligen Fremdlinge in der Welt. So ist in jeder Weise das Handeln in sich selbst „genichtet", Gleichnis der Aufgehobenheit alles endlichen Handelns vor dem Unendlichen. Seinem Wirkungswerte nach ist daher diese Darstellung einer Handlung durchaus dem Sinngehalte der Rückenfigur vergleichlich. Überdies erscheinen die meisten der Mönche in dem Zuge als Rückenfiguren.

Nun würde man aber sehr fehlgehen, wenn man glauben wollte, Friedrich habe hier die Absicht gehabt, eine historische Szene darzustellen. Dann wäre es sinnlos gewesen, die Kirche als Ruine wiederzugeben. Nein, die mönchisch-mittelalterliche Vergangenheit ist als mitten in der Gegenwart erscheinend gedacht. Erst dadurch erhält sie die entrückende Kraft, die sie besitzt, wird sie als Vergangenheit zum Zeugnis der Herrschaft der Vergänglichkeit in aller innerweltlichen Gegenwart.

Die Vergänglichkeit des Endlichen war eines der Grunderlebnisse, wenn nicht das Grunderlebnis Friedrichs. In immer neuen Sinnbildern hat er ihm Gestalt zu geben versucht, ob er nun den Tod der Erde unter der Schneedecke oder das



Caſpar David Friedrich: Der Hafen von Greifswald, um 1815
Berlin, Nationalgalerie



Holzschnitt von Caspar David Friedrich

Versinken der Welt unter Wolken und Nebeln darstellt, die Trümmer eines Schiffes zwischen Eisblöcken oder den Eingang eines Friedhofs, die Verdorrtheit eines Baumes oder Raben, die krächzend über einen Acker fliegen, oder ob er, jenseits alles Gegenständlichen, dumpfe, dunkle, bleigraue, violette, das Leben erstickende oder verschattende Farben wählt. Jedenfalls gibt es unter den neueren Künstlern keinen, der so viel Sinnbilder für die Durchwirktheit der Welt vom Tode gefunden hätte wie Friedrich. Und es gibt auch keinen, den es trieb, die

Einsamkeit in so vielen Formen darzustellen wie ihn. Ist nicht auch Einsamkeit vom Todeshauch stärker berührt als das Gesellige? Der Mönch am Meer — ist er in seiner grenzenlosen Verlassenheit unter dem unendlichen Himmel dem Tode nicht näher als dem Leben? Aber Friedrich bedarf nicht einmal des Menschen. Dem einsamen Fels oder Baum kann er den gleichen Ausdruck der Umwittertheit vom Tode geben.

Tieck hat in dem Kapitel „Die Ewigkeit der Kunst", das er Wackenroders „Herzensergießungen" anhängte, den Geist als unkünstlerisch bezeichnet, „der die trüben Schatten des Todes und der Vergänglichkeit auf alle glänzenden Lebensstellen wirft". Eben das tat Friedrich. Aber es kam ihm nicht auf die Darstellung des Todes allein um der Vergänglichkeit willen an. Sie war ihm, wie einige Verse von ihm bekennen, nur ein Mittel zu einem anderen Ziele.

Warum, die Frag' ist oft zu mir ergangen,
Wählst du zum Gegenstand der Malerei
So oft den Tod, Vergänglichkeit und Grab?
Um ewig einst zu leben,
Muß man sich oft dem Tod ergeben.

Die Verse könnten von einem Mystiker stammen. Sie erinnern an Verse der Silesius, Franckenberg, Czepko. Wir verfuhren also nicht willkürlich, als wir uns zur Erklärung der Bilder Friedrichs mystischer Begriffe bedienten. Wie der Mystiker das Todeserlebnis sucht, um das Erlebnis des ewigen Lebens zu gewinnen, so hat Friedrich das Endliche in seiner Vergänglichkeit dargestellt, um über dem Vergänglichen das Ewige, über dem Endlichen das Unendliche ahnbar zu machen. Ausdrucksform des Ewigen war ihm nicht nur das Licht der Sonne oder des Mondes und der die Welt überwölbende Himmel, sondern alles Mächtige. Daher hat Friedrich der erste unter den bildenden Künstlern sein können, der die Ausdrucksgewalt germanischer Hünengräber entdeckte. Schon Kleist erkannte, daß es Friedrich gelang, die Ahnung des Weltganzen zu erwecken, obwohl er in seinen Bildern oft nur „zwei oder drei Gegenstände" darstellte. Auch dieser Verzicht auf die Fülle der Gegenstände, die das Auge unterhalten, entspringt nichts anderem als dem Willen zum Ausdruck des Ewigen. Die Welt wird leer von allen Formen bloßer Weltlichkeit. Das ist Ursache der großartigen Einfachheit vieler Bilder Friedrichs. Die schöpferische Erkenntnis des Sinns der Einfachheit, die für Leute vom Schlage Ramdohrs geradezu etwas Aufreizendes hatte, befähigte aber Friedrich als einen der ersten, Meer und Strand, die flache Ebene, das Hochgebirge wie in ihrem eigenen Wesen darzustellen. Denn das mußte denen verschlossen bleiben, die Leben und Wesen nur da erkannten, wo Vielfalt und Fülle der Formen herrschten. Das Einfache aber ist vor oder jenseits der Fülle. Deshalb führt uns Friedrich so häufig in Räume, die noch nicht oder nicht mehr den Reichtum der Formen der Welt zeigen, an den Strand des Meeres oder in das

Hochgebirge. Und nirgend so sehr wie hier, an den „Grenzen" der Welt, kann das Endliche in seiner Sehnsucht nach dem Unendlichen erscheinen. Denn immer stellt Friedrich auch Fels und Ebene so dar, als ob sie Seele hätten, Leiden und Sehnsucht kennten wie der Mensch. Daher hat der französische Bildhauer David das Wesen der Friedrichschen Landschaften zu Recht bezeichnet, wenn er sagte, sie seien die Tragödien der Landschaftsmalerei. Sie sind es auch dann, wenn Friedrich, wie zumal in einigen seiner herrlichen böhmischen Landschaften, nichts als die lichte Schönheit der Welt scheint darstellen zu wollen. Aber diese Schönheit ist niemals das Leuchten der Welt selbst in ihrer Erfülltheit durch sich selbst, sondern das Scheinen einer Verklärung in und doch nicht von dieser Welt. Mit tiefem Abscheu sah und als den Beginn des Verfalls beurteilte Friedrich daher die Wendung der Landschaftsmalerei zur rein realistischen Naturdarstellung in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Sie war für ihn keine „Erdlebenbildkunst" mehr.

Friedrich Schlegel hat einmal behauptet, daß der Sieg des christlichen Malers über den heidnischen Kunstsinn in keinem Falle so triumphierend sein werde wie in der Landschafts- und Naturmalerei. In der Tat hat Friedrich, der auf die Darstellung der menschlichen Gestalt verzichtete oder sie nur in der Entselbstung darstellte, die Welt in ihrem Entwerden, das Leben durch den Tod offenbar machte, den äußersten Punkt des Gegensatzes zu einer Kunst erreicht, die nach dem Vorbild der Antike Welt und Mensch in ihrem innerweltlichen Sinne, in ihrer Selbstverklärung durch die sinnliche Schönheit gestalten wollte. Der Gegensatz Friedrichs zum antikischen Kunstideal ist dabei ein viel entschiedenerer als der Runges. Aber ist die Kunst Friedrichs auch um so viel „christlicher" als die Runges? Sie ist es keineswegs. Denn auch bei Friedrich bleibt die Spannung zwischen dem Romantischen und dem Christlichen (im strengen Sinne) bestehen, solange Friedrich in seinen Landschaften oder als deren Umrahmung christliche Symbole verwendet. In seinen späteren Werken hat er es nicht mehr getan. Nun verschmilzt das Christliche mit dem Romantischen, geht ganz auf in der „Mystik" der Landschaften, deren Wesen im nordischen Naturgefühl beheimatet ist. Friedrich hat, je mehr er sich von den christlichen Symbolen entfernte, die seele- und schicksalerfüllte Sprache der Natur immer reiner sprechen gelernt. Aber der Preis, den er dafür hingeben mußte, war eine immer größere Entfernung von der menschlichen Gestalt. Runge, vom gleichen mystisch-romantischen Weltgefühl ergriffen wie Friedrich, hat das Mystische zum Mythischen, die subjektive Weltempfindung zur Objektivierung in naturmythischen Gestalten, in Blumenkindern und dem Wesen des „Morgens", bringen wollen. Aber der Preis, den er dafür hingeben mußte, war der Rückgriff auf die mythologischen Gestalten der Antike. Das spätere neunzehnte Jahrhundert hat die Spannung, die zwischen den Werken Friedrichs und Runges besteht, nicht als Auftrag zur schöpferischen Fortgestaltung übernommen und zum Austrag gebracht. Denn der zur Herrschaft gelangende Naturalismus bedeutete keine Fortführung des von Runge und Friedrich Erstrebten.

Karl Friedrich Schinkel

1781—1841

Von

August Grisebach

„Alles beim Kunstwerk liegt darin, daß die Natur mit einer bestimmten Gesinnung gesehen werde."

Schinkel

Mit dem Namen Schinkel verbindet sich die Vorstellung der vornehmsten Bauwerke des alten Berlin, aber darüber hinaus ist er in den hundert Jahren seit des Künstlers Tode zu einem Begriff geworden, der eine Überzeugung von baumeisterlichem Schaffen überhaupt umfaßt — vergleichbar dem Namen Bramantes. In den kunstpolitischen Wirren der Gegenwart tönt er bisweilen wie ein Kampfruf. Für den, der ihn mit Ehrfurcht nennt, bedeutet er ein Bekenntnis zu einer bestimmten Haltung zum Werk und zur Welt.

Daß dem so ist, erscheint merkwürdig, weil Schinkel in einer Zeit zu wirken bestimmt war, in der sich die schöpferischen Kräfte unseres Volkes den Bereichen der Dichtung, Musik und Philosophie zugewandt hatten, die bildnerische Begabung einen weniger ergiebigen Boden fand. Daß Schinkels Gestirn nicht nur als eine eigentümliche Größe in seiner Umwelt leuchtet, vielmehr lebenspendende Strahlen von ihm ausgehen, ist merkwürdig vor allem auch darum, weil sich in seinen berühmtesten Werken eine Gestaltungsweise verkörpert, die mit in die Ferne zurückgewendeter Sicht einer unter ganz anderen Voraussetzungen geprägten Gesetzlichkeit nachstrebt. Freilich wäre es irrig, zu meinen, dieser „Klassizismus" erschöpfe sich in einem abgeleiteten Formenkanon, derart, daß alle zeitliche Bedingtheit aufgehoben sei und die völkische Eigenart sich verflüchtigt habe. Auch damals blieb, wenn auch weniger merkbar als im Barock, die den europäischen Ländern eigentümliche Grundhaltung wirksam. Italien stellt sich anders zum Erbe der Antike als der Norden. Ein Bau in Frankreich hat ein anderes Gesicht als in England oder bei uns. Dies besagt, daß man um 1800 nicht wurzellos einem übernationalen Bildungsideal nachhing, sondern den eingeborenen Kräften von Rasse und Land verpflichtet blieb.

Ja, innerhalb Deutschlands läßt sich auch jetzt noch etwas von jener Sonderart beobachten, die süd- und norddeutsche Bauweise über alle Wandlungen der „Stile" hinweg unterscheidet. Die weniger ausgesprochene Körperlichkeit niederdeutscher Gebäude gegenüber dem volleren und gewichtigeren Volumen Süddeutschlands, die flächige Zurückhaltung der Schauseiten, die das Auge mit leiseren Dingen beschäftigen als die kräftiger auftretenden Gestalten im süddeutschen Stadtraum:

diese grundsätzliche Anschauung übernahm Schinkel als ein Erbteil des mütterlichen Bodens, nicht nur dort, wo er das feingliedrige Relief des märkischen Ziegelbaus weiterbildete. Auch in den Werken, die der Antike ihre Formen entliehen, handelte es sich nicht um ein bloßes Bildungserlebnis. Denn daß es die hellenische Gestaltungsweise ist, die Schinkel in Bann schlug, erklärt sich letztlich aus seinem norddeutschen Geblüt, gewiß auch aus seiner persönlichen Veranlagung. Was ihn zum Griechentum hinzog und ihn insonderheit im jonischen Stil wahlverwandt berührte, das war das durchgliederte Wachstum, der zugleich zarte und genaue Charakter. Weder im schweren Gefüge des Dorischen noch in der dekorativen Pracht der Spätzeit konnte Schinkels Natur den ihr gemäßen Ausdruck sehen. So begreift sich, daß er sich anders aussprechen mußte als seine süddeutschen Zeitgenossen, der Alemanne Weinbrenner und der in München heimisch gewordene Klenze. Sie folgten der pralleren Plastik, der freieren Entfaltung der römischen Antike und blieben damit dem süddeutschen Grundgefühl verhaftet, ebenso wie Schinkel dem des norddeutschen Raumes.

Aber nicht die gefühlsmäßige Wahl der formalen Mittel macht seine Bedeutung aus. Wesentlicher ist, wie er sich ihrer bediente. Die eigentümliche Größe seiner Leistung aber beruht darauf, wie seine baumeisterliche Phantasie, frei von dogmatischer Bindung, jegliche Aufgabe als ein neues Problem erfaßte und zu einer gegenwartsnahen, durch Zweck und Standort bedingten Lösung führte.

Die Annahme liegt nahe, in der glücklichen Verbindung von praktischer Veranlagung und ideellem Trachten, die ihn auszeichnet, eine Mitgift seines Elternhauses zu sehen. Der 1781 in Neuruppin Geborene hatte väterlicherseits Pastoren zu Vorfahren, seine Mutter stammte aus einer in Pommern ansässigen Kaufmannsfamilie. Die Lehrmeister, die Schinkel in dem früh von ihm erwählten Berufe fand, förderten seine angeborene Begabung: David Gilly, das Haupt der Berliner Bauschule, in der Praxis bewährt und von sicherem Geschmack, unterwies ihn in den technischen Grundlagen („Sammlung nützlicher Aufsätze, die Baukunst betreffend" ist der bezeichnende Titel einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift). Sein genialer Sohn Friedrich Gilly weckte in dem Schüler den Sinn für Baugedanken, die über das „Nützliche" hinaus eine Idealgestalt zu verwirklichen streben. Schon bevor Schinkel diesem frühvollendeten Lehrer begegnete, war ihm Gillys großartiger Entwurf zum Friedrichsdenkmal (1797) zum entscheidenden Erlebnis geworden.

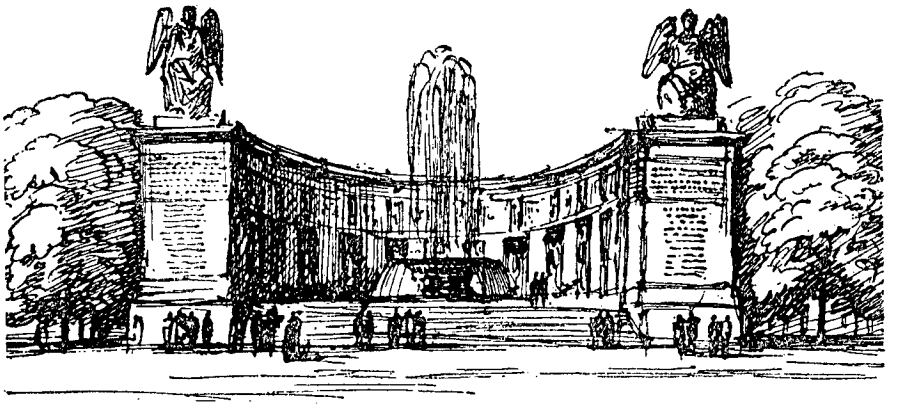
Als er selber soweit war, sich auf eigene Füße zu stellen, fehlte es in den Jahren der Kriegsnöte an Aufträgen, und er mußte sich nach anderen Verdienstmöglichkeiten umsehen. Erst 1815 entstand sein erster bedeutender Bau in der Hauptstadt, ein Meisterstück, das sogleich den Ruhm des jugendlichen Architekten begründete, denn es bewies seine Fähigkeit, eine Aufgabe auf ihre tatsächlichen Bedingungen hin zu durchdenken und ihr zugleich eine empfundene Prägung zu geben: die Wache Unter den Linden — so geformt, daß sie trotz ihrer Kleinheit zwischen den beiden

Monumentalbauten, Universität und Zeughaus, sich zu behaupten vermag, derart durchgegliedert, daß sie trotz standfester Geschlossenheit als lebendiger Organismus wirkt. Der beseelten Würde, die ihm innewohnt, aber verdankt dieses Werk, daß es jetzt dem Ehrenmal für die Toten des Weltkrieges eine sinnvolle Stätte bereitet.

Der Wache folgte einige Jahre später ein umfänglicherer und schwierigerer Staatsauftrag: das Schauspielhaus. Die Berliner hatten das alte Theater, das 1817 abgebrannt war, wegen seines futteralartigen Gehäuses den „Koffer" getauft. Schinkel erhob seinen Bau, der neben vielerlei Raumforderungen auch einen Musiksaal aufzunehmen hatte, zu einer ganz neuen Reichhaltigkeit der Erscheinung. Hellenische Form bestimmt das geregelte Gefüge. Die Idee aber, die dem Ganzen Gestalt gibt, war Schinkels Eigentum, erwachsen aus einer natürlichen Beziehung zur klassischen Haltung und einem sicheren Instinkt für die besonderen Bedingungen, die der Zweck des Gebäudes und seine Lage zwischen den beiden Kuppelkirchen auf dem Gendarmenmarkt stellte. Als 1821 bei der Weihe des Hauses Goethes „Iphigenie" auf der Bühne erschien, mußten die Zuschauer spüren, daß sich hier etwas Seltenes ereignete: Architektur und Dichtung der Gegenwart in wunderbarer Harmonie zusammenklangen.

Eine besondere Gabe Schinkels bei diesem wie anderen seiner Werke war die, einen Bau bis in jede Einzelheit durchzubilden. Er besaß ein musikalisches Empfinden dafür, wo die Betonungen im Satzbau einer Wand zu liegen haben, und welches Maß an Schwingung einem Profil an der gegebenen Stelle zukommt. Mit einem Feingefühl ohnegleichen wußte er die architektonischen Gliederungen nach Art und Grad in das rechte Verhältnis zur Gesamterscheinung zu bringen. Das gleiche gilt von seinem Verhalten zum Ornament. Er war in einer Anschauung aufgewachsen, die für schmückende Form wenig übrig hatte, ja, die ihr Verdienst gegenüber der vorhergehenden Zeit darin sah, daß sie zu einer reinen, „sachlichen" Architektur vorgedrungen sei. Schinkel hat das Glück gehabt, durch diese strenge Schule gegangen zu sein. Aber die Verbindlichkeit und Anmut seiner Natur empfand alsbald auch die Gefahr des Nüchternen und Kargen, in die ein harter „Dorismus" zu geraten drohte. Darum hat er das Gesicht seiner Häuser durch Bildwerke und Relieffüllung belebt und bereichert, wo er fühlte, daß solcher Schmuck sich dem Wachstum des Gebauten mit Notwendigkeit zuordne.

An der Durchführung des Schauspielhauses gereift, war es Schinkel beschieden, in den zwanziger Jahren auf der Höhe seines Lebens sein vollkommenstes Werk zu errichten: den Museumsbau. Schon die Wahl des Platzes, der dem Sumpfboden des Spreebettes abzugewinnen war, ist Schinkels Verdienst. Er, der immer darauf bedacht war, ein Gebäude nicht als selbstherrliches Individuum aufzufassen, sondern in den stadträumlichen oder landschaftlichen Zusammenhang einzufügen, gab damit dem „Lustgarten" einen raumbildenden Abschluß. Was uns an diesem Bau heute im Gegenspiel des Gelagerten und Aufsteigenden beglückt, als sei es „non murato, ma veramente nato", hat er gegen ein hofrätliches Gutachten



Entwurf zu einem geplanten Denkmal der Befreiungskriege.
Federzeichnung von Karl Friedrich Schinkel, 1814. Berlin, Schinkel-Museum

erkämpfen müssen, das sich gegen die hohen Säulen über dem Sockelgeschoß und gegen die Freitreppe aussprach. „Aus der Übung des Gefühls sowohl als des Scharfsinns" — so bemerkte Schinkel einmal — „geht am Ende ein Takt der Seele hervor, der das Richtige in einer Aufgabe erfaßt und hinzustellen vermag." Was es damit auf sich hat, wird auch dem Grobsichtigen anschaulich durch den Vergleich des Museums mit dem Dom, dem taktlosen Nachbarn von der Jahrhundertneige. Die Richtung des Platzes auf den Schinkelbau und seine Freitreppe, die bei Massenaufzügen unserer Tage eine neue lebendige Bedeutung gewann, hat der Dom nicht abzulenken vermocht. Und die neuerdings durchgeführte Umwandlung der Platzfläche ist der „Einfachheit und Würde", durch die Schinkel zu wirken wünschte, förderlich geworden.

Dem gemessenen Gleichgewicht des Äußeren entsprachen Anordnung und Charakter der Räume, die den gerundeten Kuppelraum umschließen. Spätere Museumsbauten haben sich die entwickeltere Praxis zunutze gemacht, an phantasievoller Gehaltenheit und Tiefe der Empfindung kann sich keiner mit Schinkels Leistung messen. Vor allem auch nicht in der für dieses Thema wesentlichen Frage, wie es mit dem Verhältnis des architektonischen Rahmens zum Inhalt bestellt ist.

Schinkel sah sich — und das ist für die Beurteilung seines Werkes ebenso wichtig wie für die Erkenntnis der geistigen Lage der Zeit — hier vor einer auch gegenständlich neuen Aufgabe. Was bis dahin in Galerien und Kunstkammern der Fürsten für den Genuß Einzelner gesammelt wurde, das sollte jetzt der Allgemeinheit zugute kommen.

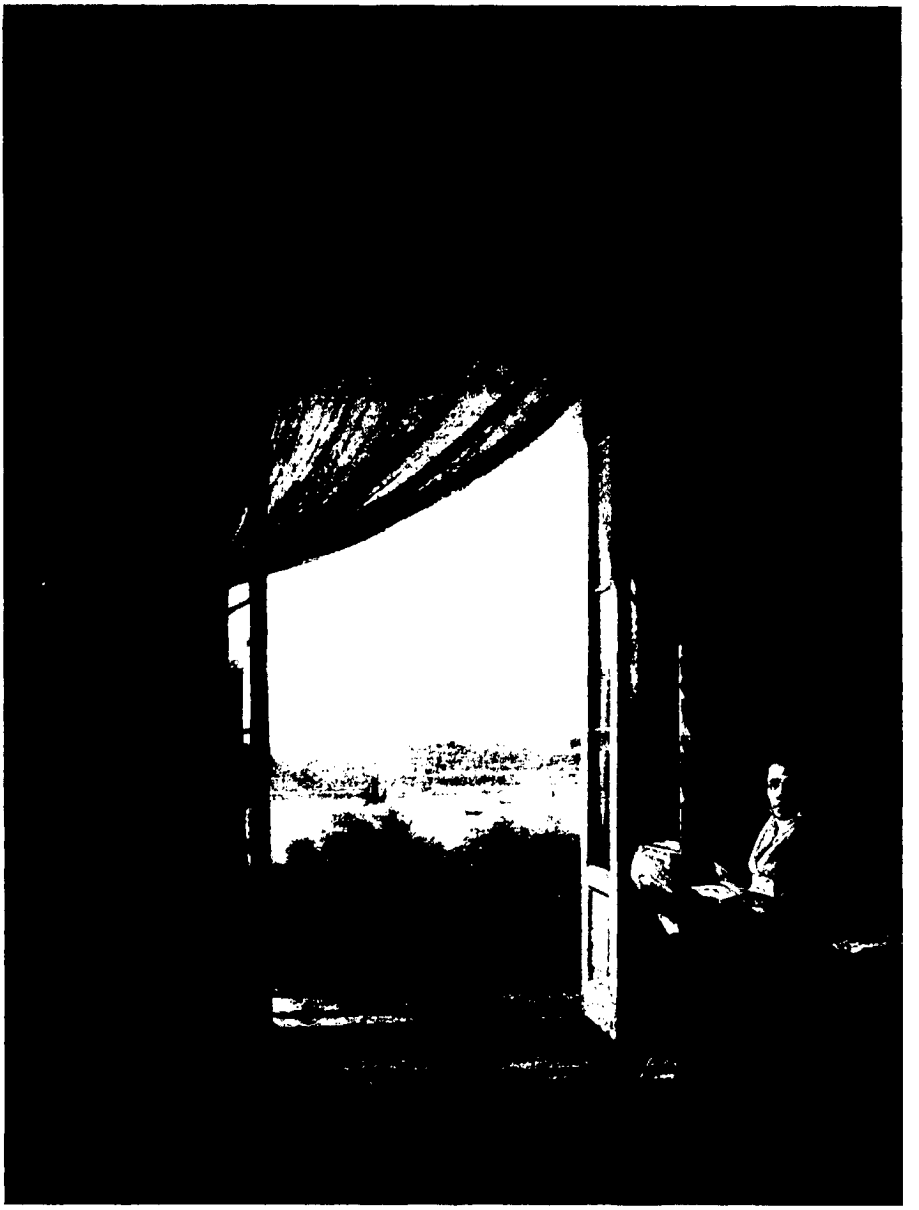
Das Museum war nicht das einzige neuartige Bauverlangen, das die emporsteigenden Kräfte des neuen „bürgerlichen" Zeitalters dem Architekten stellten. Das von der heranwachsenden Großstadt geforderte Mietshaus, Fabrikbauten, Kaufhäuser, Verwaltungsgebäude waren weitere Aufgaben, für die es galt, eine zweckmäßige Form zu finden. Baumeister geringeren Ranges haben sich

damit begnügt, den neuen Inhalt in alte Schläuche zu füllen, mit der Tempelfront und landläufigen Rezepten der Symmetrie ihr Werk zu bestreiten. Für Schinkel aber war es ein besonderes Anliegen, die Gestalt eines Baues mit seiner Zweckbestimmung in Einklang zu bringen. Und während andere die Säule nach Belieben benutzten (und benutzen), hat Schinkel sie nur dort aufgenommen, wo sie ihm innerlich berechtigt erschien, dort wo sie in einem statischen Zusammenhang ihre Funktion erfüllt. Er hatte von ihrer Wesensart eine zu hohe Meinung, als daß er sie zu einer Allerweltsmagd herabwürdigte.

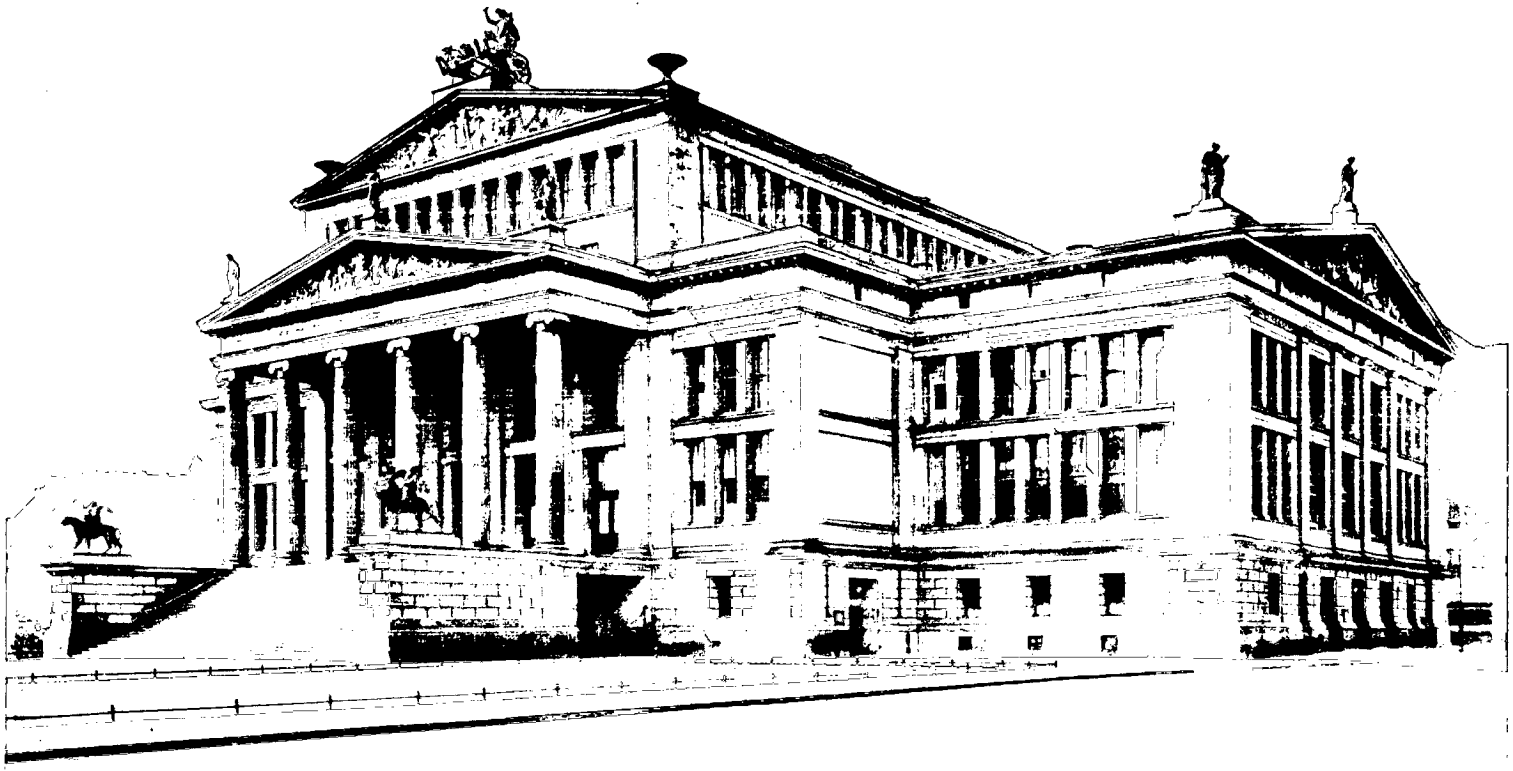
Was nun aber einen Mann mit dem architektonischen Gewissen Schinkels zutiefst berühren mußte, war die hellsichtige Erkenntnis, daß die zeitbewegenden Mächte die seit Jahrhunderten überlieferungsstarken Grundlagen der Baukunst zu erschüttern drohten.

Auch in diesem Betracht gewinnt der Museumsbau als Gefäß eines neuen Inhalts sinnbildliche Bedeutung. Im Barock war der Sammler bei der Wahl seiner Gegenstände unbekümmert und naiv einem einseitigen starken Empfinden gefolgt. Jetzt begann sich das Auge für das Verschiedenartigste zu öffnen. Dürer und Raffael, Correggio und Van Eyck traten als gleichberechtigte Größen nebeneinander. Man entdeckte und bewunderte die deutschen Maler des fünfzehnten Jahrhunderts, ohne doch die klassischen Meister Italiens zu entthronen. Aus dem Boden der durch alle Weiten schweifenden Romantik stieg eine bis dahin unbekannte Empfänglichkeit für gegensätzliche geschichtliche Bereiche hervor. Die Historie wurde zu einer für die Wissenschaft fruchtbaren, für die Kunst bedrohlichen Macht. Zumal der Baukunst ist sie zum Schicksal geworden. Der neue Zustand hingebender Rückschau in die Vergangenheit traf zusammen mit den Ansprüchen neuer Bauaufgaben, überdies mit dem Auftauchen neuer Baustoffe, vor allem des Eisens, und mit den oft zweifelhaften Möglichkeiten, die die maschinelle Herstellung der Materialien mit sich bringt. Die Frage, in welchem „Stil" man bauen solle, wurde zu einem bedrängenden Problem. Auch Schinkel hat sich ihm nicht entzogen. Ja, er hat sich wie kein zweiter Baumeister seiner Zeit um eine Lösung, um einen Weg ins Freie bemüht — mit einem dringlichen Ernst, der an Dürers Auseinandersetzung mit der italienischen Renaissance erinnert. Er war sich bewußt, was für jetzt und für die Zukunft auf dem Spiele stand. So ausgeglichen und in sich vollendet seine steingewordenen Meisterwerke sich darstellen, ihr Architekt war ein von Spannungen erfüllter, nicht in kanonischen Bezirken befriedeter Geist. Vor allem war es sein starker Wirklichkeitssinn, der erkannte, daß aus der Welt der klassischen Formen nicht für jede neuartige Bauforderung der Gegenwart die gemäßen Mittel erwuchsen.

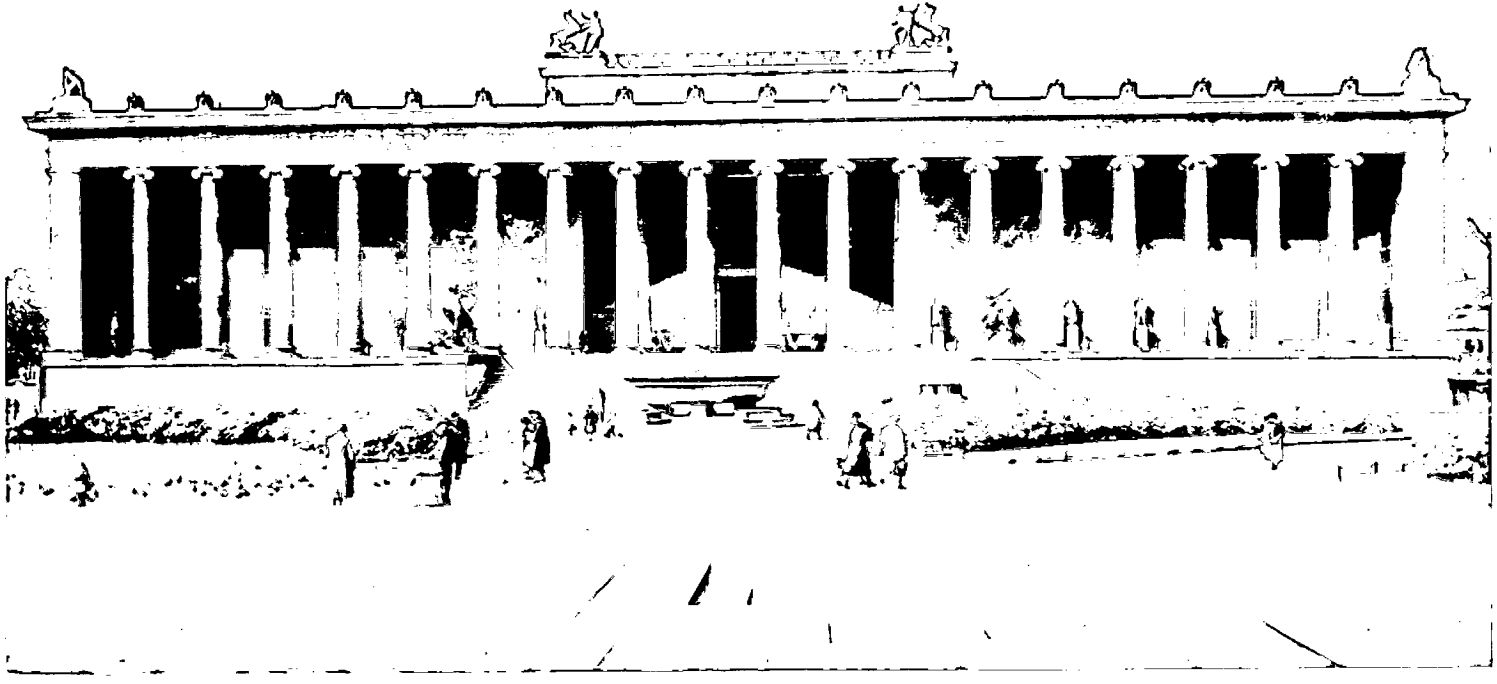
Was ihn in seiner Jugend gelegentlich zur Gotik trieb, darf freilich mehr als ein schwärmerischer Ausflug ins Zauberland der Romantik gedeutet werden, zu dem ihn die vaterländische Hochstimmung verführte. Denkt man sich den gotischen Entwurf zum Mausoleum für die Königin Luise (1810) und den Dom, den er



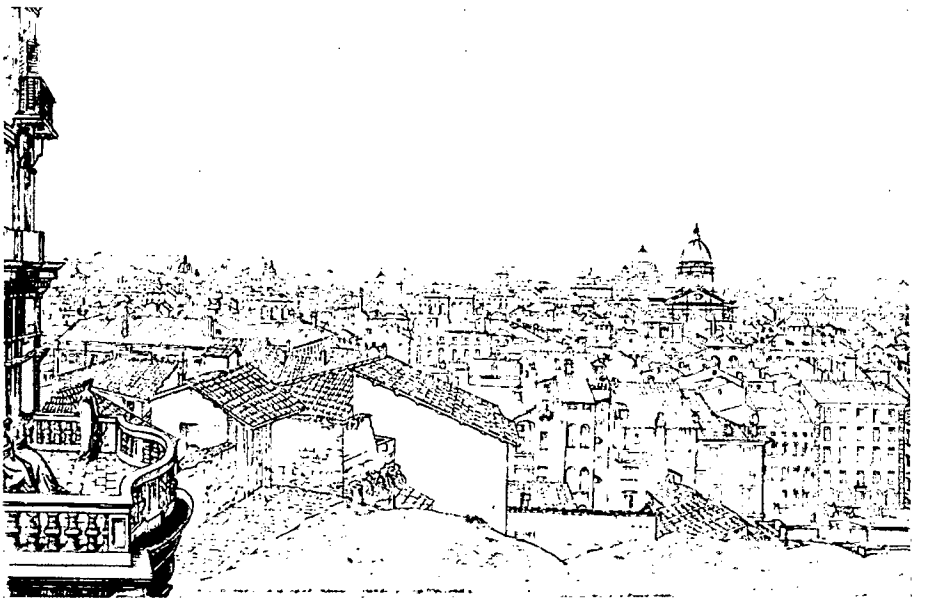
Karl Friedrich Schinkel in Neapel
Gemälde von Franz Catel, 1824. Berlin, Nationalgalerie



Karl Friedrich Schinkel: Schauspielhaus in Berlin, 1819—21



Karl Friedrich Schinkel: Altes Museum in Berlin, 1824—28



Karl Friedrich Schinkel: Blick auf Rom
von des Künstlers Wohnung auf dem Monte Pincio. Zeichnung, 1803. Berlin, Schinkel-Museum



Karl Friedrich Schinkel: Der Morgen
Entwurf in Deckfarben für das Fresko „Entwicklung des Lebens auf der Erde"
in der Vorhalle des Alten Museums in Berlin, 1831. Berlin, Schinkel-Museum

1815 als Denkmal der Befreiungskriege auf dem Leipziger Platz plante, in die Wirklichkeit übersetzt, so verlieren sie den poetischen Reiz ihrer bildmäßigen Existenz. Sie waren mehr geträumt als baumeisterlich durchdacht. Schinkel selbst mag später froh gewesen sein, daß diese Phantasien nicht zur Ausführung kamen. Die Werdersche Kirche, 1830 auf Wunsch des Königs in gotischen Formen errichtet, stellte er unter dem Eindruck englischer Bauten, die er auf einer Studienreise kennengelernt hatte, in nüchterner Strenge auf den Boden der Wirklichkeit.

Gleichwohl will es scheinen, als habe über seinen Bemühungen um eine Erneuerung dieses Stils kein glücklicher Stern gestanden. Wird jemand dem Schloß Babelsberg (1834 für den Prinzen Wilhelm erbaut) den Vorzug geben vor Charlottenhof bei Potsdam, dem „Kasino" im Glienicker Park oder seinen sonst klassisch geformten Herrensitzen und Landhäusern? Und ebenso verhält es sich mit Schinkels Entwürfen zu Denkmälern der Zeitgeschichte. Das Monument, das die Waffengefährten von 1813 dem General Scharnhorst auf dem Invalidenfriedhof errichten ließen, sagt in seiner militärischen Ernsthaftigkeit und Würde unserem Empfinden mehr als die gotische Turmspitze auf dem Kreuzberg, die freilich Schinkels ursprünglichen Gedanken für ein Denkmal der Befreiungskriege nur verkümmert wiedergibt.

Wo man im vorigen Jahrhundert der Gotik als Formvorbild gefolgt ist, hat es sich als wenig lebenskräftig erwiesen. Die gefühlvolle Zuneigung zu diesem Gewächs nordischen Bodens hat nicht vermocht, den Erneuerungsversuchen den Charakter von etwas Künstlichem zu nehmen. Sie entsprachen mehr einer gedanklichen Vorstellung als einem naiven sinnlichen Lebensgefühl. Sie stellten sich vor allem außerhalb jedes Zusammenhangs mit der unmittelbaren Überlieferung, ein klassizistischer Bau aber blieb trotz verwandelter Gestalt mit seinen Vorgängern in geselliger Fühlung.

Schinkel war — das zeigen seine nicht von bauherrlicher Forderung beeinflußten Entwürfe — sich bewußt, daß aus der gotischen Formenquelle allein kein Heil zu erwarten sei. Wohl aber hat er in der gotischen Struktur ein Gestaltungsmittel erkannt, dem für die zweckbestimmte Durchgliederung neuzeitlicher Bauaufgaben Bedeutung zukam. Die mittelalterliche Konstruktion mit klassischer Anschauung von Körper- und Flächengestaltung zu verbinden, das schien ihm eine fruchtbare Möglichkeit. Schon 1811 hat er sich in einem Bauprogramm „für eine Verschmelzung beider entgegengesetzter Prinzipe (Mittelalter und Antike) zu einer Synthesis der Kunst" ausgesprochen. Immer wieder tauchte dann dieser Wunschtraum bei ihm auf. In der Bauakademie (1831) hat er ihn zu verwirklichen getrachtet. Man fühlt sich bei der Idee, die diesem Gebäude zugrunde liegt, an Vergleichbares aus anderen geistigen Bezirken der Zeit erinnert: an die Vermählung von Helena und Faust, an das von Denkern und Dichtern wiederholt ausgesprochene Verlangen, „Heidnisches" und „Vaterländisches", „Klassisches" und „Romantisches" (worunter das Gotische zu verstehen ist) miteinander zu vereinen. Auch mag hier

die scherzhaft-ernste Bemerkung Goethes einen Platz haben: „Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien. Und diese beiden edeln Früchte wachsen weit auseinander." Jedenfalls stand Schinkel mit seinen Bemühungen um eine „Synthese" nicht außerhalb der Zeit, und es gibt eine Anzahl von Entwürfen, in denen er die Gefahr des Ideologischen zu überwinden wußte und zu einer Durchdringung des Gegensätzlichen gelangt ist. Vielleicht erschließt sich hier die Richtung seines Strebens, durch die er am stärksten auf die nach ihm kommende Entwicklung gewirkt hat und — recht verstanden — vermag das, was ihm als wünschenswertes Ziel vorschwebte, auch noch den Architekten unserer Tage denkwürdig und förderlich sein.

Das meiste dieser Pläne blieb auf dem Papier und liegt als Zeugnis grüblerischen Schöpfersinns im Schinkel-Museum, das seinen Nachlaß in unvergleichlicher Vollständigkeit bewahrt. Neben den Fragen um die Weiterbildung von Wohn- und öffentlichen Gebäuden hat ihn, den Pastorensohn, das Problem des protestantischen Kirchenbaues stark beschäftigt. Daß er hier nicht in dem Maße wie auf anderen Gebieten zu wegweisenden Lösungen gelangte, lag an Umständen, über die er nicht Herr war. Immerhin verdankt ihm Potsdam die Kuppel der Nicolaikirche, die wie eine Krone über der Stadt und der Havelniederung ruht.

„Jedes Kunstwerk muß ein ganz neues Element bei sich haben, auch wenn es im Charakter eines bekannten schönen Styls gearbeitet ist; ohne dies neue Element kann es weder für den Schöpfer noch für den Beschauer ein wahres Interesse erzeugen." Zu dieser theoretischen Forderung Schinkels steht seine baumeisterliche Leistung nicht in Widerspruch. Darum sind auch diejenigen seiner Werke, die eindeutig griechischer Formgesetzlichkeit folgen, wie Schauspielhaus und Museum, von atmendem Leben erfüllt — während Bauten anderer Architekten der Zeit trotz gleichgerichteter historischer Formentreue starr und schemenhaft wirken. Darum auch zeigt sich in seinen Entwürfen klassischen Stils, wenn man sie in ihrer zeitlichen Folge vergleichend überblickt, ein Sichwandeln der Auffassung. Nicht ein Fortschreiten zu größerer archäologischer „Richtigkeit": die Pläne zum Kaiserschloß Orianda, das er kurz vor seinem Ende auf der Krim zu bauen hoffte, stehen der Antike nicht näher als das Schauspielhaus. Auch ist es nicht bloß die natürliche Entwicklung, die aus einer freieren Beherrschung der künstlerischen Mittel folgt. Wenn sich ein Schinkelsches Werk der Mannesjahre von dem seines Alters unterscheidet, so liegt das vielmehr daran, daß sein innerer Zustand sich gewandelt hat, ein anderes Lebensgefühl ihn bewegt.

Schinkels Arbeiten nach der Verschiedenartigkeit ihrer Formensprache zu sondern, ist ein oberflächliches Verfahren. Schon der Umstand, daß formal Gegensätzliches gleichzeitig nebeneinander entstand und in der zeitlichen Folge keine Entwicklung vom „Gotischen" zum „Klassischen" oder umgekehrt besteht, lehrt, wie wenig man damit dem Kern seiner Baugedanken, dem innersten Trieb seines künstlerischen Schaffens nahe kommt. Unser Schulwissen um die „Stile" trübt

den Blick für das den Schinkelschen Werken Gemeinsame. Einen Eklektiker kann ihn nur jemand nennen, der gewohnt ist, einen Bau auf die Wahl der Formen hin zu beurteilen und nicht auf die architektonische Gestalt. Mag der Geschichtskundige ein Schinkelsches Gebäude als „hellenisch", „gotisch" oder sonstwie bezeichnen, sie tragen alle unverwechselbar das Gepräge des einen Geistes, der sie ersann. Das Verbindende liegt im Ausdruck einer klassischen Grundhaltung, sofern man darunter nicht bloß eine bestimmte Stilrichtung versteht. Was in diesem Betracht sein bildnerisches Werk aussagt, bestätigen die Aufzeichnungen, in denen er sich mit Worten über Weg und Ziel seines Strebens auszusprechen versuchte. Nicht bloß dort, wo er insonderheit auf die griechische Kunst als Quelle hinweist, so in Sätzen wie diese: „Das Studium der klassischen Kunst ist für die höhere sittliche Ausbildung des Menschen unerläßlich... sie bringt allein Harmonie in die gesamte Bildung eines Menschen, der einer späteren Zeit angehört."

Schinkels tiefer Zuneigung zum Klassischen schlechthin entspricht seine Forderung nach „Einfachheit und Verständlichkeit", die für ihn notwendigste Bedingungen waren, nach dem „Dauernden und Beständigen", nach dem „Natürlichen" im Gegensatz zum „Erkünstelten": „Die Architektur ist die Fortsetzung der Natur in ihrer konstruktiven Tätigkeit". Dagegen wehrte er sich gegen das „Phantastische, Gewaltsame und Gesuchte", gegen die „beunruhigenden Dunkelheiten", in die die romantischen Kräfte der Zeit ihn, den Beweglichen und für ihre befruchtenden Triebe nicht Unempfänglichen, zu locken versuchten.

Wenn er sein Schiff immer wieder dem Klassischen zulenkte, so geschah das nicht aus bloß ästhetischem Wohlgefallen, sondern aus der Überzeugung, daß solcher Gestaltung eine sittliche Kraft innewohne: „Ein Werk der Architektur, das streng sich in seiner eigenen Vernunft bewegt, wird auch zurückwirken auf die darinnen Lebenden, sie regelnd und leitend." Er erträumt sich einen dem religiösen Kult geweihten Bau, in dem das Volk sich versammelt, aber keine Lehren der Moral empfängt, sondern „die Würdigkeit des Raumes stimmt jeden, sich still in sich selbst zu vollenden". In diesem Glauben berührte er sich mit Goethe, der in einer Vision seines Alters sich vergegenwärtigt, wie Orpheus durch seine Musik eine Stadt harmonisch aufbaut: „... Die Bürger eines solchen Gemeinwesens fühlen sich in einem ideellen Zustand: ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses teilhaftig."

„Der Architekt ist seinem Begriff nach der Veredler aller menschlichen Verhältnisse." Solch hoher Auffassung von seinem Beruf bewußt, hat Schinkel sich der verpflichtenden Aufgabe gegenüber seinem Land und Volk unterzogen. Weil er mit prophetischem Blick die Gefahren erkannte, die der Baukunst und dem Kunsthandwerk drohten, hat er alles daran gesetzt, eine entwicklungsfähige Grundlage zu schaffen. Aus einer Dürer vergleichbaren, reformatorischen Gesinnung ist er gegen Ende seines Lebens darangegangen, in einem Lehrbuch seine Gedanken

über die „Gesetzlichkeit in der Baukunst" und den „Anteil des Gefühles" zusammenzufassen. Es kam nicht mehr zur Vollendung.

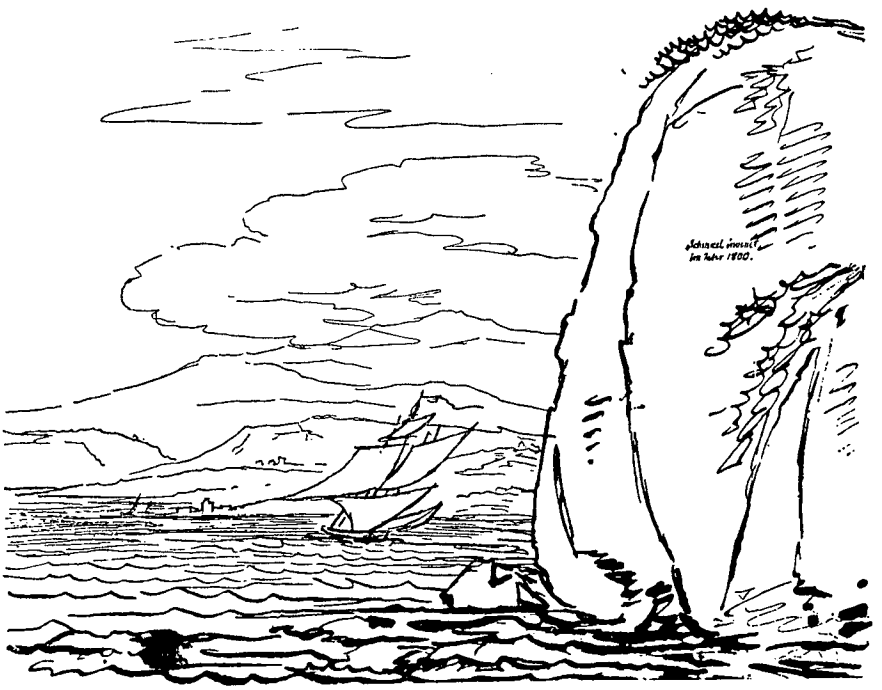
Eine Denkschrift, die er zur Reform des Kunstunterrichts vorlegte, enthält Forderungen, die in unseren Tagen aufs neue aufgetaucht sind. So wenn er wünschte, daß eine Kunstakademie als eine große Staatswerkstatt betrachtet und der klassenweise Unterricht in einzelnen Fächern durch Werkstattgemeinden ersetzt werde. Alle Anweisung solle dahin zielen, die Gegenstände in ihrer Ganzheit zu erfassen. Auszugehen aber sei — und das mag heute als zeitgebundene Anschauung gelten — vom menschlichen Körper und der griechischen Baukunst.

Er selbst hat kein Lehramt innegehabt, aber groß war die Zahl derer, die von ihm ihre Richtung empfingen und in seinem Sinne zu wirken strebten. Kaum jemals ist einem Architekten ein so weitreichender Einfluß auf das gesamte Bauwesen seines Landes vergönnt gewesen wie ihm. Noch zwanzig Jahre nach seinem Tode (1841) konnte sein Neuruppiner Landsmann Theodor Fontane schreiben: „In der Welt Schinkelscher Formen leben wir noch. Seine Schule blüht und durchdringt unser Leben."

Wenn er selber dem architektonischen Gesicht Preußens über alle Provinzen und in den verschiedensten Baugattungen Züge seiner Wesensart aufzuprägen vermochte, so war das mit dadurch bedingt, daß er ein Menschenalter hindurch in der staatlichen Bauverwaltung, der Ober-Bau-Deputation, eine leitende Stellung innehatte.

Der phantasiebeflügelte Künstler war — welch Wunder der Natur! — auch ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter. Von dieser Seite seiner Tätigkeit geben die Gutachten über Bauvorhaben und die Berichte seiner Dienstreisen einen ungefähren Begriff. Über seinen Anteil an Entwürfen von anderer Hand und an denkmalpflegerischen Aufgaben wird erst die bevorstehende Herausgabe eines Quellenwerks zureichend unterrichten. Schinkel hat sich zeitlebens diesen weitgespannten Pflichten unterzogen, wie er es in seinem Diensteid als Geheimer Oberbauassessor 1810 gelobte: „Alles dasjenige mit unermüdetem Fleiß und unbefleckter Treue zu erfüllen, was vermöge der Königlichen Instruktion und überhaupt mir zu tun, zu beobachten und zu verrichten oblieget." Aber der Gewissenhafte hat schwer unter der Bürde des Amtes gelitten. „Meiner Ansicht nach", heißt es in einem Gesuch um Entlastung, „halte ich es für pflichtwidrig, mehr scheinen zu wollen als ich bin ... Mit Bekümmernis fühle ich, daß ich ... innerlich zerrissen werde durch Arbeiten, zu denen ich die Zeit meiner eigentlichen Bestimmung entziehen muß." Er hat durchgehalten, bis seine Kräfte aufgezehrt waren und das Leben des Sechzigjährigen in geistiger Umnachtung verlosch. Patriae inserviendo consumptus.

Nicht bloß auf die Baukunst erstreckte sich Schinkels fruchtbarer Einfluß. Kunsthandwerker aller Art haben sich von seinen Entwürfen genährt: die Möbeltischler, die Bauplastiker, die Fabrikanten von Gläsern, Öfen, Tapeten und



Italienische Küstenlandschaft.
Federzeichnung von Karl Friedrich Schinkel, 1800. Berlin, Schinkel-Museum

Damaststoffen. „Schinkelmöbel" und „Schinkelrahmen" wurden zu einem Gattungsbegriff. Auch die Gestalt eines ebenso kleinen wie denkwürdigen Symbols verdankt die Nation ihm: das Eiserne Kreuz.

Eine Lieblingsbeschäftigung fand der vielseitig Begabte und auf eine universale künstlerische Ausbildung Bedachte in der Malerei. Als der Vierundzwanzigjährige 1805 von seiner ersten Italienfahrt zurückkam und das Unglück des Vaterlandes ihn von baumeisterlicher Tätigkeit abdrängte, diente ihm sein ungewöhnliches Zeichen- und Maltalent als Erwerbsquelle. Er verband sich dem Theatermaler Gropius und entwarf Dioramen und Panoramen südlicher Landschaften und berühmter Bauwerke, eine damals neue Schaustellung, die großen Anklang fand. Seit 1815 folgten Dekorationen für das Königliche Theater. Von ihren erhaltenen Entwürfen geben die Bilder zur „Zauberflöte" die schönste Vorstellung, sie haben den auf diesem Gebiete gewiß seltenen Nachruhm erlebt, daß man sie, über ein Jahrhundert nach ihrem Entstehen, wieder auf die Bühne brachte.

Sein starkes Naturgefühl — in seinen Reisebriefen nehmen Naturschilderungen oft mehr Raum ein als die Eindrücke von Kunstwerken — führte ihn zur Landschaftsmalerei. Ihr hat er über die Notjahre hinaus aus innerem Bedürfnis seine Mußestunden gewidmet. Gäbe es von ihm nichts anderes als seine Bilder, sie würden dank ihrer durchgeistigten Haltung und empfundenen Durchbildung

diesem Maler einen hohen Rang sichern. Eine neue Wegrichtung, wie in seinem eigentlichen Beruf, hat er freilich nicht eingeschlagen. Aber die ihm in besonderem Maße eigene Fähigkeit, ein Bauwerk als Gewächs der landschaftlichen Umwelt aufzufassen, hat ihm eine Reihe eigentümlicher Bildgedanken eingegeben. Seine malerische Phantasie ist vor allem von der großen Kunst C. D. Friedrichs befruchtet und beschwingt worden. Die romantische Stimmung, der sich der junge Schinkel in seinen Gemälden hingab, mag auch der Umgang mit den Dichterfreunden Achim von Arnim und Clemens Brentano genährt haben. Wie aber auf die gotischen Entwürfe dieser Jahre der Bau des Museums folgte, so ist das große Gemälde „Die Blüte Griechenlands" (lange Zeit verschollen, jetzt im Schinkel-Museum) Zeugnis seiner gewandelten Anschauung, ein Dank an die klassische Kunst nach der Rückkehr von seiner zweiten Italienreise (1825). Griechenland selbst hat er ebensowenig zu Gesicht bekommen wie Goethe und Winckelmann.

Aus dem bescheidenen Nebenwerk liebhabermäßiger Beschäftigung spricht wie aus Schinkels großen Werken der Baukunst der volle Einsatz einer bedeutenden Persönlichkeit. Der Erfolg, der diesem Manne über die Grenzen seines Landes hinaus vergönnt war, beruht nicht zuletzt auf seinen menschlichen Eigenschaften. Man kann bei Schinkel an ein Wort von Adolph Menzel denken: „Das Talent ist die Eins, der Charakter sind die Nullen." Was die Besten der Zeit ihm vertrauen ließ, das war die Reinheit seiner Gesinnung, der „Takt der Seele", das Unaufdringliche, jedem Effekt widerstrebende Auftreten eines innerlich bewegten, an Triebkräften reichen Daseins. Ein Charisma war ihm eigen, dem sich keiner entziehen konnte. Seine Untergebenen verehrten ihn ebenso wie seine Bauherren: der märkische Adel, die Standesherren und das Königshaus, insonderheit der für Kunst ungewöhnlich begabte Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm IV. Nicht anders empfanden die Männer der Geistesaristokratie: Wilhelm von Humboldt, der dem jungen Schinkel frühe den Weg geebnet hat und ihm später den Umbau seines Schlößchens Tegel anvertraute, der Jurist Savigny, der Feldmarschall Gneisenau, den auch auf den Kriegszügen die Liebe zu Schinkels Bildern begleitete, und nicht zuletzt Goethe. Wiederholt hat er sich des Schinkelschen Besuchs in Weimar erfreut und nahm aus der Ferne an dem ihm geistesverwandten Wirken des Freundes seines Zelter Anteil.

Aus den Stimmen der Mitlebenden steigt das nämliche Bild des Menschen auf wie aus seinen Briefen, Tagebüchern und Aphorismen. Das gleiche, das sich auch in seinem künstlerischen Werke spiegelt. Aber in diesem Werke offenbart sich wesentlich mehr noch als der Ausdruck eines lauteren Charakters und echter Humanität.

Die geschichtliche Bedeutung der Schinkelschen Leistung und die lebenzeugende Kraft, die von ihr noch heute ausgeht, sind das Geheimnis des Genius. Ihm verdanken wir, daß die vornehmste Zeit in der Geistesgeschichte der preußischen Hauptstadt, eine Zeit arm an materiellen Mitteln, erstaunlich reich an geistigen Werten, daß das Berlin Wilhelm von Humboldts uns sinnvoll gestaltet vor Augen steht.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel

1770—1831

Von

Friedrich Brunstäd

„So ist auch die Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfaßt." „Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug." Mit diesen Sätzen aus der berühmten Vorrede zu seinem letzten Hauptwerk, zur „Philosophie des Rechts", hat Hegel von seinem eigenen Philosophieren Zeugnis abgelegt. Alles, was in den beiden Menschenaltern um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts auf deutschem Boden, im Gesamtbereiche deutscher Wirklichkeit gelebt und gestaltet, erkämpft und durchlitten worden ist, ist in diesem System „erfaßt" worden. Und dieses System steht am Ende des Zeitalters, an der Grenze seiner Möglichkeiten, die es in sich abschließt, es ist das letzte Wort dieser Geschichte, die zeitlich nahezu mit den Lebensjahren Hegels (1770—1831) abzugrenzen ist. Es ist so zu verstehen, sowohl daß dieses Gedankengebilde in der Zeit seiner vollen Reife und Ausbildung zu einer Geltung und Anerkennung, zu einer Geistesmacht gelangt ist, die kein philosophisches System in Deutschland vorher oder nachher gewonnen hat, als auch daß schnell und jäh ein Abbruch geschah, als eine neue Zeit heraufkam, daß alles „Epochenressentiment" der neuen Geschlechter aus den beiden Menschenaltern, die wir das eigentliche neunzehnte Jahrhundert zu nennen haben, sich auf die Hegelsche Philosophie richtete und der stärksten Wirkung und Anerkennung lange Jahrzehnte der Geringschätzung, ja der Vergessenheit folgten und die Überlieferung Hegelschen Denkens in Deutschland geradezu erstarb. So gewiß freilich jedes Geschlecht, mag es das wollen und wissen oder nicht, aller Gegensätzlichkeit zum Trotz von und mit dem Ertrage des vorangegangenen lebt und dieses Erbe im Negativen und Positiven Voraussetzung seines Daseins ist, wie eigenwillig auch immer es selbst seiner Wege geht, so hat auch der Ertrag, der in Hegels System „in Gedanken erfaßt" und geformt war, weitergewirkt, losgelöst aus dem Formzusammenhang des Systems, auch da, wo er in solcher Loslösung sich entleerte und verkehrte. Und als abermals, um wieder mit Hegels Vorrede zur Rechtsphilosophie zu reden, „eine Gestalt des Lebens alt geworden war", eine geschichtliche Stunde zu Ende ging und ein Schicksal heraufzog und sich entlud, in dem sich mit neuer Gestalt und Gewalt Notwendigkeiten wiederholten, um die einst jene Wendezeit aus ursprünglicher Ahnung und Strebung sich bemüht hatte, da traten in solcher Erschütterung und Bewegtheit Antriebe und Fragen hervor, die zu Hegel hindrängten und für Hegels Philosophieren aufschlossen. Die Gegensätzlichkeit gegen das „neunzehnte Jahrhundert", das von Hegel und seiner

Denkart nichts wissen wollte und konnte und sich zu ihm so gegensätzlich stellte, führte dazu, dort anzusetzen, wo einst so jäh abgebrochen worden war. Man kann geradezu von Neuhegelianismus reden. Je stärker und eigener, je tiefer und umfassender diese neue Wende und dieser neue Ansatz erfahren und gewagt wird, desto weniger wird man nur Hegels geschichtliche Gestaltung wiedergeben oder nachbilden, desto mehr wird man auf der Bahn, die er vorgezeichnet und betreten hatte, über die Grenze hinausdrängen, die ihm gesetzt war. Weil geschichtliche Bedrohung und geistige Not durch den Ausgang, den das neunzehnte Jahrhundert genommen hat, bis in die Wurzel und Quelle der Lebenswirklichkeit vordringen, können nun Gegebenheiten durchbrochen werden, die für Hegel noch bestanden und Grenze seiner geschichtlichen Möglichkeiten waren.

*

Die klassische deutsche Kulturschöpfung unserer großen Dichtung und der idealistischen Philosophie, des neuen Geschichtsdenkens und der entstehenden Geisteswissenschaften setzt sich entschieden ab von dem Zeitalter des „Rationalismus", der „Aufklärung", des „natürlichen Systems" oder des „Systems der Natur". Man muß diesen Gegensatz zu fassen versuchen, wenn man den Ansatz des Denkerlebens Hegels, die Art seines Einsatzes innerhalb seiner geistigen Welt und den Antrieb seiner Systembildung verstehen will.

Die Jugend unserer abendländischen Kultur ist wie alle junge Kultur religiöse Einheitskultur. Die christliche Kirche nach der Gestaltung, die sie in der ausgehenden Antike gewonnen hatte, bietet den jungen Völkern eine festgeprägte Lebens- und Lehrordnung dar, welche die mittelalterliche Kultur- und Sozialverfassung formt, und vermittelt in dem von ihr bewahrten Erbe der Antike auslösende und bildende Kräfte kulturellen Wachstums. Die ganze Lebensgestaltung ist religiös begründet und geleitet. Die kulturellen Wertarten und Wertgebiete, Wissenschaft, Kunst, Ethos, Staat, Recht und Wirtschaft, sind in der Gärung des Entstehens vom religiösen Wertgrunde umschlossen. Die Menschen der jungen Kultur sind in typischen Urformen des Lebens gehalten, gebändigt in ihrem Lebensdrang und ihrer Lebensnot, gegen Gesamtheit und Gemeinschaft, Überlieferung und Sitte nicht verselbständigt, von einfachen Grundantrieben, die Inhalt des Gemeinlebens sind, fraglos geleitet in dunkler Bindung an eine überwältigende Wertwirklichkeit, deren sie inne sind. Die mittelalterliche Lebensordnung wird gesprengt einerseits durch die kirchliche Bewegung, durch die Reformation, in der sich das Evangelium aus der Gestaltung, Entstellung und Verkehrung durch die Mittel antiker Kultur und Religion losringt, andererseits durch das kulturelle Wachstum selbst, indem die innere Fruchtbarkeit die keimhafte Hülle durchbricht und große Bewegungen auf Sonderung und Gliederung drängen, in welcher die einzelnen Kulturwerte sich nach und nach zu Eigenständigkeit und Eigengestaltigkeit durchbilden. Wir nennen dieses Wachstum die Verweltlichung der Kultur. Solches Wachstum und

solche Ausgliederung finden wir auch in dem Drängen der Menschen auf Selbständigkeit, auf Entscheidung aus eigener Innerlichkeit, auf Individualisierung und Persönlichkeitsbildung. Im Glaubenszeugnis der Reformation wird das eine wie das andere bestätigt. Renaissance und Humanismus lösen das antike Erbe aus der kirchlichen Überlieferung, es mit eindringendem Verständnisse in immer weiterem Umfange erschließend. Das „natürliche" Verhältnis des Menschen zur Wirklichkeit stellt sich her in Erneuerung seiner typischen Gestaltung in der griechischen Philosophie. In den konfessionellen Kämpfen und den Religionskriegen erschöpfen sich die Kräfte des Glaubens. Ihre Gestaltungsfähigkeit wirkt sich in der festgeprägten Bildung der Konfessionskirchen aus, mit einer neuen Scholastik, die einerseits den katholischen Lehrbestand abschließt, andererseits das reformatorische Zeugnis in dem Lehrsystem der altprotestantischen Orthodoxie mit notdürftiger Strenge bewahrt. Ein neues Staatensystem, in dem die Wirklichkeit des Volkstums in neuzeitlichem Sinne sich ankündigt, bildet sich aus. Deutschland und das Reich ist das Trümmerfeld dieser Kämpfe, auf dem nur abgesonderte Bildungen mit eng umgrenzter Festigkeit sich behaupten, während die Randstaaten Europas den politischen und kulturellen Vorsprung gewinnen und in jedem Sinne die neuentdeckte Welt in Besitz nehmen.

Aus diesem vielgestaltigen Geschehen geht die „Aufklärung" hervor. Bei den anderen Völkern Europas setzt sie sich geradlinig bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein fort, wenn auch in mannigfacher Abwandlung, unter mannigfachen Gegenwirkungen und Rückschlägen, wenn auch immer umgrenzt und berichtigt und an entscheidenden Punkten geradezu aufgehoben durch die Wirklichkeit des Lebens, die hier in unangefochtener Beständigkeit wachsen und sich erhalten konnte. In Deutschland wird die Aufklärung unterbrochen. Weil hier keine fraglose Lebenswirklichkeit widersteht, wird die Aufklärung eine lebenbedrohende Frage, die geistige Gegenbewegung auslöst, wo und wie immer man der Bedrohung innewird. Aufklärung ist die Fortführung der Verweltlichung der Kultur zur Diesseitskultur. Die Wertarten und die Kulturgebilde, in denen ihre Eigengestaltigkeit Bestand gewinnt, erscheinen als etwas Letztgültiges, Absolutes. Sie werden damit aus ihrem begründenden Ursprunge gelöst und verlieren darüber auch den tragenden Zusammenhang untereinander. Sie werden „verabsolutiert". Die Bezeichnung Aufklärung hat einen doppelten Grund. Es handelt sich um einen Auflösungs- und Zersetzungsvorgang, wie wir sagen, daß wir einen verwickelten Zusammenhang aufklären, wenn wir ihn in seine Momente und Teile zerlegen und seine Zusammensetzung aus solchen Teilen aufzeigen. Und das Erkennen, das theoretische Verhalten, die ratio geht dabei voran und gewinnt die Herrschaft über das Wirklichkeitsverhältnis des Menschen, auch über die anderen Wertfunktionen. Die Verabsolutierung des theoretischen Wertes, der Wissenschaft, ergibt den Rationalismus. Das Ganze und die Mannigfaltigkeit des kulturellen Lebens wird

von dem verabsolutierten Teilgebiet aus gesehen und der Vorherrschaft der so verabsolutierten Teilfunktion unterworfen. Die Verabsolutierung des ethischen Wertes ergibt den Moralismus, die des ästhetischen Wertes, der Kunst, den Ästhetizismus, die des Lebens den Eudämonismus, die der Wirtschaft den Ökonomismus oder Mammonismus, dazwischen steht der Utilitarismus. Es gibt auch eine Verabsolutierung des Staates, die sich in der Lehre von der Staatsräson anbahnt. Diese Verabsolutierungen sind samt und sonders Vergewaltigungen und Zerstörungen der Lebenswirklichkeit und haben auch die Verfälschung und Zerstörung der verabsolutierten Teilfunktion selbst zur Folge, wie eine ausgeführte Kulturphilosophie dartun kann. Wo der Hergang bis in alle Folgerichtigkeit sich vollziehen kann, führt er in Wertzerfall und Kulturkrisis hinein. Bei den Menschen entspricht diesem Geschehen die Herausstellung des absoluten Individuums, des losgelösten selbstherrlichen Einzelnen. In der aufklärerischen Kultur gehen alle jene Ismen durcheinander, und sie wird beherrscht von diesem Individualismus. Religion ist dann Vor- oder Unkultur, ein Stück primitiver Vorzeit, im Ganzen und Eigentlichen durch die Kultur abgelöst. Ihr Wahrheitsmoment wird herausgearbeitet, indem sie auf eine Kulturfunktion zurückgeführt wird, als metaphysische Weltanschauung, als eine Art Moral, als ästhetische Weltverklärung, als gesteigertes oder verdrängtes Lebensverlangen und so weiter. Oder sie wird als eine Art menschlicher Lebensbewegung wie ein anderes Gebiet der Kultur eingegliedert, als eine Lebensäußerung der Menschennatur, die bei entsprechend veranlagten Einzelnen besonders hervortritt.

Die Grundhaltung der Aufklärung ist der Rationalismus. Auch wo etwa auf dem Wege des Ästhetizismus und des Eudämonismus Irrationalismus entsteht, bleibt er im Banne der Grundvoraussetzung als vergeblicher Versuch, ihr in bloßer Verneinung zu entfliehen, eine Krisenerscheinung. Das theoretische Verhalten bestimmt das Wirklichkeitsverhältnis des Menschen überhaupt, das so „natürlich" und selbstverständlich erscheint. Was man so Rationalismus nennt, ist das gegenständliche Denken. Darin ist das Urphänomen wirksam, daß der Mensch der Wirklichkeit durch erfahrenen Widerstand innewird, als eines Etwas, das unabhängig von ihm ist und ihm entgegensteht. Wirklichkeit ist demgemäß Gegenstand, Ding, als für sich Bestehendes, Beharrendes, dann Substanz, die identisch ist, ein Absolutes, eine absolute Dinghaftigkeit oder Realität. Diese ist gegenüber aller Mannigfaltigkeit und aller Veränderung das Wahre, das Wesen. Der Mensch, das Subjekt, steht diesem Gegenstande gegenüber. Erkennen ist Beziehung auf den Gegenstand, Übereinstimmung mit ihm, Wiedergabe, Abbildung des Gegenstandes durch die „Eindrücke", die er bewirkt. Gültigkeit, Wahrheit im Erkennen ist Gegenständlichkeit, „Objektivität". Die griechische Philosophie ist die folgerichtige Entfaltung dieses Grundgedankens. Das Denken der Wirklichkeit als absolute Realität ist Metaphysik. Die Arten der Metaphysik unterscheiden sich darin, wie man meint, diese Gegenständlichkeit, das Ding an sich, bestimmen zu

können. Die atomistische Materie ist der einfachste Ausdruck dieses Substanzprinzips. Die Ideenlehre behauptet, das an sich Seiende, für sich Bestehende sei das begriffliche Wesen, immaterielle Substanz, sie ist Begriffsrealismus oder objektiver Idealismus. Der Begriff hat deswegen Gültigkeit, weil das in ihm Gedachte das absolut Reale ist. Es kann auch ein bestimmungsloses ureines Sein gesetzt werden, als absolute Identität oder Indifferenz, ein indifferentes, unterschiedloses Absolutes und eine absolute Indifferenz, das Ursein in allem Seienden, das nur in Negationen alles Bestimmten und Konkreten durch die Nichtigkeit aller Mannigfaltigkeit und Vielheit erreichbar ist. Der Metaphysik folgt als ihr Schatten die Skepsis. Ist Wahrheit und Erkenntnis Abbilden einer absoluten Realität, dann ist sie unmöglich. Das Ding an sich ist unerkennbar, ich kann es immer nur erkennen, wie es nach den durch meine Beschaffenheit mitbedingten Eindrücken mir erscheint, der Phänomenalismus. Wir sind auf das Gegebene unserer Vorstellungen eingeschränkt und können immer nur gemäß der Bedingtheit dieser unserer Beschaffenheit und Lage urteilen, der Positivismus und Relativismus. Wenn wir uns so der Wirklichkeit als Gegenständlichkeit gegenüberstellen, dann ist unsere Beziehung zu ihr auf das theoretische Verhalten begründet. Der Mensch trennt sich bei dieser Gegenüberstellung in der Reflexion, der Zurückbeziehung auf sich selber, von der Wirklichkeit. Reflexion kann der Name für gegenständliches Denken werden, auch in der Weise, daß darin die Wirklichkeit gemäß der Zurückführung auf absolute Realität in Elemente zerlegt wird, aus denen sie sich zusammensetzt und deren Verbindung und Trennung durch räumliche Bewegung alles Geschehen ausmacht (mechanische Erklärungsart). Der Mensch, nach gegenständlichem Denken wie ein Ding dem Dinge gegenüberstehend, wird selbst ein Objektausschnitt seines eigenen Denkens. Wirklichkeit als Gegenständlichkeit ist „Natur". Um der vermeintlichen „Objektivität" willen wird alles in Natur verwandelt, auf Gegenständlichkeit und gegenständliche Verhältnisbestimmungen zurückgeführt. Die Wirklichkeit ist ein System der Natur, ein natürliches System.

Die vorkantische neuzeitliche Philosophie ist die Erneuerung und Entfaltung dieses gegenständlichen Denkens als des „objektiven" Verhaltens zur Wirklichkeit. Man setzt materielle und immaterielle Substanzen nebeneinander (Descartes) oder eine absolute Substanz mit den Attributen Ausdehnung und Denken (Spinoza) oder nur immaterielle Substanzen, substantielle Formen, „Seelen", „Monaden" (Leibniz). Die phänomenalistischen, positivistischen, skeptischen Folgerungen ergeben sich alsbald unvermeidlich. Sie werden in der englischen Philosophie (Locke, Hume) herausgestellt. Im Zusammenhang mit der neuen mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft erneuert sich der atomistische Materialismus, obwohl in ihren Prinzipien ganz andere Gedanken sich schon ankündigen, im Begriff des Naturgesetzes, der Kausalität, der Funktion, der Kraft, der Gravitation. Das folgerichtige gegenständliche Denken bedroht von der Skepsis her gerade diese

Prinzipien der Naturwissenschaft, Kritik des Substanz- und Kausalbegriffs. Die Auseinandersetzung mit der kirchlichen Verkündigung und Lehre erfolgt in der sogenannten natürlichen Theologie: Gott ist das allerrealste Wesen, das höchste Wesen, die höchste Monade; die Seele ist die einfache immaterielle Substanz, darin unzerstörbar, unsterblich und unabhängig, frei. Diese ihre Unabhängigkeit und Unberührbarkeit ist Tugend. Gott, Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit ist die natürliche Religion, Religion auf gegenständliches Denken, auf Metaphysik zurückgeführt. Natürliche Moral ergibt sich als Durchführung dieser Unabhängigkeit und Unantastbarkeit in wechselseitiger Achtung. Naturrecht ist die Vorbedingung, in der solche wechselseitige Achtung sichergestellt wird. Oder man erforscht die Menschennatur, Psychologie als Behandlung des Objektausschnittes Mensch, wobei die „Seele" in ihre Elemente zergliedert und aus Zusammensetzung dieser Elemente hergeleitet wird (Vermögens- und Assoziationspsychologie). Das Gemeinleben wird von den absoluten Individuen, die seine substantiellen Elemente sind, abgeleitet. Der Inbegriff dieser Individuen und ihr Beieinander ist die Gesellschaft. In Anziehung und Abstoßung nach den Bedingungen ihrer Natur und den darin angelegten mannigfachen Bedürfnissen bringen die Individuen die mannigfachen Verbände hervor, die Formen der Gesellschaft sind, „Assoziationen": Ehe und Familie, wirtschaftlicher Verkehr, Staaten, kulturelle Vereinigungen. Grundform des Gemeinlebens ist der Vertrag und Grundbedingung der Gesellschaft ist, daß Verträge gehalten werden. Der Staat sorgt mit seinem Recht für die Erhaltung dieser Grundbedingung des Verkehrs und befördert mit seiner Verwaltung seine ungestörte Abwicklung. Das wohlverstandene Interesse der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung treibt die Menschen zu solchen Verbindungen. Es ergibt sich eine eudämonistische, utilitaristische Ethik mit dem Ziel des höchsten Glücks der größten Zahl auf Grund der Gleichheit aller, der Sozialeudämonismus. Der Gedanke der Entwicklung kündigt sich an als der eines Hervorgehens immer verwickelterer Gebilde aus der sich steigernden Zusammensetzung einfacher Elemente. Er kann das Stichwort des gegenständlichen Denkens werden. Vernunft ist dieses gegenständliche Denken. Alles an der Wirklichkeit, was nicht so gegenständlich faßbar und ableitbar ist, wird weggedeutet oder für Trug und Schein erklärt.

Die klassische deutsche Kulturschöpfung wächst aus der geistigen Welt der Aufklärung heraus und ist in allem der Widerspruch zu ihr. Die Frage ist, wieweit ist dieser Widerspruch noch Gegensatz auf derselben Grundlage, gleichsam Kehrseite, und wieweit ist er radikale Umkehr, Gewinnung einer neuen Grundvoraussetzung überhaupt, wieweit ist er bloße Gegenwirkung, wieweit wirkliche Überwindung. Daß ein letzter Durchbruch nicht gelingt, ist die Grenze dieser geschichtlichen Gestaltung. Und darum hat sich auch im neunzehnten Jahrhundert die Aufklärung wiederhergestellt, wenn auch aufnehmend und auswertend, was in unserer klassischen Zeit erkannt und gewirkt wurde.

Die entscheidende Wendung des Denkens, die Kritik der Vernunft selbst bleibt in solcher Zweideutigkeit stecken. Kant redet, weil sein Denken aus der Selbstzersetzung der Metaphysik hervorgeht, weithin die Sprache des Phänomenalismus, aber seine kritische Frage: was ist gegenständliche Beziehung überhaupt, prüft den Grundansatz, setzt ihn nicht ungeprüft fraglos voraus, sondern stellt ihn in Frage, und die Antwort, die er gibt, ist in der Tat eine „kopernikanische Wendung". Gegenständliche Beziehung ist Synthesis a priori, notwendige Verknüpfung aus ursprünglicher Einheit. Erfahrener Widerstand, durch den der Mensch der Wirklichkeit innewird, bekundet gesetzliche Verknüpfung, geregelte Ordnung, in die ich eingefügt bin und der ich mich einzuordnen habe. Gegenständlichkeit ist Anzeichen, Wahrzeichen von Notwendigkeit. Wirklichkeit ist nicht in absolute Realität zu zersplittern, sondern ist als Wirkungszusammenhang ein lebendiges Ganzes. Indem Kant die Naturwissenschaft gegen die skeptische Bedrohung sicherstellen will, findet er ein neues Prinzip des Wirklichkeitsdenkens überhaupt, einen neuen Wahrheits- und Erkenntnisbegriff. Synthesis a priori besagt eine ursprüngliche, nicht aus nachträglicher Zusammensetzung abgeleitete Einheit, in der Mannigfaltiges, Verschiedenes gerade durch seine Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit verbunden ist, was der Organismus als Urphänomen aufweist. Die konkrete Einheit, die solche Verbundenheit ist, wird der abstrakten Identität, die losgelöste Selbigkeit ist, gegenübergestellt. In der transzendentalen Einheit der Apperzeption, des Hinzudurchgreifens, in der sich alle notwendige Verknüpfung der Teile untereinander begründet, wird Subjektivität erfaßt, die Eigenart des Bewußtseins verstanden, die Personwirklichkeit zum Unterschied vom Dinge entdeckt. Solche transzendentale Einheit ist unbedingt, nicht dinghaft, nicht auf Dinge zurückzuführen. Sie ist Verbundenheit aus einer Anforderung, einem Sollen, unbedingte Verbindlichkeit. Vernunft ist dann das Vermögen des Unbedingten, richtiger aus dem Unbedingten, das „Vernehmen" unbedingter Anforderung, das Stehen in unbedingter Verbindlichkeit und das Aufnehmen und Zusammenfassen alles Gegebenen auf diese Unbedingtheit hin. Dieses „Auf hin", diese Unbedingtheitsbeziehung ist die Idee. Die gesetzliche Verknüpfung, die wechselseitige Beziehung der Teile untereinander, in der sich aus Unbedingtheitsbeziehung ein Ganzes konstituiert, deren Form die Kategorien, insbesondere die Kausalität, sind, verfolgt exakt, diskursiv, induktiv der Verstand. Die Verknüpfung der Erscheinungen, soweit sie notwendig ist, ist Erfahrung. Alle Vernunft ist auf Erfahrung bezogen, wenn auch nicht aus ihr abgeleitet. Erkennen ist Synthesis a priori in Apperzeption, das heißt, Zusammenfassung der Wirklichkeit durch notwendige gesetzliche Verknüpfung der Teile in einem lebendigen Ganzen aus, zu und in unbedingter Personhaftigkeit. Das Urphänomen der Person ist die Verantwortlichkeit aus unbedingter Verbindlichkeit. Die praktische Vernunft hat den Primat, sie begründet durch die Apperzeption das Erkennen. Der Mensch, das Subjekt steht der Wirklichkeit nicht mehr sie betrachtend und nachbildend gegenüber,

sondern wächst beteiligt aus ihr heraus, in ihm wird Wirklichkeit zum Unbedingten zusammengefaßt. Nicht ein Absolutes als Gegenstand des Erkennens ist zu setzen, sondern ein Unbedingtes als Voraussetzung und Ursprung des Erkennens. Alle Objekte des Erkennens sind relativ, stehen in durchgängiger Bezogenheit aus dem Unbedingten. Die phänomenalistisch scheinende Beschränkung des Erkennens auf Erscheinungen gewinnt einen positiven Sinn: was wir erkennen, sind Erscheinungen, das heißt durchgängig verknüpfte Wirklichkeit. Zwar bleibt die transzendentale Dialektik und die Auflösung der metaphysischen Psychologie, Kosmologie und Theologie im Negativen stecken, aber der positive Sinn wird erkennbar. Die Seele ist nicht einfache immaterielle Substanz, sondern Personwerdung durch Apperzeption in leibhafter Lebendigkeit aus unbedingter Verbindlichkeit. Die Welt ist nicht eine Anhäufung von absoluter Realität, sondern ein Wirkungszusammenhang von Erscheinungen in formaler Zweckmäßigkeit. Formale oder innere Zweckmäßigkeit ist die Zuordnung der Teile zueinander aus Ganzheitsbeziehung jeden Teiles, welche das regulative und heuristische Prinzip der Erschließung synthetischer Verknüpfung ist. Zweck und Kausalität fordern sich gegenseitig, wie sich ein Ganzes in Wechselbeziehung der Teile konstituiert. Gott ist nicht das ens realissimum, die absolute Substanz, sondern die unbedingte Person. Das Gottespostulat der praktischen Vernunft wird recht verstanden als die Frage nach Gott, die sich in der unwidersprechlichen Unbedingtheit des sittlichen Sollens eindringlich und unabweisbar stellt. Ein dynamisch-organisches Wirklichkeitsverständnis nach innerer Zweckmäßigkeit bahnt sich an, und darin erschließt sich auch die Eigenart und Wirklichkeitsmacht des Schönen. Die reine Vernunft wird mit der praktischen und der Urteilskraft zu einem System der Idee oder, wie wir heute sagen, des Wertes zusammengefaßt, zu einem Lebensganzen, das sich in dem konstitutiven Akt der Person begründet. Der Mensch ist nicht mehr der Objektausschnitt seines eigenen Erkennens, sondern wirklich Subjekt und das Erkennen eine Lebensfunktion seiner Subjektivität in der exakten, diskursiven Verfolgung der notwendigen Verknüpfung der Teile untereinander, worin das Wirkliche Bestand hat. Die Kritik der Vernunft zerstört den Absolutheitswahn und wird folgerichtig Gültigkeitsbegründung der Ideen und Werte aus der unbedingten Verbindlichkeit, aus der wir Person sind. Die Personwerdung aus unbedingter Verbindlichkeit in unbedingter Entschiedenheit vollzieht sich im Glauben, der Vernunftglaube ist, weil nicht Meinung oder Vermutung, unsicheres Wissen, sondern Vernehmen, Empfangen unbedingter Personhaftigkeit im Gewissen. Nicht absolute Realität, „Natur", sondern unbedingte Personhaftigkeit, Geist wird Prinzip des Wirklichkeitsdenkens. Das alles ist das Umdenken, das aus den skeptischen Folgerungen des gegenständlichen Denkens zurechtbringt, der letzte Sinn, den die „kopernikanische Wendung" folgerichtig empfängt.

Was in der Kritik der Vernunft als verborgene Zielsetzung wirksam ist und sich mühselig als positiver Sinn aus dem phänomenalistischen Ansatze losringt, das

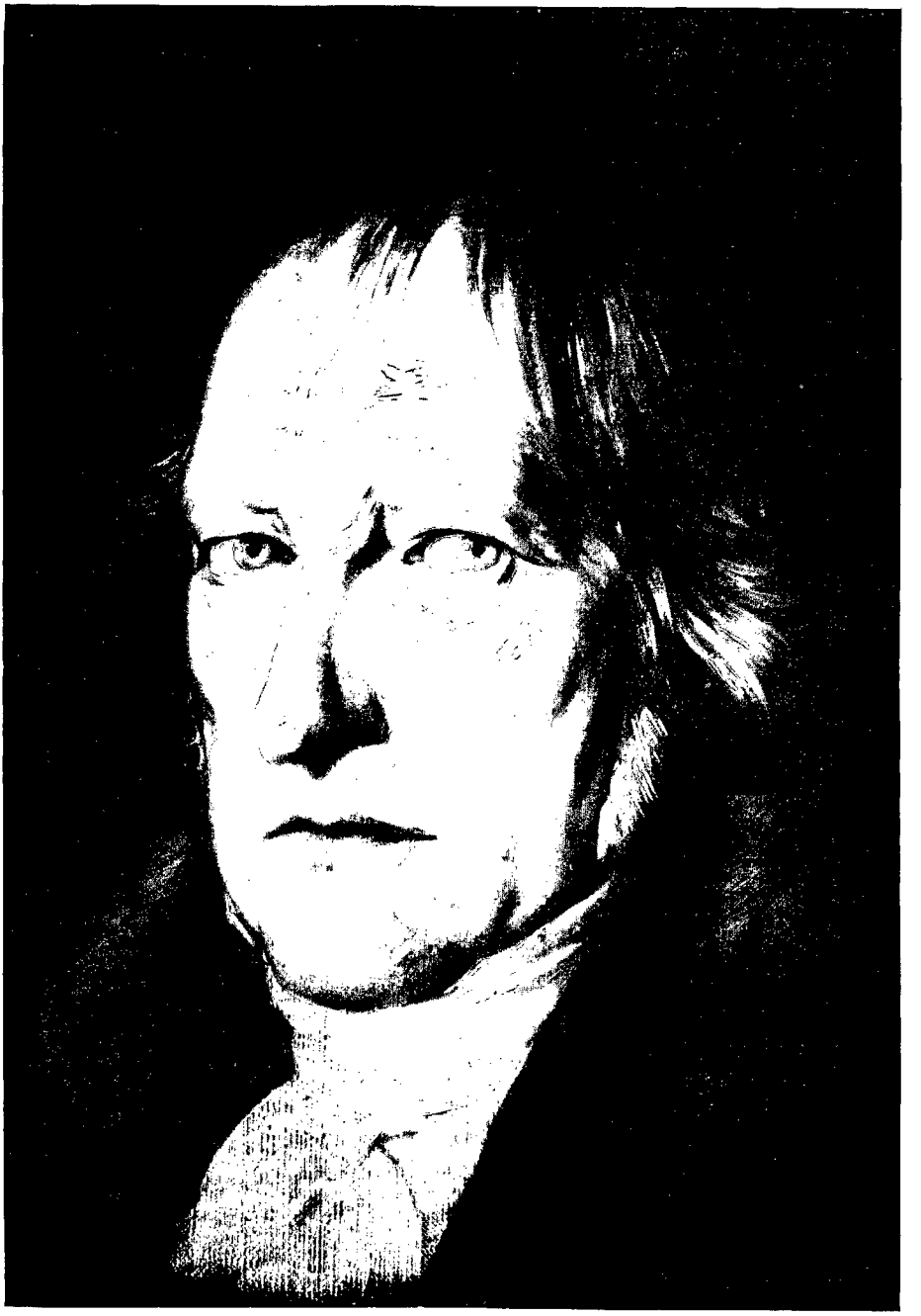
wird in dem Lebensgefühl und der Weltanschauung der großen Dichtung und der Geistigkeit, die zu ihr gehört, mit unbefangener Frische und Selbstverständlichkeit ausgesprochen, freilich nicht in kritischer Überwindung des gegenständlichen Denkens, sondern eben nur in deutlichem und entschlossenem Gegensatz, der das andere beiseite schiebt. Das graue tote „System der Natur" wird abgelehnt. Wirklichkeit ist ein dynamisch-organisches Ganzes, Leben. Der Mensch steht mitten in ihr, mit allen Kräften in ihr wurzelnd, in seinem Erleben erschließt sich ihr Sinn, öffnet sich ihr Geheimnis, das der gegenständlichen Analyse unzugänglich bleibt und von dem die Reflexion sich absperrt. Das eigentliche Wirklichkeitsorgan ist die Erlebniskraft künstlerischer Anschauung und Gestaltung, die „Einbildungskraft", Sinne und Geist. Entsprechend wird der Mensch nicht mehr als bloßes Verstandeswesen bestimmt, sondern in der Fülle wirklichkeitsverflochtener Lebendigkeit als konkrete Individualität erfaßt, der ein Bild dessen eingestiftet ist, das sie werden soll, und die in solcher Anforderung und Aufgabe Person wird. Aus diesem Streben nach Vollmenschentum entsteht der neue Humanismus, der zum Unterschied von dem älteren ausgesprochen griechische Prägung empfängt. Der griechische Mensch wird zur Urgestalt des Vollmenschentums. Indem man Wirklichkeit beteiligt, tätig als Aufgabe lebt, erfaßt man die eindeutige Richtung und die Entscheidungsschwere des Geschehens, versteht man Wirklichkeit als Geschichte. Der geschichtliche Sinn für konkrete Individualität menschlichen Lebens in seinem Wirklichkeitsverhältnis entsteht. In der Geschichte geht es um die Gestaltung eines Wirklichen aus einem Sollen, aus einer Wertanforderung, darin ist sie Geist und Kultur. Der Mensch in seiner Geschichtlichkeit ist nie der isolierte Einzelne, das absolute Individuum, sondern steht in Wirklichkeitszusammenhängen, durch die er ist, was er ist. Man entdeckt neu die Wirklichkeit des Volkstums, die dem Einzelnen vorausgegebene und ihn tragende Gemeinschaft, die Lebenseinheit in Abstammung und Art. So wird in der Sprache der wachstumshaft lebendige Geist und die darin bedingte Gemeinschaftsfunktion erkannt. Man hört die „Stimmen der Völker" und erfaßt ihre eigentümliche Lebendigkeit als „Volksgeist", versteht darin auch Staat und Recht als Gestaltung volkstümlichen Lebens im Ringen um Kraft und Echtheit, die Aufgabe der Nation. Die gewaltigen geschichtlichen Vorgänge, deren Zeuge man leidend und handelnd wird, die Französische Revolution, die Napoleonische Eroberung, der deutsche Befreiungskampf, die Neuordnung Europas drängen das neue Geschichtsdenken zu stärkster Bewegung und geben ihm gegenwärtige Spannungshöhe.

Die krisenhaften Wirkungen der Aufklärung waren auf dem Gebiete des theoretischen und ethischen Wertes hervorgetreten. Kant hatte sich gegen die Verzweiflung an aller Möglichkeit des Erkennens, die sich aus dem Fehlansatz des gegenständlichen Denkens und der daraus folgenden Unhaltbarkeit der Metaphysik ergibt, gegen die Verleugnung aller Wahrheit, mit der die Skepsis endet, und gegen die Verfälschung des Sittlichen in der natürlichen Moral, die zu einer

Nützlichkeit und Wohlfahrtsethik führt, erhoben. Die Kritik der Vernunft war ihrer eigentlichen Zielsetzung nach Gültigkeitsbegründung der kulturellen Werte, sollen sie nicht in ihrer Verabsolutierung zunichte werden, aus ihrem Ursprung, der sich dem Glauben im konstitutiven Akte der Person erschließt. Die klassische deutsche Kulturschöpfung drängt auf Neubegründung der kulturellen Werte und darin auf eine neue Einheitskultur. Die „Verweltlichung" als exakte Gliederung und Sonderung wird bejaht, aber die aufklärerische Verabsolutierung, der Zerfall und die Auflösung wird bekämpft. In diesem Streben zur Wertursprünglichkeit entsteht die Frage nach Gottes schöpferischer Wirklichkeit, die religiöse Wendung, die zu neuer Begegnung mit dem Evangelium führt. Die Romantiker wollen gar zurück zum Mittelalter und zu der Geschlossenheit seiner Einheitskultur, zu der religiös-kirchlichen Ordnung, die sie bestimmt. Aber eine vergangene Gestalt des Lebens läßt sich nicht wiederherstellen. Es gibt da kein Zurück, sondern nur ein Hindurch, kein Zurück zu der keimhaften, ungegliederten Geschlossenheit der jungen Kultur, nur ein Hindurch gegenüber der Zerrissenheit und Zerbrochenheit, in der die Aufklärung endet, zu dem gegliederten Zusammenhang, in welchem sich gerade durch die Mannigfaltigkeit und Eigengestaltigkeit der Teilgebiete ein Ganzes aus unbedingter Ursprünglichkeit bildet. Diese Ganzheit hat auf jedem Wertgebiete ihre besondere Art, auf dem Gebiete des Lebens reden wir von Seele, auf dem der Kunst von Stil, auf dem des Erkennens von System, auf dem des Sittlichen von Gemeinschaft. Wo Aufklärung sich in Kulturkrisis und Wertzerfall auszuwirken vermag, da wird das Leben entseelt, die Kunst stillos, die Erkenntnis systemlos, die Gemeinschaft zersetzt und der Mensch gemeinschaftsunfähig. Die klassische deutsche Kulturschöpfung ist erste Gegenwehr gegen diese heraufziehende Gefahr und darin positiv suchendes strebendes Gestalten von Seele, Stil, System und Gemeinschaft. Weil die Gefahr nur erst in den Bezirken des Erkennens und des Ethos sich ankündigt, aber noch nicht den ganzen kulturellen Lebensbestand von Grund auf erschüttert und bedroht, darum dringt auch die Gegenwirkung noch nicht bis in den letzten Ort der Entscheidung vor, bleibt die religiöse Wendung in romantischer Ideologie stecken oder bereitet sie sich in den Formen vor, in denen die Aufklärung selbst ein positives Verhältnis zur Religion gewinnen kann, in der Art der Herausarbeitung eines Wahrheitsgehaltes oder der Anerkennung der Religion als einer arteigenen Funktion menschlicher Lebensbewegung. Noch ist die Breite und Tiefe des Volkslebens nicht in die aufklärerische Zersetzung hineingezogen. In der Lebenseinheit des Volkes, die sich im nationalen Staate gestalten will, findet man die zusammenfassende Ganzheit und den Halt der Kultur.

*

Hegels Leben und Denken entsteht, wächst, erfüllt und erschöpft sich mit und in dieser Gesamtbewegung nach Zeit und Verlauf, nach Gehalt und Ende. Er kommt, am 27. August 1770 als Sohn eines herzoglichen Rentkammersekretärs



Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Gemälde von Jacob Schleſinger. Berlin, Nationalgalerie



Hegel bei der Vorlesung in der Berliner Universität
Lithographie von Franz Kugler, 1828

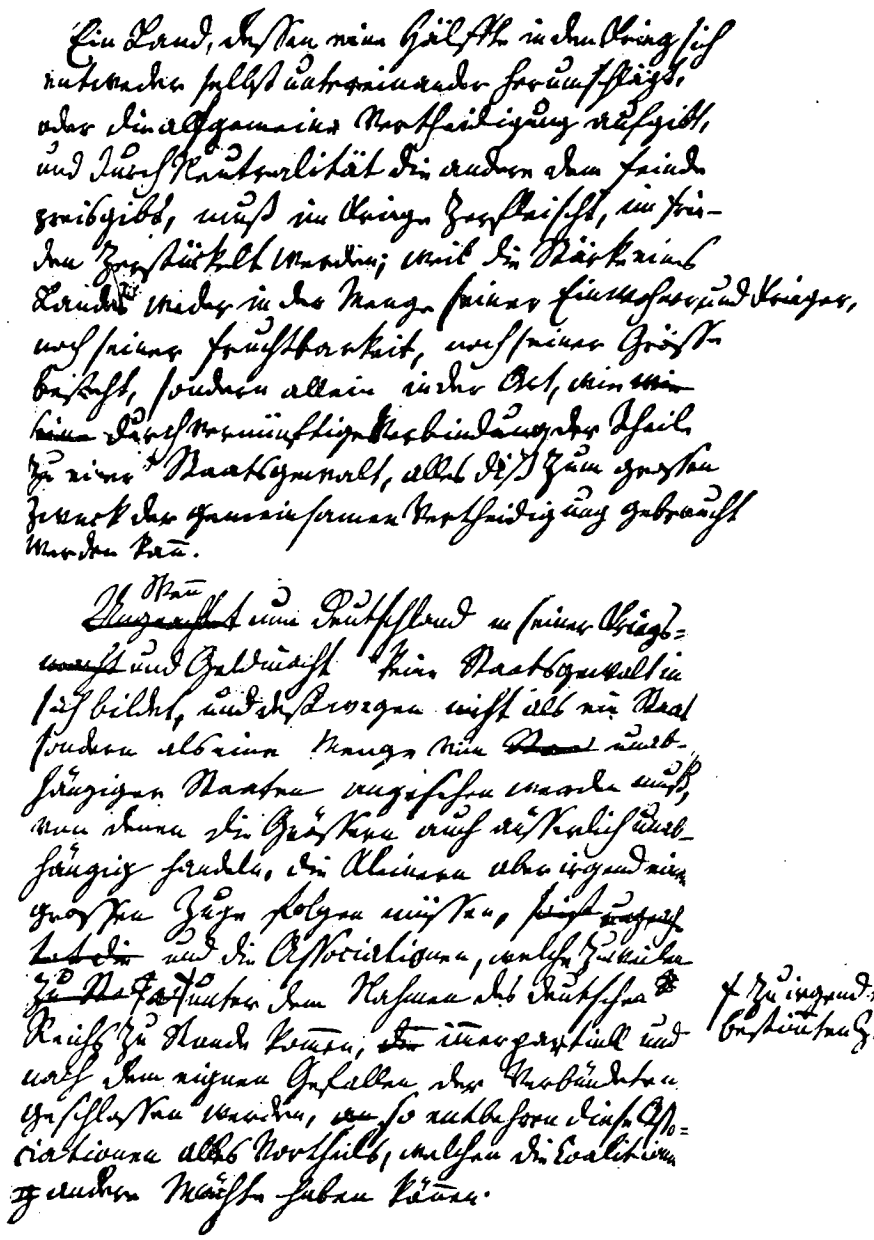


Alexander von Humboldt im Gespräch mit Berliner Gelehrten
(Humboldt: der dritte von rechts). Zeitgenössische Lithographie. Berlin, Sammlung Arthur Runge

in Stuttgart geboren, aus der strengen Form altlutherischer volkstümlicher Sitte und Ehrbarkeit, wächst in engen, aber geordneten und gediegenen Verhältnissen heran und hat das Gepräge dieser Art sein Leben lang bewahrt, unter den hochgestimmten, genialischen und problematischen Genossen der Romantik nüchtern, trocken, hausbacken erscheinend. Lernen, Sammeln, Aneignen, Wirklichkeit Erfassen und Durchdringen, ihre Fülle Umgreifen ist Art und Antrieb seiner Jugend. In diesem gleichsam bedingungslosen Lernhunger lebt der große starke Sachernst, der Hegel auszeichnet, und ein Denkwille von höchster Spannkraft. Die Universitätsstudien (1788—1793) haben dem Tübinger Stiftler offensichtlich nicht viel bedeutet, sie werden ihn mit dem Stand der Dinge in der Übergangszeit vor Einsetzen der neuen geistigen Bewegung bekannt gemacht haben. Um so lebendiger und selbständiger geht er seinen Weg weiter, angetrieben und bereichert durch die Freundschaft mit Hölderlin und Schelling, alles aufnehmend, durchdenkend und verarbeitend, was nun von Jahr zu Jahr in der wachsenden Bewegtheit der Geister entsteht. Von 1793—1800 ist er Hauslehrer gewesen, zuerst in Bern, dann in Frankfurt am Main. In einsamer Arbeit bilden sich die Grundlagen seines Denksystems. Sein philosophisches Denken entzündet sich an der Bemühung, die ihn unzweifelhaft zunächst antrieb, einen geschichtlichen Vorgang, ein Stück geistesgeschichtlicher Wirklichkeit nach innerem Zusammenhang zu erfassen und dieses Verständnis wissenschaftlich zu formulieren. Er sucht nach der inneren Notwendigkeit, welche geschichtliche Lebendigkeit bildet und bestimmt und welche herauszuarbeiten das Verständnis des Gegebenen aufschließt. Ein solches Gefüge geistiger Notwendigkeit, die als Problem in aller Wirklichkeit der Geschichte treibt, findet er in dem Kantischen Vernunftsystem. Die geschichtlichen Wirklichkeiten, um die es ihm ging, sind die Antike, das Griechentum und das Christentum. Indem er sie von Kant her zu erfassen sich bemüht, formt sich zugleich sein Kantverständnis unter Abstoßen der phänomenalistischen Einkleidung und unter Ausdeutung im Sinne des objektiven Idealismus, des Plato und des Aristoteles. Er will ergründen, wie das Christentum eine statutarische oder positive Religion geworden sei, im Sinne des Verständnisses der Offenbarung als übernatürlicher Wissensmitteilung und einer gesetzlichen Moral. Er sucht lebendige Religion und stellt als solche das Evangelium Jesu dem Judentum und seiner Gesetzlichkeit entgegen. Er sucht lebendige Volkskultur, und dafür ist ihm das Griechentum Vorbild. In der Französischen Revolution meinen die Jünglinge eine Bewegung auf echte Volkslebendigkeit hin zu erkennen, und noch in späteren Äußerungen Hegels klingt nach, was ihn damals mitlebend an diesem Geschehen bewegt hat. In den Fragmenten, die als „Theologische Jugendschriften" herausgegeben worden sind, bilden sich in der Deutung des Christentums und seines Schicksals Begriffe, in denen sich das werdende System ankündigt. Es sind Urworte gleichsam Hegelschen Denkens: Leben, Schicksal, Liebe, Geist. Leben ist ursprüngliche, nicht abgeleitete Einheit und Ganzheit an der Wirklichkeit. Kants Grundbegriff

von der Syntheſis a priori iſt von früh an der Angelpunkt Hegelſchen Denkens geweſen. Wenn die vorausgegebene und tragende Einheit des Lebens, wodurch alles Beſtand hat, weswegen Hegel ſie auch mißverſtändlich ſubſtantielle Einheit nennt, in der Reflexion verleugnet und in eigenwilliger Abſonderung verletzt wird, dann behauptet ſie ſich in negierender Gegenwirkung als Schickſal gegen die Zerſetzung und Zerſplitterung, das Endliche vernichtigend und der Notwendigkeit unterwerfend. Liebe aber iſt verſöhntes Schickſal, wiederhergeſtelltes, erfülltes Leben, die Einheit, in der das Endliche und Teilhafte ein Recht auf ſich und ſeine Beſonderheit gewinnt aus dem Ganzen, dem es angehört, durch die Bindung in dieſem Ganzen. Liebe iſt Einheit gerade durch den und in dem Unterſchied, bei der die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit gerade um der Einheit willen gefordert iſt. Liebe iſt erfülltes Leben als der Vollzug urſprünglicher Einheit in aller Beſonderheit. Aus ihr lebendig zu werden iſt perſonhafte Geiſtigkeit. Der Geiſt iſt „des Lebens Leben", das Schöpferiſche. Das Inneſein der ſchöpferiſchen Liebe als des Geiſtes, der lebendig macht, iſt Religion. So deutet Hegel das Evangelium Jeſu als Verſöhnung aus ſchöpferiſcher Liebe durch den Geiſt. So drängt Hegel auf echte Religion. Die Grundgedanken Kants gewinnen ſtärkſte innere Lebendigkeit. Wie er immer wieder um lebendige Staatlichkeit ſich müht, zeigt der am Ende dieſer Jahre niedergeſchriebene Entwurf über die „Verfaſſung Deutſchlands", ein Denkmal ſeines hiſtoriſch-politiſchen Urteils. Mit ſcharfem, ſicherem Blick ſtellt er feſt, daß Deutſchland kein Staat mehr iſt, und was erforderlich ſei, daß es wieder ein Staat werde. Die Anlage des werdenden Syſtems, das er nun umreißt, iſt die aus der Antike überlieferte Anordnung Dialektik, Phyſik und Ethik, die er auch in der fertigen Geſtalt des Syſtems beibehält: Logik, Naturphiloſophie, Geiſtesphiloſophie.

Der Tod des Vaters bringt ihm ein kleines Erbe und macht ihn frei für die Univerſität. Er habilitiert ſich 1801 in Jena. Er ſchließt ſich eng mit Schelling zuſammen, gibt mit ihm das „Kritiſche Journal der Philoſophie" heraus. Hegels Beiträge ſowie ſeine erſte ſelbſtändige Druckſchrift („Differenz des Fichteſchen und Schellingſchen Syſtems", 1801) dienen der Auseinanderſetzung mit der von Kant ausgehenden philoſophiſchen Bewegung, mit der „Reflexionsphiloſophie", wie er die phänomenaliſtiſche und ſubjektiv-idealiſtiſche Deutung Kants nennt, mit dem unüberwundenen Reſt des gegenſtändlichen Denkens. Freilich auch Hegel durchbricht nicht vollends den Fehlanſatz des gegenſtändlichen Denkens und ſetzt nicht den letzten Sinn der kopernikaniſchen Wendung Kants poſitiv heraus. Er ſtellt der phänomenaliſtiſchen Art dieſes Reſtes die objektiv-idealiſtiſche, begriffsrealiſtiſche entgegen. Hier iſt nur Kehrſeite und noch nicht Überwindung. Das Eigentliche des kritiſchen Idealismus wird bei ihm ebenſo durch den objektiv-idealiſtiſchen Reſt verdunkelt, wie es in der Reflexionsphiloſophie durch den Phänomenalismus entſtellt war. Hegel nähert ſich der Identitätsphiloſophie Schellings, die ſchließlich nur ein erneuerter, durch Antriebe der neuen Geiſtigkeit



Aus Hegels Handschrift „Deutschland kein Staat mehr".
1802 unter dem Titel „Die Verfassung Deutschlands" erschienen. Berlin, Staatsbibliothek

belebter und erfüllter Spinozismus war, mit den beiden Reihen Natur und Geist, die zur Identität in dem indifferenten Absoluten und der absoluten Indifferenz gelangen. Schelling geht 1803 nach Würzburg. Hegel versinkt aufs neue in einsame gesammelte Arbeit. Sein erstes großes Buch entsteht: die „Phänomenologie des Geistes" (1807), die nun auch die Absage an Schelling enthält. Inzwischen muß Hegel Jena infolge der Zerrüttung der Universität durch den Krieg verlassen. Er wird Schriftleiter einer Zeitung in Bamberg, dann Rektor des Gymnasiums in Nürnberg. Hier erscheint sein zweites Hauptwerk: die „Wissenschaft der Logik" (zwei Teile, 1812—1816). 1816 kehrt Hegel, nach Heidelberg berufen, zur Universität und zum philosophischen Lehramt zurück. Er gibt in Heidelberg 1817 sein drittes Hauptwerk heraus: die „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse", die Darstellung des gesamten Systems als Handbuch für Vorlesungen. 1818 erhält Hegel die schon länger schwebende Berufung nach Berlin auf den noch unbesetzten Lehrstuhl Fichtes. Er gelangt nun auf die Höhe des Lebens und der Wirkung. 1821 erscheint das vierte Hauptwerk: „Grundlinien der Philosophie des Rechts". Die Enzyklopädie (1827^2, 1830^3) und den ersten Band der Logik hat er neu herausgegeben. Die zweite Auflage der Phänomenologie und eine Schrift über die „Beweise für das Dasein Gottes" hat er noch begonnen. Aber seine ganze Kraft gehört nun den Vorlesungen, die sich über alle Gebiete des Systems erstrecken und einen unerhörten Einfluß üben. Die Cholera rafft ihn am 14. November 1831 jäh hinweg. Der Ertrag seiner Vorlesungen ist von Schülern und Freunden gesammelt worden, zum Teil in Zusätzen zu den entsprechenden Abschnitten der Enzyklopädie, so bei der Logik, Naturphilosophie und Lehre vom subjektiven Geist, oder zur Rechtsphilosophie bei der Lehre vom objektiven Geist, zum Teil in selbständiger Verarbeitung des Vorlesungsmaterials zum Buche, so bei der Geschichtsphilosophie, der Ästhetik, der Religionsphilosophie und der Geschichte der Philosophie. Auch die für den Nürnberger Unterricht ausgearbeitete „Philosophische Propädeutik" hat man in dieser Gesamtausgabe abgedruckt, die Abhandlungen gesammelt. Eine Sammlung der Briefe Hegels und eine Biographie, die Rosenkranz verfaßt hat, ist der Gesamtausgabe der Werke angefügt worden.

In der „Phänomenologie des Geistes" trägt Hegel die Gedanken seiner Jugend an breiter geschichtlicher Wirklichkeit systematisch durchgebildet vor. Sie ist Einleitung oder Propädeutik seines Systems. So tritt an ihre Stelle in dem Abriß des Gesamtsystems, in der Enzyklopädie, der Abschnitt über die „Stellungen des Geistes zur Objektivität". Das seltsame Buch, schwierig, dunkel, voll großer geschichtlicher Anschauungskraft und grübelnden Scharfsinns ist nicht in eine Wissenschaftsgattung einzureihen. Es ist Erkenntnislehre, verstehende Psychologie und Geschichtsphilosophie zugleich. Es soll den Weg vom „erscheinenden Wissen", von dem urtümlichen Wirklichkeitsverhältnis des Menschen, das auf den Ansatz des gegenständlichen Denkens führt, zum kritisch-idealistischen Erkenntnis- und

Wahrheitsbegriff, zum „reinen Wissen" aufzeigen, durch alle Problematik des Menschendaseins hindurch, in der sich das Subjekt zum Unbedingten bildet, dadurch, daß es dialektisch von Frage zu Frage weitergetrieben wird. Daß wir Person im Wirklichkeitsganzen sind und was das heißt, ist, in unserer Sprache geredet, das eigentliche Thema. Die Phänomenologie ist umfassende Besinnung im Streben nach der Wahrheit, nach dem Logos, mit der die Philosophie anhebt. Das „reine Wissen", dem sie zustrebt, ist auch hier wieder religiös begründet und vermittelt. Die Vorrede zur Phänomenologie bringt die Absage an Schelling, an das Prinzip der absoluten Indifferenz und des indifferenten Absoluten und die intellektuelle Anschauung, in der sich objektividealistische Wesensschau mit romantischem Intuitionismus und Ästhetizismus verbindet. Gegen die unterschiedslose Identität wird die konkrete Einheit, die Synthesis a priori, die Einheit in Unterschied gesetzt und darin auch das bedingte Recht der Reflexion vertreten. Das Wahre ist Subjekt. Substanz ist nicht das Beharren der absoluten Identität, sondern die Beständigkeit eines konstituierten Ganzen. An die Stelle der intellektuellen Anschauung tritt die Dialektik.



Hegel in seinem Berliner Arbeitszimmer.
Nach einer Lithographie von 1828

Das reine Wissen als die Form der Wahrheit und gültigen Erkenntnis ist das Prinzip der Logik. Die Logik ist die Grundwissenschaft des Systems, sie handelt vom Logos, von der Gültigkeitsbegründung überhaupt, in der sich schöpferischer Geist erschließt. Sie ist die Neubildung, die durch die Kantische Umwälzung des Erkenntnis- und Wahrheitsbegriffes notwendig und möglich geworden ist. Sie ersetzt sowohl die alte Metaphysik wie die formale Logik. Sie ist transzendentale

Logik, das heißt Logik, die Zusammenhänge erfaßt und begründet, in welchen sich Gegenständlichkeit konstituiert. Begriffsbildung ist nicht Abstraktion, Heraushebung eines identischen, konstanten oder gleichen Teilinhaltes nach dem Ding-Eigenschaftsverhältnis und Hypostasierung abstrahierter Gemeinsamkeiten, sondern Induktion und Konstruktion, Erschließung der notwendigen Beziehungen aller Inhalte in einem Ganzen, Feststellung der Abhängigkeitsverhältnisse des Gesamtinhaltes. Erklärungswert und Gültigkeit der Begriffe bestehen in den gesetzlichen Zusammenhängen, welche sie aufschließen und begründen. So kann Hegel mit Recht sagen, der Begriff sei die Sache selbst, die Sache in ihrer Dynamik oder, wie Hegel sagt, in ihrer Selbstbewegung.

Hegel teilt in objektive und subjektive Logik. Jene stellt die Kategorien dar, die gegenständlichen Beziehungen, die Verknüpfung der Teile untereinander, was Kant im engeren Sinne die synthetische Einheit nannte, diese die Ganzheitsbeziehung, welche Kant die systematische Einheit nannte, in der sich die Zuordnung der Teile zueinander begründet, die Ideen. Die objektive Logik gliedert sich in Sein und Wesen. Jenes umfaßt Qualität, Quantität und Maß, dieses die „Reflexionsbestimmungen". Reflexion ist nun die mittelbare, durch den Unterschied hindurchgehende Einheit. So werden hier die alten Denkgesetze als Setzen, Unterscheiden und Begründen, die Arten des Unterschiedes behandelt, dann Substantialität, Kausalität und die Konstituierung eines Ganzen in wechselseitiger Beziehung von Teilen, die Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit. Die subjektive Logik stellt in drei Abschnitten die Subjektivität, die Objektivität und die Idee dar. Die „Subjektivität" ist Begriff, Urteil und Schluß als Apperzeption, als die aus Gegebenheit in Notwendigkeit sich vollziehende ganzheitbegründende Einheit. Wir erkennen in Begriffen, weil wir selbst Begriff, Apperzeption sind. Begriff, Urteil, Schluß sind Lebendigkeit und Aktualität des Subjektes selbst. Der Abschnitt über die „Objektivität" ist die Wissenschaftslehre, die Arten der Objektivität sind die Sachgebiete der Wissenschaften, die aus den Bedingungen der Wirklichkeitserkenntnis konstituiert werden, die Gliederung der Gesamtwissenschaft. Der dritte Abschnitt über die Idee faßt das Erkennen, das Wahre mit dem Leben und dem von ihm umschlossenen Schönen und dem Guten zu einem System der Idee oder, wie wir heute sagen würden, des Wertes zusammen und richtet es zur „absoluten Idee", zur Wirklichkeit des Heiligen, zum Geiste aus. Die Logik ist das Einordnen des Erkennens nach seiner Notwendigkeit in das Wertsystem, das sich durch diese Eingliederung in Gültigkeit kritisch durchgestaltet.

Was Hegel Dialektik und Konstruktion a priori nennt, ist von dem kritisch-idealistischen Erkenntnis- und Wahrheitsbegriff aus zu verstehen, und zwar von der Erfassung des Gegensatzes und Widerstreites aus, die durch den Kantischen Begriff der Synthesis a priori erst möglich geworden ist. Gegensatz und Widerstreit sind die Synthesis a priori in actu, werdende oder zerbrechende Einheit, Einheit

im Unterschiede. Das bloß Verschiedene, das Disparate widerstreitet nicht. Damit Gegensatz und Widerstreit möglich wird, muß eine Einheitsbeziehung herangetragen werden oder zugrunde liegen. Gegensatz ist polarer, gliedhafter, gebundener Unterschied. Widerstreit ist zur Entscheidung drängender Gegensatz. Die „Negativität" der Dialektik ist die Verneinung der Absolutheit, des Fürsichbestehens, die Sprengung der Absonderung und Absperrung. Alles Erkennen als Synthesis a priori in Apperzeption geht durch Gegensätzlichkeit hindurch, ist werdende Einheit, zu der das Besondere herangeführt, induziert wird. Konstruktion a priori ist die Zusammenrichtung zu ursprünglicher Einheit durch Induktion gesetzlicher Verknüpfungen. Eine gründliche Theorie der Induktion führt auf Hegelsche Bahn. Dialektik und Konstruktion sind die Gestalt des kritisch-idealistischen Wahrheitsbegriffes.

Von größter grundsätzlicher Bedeutung ist die Lehre von der Individualität, die sich aus der Hegelschen Logik ergibt. Das Allgemeine ist nicht die auszusondernde gleiche Inhaltlichkeit, sondern das am Besonderen und Verschiedenen Verbindende, nicht abstrakte Identität, sondern synthetische Einheit, das Universale im strengen Sinne des Wortes der Richtung, des Gerichtetseins auf das Eine oder auf den Einen. Das Allgemeine ist das Individualitätbildende, als so das Besondere zusammenschließend. Das Individuelle ist das durch die Einheitsbeziehung erfaßte und gestaltete Besondere, die an dem Besonderen und Teilhaften wirksame Ganzheit. Das Individuelle ist Ganzheit am Teil aus ursprünglicher Einheit und Setzung. Es ist nicht das Zufällige, sondern Ort und Gestalt des Unbedingten. Das Individuelle ist analytisch nicht zu erfassen, weil es das ist, was aus aller analysierbaren Besonderheit eine Einheit, ein Ganzes bildet, das mehr ist als die Summe der Teile und darum auch nicht aus diesen abzuleiten ist. Das logische Erfassen des Individuellen ist das Verstehen. Wir können Individuelles erfassen in dem Maße, in dem wir selbst ins Unbedingte wachsen. Im Allerindividuellsten, in der Ichheit, stehen wir im Unbedingten, nicht gleich, aber eins, einig. Verschieden sind wir der Besonderheit, der Inhaltlichkeit unserer Individualität nach, als Selbste. Ichheit ist die an diesem Selbst sich vollziehende unbedingte Verbindlichkeit, in der wir verantwortlich Person werden. Das Problem des Allgemeinen und des Individuellen wird ganz einsichtig und eindeutig in der so verstandenen Ichheit oder Subjektivität. Durch die Ichheit stehen wir mit unserem Selbst in unbedingter Personhaftigkeit. Ichheit ist immer Persongemeinschaft. Dieses Personbildende ist der Logos. Geist ist die alle Wirklichkeit schöpferisch begründende, umfassende und durchdringende unbedingte Person, deren Gemeinschaft teilhaftig zu sein uns zum Geiste bildet. So wird der Sinn für historische Individualität logisch erschlossen und begründet. Der Entscheidungscharakter der Geschichte wird darin verstanden als Heraustreten aus der Scheidung in dem Betroffensein und Ergriffensein durch unbedingte Verbindlichkeit, in dem wir Person sind. Diese Entschiedenheit ist Freiheit. Sie ist nicht

bloße Unabhängigkeit in Absonderung und Absolutheit, sondern Verantwortung aus und vor unbedingter Verbindlichkeit, auf die hin alle gesetzliche Verknüpfung der Wirklichkeit, alle Notwendigkeit begründend zusammengefaßt wird, wie sich ein Ganzes in Wechselbeziehung seiner Teile konstituiert. Das Wort Freiheit hängt sprachlich mit Liebe zusammen. Freiheit ist Liebe als unbedingte Verbindlichkeit, an der wir Organ werden, die bejahte Besonderheit, die aus der Einheit als synthetischer ein Recht auf sich gewinnt, indem sie an ihr Glied wird.

Die Naturphilosophie Hegels ist viel angefochten als gegensätzlich zu der exakten mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft. Der Gegensatz betrifft in Wahrheit die unzulängliche und schlechte Philosophie, mit der sich die Naturwissenschaft verbindet oder zu der sie sich ausweitet. Hegel entwickelt in den drei Teilen der Naturphilosophie, Mechanik, Physik, Organik, eine insgesamt dynamisch-organische Naturerklärung, deren sachlicher Ertrag von heutigen Fragestellungen aus neu durchforscht werden muß. Die Naturphilosophie bestimmt den Naturwissenschaften erkenntniskritisch ihren Gegenstand, die Körperwelt. Die großen Naturgebilde Licht, Wärme, Schall, Magnetismus, Elektrizität, Chemismus müssen, wie auch immer die Naturwissenschaft ihre gesetzlichen Beziehungen nach Maß und Zahl verfolgen mag, in ihrer Eigenart, wodurch sie sind, was sie sind, von den Voraussetzungen aller Wirklichkeitserfassung aus verstanden werden. Alles, was wir heute strukturelle und morphologische Probleme nennen, gehört hierher, und von hier aus kann und muß das jahrzehntelange Ressentiment ausgeräumt werden.

Mit der Geistesphilosophie tritt man auf den eigentlichsten Boden Hegels. Er baut die Lehre vom Geist in drei Teilen auf: Subjektiver, objektiver und absoluter Geist. Im ersten Teil behandelt er das Subjekt als Person in leibhafter Lebendigkeit. Das Verständnis der Seele wird befreit von den gegenständlichen, dinghaften Schemata und Denkmitteln. Hegel gliedert in drei Abschnitte: „Anthropologie" (Seele im engeren Sinne als Entelechie des Leibes), deren Probleme wir heute in der Rassenlehre und der Charakterologie neu sehen; „Phänomenologie" (Bewußtsein), die Darstellung der Funktionen, in denen sich die Seele in der Richtung gleichsam nach innen und oben, in ihrem Fürsichsein von den Nachbarteilen, der Umwelt heraushebt und abgrenzt, woraus der Schein des gegenständlichen Gegenüber von Objekt und Subjekt entsteht, die Reflexion; „Psychologie" (Geist), die nachweist, wie sich in diesen Funktionen die Person bildet, als Vernunft und Wille, Vernunft als Vernehmen unbedingter Verbindlichkeit, Wille als Zusammengefaßtheit in dieser Verbindlichkeit zu tätiger Anspannung, der vernünftige Wille als die Freiheit in dem bezeichneten Sinne konkreter individueller Ichheit.

Die Lehre vom objektiven Geist geht von dieser Personwirklichkeit aus, die Prinzip des Rechtes ist, zeigt dann, wie das Innere dieser Personwirklichkeit sich als Moralität herausetzt, immer in der Gefahr der Absonderung der Person

gerade in diesem ihrem Fürsichsein, im Gewissen und der Lösung aus der Einheit des Lebens, immer in der Gefahr der Selbstgerechtigkeit und Gesetzlichkeit. Personwerdung und Gemeinschaftsbildung ist aber ein und derselbe Vorgang aus unbedingter Verbindlichkeit. Hier kommt zur Geltung, was Hegel am echtesten und tiefsten erfahren hat, wofür ihm das antike Gemeinwesen, die Polis Vorbild war und was ihn am Geiste des Preußentums so wahlverwandt anzog. Das absolute Individuum wird hier verneint als ein Wahn, der das Leben zerstört. Die Person ist Glied, Organ an unbedingter Verbindlichkeit vorausgegebener Gemeinschaft, aus der sie erwächst. Diese vorausgegebene Gemeinschaft, in der wir Person werden, ist der eigentliche objektive Geist, Sittlichkeit von Hegel genannt. Als solches den Einzelnen vorausgegebenes und ihn tragendes Lebensganzes erkennt er die Familie, die Blutsverwandtschaft und das im Staat rechtlich geeinte Volk. Dazwischen steht die Gesellschaft, nun nicht mehr die Summe der absoluten Individuen, sondern der Inbegriff der besonderen Lebenskreise, die sich aus der Gliederung der Aufgaben und Funktionen innerhalb des Ganzen bilden, der Inbegriff der Stände und Korporationen. Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee, der Freiheit als Dienst an der Gerechtigkeit, der ringende Wertwille im Widerstreite der Welt, der diesen Widerstreit zur Ordnung gespannter Kraft im Rechte bindet. Was der Wille für den Einzelnen ist, das ist für ein Volk sein Staat. Wie der Einzelne seine Individualität tätig zur Person gestalten soll, so bildet und entfaltet sich ein Volk in seinem Staate zur Nation, indem es die Aufgaben erfüllt, die ihm nach seinen Anlagen und seiner geschichtlichen Stellung eingestiftet und gewiesen sind. Es entsteht der Gedanke des nationalen Kulturstaates, der Machtstaat ist. Nation ist die Kulturgemeinschaft des Volkes, die Gestaltung des Volkes aus dem ihm eingeborenen Sollen zu seiner Echtheit, wofür alles einzusetzen Machtübung ist.

Volkstum ist die eigentliche Wirklichkeit und Lebendigkeit der Geschichte. Ein Volk wird geschichtsfähig durch Staatsbildung. Im Staat faßt das Volk sein Leben auf unbedingte Anforderung hin zusammen. Geschichte steht als Übergang zwischen objektivem und absolutem Geist. Geschichte ist die immer neue Entscheidung in das Leben aus dem Unbedingten, in das Leben aus und mit Gott hinein. Hegel sagt, die Geschichte sei der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, das heißt, die Zusammenfassung und Erhebung unserer Existenz zu der Wirklichkeit Gottes. Die Geschichtsphilosophie stellt die großen Völkerkulturen dar, in denen die Menschheit um ihre ewige Berufung ringt. Die Geschichte ist ein universaler Zusammenhang durch die Einheitlichkeit der Aufgabe in der Berufung zum Unbedingten, eine Fülle eigenartigen Lebens, das sich aus innerem Zuge (Apperzeption) auf das Unbedingte hin in aller konkreten Besonderheit gestaltet und so einen Zusammenhang bildet, den wir Entwicklung, das heißt Entfaltung einer Innerlichkeit, nennen. Hegel vermag von seinem Verständnis des Gegensatzes und Widerstreites aus das Kampfgesetz der Geschichte mit allem, was es

einschließt, als die Herausarbeitung der unbedingten Einheit zu fassen, der erhabenen „vernünftigen" Notwendigkeit, die durch alle Geschichte sich vollzieht.

Das Ziel, um das es in der Geschichte geht, wird als „absoluter Geist" dargestellt, und zwar in dreifacher Richtung: Kunst, Religion und Philosophie, wobei das Ganze des „absoluten Geistes" auch Religion genannt wird. Hegel hat, das gesamte Kunstdenken seiner Zeit aufnehmend, eine ausgeführte Ästhetik vorgetragen, die in drei Bänden der „Werke" vorliegt. In der Kunst erschließt sich die Schöpfungstiefe, die Urständigkeit und Echtheit der Wirklichkeit über allen Widerstreit und alle Gebrochenheit dieser Welt hinweg. Das Grundproblem der Religion ist der Urwiderstreit, der das Menschenleben ist, der in die schweren dunklen Worte Tod und Sünde zusammengefaßt wird, der Widerstreit von Sollen und Sein, Wert und Dasein und das Verlangen nach seiner Überwindung aus unbedingter Wertwirklichkeit, die Versöhnung und Vollendung ist, Heil. Hegel macht in seiner Religionsphilosophie den Versuch, die ganze Fülle der Religionen der Menschheit von dem Grundproblem aus als eine große Lebensbewegung aufzuzeigen, er stellt das Christentum mitten in diese Religionsgeschichte hinein und hebt es zugleich als deren Wende, als die „absolute Religion" heraus. Er unternimmt es, das Dogma der christlichen Kirche mit den Denkmitteln seiner Philosophie in seiner Wahrheit zu erschließen und darzustellen, alles, was die „natürliche Theologie" je vorgebracht hat, weit hinter sich lassend. Auch die Geschichte der Philosophie, die Hegel vorgetragen hat, ist problem- und geistesgeschichtlich angelegt. Hier hat er diese ihm eigentümliche Methode am straffsten durchführen können und zu fruchtbar fortwirkender Geltung gebracht. Die philosophischen Systeme erscheinen in ihrer Lehrbildung als ein folgerichtiger Zusammenhang, in dem unser denkendes Verhältnis zur Wirklichkeit, die „Stellungen des Geistes zur Objektivität" nach allen Beweggründen entwickelt werden. Die vorkantische Metaphysik wird in ihren Möglichkeiten von dem Neuansatz Kants in der Kritik der Vernunft her, der zur Hegelschen Logik führt, verstanden. In dem Verhältnis von Religion und Philosophie wirkt sich vollends die Problematik aus, in der Hegel vom objektiven Idealismus her steckenblieb. Es kommt nicht zu scharfer Klarheit, ist das Christentum absolute Religion, weil es in der Form der „Vorstellung" die Wahrheit vorwegnimmt, welche die Philosophie in der eigentlichen Gestalt des Begriffs ausspricht, also Höchstform menschlicher Religion, deren Wahrheitsgehalt durch die Philosophie herausgearbeitet wird, oder wird es aus der Religionsgeschichte herausgehoben, weil es Glaube an das Evangelium, an die Offenbarung des lebendigen Gottes ist, deren Wahrheit sich in der durch den Glauben begründeten Erkenntnis erweist und zur Lehre gestaltet, der philosophischen Frage die entscheidende Antwort gebend. Der aufklärerische Ansatz ist nicht völlig durchbrochen, der eigentliche Sinn der kopernikanischen Wendung, der hier heraustreten müßte, ist nicht in aller Schärfe als Umkehr ergriffen. Hier ist die Grenze der Hegelschen Philosophie.

Alexander von Humboldt

1769—1859

Von

Theodor Bohner

Im Jahre 1862 sollen die Büsten Lessings, Goethes und Schillers in der Akademie aufgestellt werden. Jakob Grimm, der ältere der Brüder Grimm, wehrt ab: höchstens Humboldt dürfe neben Goethe gestellt werden. Noch 1870, am Abend der Schlacht von Woerth, senken die zum Schloß ziehenden Berliner Arbeiter in der Oranienburger Straße die Fahnen vor dem Hause, in dem Humboldt starb.

Humboldt selbst hat auch im höchsten Ruhm die Dauer für sich bestritten. Als ihm die Akademie neben Leibniz eine Büste im Sitzungssaal setzen will, lehnt er mit Heftigkeit ab: „Neben jeder Ehre ist auch Hohn. Lassen Sie mich doch still absterben! Die Büste kann einem Einundachtzigjährigen, selbst dem Tode so nahen Manne nur Trauer und Beschämung erregen. Die tiefe und ehrerbietige Dankbarkeit, die derselbe seinen Kollegen schuldig ist, wird ihn nie abhalten, die Individualität seiner Gefühle, von der seine innere Ruhe und seine Arbeitslast abhangen, zu verteidigen und zu schützen." Und immer sah er dabei zu der Leistung des älteren Bruders Wilhelm auf, des Gesandten, Kultusministers, Universitätsgründers, Denkers und Sprachphilosophen, mit dem zusammen er heute in Stein die Berliner Universität bewacht. Er betonte dann die Vergänglichkeit der eigenen Leistung, nachdem er sich nun einmal frühe „einem wüsten Realismus" ergeben habe, will sagen der Erforschung der Sinnenwelt statt des Geistes, durch den der Mensch erst zum Höchsten aufsteigt. Noch die Vorrede zum „Kosmos" spricht von den naturwissenschaftlichen Schriften, die im Gegensatz zu Dichtwerken „veraltet als unlesbar der Vergessenheit übergeben sind".

Den Bruder Wilhelm zieht denn auch Schiller vor. „Alexander", schreibt er seinem Freunde Körner, „imponiert sehr vielen und gewinnt im Vergleich mit seinem Bruder meistens, weil er ein Maul hat und sich damit geltend machen kann. Aber ich kann sie dem absoluten Werte nach gar nicht miteinander vergleichen, so viel verehrungswürdiger ist mir der Bruder." Er traut ihm „trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Tätigkeit" nichts Großes in der Wissenschaft zu. Bei „allem ungeheuren Reichtum des Stoffes" findet er Dürftigkeit des Sinnes in ihm: „für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und ein viel zu beschränkter Verstandesmensch". Körner stellt richtig, daß Alexander „die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen ordnet und zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt", und Goethe genießt in vollen Zügen: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn im Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen

und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zuhause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt." Und er setzt unter seine „Maximen und Reflexionen": „Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt zu unsern Zeiten". Umgekehrt nennt ihn wieder der Kronprinzenerzieher Ancillon in Berlin die „enzyclopädische Katze", um ihn zu verspotten.

Auch heute noch scheint die Anerkennung der Leistung durch die Vielseitigkeit erschwert, ja so nüchtern es klingt, allein schon durch die räumliche und zeitliche Ausdehnung. Das Leben Alexander Humboldts umfaßt ein Leben in Berlin, Paris, Madrid, Rom, im europäischen und russischen Asien wie jenseits des Atlantischen Ozeans. Er bewahrt noch persönliche Kenntnis Friedrichs des Großen aus eigenen Jünglingsjahren und kann als Greis über den eben zur Regierung gelangten Prinzen, den späteren Kaiser Wilhelm I., einem Freunde schreiben: „Kommen Sie nach dem neuen Berlin, wo Sie frisch atmen werden." Er verkehrt als Gleicher unter Gleichen im Weimar Goethes, Schillers und Wielands wie im Institut de France unter den Pariser Gelehrten, mit deren größten er Studierzimmer und Bibliotheken teilt, und wo ihn nur Napoleon selbst ablehnt: „Sie beschäftigen sich mit Botanik. Das tut auch meine Frau". Er führt aber ebenso die Blüte der deutschen Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert herauf von Gauß und Bessel zu Liebig und Helmholtz bis hart an unsere Zeit. Er ist ein Zeitgenosse Galvanis und Voltas wie Robert Mayers. Wiederum klettert er in Dachstuben, um junge Gelehrte ausfindig zu machen, und schreitet durch die Tuilerien, das Pariser Schloß, in Missionen seiner Könige, die nicht unwichtig zu sein brauchen, weil sie so geräuschlos erfüllt wurden. Seine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten dann behandeln so viele Gebiete, daß jedem andern gegenüber der Zweifel berechtigt wäre, ob dabei im einzelnen Fach noch eine persönliche Leistung möglich sei. Hat nicht der Mathematiklehrer des Jünglings gesagt, er wäre ein sehr guter Mathematiker geworden, wenn er sich mit Mathematik allein oder doch hauptsächlich hätte beschäftigen können? Wer seine Größe empfinden will, muß erst Abstand nehmen wie vor einem Gebirge.

Der erste bekannte Humboldt ist Bürgermeister von Königsberg in der Neumark im Dreißigjährigen Krieg. Seine Nachkommen erscheinen als Gutspächter (Arrendatoren). Der Urgroßvater, gestorben 1723, tritt in den Hofdienst. Von dem Kurfürstlichen Hof- und Legationsrat wird die große Reiselust erwähnt und eine diplomatische Sendung nach Frankreich. Dem Großvater zerschmettert 1706 bei Turin eine Kugel den Fuß. Er dient dann im Garnisondienst in Kolberg, heiratet die Tochter eines Generaladjutanten und erhält 1738 den Adel. Sein Sohn Alexander Georg, der Vater unserer Humboldts, gewinnt das besondere Vertrauen

Friedrichs des Großen, der ihn zum Kammerherrn des Prinzthronfolgers (Friedrich Wilhelms II.) macht. Der Brief eines englischen Botschafters von 1776 rühmt den „Mann von klarem Verstand und schönem Charakter" und sieht bei einem Thronwechsel in ihm den kommenden Mann. Aber der Tod schnitt diese Hoffnungen schon sieben Jahre vor dem Hintritt Friedrichs ab.

Georg Alexander hatte erst mit sechsundvierzig Jahren (1766) geheiratet. Maria Elisabeth von Colomb, verwitwete von Hollwede, war Tochter des ostfriesischen Kammerdirektors gleichen Namens. Ihr Großvater, der bürgerliche Hugenotte Henri Colomb aus Nîmes, war nach der Aufhebung des Edikts von Nantes über Dänemark nach Brandenburg gekommen und hatte sich als Kaufmann in Neustadt an der Dosse niedergelassen. Eine Enkelin von ihm wird die Mutter der Humboldts, eine andere die zweite Gemahlin Blüchers. Die Humboldts entstammen also deutschem und französischem Bürgertum, das eben erst geadelt worden war. Sie haben zugleich eine in der preußischen Geschichte nicht unberühmte Blutmischung. Zwei Söhne schenkte Frau von Humboldt dem Gatten, Wilhelm, am 22. Juni 1767 in Potsdam, und Alexander, am 14. September 1769 in Berlin, Jägerstraße 22, in dem Hause, das sie mit reichem anderen Grundbesitz Colombscher und Hollwedescher Herkunft in die Ehe gebracht hatte. Die vierzehn Taufpaten Alexanders sind alle Prinzen, Minister oder Generallieutenants, an der Spitze der künftige König selbst. Die Zeitgenossen, aber auch noch späte Biographen geben zu verstehen, daß Wilhelm und Alexander die glänzenden Erwartungen, die sich an solche Auszeichnung der Kinder knüpften, nicht im üblichen Sinne erfüllt haben, sondern sich „standeswidrigen Neigungen" zu Studien ergaben. Damals gab ja noch der tüchtige Minister Graf Hagen, wie Freiherr vom Stein erzählt, seinen Unterbeamten einen gedruckten Glückwunsch zurück: „Sie wissen, ich lese nichts Gedrucktes; geben Sie mir das schriftlich!", oder ein unvorsichtiger Kandidat wurde getadelt, weil er im Examen bejaht hatte, daß Beschäftigung mit den Wissenschaften sich für den Beamten passe. Jedenfalls war es ein Raub am Stand und dem König, Studien und der eigenen Persönlichkeit leben zu wollen. Die Zeitgenossen meinen, ein Vater wäre bei längerem Leben solchen Neigungen der Söhne früher entgegengetreten. Aber Frau von Humboldt war ebenso bestrebt gewesen, ihre Söhne dem Staatsdienst zuzuführen, Wilhelm als Juristen, Alexander als Kameralisten (Staatswirt); nur der Heeresdienst schien trotz einer Neigung Alexanders der Familie nach ihrer bisherigen Erfahrung nicht aussichtsreich genug.

Ihre Begabung hat beide Söhne schon in frühen Jahren über die ursprünglichen Ziele hinausgewiesen. Gefördert wurden die Begabungen durch den reichen Unterricht, den die Witwe im Sinne ihres Gatten ihnen erteilen ließ. Er selber hatte ja schon in Campe, dem Verfasser des deutschen Robinson, den besten ihm Erreichbaren für seine Kinder gewonnen, wenn auch Campe bald der größeren Tätigkeit am Philanthropinum in Dessau sich zuwandte. Die eigentliche Oberleitung hatte dann der nachmalige Rat im Innenministerium Kunth, der in dauerndem

persönlichen Verhältnis zu beiden Brüdern blieb und mit im Park von Tegel ruht. Kunth leitete die Auswahl der Lehrer und durfte wieder die Besten wählen: kein Geringerer als der alte Doktor Heim gab den botanischen Unterricht, wie für Deutsch Engel, der berühmte Verfasser des „Lorenz Stark", gewonnen war.

Alexander wurde mit dem älteren Bruder gemeinsam unterrichtet. Wenn leichte Auffassung zunächst bei ihm vermißt wird und er viel kränkelt, so erscheint uns das heute als eine Folge der vielleicht übermäßigen Ansprüche an den Knaben. Dann erkennen die Lehrer die dem Bruder ebenbürtige Begabung, nur daß sie bei Alexander auf die Außenwelt gerichtet ist. So deuten sie auch seine Überlegenheit im Radieren und Stechen, worin die beiden Chodowiecki unterweist. Nebenbei: das beste Bildnis Alexanders aus seiner Pariser Zeit, eine Radierung, stammt von ihm selbst. Bei Lehrern, die die ersten ihres Faches sind, legt Alexander den Grundstock seines Wissens. Hier lernt er, nichts aus zweiter Hand zu nehmen, sondern immer selbst an die Quellen zu gehen. „Wozu brauchen Sie diese Eselsbrücke?" fragt er bei einem unerwarteten Besuch seinen Schützling, den späteren berühmten Geologen Agassiz, in dessen Dachbude er ein Konversationslexikon findet. Allerdings gehörte zu dem Verzicht darauf auch ein Humboldtsches Gedächtnis: der Achtundsechzigjährige wird einmal mitten im Trubel eines Universitätsjubiläums in Göttingen rasch auf die Bibliothek gehen und eine nicht weiter wertvolle Stelle in einer arabischen Reisebeschreibung nachschlagen, die er vor vierzig Jahren an gleicher Stelle und seitdem nie wieder gelesen hat. Es wird uns nichts vom Schlaf der beiden erzählt. Langer Schlaf galt im Hause Humboldt aber schon immer als Vorurteil. Alexander jedenfalls kam mit der Zeit mit dreieinhalb Stunden aus. 1807 liest er einmal ohne Ermüdung dreiundneunzig Stunden lang halbstündlich seine Meßaufstellung zum Erdmagnetismus ab.

Die Söhne klagen leise über die Kühle der Mutter. Sie scheint die Fremde im märkischen Kreise geblieben zu sein, hatte zwei Gatten begraben und mußte an einem Sohn erster Ehe viel Kummer tragen. „Schloß Langeweil" nennt Alexander Tegel, wenn sie Sonntags hinausreiten, nachdem sie die Woche in Berlin gearbeitet haben. Ersatz für das Elternhaus müssen die geistigen Zirkel der Hauptstadt bieten. Es ist durch die Zeit bedingt, wenn die jungen Adeligen nach dem Vorbild eines bekannten preußischen Prinzen dabei auch bei Mendelsohn, der Hertz oder der Rahel erscheinen. Daß Wilhelm 1789 beim Ausbruch der Revolution mit Campe begeistert nach Paris zur „Leichenfeier des Despotismus" reist, wie die Kühle Alexanders gegenüber rein Staatlichem, wenn es nicht um Förderung der Wissenschaft, Künste oder Wirtschaft geht, mag eine Erinnerung an diese Salons sein.

Ein gemeinsames Studienjahr beider Brüder an der märkischen Universität in Frankfurt an der Oder geht ohne nachhaltigen Eindruck vorüber. Alexander ist darauf ein Jahr in Berlin bei botanischen, mathematischen und technologischen Studien, um dann dem Bruder nach Göttingen nachzufolgen. Hier bestärkt der große Altertumsforscher Heyne die eine Richtung seines Denkens, die das

Lebendige gerne aus seinem Werden erkennt und begreift. Eine Arbeit über den Webstuhl bei den Alten und bei uns hat sich nicht erhalten. Göttingen ist aber auch ein Sitz der Mathematik und Naturwissenschaften. Blumenbach, den Vater der vergleichenden Erdkunde und der Lehre von den fünf Menschenrassen, hat Humboldt lebenslang als seinen „Lehrer" angesprochen. Die Verbindung geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Studien zeigte eine Reihe Veröffentlichungen über Basalte, darunter die erste erhaltene selbständige Druckschrift gegenüber bloßen Zeitschriftenartikeln: „Mineralogische Betrachtungen über einige Basalte am Rhein", 1790 bei Vieweg in Braunschweig verlegt. Ihr Inhalt ist heute überholt. Sie ist aber ein echter Humboldt in der genauen Verwertung der eigenen Beobachtungen wie im Durchverfolgen des Gegenstandes durch die gesamte antike Literatur. Humboldt erklärt den Basalt „neptunisch", durch Ablagerung aus dem Wasser entstanden. Der Fehler erscheint erträglicher, wenn Professor Witte in Rostock umgekehrt damals Pyramiden, ägyptische Königssarkophage und die Ruinen von Persepolis „vulkanisch", aus dem Feuer entstanden, sehen wollte, die Sarkophage z. B., indem sich zwei Lavablöcke „wie ein Paar Zwiebacke" zusammenlegten.

Die sorgfältige Erfassung der rheinischen Basalte, wie sie die Schrift bot, machte Humboldts Namen in der Bergwelt bekannt und blieb nicht ohne Folgen für seine Laufbahn. Sie war die Frucht einer mit einem Freund 1789 unternommenen Herbstreise. Auf dieser Reise war in Mainz im Hause Georg Forsters zugleich seine geheimste Sehnsucht angerührt worden. „Wäre es mir erlaubt", schreibt der Greis im „Kosmos", „eigene Erinnerungen anzurufen, mich selbst zu befragen, was einer unvertilgbaren Sehnsucht nach der Tropengegend den ersten Anstoß gab, so müßte ich nennen Georg Forsters Schilderungen der Südseeinseln, einen kolossalen Drachenbaum in einem alten Turm des botanischen Gartens in Berlin."

Der Naturforscher und Schiffsphilosoph auf Cooks zweiter Weltreise war Reinhold Forster gewesen. Georg hatte schon, wie als neunjähriger Junge bei der russischen Reise, seinen Vater begleitet. Er hatte, da die britische Admiralität eifersüchtig dem Vater es verweigert hatte, nach dessen Tagebüchern die Schilderung der Reise herausgegeben. Der Ruhm des Buches war dann in die Welt gegangen. Die verworrenen Lebensschicksale des Vaters, den kein Erfolg wirklich löste, waren dem Sohne zugute gekommen: die Härten und Brüche des Älteren waren bei ihm Liebenswürdigkeit und Begeisterungsfähigkeit geworden, während die tragischen Irrtümer, die sein frühes Ende in der Revolution herbeiführten, noch verborgen in ihm schlummerten. Mit der ausgedehntesten Kenntnis der Natur, die ein Lebender haben konnte, im Besitz vieler Sprachen und ein Schlüssel zu allen Fernen der Erde, ein gefeierter Schriftsteller und herzlicher Mitstrebender, so trat er dem fünfzehn Jahre jüngeren Besuch entgegen. Sie reisen das Jahr darauf zusammen bereits nach den Niederlanden und England. In seinen „Ansichten vom

Niederrhein" hat Forster die Reise festgehalten und zugleich vor der deutschen Lesewelt nachhaltig auf seinen genialen Gefährten gewiesen.

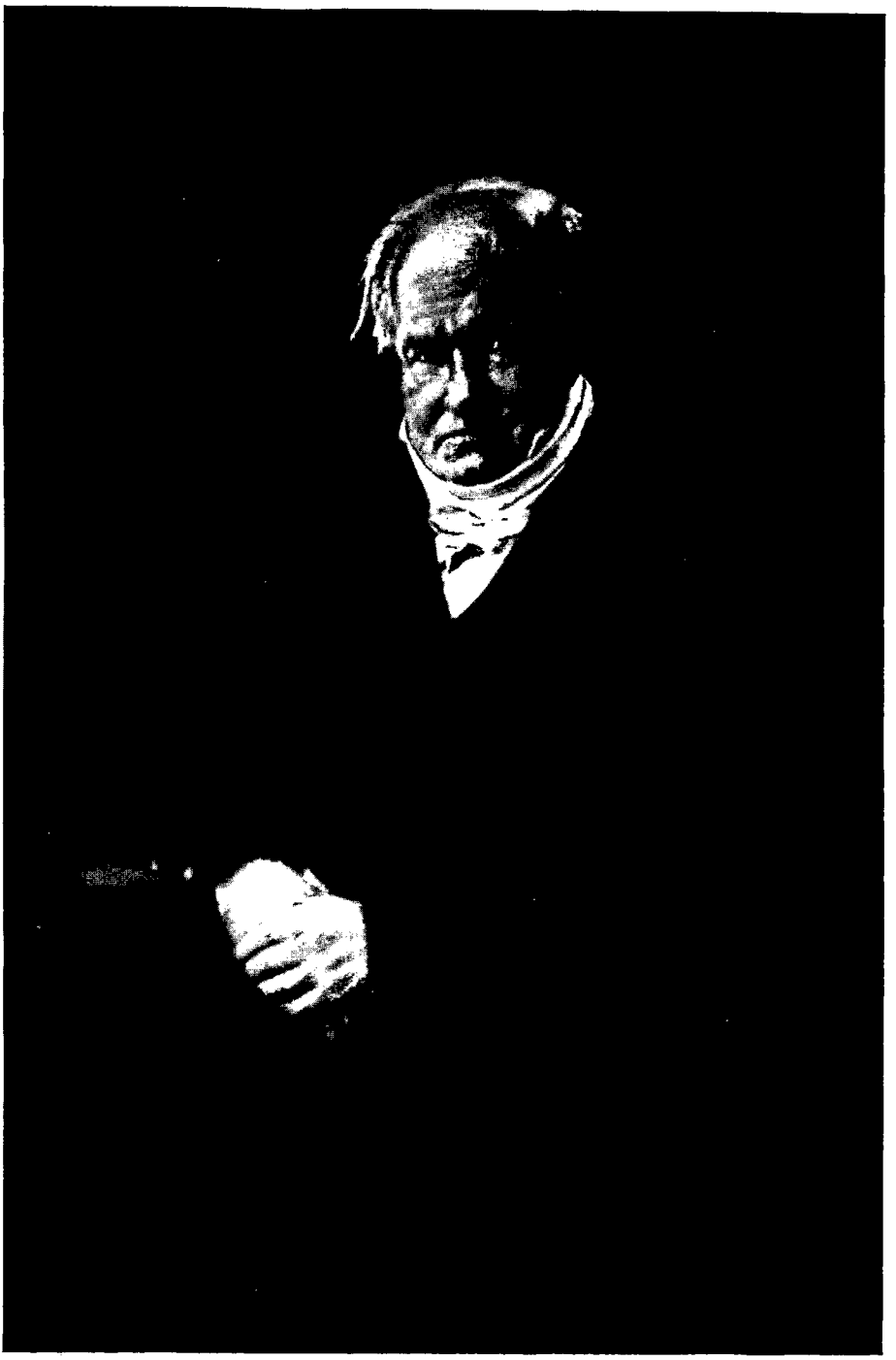
Zunächst bleibt aber Humboldt bei dem von der Mutter bestimmten Ziel. Er übersiedelt nach Hamburg und hört an der Handelsakademie von Büsch und Ebeling ein Kolleg über Geldumlauf, lernt Buchhaltung und alle Geheimnisse eines Kontors. Dazu verkehrt er in den großen Patrizierhäusern und macht Bekanntschaft mit Matthias Claudius, Voß und den beiden Stolberg. Ostern 1791 geht er in jäher Wendung auf die Bergakademie nach Freiberg. Dem Begründer dieser Hochschule deutschen Bergbaus, dem nunmehrigen preußischen Wirtschaftsminister von Heinitz, legt er dabei den „Entwurf seines künftigen öffentlichen Lebens" vor: er will sich diesem Zweig des Staatsdienstes widmen und bittet, ihn „allenfalls schon jetzt" anzustellen. Von Heinitz, der die Schrift über den Basalt gelesen hat, kommt die niemals erwartete Zusage, ihn, sobald er von Freiberg wiederkommt, zum Assessor mit Stimme bei der Hütten-, Berg- und Haupttorfadministration im Ministerium zu machen.

Freiberg zog Humboldt an durch den größten Gesteinskenner von damals, den großen „Neptunisten" Werner. Für ihn fast noch wichtiger wird der Unterricht Freieslebens und das ständige Wandern unter Berg mit dessen Sohn, den ihm Werner als Führer bestimmt hatte. Das schöne Denkmal ist die „Flora Fribergensis", die Behandlung der unterirdischen Pflanzenwelt des Reviers. Sie gab den Zeitgenossen völlig neue Einblicke in die Organisation des Lebens, wie sie auch die Begründung neuer Wissenschaften, wie Tier- und Pflanzengeographie verlangte. Der junge Verfasser erhält vom sächsischen Landesherrn eine goldene Medaille; aber auch ein schwedischer Botaniker benennt eine indische Lorbeerpflanzenfamilie nach ihm. Aus Freiberg stammt ferner die enge Freundschaft gleichstrebenden Interesses mit Leopold von Buch, dem Begründer der preußischen geologischen Wissenschaft, mit dem zusammen er später auf Grund ihrer persönlichen vielfachen Einsicht in Vulkane den Sieg des Vulkanismus, der „feurigen" Entstehung der Erdrinde, durchficht, nachdem sie den Neptunismus ihres Lehrers hatten aufgeben müssen.

Nach gerade dreiviertel Jahren verläßt Humboldt Februar 1792 Freiberg. Drei Tage danach ist er schon Assessor bei der Bergbauverwaltung in Berlin. Ein Vorgesetzter findet sogar, er habe „zu kleinlich praktisch" studiert; ein Mann von seinem Stande sei nicht zum Geschwornen (praktischen Bergmann) geboren. Aber die praktische Kenntnis des Neulings zusammen mit seinem klaren Blick setzte sich schnell durch. Nach ein paar Wochen hat er schon die neuerworbenen fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth geologisch und bergmännisch aufzunehmen. Sein Vortrag vor Heinitz und dem fränkischen Provinzialminister, niemand anders als Hardenberg, bewirkt nicht nur, daß er sofort zum Oberbergmeister in den Fürstentümern ernannt wird und weitere Reiseaufträge erhält, die ihn über Bayern, Salzburg, Wien nach Galizien und wieder nach Schlesien führen: bei



Alexander von Humboldt am Orinoko
im Begriff, eine Alstroemeria in sein Herbarium zu legen. Gemälde von F. G. Weitsch, 1806
Berlin, Nationalgalerie



Alexander von Humboldt
Daguerreotypie von Hermann Biow, 1847. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe

seiner gewagten Reise ins Hauptquartier 1794 nimmt ihn Hardenberg als seinen Vertrauten mit. 1796 hat Humboldt dann schon selbständig diplomatische Verhandlungen für das Land mit den Franzosen bei der Armee zu führen.

Es bleibt scheinbar wenig Zeit für das eigene Amt dabei. Es ist aber eines seiner Geheimnisse, mit wenig Zeit vieles zu tun: er stellt archivalisch die Geschichte der gesamten fränkischen Gruben fest und setzt danach die vernachlässigten Werke wieder in Gang, daß der Ertrag in einem Jahr sich vervierzehnfacht. Er hat aber auch Zeit, sich für die Hebung seiner Arbeiter einzusetzen. In Steben, das ihm ja besonders viel verdankt, errichtet er eine bergmännische Freischule. Er hängt sein Herz an diese Arbeit: „Ich war in einem immerwährenden Zustande der Spannung, daß ich des Abends nie die Bauernhäuser am Spitzberg in Nebel gehüllt und einzeln erleuchtet sehen konnte, ohne mich der Tränen zu enthalten. Diesseits des Meeres finde ich wohl nie so einen Ort wieder".

Der Minister will ihm die Aufsicht über ganz Schlesien oder Westfalen übertragen. Aber Humboldt bittet bereits um seinen Abschied. Er schützt Kränklichkeit vor. In Wahrheit will er seinen Studien leben. Eben beschäftigen ihn die „Versuche über die gereizte Muskelfaser", die den Chemismus der Lebensvorgänge enträtseln wollen; sein blutender Rücken und seine Mundhöhle tragen die Spuren der Versuche, wie er ja auch beim Studium der „Irrespirabeln (Stick-)Gase" im Bernecktal fast erstickt war. Der Minister will ihm jeden Urlaub, zuletzt Gehalt ohne Dienst geben, nur um ihn zu halten. Humboldt lehnt ab: „Ich befolge sonst gern den Rat meiner Freunde, fühle, daß ich nicht reich genug bin, um auch eine kleinere Zulage gern zu entbehren, fühle aus Eitelkeit, daß Fürsten auch für Menschen meines Schlages etwas tun können. Aber je mehr man die sittlichen Handlungen anderer richtet, desto strenger muß man selbst die Gesetze der Sittlichkeit befolgen". Wenige Wochen danach gibt ihm der Tod der Mutter auch die Vermögensfreiheit.

Eine letzte Bildungsstation in Deutschland: Wilhelm hat mit Karoline von Dacheröden in den Weimarer Kreis geheiratet. Alexander kommt so 1797 nach Jena und Weimar, nachdem er als einziger Naturforscher auf Schillers Wunsch für die „Horen" einen Beitrag „Der rhodische Genius" geschrieben hat. Er ist durchaus Weimarer, ja es ist sogar mit seine geschichtliche Aufgabe, ein Stück Weimar in ein unsokratischeres Jahrhundert zu retten, wenn er die Natur als ein beseeltes Ganzes, einen „Kosmos", zu begreifen lehrt, bei dessen Beschreibung ihm Faustverse auf die Lippen kommen. Aber er ist eben auch die neue Zeit, die die Forschung der Magie entkleidet und ihr dafür die nüchterne Meßwaage gibt, vor der es Schiller so graut: „Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht". Trotz Schillers Nichtverstehen ist dabei das Verlangen nach dem Ganzen doch die eigentliche

Triebkraft in Humboldt, die ihn ebenso zu den zahlreichen Meßversuchen wie zur Weltreise zwingt. Und im Verlangen nach dem Ganzen ist er Weimarer, den Karl Alexander darum 1857 nach Weimar zur Enthüllung der Denkmäler Goethes, Schillers und Wielands einladen konnte: „Sie sind so unzertrennbar von der Zeit, auf welche jene Namen hinweisen".

Die Sehnsucht Humboldts in seinem Forschen geht auf die große Reise. 1798 fordert ihn Lord Bristol, „halb toll, halb Genie", zur Mitreise nach Aegypten auf. Humboldt begibt sich nach Paris zur Vorbereitung. Da wird Bristol als Engländer von den Franzosen in Italien gefangengenommen. Humboldt selbst ist in Paris mit offenen Armen begrüßt. Bougainville, der nach seiner Weltumsegelung jetzt zum Südpol fahren will, trägt ihm die Mitfahrt an. Auch als das Direktorium daraus eine fünfjährige Weltreise unter Baudin macht, ist er unter den Auserwählten. Kriegswirren verhindern die Ausfahrt. Enttäuscht, aber nicht entmutigt will Humboldt im Gefolge eines schwedischen Konsuls, der dem Dey von Algier Geschenke bringen soll, nach Nordafrika gelangen. Der Botaniker Bonpland, der auch für Baudins Schiff ausgesucht war, ist sein Gast dabei. In Marseille bekommen sie nach wochenlangem Warten die Nachricht, die schwedische Fregatte sei vor Portugal mit Mann und Maus untergegangen.

Zu einem letzten Versuch wandern sie zu Fuß ständig botanisierend und das Land aufnehmend nach Madrid: vielleicht ist auf einem spanischen Schiff eine Überfahrt nach Smyrna möglich. Da erlöst ihn das Schicksal: der sächsische Gesandte in Madrid Herr von Forell erwirkt ihm nach einer Vorstellung bei Hofe über den allmächtigen Minister Urquijo die Erlaubnis zur Reise nach „Amerika", wo sonst nur auf der Iberischen Halbinsel Geborene landen dürfen. Wird doch auch Humboldt 1800 im Militärposten San Carlos am Amazonenstrom an der brasilischen Grenze beinahe gefangengenommen, weil er nur die spanische, nicht auch die portugiesische Zulassung hat.

Am 5. Juni 1799 gewinnt die Korvette Pizarro mit Humboldt und Bonpland von Coruna aus die offene See. Das letzte, was sie von Europa sehen, ist der Turm, in dem der Forschungsreisende Malaspina, den Hofintrigen stürzten, gefangen sitzt. Aber von diesem fünften Juni an ist alles, was sie erleben, ein Stück europäischer Geistesgeschichte geworden: ihre Beobachtung des Himmels und der Gestirne, die Landung auf den Kanarien und die Besteigung des Piks, die Aufgabe des ursprünglichen Fahrtziels Kuba wegen der Kapergefahr und die Landung in Venezuela, der Aufenthalt dort mit den großen Stromfahrten auf dem Orinoco und dem mit ihm durch Flußgabelung verbundenen Amazonenstrom, die drei Monate auf Kuba, die neue Änderung der Reise, da er hofft, Baudin in Südamerika zu treffen, der Besuch von Columbia, Ecuador und Peru, der lange, fruchtbare Aufenthalt in Mexiko und dann die Rückfahrt über Havana und Nordamerika, bis sie am 3. August 1804 wieder in Bordeaux landen. Es ist alles ein Stück Geistesgeschichte geworden, weil Humboldt nie, weder zu Wasser noch zu

Lande, unter glühender Sonne nicht und nicht im Schnee am Strand, auf den Sechstausendern und in keiner Krankheit oder Gefahr die dauernde Beobachtung der Natur, des Menschen und der Menschheit unterbricht und weil er nach seiner umfassenden Bildung unerschöpflich ist in jenen immer neuen Fragen an sie, die Körner schon rühmte: über die Temperatur der Meere oder über die Verbreitung der Wahrnahme eines Sternschnuppenfalls, über die Abhängigkeit der Vegetation von der Seehöhe oder die Fruchtbarkeit der Schildkröten, über die Wirkung des Pfeilgiftes oder die Menge des von Amerika nach Europa gekommenen Goldes und Silbers und damit des Geldbestandes der handeltreibenden Völker oder die Herkunft der Aztekenkultur. Die Mühen und Entbehrungen werden dabei von diesem Reisenden „am Busen der Natur" heiter ertragen: wochenlange Fahrten in kleinen Booten, in die man ganze Menagerien von Tieren mitgenommen hat und auf denen keine Bewegung möglich ist, während einen die Moskitoschwärme einhüllen, vierzehntägige Märsche mit bloßen und zerrissenen Füßen auf vereisten Straßen im Hochgebirge, das Schlafen auf nackter Erde wie die Bergluft des Cotopaxi, der Mordüberfall eines Farbigen. Ja alles dient nur dazu, die bis dahin schwankend gewesene Gesundheit für immer zu kräftigen.

Die Reise mit Abenteuern wie die Besteigung des Chimborasso, Höhen, an die sich noch kein Mensch gewagt, oder des Vulkans Cotopaxi hat Humboldts Ruhm auch beim gemeinen Mann begründet. Humboldt selbst sind seine persönlichen Erlebnisse dabei so unwichtig, daß im Reisewerk die Erzählung der eigentlichen Reise bereits bei der ersten Landung in Havana abbricht. Dagegen wird die wissenschaftliche Auswertung nun seine Lebensaufgabe, der sein großes Vermögen wie seine laufenden Einkünfte ohne Rücksicht geopfert werden. Ein vollständiges Exemplar des Reisewerks umfaßt zwanzig Folio-, zehn Quartbände und kostete 2753 preußische Taler. Humboldt selbst war nicht reich genug, eines zu behalten. Ein ganzer Stab von Gelehrten ist an der Herausgabe mitbeschäftigt. Jeder einzelne Band wird zum Ereignis. Wenn die astronomischen Messungen und die damit gegebenen Klarstellungen der Karte Südamerikas wie der Erde ganz zunächst nur von den Gelehrten gewürdigt werden können, so werden die Reiseerzählung, der „Politische Essai über das Königreich Neuspanien" mit seiner spannenden Darstellung Mexikos, das Handbuch über Kuba und die ihrem Verfasser besonders werte Abhandlung über Pflanzengeographie bald auch ein Besitz der Laienwelt.

Humboldt hat das Werk in Paris und französisch herausgebracht. Die preußische Heimat hatte ihn herzlich aufgenommen, der König ihn wegen der großen Reiseauslagen zum Kammerherrn mit 2500 Talern Gehalt ohne Dienstleistung gemacht. Dennoch blieb Humboldt gerne in Paris, als er 1808 Prinz August, der die Tilsiter Bedingungen nachträglich als Gesandter mildern sollte, beigegeben wurde, und er blieb bis 1827. Wollte er wirklich nur „seinen Ruhm auf die angenehmste Weise verzehren", wie der Spott sagte? Goethe hat einmal Eckermann gegenüber betont,

was Humboldt das Leben an einem Weltmittelpunkt wie Paris bedeuten mußte. Denn Paris war damals die geistige Hauptstadt Europas und erlebte gerade die Hochblüte seiner Wissenschaft von den großen Naturforschern wie Berthollet, Cuvier, Gay-Lussac, Arago hinüber zu Historikern und Staatsmännern wie Guizot oder Thiers. Nur in Paris fand Humboldt auch die vorzüglichen Zeichner und Drucker, die sein Werk brauchte. Sicher hat er, dessen mütterliche Großeltern ja noch reine Franzosen gewesen waren, wenn auch Ausgewanderte, das Französisch gerne angenommen; er hielt zwar Spanisch für die ihm geläufigste Sprache. Es berührt uns auch eigentümlich, wenn der englische Astronom Herschel von ihm deutsche Briefe erst ausdrücklich verlangen muß, da „Sie selbst von diesem edeln Deutsch zugeben, daß es Ihnen noch eigentümlicher ist als das Französisch". Humboldt blieb sich seiner deutschen Herkunft und Bildung trotzdem bewußt. Es gab keinen Deutschen in Paris, der, wenn er es brauchen konnte, von ihm nicht gefördert wurde. Er lädt auf seinen ersten Vortrag hin den jungen, noch namenlosen Liebig ein, um ihn mit den ersten Chemikern der Welt bekannt zu machen, und ist unverdrossen zur Wiederholung bereit, als das erstemal durch einen Zufall Liebig den Namen seines Gastgebers nicht hat erfahren können. Humboldt, den ja jeder Droschkenkutscher in Paris kannte, hatte ihn nicht angegeben. Die deutsche Kolonie gibt ihm den Ehrennamen des „socialen" Konsuls, des Konsuls, der für die Beziehung von Mensch zu Mensch und die Hilfe an den Menschen sorgt. Es ist auch kein Zweifel, wenn es auch noch unerforscht blieb, daß Humboldt schon in jenen Jahren wie später unbeobachtet manche wichtige politische Vermittlung im Auftrag Berlins führte. Und dann ist doch die Frucht des langen Pariser Aufenthaltes mit die Herübernahme der wissenschaftlichen Überlieferungen nach Deutschland, wie sie die Hochblüte unserer Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert zur Voraussetzung hat.

Der Schriftsteller Humboldt aber hatte schon längst der Nation seine Schuld bezahlt: 1807 waren die „Ansichten der Natur" erschienen, die auch heute unveralteten großen Naturbilder, in denen ein Meister sein großes Erleben für immer festhielt. Die Widmung aber ging an „bedrängte Gemüter": „Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe, auf den hohen Rücken der Andeskette. Zu ihm spricht der weltrichtende Chor:

„Auf den Bergen wohnt Freiheit".

Das Buch ist schnell ein deutsches Besitztum geworden und geblieben.

1827 berief Friedrich Wilhelm III. seinen Kammerherrn an seinen Hof. Er hatte bei seinem Aufenthalt in Paris 1814 die Unterhaltung mit dem Weltweisen schätzen gelernt. Die Rückberufung hatte aber zugleich den Zweck der Ordnung der finanziellen Verhältnisse des nie um sich selbst Besorgten und ist von Friedrich Wilhelm mit dem feinsten Herzenstakt durchgeführt worden. Humboldt wurde vor allem ein jährlicher, mehrere Monate dauernder Urlaub nach Paris zugesichert.

Humboldt wird nun mehr und mehr täglicher Umgang des Königs als der geistige Hauptvertreter der Zeit. Die billige Gegenüberstellung von Potsdam und Weimar, die schon angesichts der nahen verwandtschaftlichen und geistigen Beziehungen zwischen Friedrich dem Großen und Karl August von Weimar gezwungen erscheint, wird durch die Stellung Humboldts am Berlin-Potsdamer Hofe vollends vernichtet. Allerdings nimmt er keinen Einfluß auf die Politik, wenn er nicht eine bestimmte Sendung nach Frankreich durchführen muß. Die heimlichen Gegner, die in ihm den „revolutionären tricoloren Lappen" sehen, der allenfalls in Notzeiten gut war, brauchen ihn nicht zu fürchten, wenn sie eben nicht seine bloße Gegenwart als „oberster geistiger Instanz", wie Herman Grimm ihn einmal nannte, bedrückt hätte. Auch die unermüdliche Förderung aller geistigen Dinge, des Baus von Sternwarten wie der Begründung des meteorologischen Institutes — die Wissenschaft vom Wetter verdankt Humboldt ja ihre Grundlage —, durch die Erforschung des tropischen Ablaufs der Forschungsreisen eines Lepsius nach dem alten Ägypten oder der Schlagintweit in den Himalaja, die Beratung der Berufung von Professoren betreibt Humboldt unter Wahrung der Stellung eines jeden dienstlich Beteiligten. Friedrich Wilhelm IV. schafft ihm dann in der Friedensklasse des Ordens Pour le Mérite, dessen lebenslänglicher Kanzler er wird, ein besonders geschicktes Werkzeug für seine Arbeit. Das Hofleben kostet Humboldt viel Zeit, aber er schläft ja nur drei Stunden. Der Hofmann Humboldt aber hat noch immer Umgang mit armen Gelehrten, denen er Freundschaft auch über das Grab hält. Er besorgt gelegentlich sogar die Kosten der Beerdigung, wenn einer trotz seiner Bemühungen im Elend gestorben ist. Der Sechzigjährige ist dabei noch rüstig genug, einer russischen Einladung zu folgen, die ihn weit in die Steppen Asiens bis an die Mongolei führt. 14 500 Werst legt er von Petersburg (Leningrad) zurück, 12 500 Pferde setzt er in Bewegung. Seine Verbindungen über die Welt benutzt er heimgekehrt in einem berühmten Brief an den Herzog von Esser, um England wie Rußland in den Dienst der Forschung am Erdmagnetismus zu stellen, dessen Klarstellung für Wetterkunde wie Schiffahrt unentbehrlich ist.

Dreimal spricht Humboldt, schon ein Greis, dann zu unserer Nation. Mai 1827 hatte August Wilhelm Schlegel in der Singakademie in Berlin Vorlesungen über bildende Kunst gehalten. Noch konnten öffentliche Vorlesungen in Deutschland auf Hörer nur rechnen, wenn sie Themen der Kunst oder Literatur behandelten. Jetzt zeigte Humboldt, der als Mitglied der Akademie dazu das Recht hatte, naturwissenschaftliche Vorlesungen an der Universität an. Er wollte ausdrücklich für die „Kappen und Mützen", die Studierenden, lesen. Der Zulauf ist ungeheuer. Humboldt muß die Vorlesungen für die Allgemeinheit in der Singakademie wiederholen vor einer Zuhörerschaft, die vom König bis zum Maurermeister, von Gneisenau zu Musikern und Künstlern wie Zelter und Rauch reicht und auch die Frauen erfaßt. Dies sind die berühmten Kosmosvorlesungen, in denen zum ersten

Male in unserem Volk die Verbindung von der Wissenschaft zum Volk gesucht wurde. „Mit dem Wissen kommt das Denken, und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge", sagt Humboldt selbst. Die Kosmosvorlesungen haben zugleich die Aufnahme naturwissenschaftlichen Fühlens und Denkens in die deutsche Bildung durchgesetzt. Sie behandelten den „Kosmos", d. h. sie gaben eine Weltkunde des Universums neben der vollständigsten Erdkunde der Zeit, und sie lehrten eben beim Anbruch eines Zeitalters der Mechanisierung im Erbe von Weimar, das Universum als ein lebendiges Ganzes in sich aufzunehmen. Aus diesen Vorlesungen stammt der Einzug Humboldts in die geheime Liebe des Volkes. Der Witz aber wußte bald von der Dame zu erzählen, die ihre Ärmel „zwei Siriusweiten" weit gemacht haben wollte.

Humboldt hat diese Begeisterung bewußt in den Dienst der Einigung der Nation gestellt, indem er nun die Tagung der deutschen Naturforscher und Ärzte nach Berlin zog, den König zur Teilnahme bewog, die große Eröffnungsrede hielt und die sechshundert Teilnehmer als seine Gäste zu einem glänzenden Fest vereinigte. „Deutschland offenbart sich gleichsam in seiner geistigen Einheit", wurde durch ihn die Losung dabei.

Fast bis zu seinem Tode hat Humboldt daran gearbeitet, was er in den Vorlesungen gleichsam im Grundriß ausgeführt hatte, nun in einem systematischen Werk darzulegen. Cotta hatte ihn nach den Universitätsvorlesungen gebeten, die Vorträge in der Singakademie durch einen Schnellschreiber für ein Buch aufnehmen zu dürfen. Humboldt, der den Unterschied zwischen Rede und Schrift zu genau kannte, versprach lieber ein selbständiges Werk. Aber erst 1845 erschien der erste Band, und bis zu seinem Tode (1859) geht die Arbeit an den weiteren Bänden. Dafür sucht der „Kosmos" außer der großen Ansicht des Universums, die der Inhalt der Vorlesungen gewesen war, das gesamte Naturwissen der Zeit, bereichert durch die Darlegung der geschichtlichen Entwicklung dieses Wissens, wiederzugeben. Nicht nur das Wissen! Das ganze Verhältnis des Menschen zur Natur wird behandelt, die Entwicklung des Landschaftsgefühls so gut wie der Anteil der Pflanzenwelt an ihm und der Tiere. Die seelische Haltung des Werkes macht es zu einem Wert auch noch für unsere Zeit entgegen der trüben Prophezeiung in der Vorrede.

Friedrich Wilhelm IV. nur, nicht mehr sein Vater, konnte die Vollendung der beiden ersten Bände durch die Prägung einer Medaille ehren. Das enge Verhältnis zwischen dem neuen König und dem Gelehrten ist in Berlin volkstümlich geworden. Der Gelehrte hatte sein Zimmer im Stadtschloß in Potsdam, zu dem der König oft in später Nachtstunde noch hinaufstieg, vertrauliche Zwiesprache zu halten oder eine rasche Belehrung zu holen. Die Freundschaft leuchtet bis in die Krankheit des Herrschers hinein, obwohl die politische Entwicklung dabei dem Weltbewanderten immer unerfreulicher wird. Er war kein Revolutionär und gab dem Trauerzug der Märzgefallenen das Geleit nur aus Rücksicht auf den König, dem er damit den

Gang erſparte. Aber er empfand noch unerfreulicher die Reaktion und das viele Verſagen der preußiſchen Politik in jenen Jahren; er konnte ſo wenig wie alle andern die geheime Urſache in dem ſo verborgen einſetzenden Leiden des Herrſchers ahnen. Unerquicklich war ihm auch die Herrſchaft Napoleons III. oder die mangelnde Menſchlichkeit in der Welt, wie ſie ihm das langſame Vorwärtsſchreiten des Kampfes gegen die Sklaverei in Amerika zu beweiſen ſchien. Dagegen erkannte er frühe, ſchon 1848, die geſunde Kraft im Prinzen von Preußen und hatte die Freude, noch ſeine Anfänge als Regent zu ſehen.

Sein eigentliches Leben aber blieben die Wiſſenſchaften. Bis in ſeine letzten Tage verfolgt er die Neuerſcheinungen. Die Vorrede zu den ſpäteren Kosmosbänden beweiſt, mit welcher Klarheit er in den neuen Lehren über die „Erhaltung der Kraft" den Eintritt eines neuen naturwiſſenſchaftlichen Zeitalters erkannte, das nicht mehr das ſeine war und ihn auch nicht mehr brauchte. Alle äußeren Ehren mochten ihn nicht darüber hinwegtäuſchen. Über die Welt aber ſtrahlte noch immer ſein Name als größter. Längſt ſchon hießen drüben über dem Meer Dörfer und Städte, Grafſchaften, Flüſſe und Berge, ja ganze Meeresbuchten nach dem Gefeierten. Die Bewunderung ſeiner Mitmenſchen hindert ihn faſt, ſeine tägliche Arbeit zu tun.

— A. v. Humboldt beehrt uns mit dem Geſuch, nachſtehendes Schreiben zu veröffentlichen:

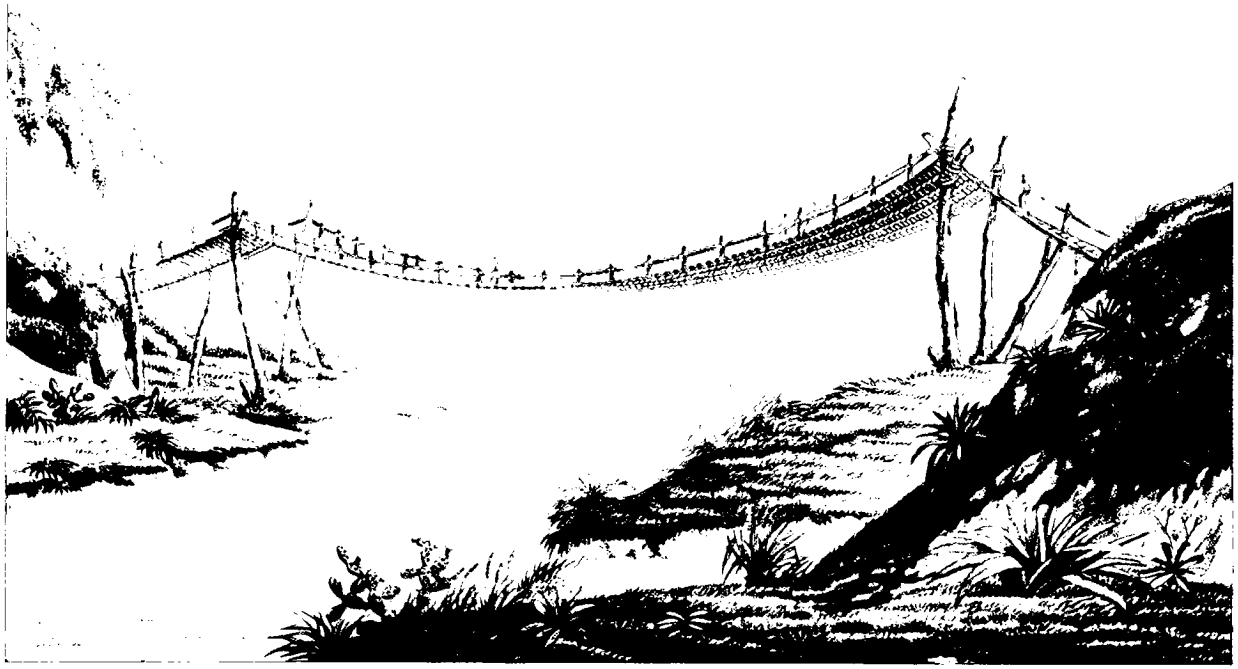
„Leidend unter dem Drucke einer immer noch zunehmenden Correſpondenz, faſt im Jahresmittel zwiſchen 1600 und 2000 Nummern (Briefe, Druckſchriften über mir ganz fremde Gegenſtände, Manuſcripte, deren Beurtheilung gefordert wird, Auswanderungs- und Colonialprojekte, Einſendung von Modellen, Maſchinen und Naturalien, Anfragen über Luftſchifffahrt, Vermehrung autographiſcher Sammlungen, Anerbietungen, mich häuslich zu pflegen, zu zerſtreuen und zu erheitern u. ſ. w.), verſuche ich einmal wieder die Perſonen, welche mir ihr Wohlwollen ſchenken, öffentlich aufzufordern, dahin zu wirken, daß man ſich weniger mit meiner Perſon in beiden Continenten beſchäftige und mein Haus nicht als ein Adreß-Comptoir benutze, damit bei ohnedies abnehmenden phyſiſchen und geiſtigen Kräften mir einige Ruhe und Muße zu eigener Arbeit verbleibe. Möge dieſer Ruf um Hülfe, zu dem ich mich ungern und ſpät entſchloſſen habe, nicht lieblos gemißdeutet werden! Berlin, 15. März 1859. Alexander v. Humboldt."

Ein Hilferuf Humboldts, veröffentlicht in der Sonntagsnummer der Voſſiſchen Zeitung vom 20. März 1859

Die oben wiedergegebene Anzeige in den Berliner Blättern vom März 1859 war wirklich ein Hilferuf in letzter Stunde. Ab 21. April des gleichen Jahres durfte der immer unermüdlich Geweſene das Bett nicht mehr verlaſſen. Vom 3. Mai ab gaben die Ärzte öffentlich Meldungen über ſein Befinden. Am 6. Mai nachmittags entſchlummerte er ſanft, von der Tochter und dem Schwiegerſohn ſeines Bruders behütet. Am 10. Mai fand eine öffentliche Trauerfeier im Dom ſtatt; Prinzregent Wilhelm hatte den Sarg barhäuptig mit allen Prinzen des Hauſes und der geſamten Generalität erwartet. Am 11. Mai wurde die Leiche in Tegel beigeſetzt.

Eine Überſicht über den Ertrag der Lebensarbeit iſt 1872 in einer dreibändigen „Wiſſenſchaftlichen Biographie: Alexander von Humboldt" verſucht worden, zu

der sich anders als bei gewöhnlichen Menschen eine Reihe Forscher aus den verschiedensten Gebieten zusammentun mußten, weil einer die Summe nicht ziehen konnte. Große Namen begegnen dabei: Carus, Dove, Grisebach, Peschel, Wundt, jeder in seinem Fache eine Leuchte. In Mathematik, Astronomie und mathematischer Geographie, in Erdmagnetismus, Physik und Chemie, in Meteorologie, Geologie, in Erd- und Völkerkunde, in Staatswirtschaft und Geschichtsschreibung, in Pflanzengeographie und Botanik, in Zoologie und vergleichender Anatomie, in Physiologie werden hier die originalen Leistungen aufgezeigt. Es stellt sich heraus, daß in einzelnen Fällen die Wissenschaft nach einem halben Jahrhundert wieder zu den von ihm gegebenen Fragestellungen zurückkehrt, wie bei den „Versuchen über die gereizte Muskelfaser". Oder es zeigt sich, daß die Welt vor Humboldt überhaupt nur etwa 8000 Gewächse kannte, während er allein 6000 neue Arten, die Hälfte davon noch nie beschrieben, aus Amerika mitbringt. Rückschauend erscheint das alles als ein Nebenwerk gegenüber der Heranführung eines ganzen Kontinentes an das gebildete Bewußtsein, der ersten großen Durchforschung des gesamten tropischen Naturlebens und der amerikanischen kolonialen Wirtschaft. Und noch einmal ist dem Deutschen fast wichtiger der Durchbruch der naturwissenschaftlichen Weltanschauung im neunzehnten Jahrhundert, die Einsetzung von Natur- und Weltgeschichte in ihre Rechte, die vor den Kosmosvorlesungen durch das, was Humboldt den „Maskenball der Naturphilosophie" nennt, durch „eine Astronomie, die nicht rechnen, eine Chemie, die sich die Hände nicht naß machen wollte", schwer bedroht waren und mit durch ihn frei wurden. Dankbar erinnert sich der Deutsche auch, was nächst dem Bruder ihm Universitäten und Forschung an äußerer und innerer Förderung schulden. Aber als Wichtigstes nimmt er in die Zeiten den Eindruck einer großen Weltschau mit, die zugleich zuverlässig im Kleinen war, weil sie auch im Kleinen erarbeitet war, so wie sie im Großen groß empfunden wurde. In der Halle des Museums malt in jener Zeit Kaulbach den Gang der Kultur durch die Zeiten, in dem er Ägypten, Griechenland, Rom und Deutschland in Frauengestalten darstellt. Die Vertreterin Deutschlands liest dabei in einem Buch, auf dessen aufgeschlagenen Seiten ein Wort steht: Kosmos.



Hängebrücke über einen Fluß im Orinoko-Gebiet in Südamerika
Farbstich nach einer Zeichnung von Alexander von Humboldt. Aus seiner „Reise in die Aquinoktialgegenden, 1799—1804"

Wilhelm und Jacob Grimm

1786–1859, 1785–1863

Von

Will-Erich Peuckert

Im Jahre 1831 schrieb Jacob Grimm, der ältere der beiden Brüder, über die erste Hälfte seines Lebens: „Ich bin der zweite sohn meiner ältern und zu Hanau 4. jan. 1785 geboren. Mein vater wurde, als ich ohngefähr sechs jahre alt war, zum amtmann nach Steinau an der straße, seinem geburtsort, ernannt, und in dieser wiesenreichen, mit schönen bergen umkränzten gegend stehen die lebhaftesten erinnerungen meiner kindheit. aber allzu frühe schon, den 10. jan. 1796, starb der vater, und ich sehe den schwarzen sarg, die träger mit gelben zitronen und rosmarin in der hand, seitwärts aus dem fenster, noch im geist vorüberziehen. ich weiß mir ihn überhaupt sehr genau vorzustellen, er war ein höchst arbeitssamer, ordentlicher, liebevoller mann; seine stube, sein schreibtisch und vor allem seine schränke mit ihren sauber gehaltenen büchern bis auf die roth und grünen titel vieler einzelnen darunter sind mir leibhaft vor augen. wir geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die rede war, aber durch that und beispiel streng reformiert erzogen, und noch jetzt ist es mir, als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformierter weise eingerichteten kirche recht von grund andächtig sein könnte; so fest hängt sich aller glaube an die ersten eindrücke der kindheit. liebe zum vaterland war uns, ich weiß nicht wie, tief eingeprägt, denn gesprochen wurde eben auch nicht davon, aber es war bei den ältern nie etwas vor, aus dem eine andere gesinnung hervorgeleuchtet hätte; wir hielten unsern fürsten für den besten, den es geben könnte, unser land für das gesegnetste unter allen; es fällt mir ein, daß mein vierter bruder, der von uns hernach am frühsten und längsten im ausland leben muste, als kind auf der hessischen landkarte alle städte größer und alle flüsse dicker malte".

Die wenigen Zeilen spiegeln wider, was Grundton dieses Lebens war: Schlichtheit, die nüchtern erscheinen könnte, eine fast rührende Frömmigkeit und eine Liebe zum Vaterlande, zu Volk und Heimat, aus der sein Bestes, sein ganzes Werk aufblühte und wuchs. Dazwischen klingt als süßerer Ton das Kindhafte, das jederzeit ihn „Vater" und „Mutter" gedenken läßt. „wie ich confirmiert wurde", steht irgendwo auf einem Zettel, der unter vielen Notizen lag, „und zuerst zum abendmal gieng, sah ich wie die mutter ganz klar aus dem stuhl heraus das lied mitsang und wie sie das gesangbuch hielt und dabei weinte." Ein andermal in einem Brief: „ich erinnere mich genau, daß ich mit dem vater, als er noch stadtschreiber in Hanau war, einmal in einer winternacht oder doch abends durch

den schnee in ein dorf fuhr, wo er leute zu verhören hatte; die stube war voll bauern, tabaksdampf und trüber lichter." So lebt er, die Augen zurückgewandt, immer dem Früher aufs engste verbunden.

Sein Lebenslauf berichtet von ihm, wie er zusammen mit seinem Bruder nach Kassel geschickt ward und nach vier Jahren, im Frühjahr 1802, nach Marburg ging. Wilhelm folgte ihm im nächsten Jahre. In Marburg entschied sich ihr späterer Weg. Sie hatten als Juristen begonnen. Aber bereits ins erste Semester klangen die Stimmen der jungen Romantik. „Am Sonntag", schrieb Jacob 1802, „besah ich die hiesige Elisabetherkirche. Ein wahres Meisterstück, in ächt gothischem Geschmack, und die farbigen Fenster — eine leider jetzt verlorene Kunst — wie feierlich, und die Gruft mancher Landgrafen wie schauerlich! Der Vorwelt Schattengebilde umsäuseln uns und erinnern uns an unsre Vergänglichkeit! — Auch findet man da Gemälde von dem berühmten Alb. Dürer."

Eine verlorene Zeit stieg empor, noch schattenhaft, noch nicht zu halten — aber die Brüder verfielen ihr. Wachler, der Literarhistoriker, wies sie auf „Heinrich von Ofterdingen", des jungen Novalis herrliches Werk. Und Savigny weckte die Gedanken an alte „Quellen". Er auch zog Jacob für einen Sommer (1805) nach Paris, wo er die Lust am Spüren nach Quellen und alten Handschriften recht genoß. Den Kreis um die Brentanos und Arnim erschloß er den Brüdern, die 1817 noch die Klassik verwarfen, das Deutsche forderten. Wilhelm schrieb damals über Goethe: „Daß er die Nachahmung der griechisch. Welt als die zuträglichste preißt, halte ich für falsch zumal in der Mahlerei; die Berücksichtigung der altdeutschen ist viel natürlicher, weil das Leben, das sie darstellt, doch noch vielfach in uns fortlebt."

Man hat sich langsam daran gewöhnt, in Jacob den führenden zu sehen, welchem der jüngere Bruder folgte. Aber vielleicht ist das nicht richtig. Mindestens nicht für diese Jahre. — Die Lebensbeschreibung Wilhelm Grimms beginnt mit diesen, ihn zeichnenden Worten: „Ich bin zu Hanau geboren, am 24. Febr. 1786. Obgleich ich erst fünf Jahre alt war, als die Eltern diese Stadt verließen, sind mir doch noch Erinnerungen aus jener Zeit geblieben. Dreißig Jahre später gieng ich an dem Hause vorüber, wo wir gewohnt hatten, und die offene Thüre reizte mich in die Flur einzutreten; ich erinnerte mich gar wohl der innern Einrichtung und sah über die Mauer des anstoßenden Gartens noch den Pfirsichbaum, dessen rothe Blüthe mich als Kind ergötzt hatte. Im Jahr 1790 hatte der Landgraf von Hessen zum Schutz der Kaiserwahl bei der Frankfurt naheliegenden Stadt Bergen ein beträchtliches Corps zusammengezogen; um die große Revüe an einem festlichen Tage mit anzusehen, waren die Eltern in das Lager hinausgefahren, und ich besinne mich deutlich, wie ich, zum Kutschenfenster herausschauend, die Regimenter mit den im Sonnenscheine blitzenden Gewehren vorübermarschieren sah und der Donner der Kanonen jedesmal den Wagen erschütterte. Nicht minder lebhaft steht mir noch in Gedanken, wie wir beide, Jacob und ich, Hand in Hand über den Markt der Neustadt zu einem französischen Sprachlehrer giengen, der

neben der Kirche wohnte, und in kindischer Freude stehen blieben, um dem goldenen Hahn auf der Spitze des Thurmes zuzusehen, der sich im Winde hin und her drehte." Dann spricht er von der Schwester des Vaters: „Die Festigkeit ihres Geistes verließ sie nicht, bis zu ihrem Ende. In der Nacht, wo sie die Annäherung des Todes fühlte, bat sie die Mutter, ihr ein Gebet vorzulesen; die Mutter fieng das Gebet eines Kranken an ‚nein, Frau Schwester', sagte sie, ‚suchen Sie das Gebet eines Sterbenden auf'."

Der Mann, der sich hier selbst beschrieb, begann wie Jacob mit Anekdoten. Aber wie sehr verschieden sind seine von denen, die der Bruder erzählte. Nichts tritt von seinem Charakter ans Licht. Sondern: das Rot eines Pfirsichbäumchens, das Blitzen und Blinken des goldenen Hahnes, der Lärm der Kanonen blieben ihm haften. Das feste Wort einer sterbenden Frau, in dem sich ihre Seele erweist. Wilhelm war eine Künstlernatur.

Ein Dichter, welchem die deutsche Sprache wie wenigen sonst zu Gebote stand. Und um sie beide noch besser zu zeigen, rücke ich zwei ihrer Briefe her, die sie an Weigand geschrieben haben, den Jugendfreund und Studiengenossen. Wilhelm schrieb ihm: „Sey vielmals gegrüßt, lieber Weigand, ich habe so gewiß geglaubt dich Pfingsten hier zu sehen, daß ich schon bittern Schnaps, süßen Wein, Kuchen in Menge bestellt habe, und nun tritt dein Bruder ein und meldet, daß du dort bleiben wolltest. Von dem Schaden nicht zu reden, hast dus auf dem Gewissen, wenn ich als guter Hauswirt krank werde, da ich natürlich alles selber verzehren muß, was wir gemeinschaftlich verfumfeien wollten. Auch muß ich an dich schreiben, da ich viel lieber gesprochen hätte. Der Jacob ist seit einigen Wochen abwesend, indem er mit Urlaub auf 5 Wochen nach Dresden reist über Eisnach, Weimar pp. und als ein gereister Mann der (mit witzenburgerisch und borgerischem Witz) sich auch keine Sau dünkt, zurückzukehren gedenkt. Ich lebe hier nun in Einsamkeit und Arbeit, und kann nur die letztere unterbrechen, nicht die erstere, wenn ich will; einmal geh ich täglich spazieren, wo ich mich erstlich noch viel einsamer fühle als in der Stube, und wo ich zweitens immer viel Juden sehe, welches auch eine Arbeit ist. Zuweilen steh ich am Fenster und üb mich in höflichen Sitten; mitten in der Straße ist eine Schnupftabakfabrik, und da gewöhnlich jeder niesen muß, der vorbeigeht, so ruf ich ihnen Prosit zu, aber das ist rar, daß einer so viel Lebensart hätte und bedankte sich. Mein zweites Divertissement ist ein idealisch lumpiger Handwerkspursch, der unter dem Namen Blaubart hier die Stütze alter Volkssage ist und unter dem angenehmsten Schimpfen stets vorüberzieht..."

Daneben stehe ein Brief Jacobs: „Sie können sich leicht vorstellen, daß wenn ich meiner Sehnsucht folgen kann, ich gewiß Christtag nach Kassel komme, allein es tun sich mancherlei Hindernisse auf, eine Fußreise wäre bei der dann vermutlich eintretenden Kälte zu beschwerlich und nicht ratsam, ich könnte wohl einem Dorfbarbier Gelegenheit geben, das in Bekks Not u. Hülfsbuch beschriebene Schneeexperiment an mir zu machen, wozu ich eben keine Lust habe. — Doch kommt Zeit,

kommt Rat. — Ich habe seitdem nichts besonders gelesen außer Briefe von Mathisson. Ganz herrlich... In Bürgers Biographie habe ich gefunden, daß ihm eine Stelle in der Nachtfeier (pervigilium Veneris) so viel Mühe machte, er konnte aber doch die schöne Gedrängtheit des Originals nicht wiedergeben. Es heißt: cras amet qui nunquam amavit, quique amavit semper amet. Bürger gibt mehr als 50 Variationen an, zb: Morgen liebe, wer noch immer — Sich der Liebe Glück erkor..."

Ich glaube nicht danebenzugreifen, wenn ich die Brüder so erkläre: in Wilhelm steckte ein verkappter Dichter; in Jacob erwies sich der Philologe. Freilich ein solcher Philologe, wie unsere Zeit ihn kaum mehr sah. Er spürte die Farbe, den Ruch der Wörter, den sie vor Zeiten hatten, auf, wo wir nur dürre Buchstaben sehen. Das ist es, was die Teile A bis C und E des „Wörterbuches" so teuer macht und ihnen die Dauer verliehen hat. Das aber, die Dichterschaft Wilhelm Grimms, ist auch, was ihm die Finger führte, als er aus dürren Notizen und Worten die „Märchen" erlas und gedichtet hat. Denn es ist Irrtum, wenn man glaubt, sein Werk sei das des Säuberns gewesen; er hat sie in neue Kleider gesteckt — freilich in solche, von denen wir denken, sie wären von Anfang die ihren gewesen.

Bedenkt man das alles, dann wird man glauben, daß jenes Hinneigen zur frühen Romantik viel mehr von ihm als von Jacob ausging. In Jacob steckte der Antiquar, und er verfiel durch Savigny dem kommenden Reize der Handschriftenforschung, zu der ihn jener gezogen hatte. —

Das äußere Leben Jacob Grimms verlief bewegter als das des Bruders. Er trat in die Verwaltung ein. Als aber im Jahre 1807 das Königreich Westfalen entstand, war ihm zuwider, das welsche Recht erlernen und sich aneignen zu sollen. Ihn lockte es, Bibliothekar zu werden; jedoch der Staat versagte sich ihm; Hieronymus Bonaparte hat ihn dann an seine Privatbibliothek berufen —, wie es nicht nur dies eine Mal das Schicksal der Brüder gewesen ist, daß sich der Staat seiner Pflicht entzog, geistiges Leben zu hegen und zu pflegen, und für ihn Private eintreten mußten. Fünf Jahre geruhigen Lebens folgten, bis ihn der Winter des Jahres 1813 zum zweiten Male nach Frankreich brachte, diesmal in diplomatischen Diensten. Drüben wie auf dem Wiener Kongreß trug er den Titel Legationssekretär und tat in Wahrheit nur Schreiberdienste; wieder floh er zur Wissenschaft; die öden Stunden des Wiener Winters vertrieb er sich mit den slawischen Sprachen. Die Wiederkehr Napoleons und die Geschäfte des neuen Friedens führten ihn 1815 ein drittes Mal in die Pariser Bibliotheken; er hatte den Auftrag, für die Schätze, welche Napoleon einst entführt, Entgelte zu holen, vor allem Handschriften, durch die Verlorenes ersetzt werden sollte.

Die Wanderjahre des älteren Jacobs führten die Brüder eng zueinander. Von Kind auf waren sie zusammen aufgewachsen, hatten zusammen studiert und nebeneinander gehaust. Jetzt spürten sie, was Trennung heißt. Im Juli 1805 schrieb

einer dem andern: „Lieber Wilhelm, wir wollen uns einmal nie trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin tun, so müßte der andere gleich auffagen. Wir sind nun diese Gemeinschaft so gewohnt, daß mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte." So ist es ihr Leben lang auch geblieben. Wilhelm ist während des Kriegsjahres 1814 in Kassel zur Bibliothek gegangen, und Jacob folgte ihm 1816 nach. Sie wurden zusammen nach Bonn berufen und lehnten ab, und wiederum beide nach Göttingen 1829. Als Wilhelm sich mit Dortchen Wild, der Jugendgespielin, verheiratet hatte, blieb Jacob dennoch mit ihm zusammen. Ihr erster Sohn wird Jacob getauft und hat wie der zweite nur diesen als Paten. Sie schreiben die Hälfte der Bücher zusammen.

Man hat in diesem Verhältnis der Brüder Jacob als Gebenden angesehen. Aber das ist ein vorschneller Schluß; sie gaben einander wechselseitig. Ja, manchmal will es den Anschein haben, als wäre Wilhelm der reichere von beiden und Jacob säße an seinem Tische. So zeigen die Briefe, daß er es war, der sie zum alten Deutschen verlockte. Jacob schreibt 1805 in Paris: „Hier habe ich Manuskripte, besonders das Digestum, Codex, Instit. Volumen, Codex Theodosianus, Decretum etc. zu vergleichen, welches eine recht interessante Arbeit ist" — da steckte er also zutiefst im Recht. In diesen Tagen schrieb ihm der Bruder, er habe den Novalis gekauft; Tiecks Minnelieder besaßen sie schon, und dann: „Ich habe daran gedacht, ob du nicht in Paris einmal unter den Manuss. nach alten deutschen Gedichten und Poesien suchen könntest, vielleicht fändest du etwas, das merkwürdig und unbekannt." ... Die Lust an der alten Dichtung der Deutschen ging von den romantischen Dichtern aus; durch sie wird Wilhelm Grimm angesteckt, und er führt erst den Bruder darauf.

*

Aus der Romantik kamen die Brüder. Romantisch bestimmt war ihr erster Weg. Sie fingen mit Rezensionen an; die zweite Jacobs enthält diese Sätze: „Bodmer hat irgendwo gesagt, daß man die Sprache des Mittelalters wie eine tote betrachten und studieren müsse. In diesem Ausspruche liegt wenig Wahres, allenfalls nur in Beziehung auf einzelne Wörter, deren Gebrauch aufgehört hat. Im ganzen ist es unsere jetzt noch lebende Sprache, die wir ohne große Mühe verstehen, nur noch in der Kindheit, im Gegensatz zu der Ausgebildetheit der heutigen. Die Poesie bedarf, um sich auszusprechen, durchaus nicht einer ausgebildeten Sprache, und lebendig durchdrungen von ihrem großen Gegenstande, findet sie allzeit Worte. Und dieses mehr Angedeutete, das Unbeholfene, durch welches eine mächtige Empfindung bricht, sagt mehr als die durchdachtere Auswahl kunstreicher Worte. So verhält es sich mit dem Nibelungenlied, dessen Charakter die höchste Naivität ist ..."

Viel wichtige Sätze sind hier beschlossen. Die Sprache der alten deutschen Zeit war kindhaft, keusch, rein. Die Dichtung dieser kindhafteren Zeit war

Poesie, die durch die Sprache mit einer mächtigen Empfindung brach und deshalb mehr war als unsere heutige, die sich kunsthafter Mittel bedient. Damit tritt eine Scheidung auf, die für die Brüder bedeutend wurde: die Scheidung Natur- und Kunstpoesie. Sie ging im letzten auf Herder zurück und dessen „Stimmen der Völker in Liedern", an die sich das Tun der Brüder lehnt. Wenn man die Worte recht fassen will, so braucht man nur daran zu denken, was man bis auf die letzten Jahre von der Entstehung des Volksliedes glaubte: wie alles Gute in der Natur, gehe auch das Volkslied, das Epos, aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervor. Nicht hätten es wenige ausgezeichnete, überlegen begabte Menschen absichtlich hervorgebracht. Sondern: es dichtete das ganze Volk. Und diese Dichtung, Grimm nennt sie Epos, ist mehr als die des Einzeldichters. „In allen Literaturen folgt auf das alte Epos eine Poesie, die statt aus dem Gemüte des Ganzen aus dem des Einzelnen hervorquillt. Was die Natur nach ihrer Unbewußtheit rein und vollendet in sich gibt, dasselbe strebt nun die Kunst frei zu ersetzen. Allein unerreichbar steht ihren anfassenden Händen der Gipfel alter Herrlichkeit. Es ist überall, als ziehe sich eine große Einfachheit zurück und verschließe sich in dem Maße, worin der bildende Mensch sie aus der eigenen Kraft, durch sein Nachsinnen zu offenbaren strebt."

Man wird nach allem diesem verstehen, warum die Brüder sich der Dichtung der alten deutschen Zeit zuwandten. Hier fanden sie das, wonach sie suchten, und wenn sie das Hildebrandslied herstellten oder wenn sie im „Armen Heinrich" des Hartmann von Aue das Gut des Volkes im späteren Liede des einzelnen fanden —, so griffen sie nur nach der alten „Sage". Aber was sie als Sage verstanden, damals verstanden, das war nichts anderes, als was die Romantik darunter verstand: die Heldensage der alten Epen: das Nibelungenlied, Dietrich und Ortnit, der Liederkreis um den großen Karl. „So wie es aber unmöglich ist", schrieb Jacob wieder, „die alte Sage auf dieselbe Art zu behandeln wie mit der neueren Geschichte verfahren werden muß (welche vielleicht mehr Wahrheit des Details enthält, wogegen in den Sagen bei allem Fragmentarischen eine hervorgreifende



Holzschnitt von Ludwig Richter
zu Grimms Märchen „Sneewittchen", 1853



Lithographie von Max Slevogt zu Grimms Märchen „Die drei Brüder", 1927

Wahrheit in Auffassung des Totaleindrucks der Begebenheit herrscht), so ungereimt ist es, ein Epos erfinden zu wollen; denn jedes Epos muß sich selbst dichten, von keinem Dichter geschrieben werden."

Da haben wir ihn wieder, den Satz, daß jedes Epos sich selbst dichten muß, und daß das Volk, nicht einer, es dichtet. Das Volk als Dichter. Das weist weiter und weist auf die Poesie zurück, die Herder den Deutschen gefunden hat und die von Arnim und Brentano, den Freunden der Grimm, gesucht worden ist, als sie „Des Knaben Wunderhorn" schufen. Wie nahe lag es, daß die Brüder nicht nur in der epischen hohen Zeit des Mittelalters zu finden versuchten, daß sie wie jene das Volk befragten. Das eigene Volk und fremde Völker. Sie griffen nach den eddischen Liedern, ihnen noch eine Art Volksliedsammlung; Jacob bringt spanische alte Romanzen, Wilhelm die dänischen Heldenlieder in deutsche Sprache, und wenig später versuchte sich Jacob an serbischen Liedern. In allem war es dasselbe Suchen. Aber — wie vorhin — ein Umweg des Suchens. Denn ihnen lag nicht so sehr am Herzen, das Dichten „des Volkes" zu begreifen, als das des eigenen, des deutschen Volkes. So schrieb der Ältere zum Ossian, jenen angeblichen Volksgesängen: „Den deutschen Denkmälern scheint zu begegnen, was auch so oft das Schicksal des deutschen Verdienstes war: Verkennung und Zurücksetzung vor dem Fremden mit der gleißenden Außenseite, mit dem gehaltloseren Innern. Ossians Lieder sind in einer Sprache gedichtet, welche von der unsrigen gänzlich abliegt, schildern Geschichten und Sitten, worin sich wenig oder nichts mit deutscher Geschichte und Sitte lebendig berührt, und schwimmen in einem Nebel, der unserer wahren vaterländischen Poesie, ja dem deutschen Wesen überhaupt, wo es sich natürlich geäußert

hat, jederzeit uneigen war." Und Wilhelm Grimm sprach es dann aus, wohin sie zielten: „Wie wir die Form einer zarten Pflanze noch aus dem Eindruck, den sie in dem harten Stein zurückgelassen, so müssen wir nicht selten, was bei uns verloren, in einer Abbildung erkennen, die bei einem fremden Volke davon entstand, und die, wenn sie auch nur geborgte Strahlen zurückwirft, doch den alten Glanz ahnen läßt."

Nie aber waren sie dem so nah wie in der Sammlung der deutschen „Sagen". Alles, wonach sie ahnend strebten: die lautere Poesie einer glücklichen, von selbstischer Sucht dann zerstörten Zeit, die letzte Wahrheit, die Novalis in Märchen, Geschichten verborgen glaubte, ihr Deutschsein und Hoffen, traf hier zusammen. Sie trugen „Lokalsagen", wie sie damals die deutschen „Volkssagen" nannten, und Märchen, Volkslieder und altes Brauchtum zusammen. „Gib mir doch", schrieb 1809 Jacob Grimm an seinen Jugendfreund Paul Wiegand, „auf die Sitten, Gebräuche deiner Gerichtsuntergebenen acht; besonders examinier alle Spitzbuben über Diebs- und Räuberlieder, über abergläubische Dinge, Sprüche genau und vollständig aus. Fischer, Köhler und alte Weiber such vorzugsweise als Zeugen und dergleichen zu admittieren, weil sie viel mehr zu erzählen wissen als andere." Man wird es nicht zu leugnen brauchen, daß diese Sammlung durch Brentano und Achim von Arnim angeregt wurde. Doch blieb das nicht mehr als eine Anregung; was dann entstand, war einzig ihr Werk.

Die „Kinder- und Hausmärchen" sind langsam gewachsen. Manches kam aus der Kinderzeit; schon zeitig erzählte Gretchen Wild den Brüdern das „Marienkind". Reichere Quellen erschlossen sich später; aus ihnen ragen die Namen „Viehmännin", das war die Zwehrener Märchenfrau, die „alte Marie" (Müller) in Kassel, die Namen der Haxthausen und Droste hervor. Als Arnim 1812 nach Kassel kam, trieb er die Brüder zum Drucken an. Wilhelm erzählte es viel später: „Im Zimmer auf und ab gehend las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe saß, in dessen vollen Locken es ihm sehr behaglich zu sein schien."

Weihnachten 1812 erschien der erste, Januar 1815 der zweite Band. Es war, als brächen in heißen Tagen zwei frische Quellen im Walde hervor. Ein wahrer Schatzberg war aufgetan —, ein Schatzberg, aus dem das deutsche Volk und alle Völker der Nachbarschaft seit hundertunddreißig Jahren nehmen, ohne daß er sich vermindert hat: Sneewittchen, Der Fischer un syne Fru, Der treue Johannes, Hänsel und Gretel, Rapunzel, Jorinde und Joringel, Das tapfere Schneiderlein, Hans im Glück — der selige Zauber des Märchenlandes atmet um diese wenigen Namen. Und keiner der Namen ist tot und leer. Wir alle, der hinterste Wälderbauer und die im Schatten der Schlote wohnen, der Fischer an der preußischen Nehrung und die in Bozen deutsch singen und träumen, der Fürstensohn und das ärmste Kind im Kellerwinkel wie der Gelehrte, der Eisendreher und Straßenbahner



Jacob und Wilhelm Grimm

Aquarellierte Zeichnungen von Franz Krüger, 1840. Studien zu dem Gemälde „Huldigung vor Friedrich Wilhelm IV." Berlin, Nationalgalerie



Illustration zu Grimms Märchen „Brüderchen und Schwesterchen"
Zeichnung von Otto Speckter zu einer englischen Ausgabe vom Jahre 1842
Hamburg, Privatbesitz



Die Märchenerzählerin, Radierung von Ludwig Emil Grimm
Entwurf zu einem Titelblatt der Märchensammlung
seiner Brüder Wilhelm und Jacob

wissen um diese Gestalten Bescheid. Was wissen die meisten, die ich nannte, von der Ottilie der „Wahlverwandtschaften", von Schillers „Jungfrau", Brentanos Märchen? Alles verlosch oder ward nicht lebendig; die Märchen aber waren und bleiben. Ein Buch der Deutschen — neben der Bibel und dem Kalender allein das dritte — wurde in diesen zwei Bänden geschaffen. Hätten sie nichts als das getan, ihr Name wäre uns lieb und traut. Aber um dieser zwei Bände willen lebt auch ihr Name im Mund jedes Kindes, treuer und fester als andere in Erz.

Ich habe vorhin ihr Wesen beschrieben. Hier wird es deutlich — zum andern Male. Wilhelm war es, der diesen Märchen ihre vertrauliche Sprache gegeben, die Sprache Luthers und seine eigene: bildhaft, altväterisch und lebendig. Nicht weniges ihres ewigen Lebens haben die Märchen der Sprache zu danken, die deutsch zuinnerst ist, wie die Märchen die Züge des deutschen Wesens treffen. Jacob verwarf im letzten die Formung. Er wünschte die Märchen treu wiedergegeben. Sie waren ihm eine gelehrte Quelle. Aber daß dies sein Fordern dem Bruder, der unter seinem Einflusse stand, das allzu verlockende Bosseln hemmte, war gut und gab den Märchen zuletzt ihr treu-untreues, schönes Gesicht.

Im Hintergrunde blieben die Sagen — diesmal nicht mehr die Heldensagen von Siegfried und von Dietrich von Bern, sondern die wunderhaften Geschichten, die nicht wie die Märchen des Volkes Dichtung, sondern des Volkes Historie geben. Die Brüder erkannten dies Wesentliche, wußten es aber noch nicht zu fassen; sie ahnten es nur in einem Zuge: die Sage haftet am Ort und an Personen. Sie spricht von Barbarossa, vom Tell, nicht nur von einem „starken Hans", der überall zu Hause sein könnte. Hier ist dasselbe wie in den Märchen. Ich glaube sogar, daß die zwei Bände die zwei der Märchen noch übertreffen. „Sie haben", schrieb Jacob 1815 an August von Harthausen, „auch ihr Schönes. Die Märchen gleichen den Blumen, diese Volkssagen frischen Kräutern und Sträuchen, oft von eigentümlichem Geruch und Hauche." Ich sagte, die Sagen seien nichts Minderes; aber es ist ihr Unglück gewesen, daß sie nicht zu den Lesern fanden, zu denen sie hätten finden müssen. Die Brüder begriffen, daß die Märchen den Kindern gehörten, und legten sie drum in einer Mutter hegende Hände. In denen lebten sie auf und gediehen, so wie die Lieder des Wunderhorns bei Müttern und liebenden Menschen gediehen. Die Sagen, in denen „Glaube" und „Heimat" und „bäurisches Denken" munter wird, hätten dem einfachen Volk gehört und neben dessen Kalender gehört, neben die „Volksbücher" und die Bibel. Das aber hat die „Aufklärung" der Pfarrer und Schullehrer nicht dulden wollen — und hat so bewirkt, daß unser Volk ein Buch und einen Schatzhort verlor, wie ihm kein zweiter geboten wurde.

*

Man kann die folgenden zwanzig Jahre die hohe Zeit der Brüder nennen. Zwar Wilhelm baut weiter, was er bereits im ersten Jahrzehnt der Arbeit begonnen, sein Werk über die „deutsche Heldensage". Nur drang er tiefer, nachhaltiger

ein. Doch Jacob Grimm reckt sich jetzt auf. Er hat den Geschmack an Fouqué verloren, bekennt er 1816 dem Jugendfreunde. Und die Romantik blieb hinter ihm. Scherer hat einmal vermuten wollen, und wie mir scheint, mit einigem Recht, daß Schlegels Kritik den Wandel schuf. Der hatte die epische Theorie, die Ehrerbietung vor Kinderreimen und Ammenmärchen der Brüder verspottet, die Etymologien Jacobs verlacht. Genaue grammatische Kenntnis sei not, wie die historische Wertung der Texte. Eine historische Grammatik hatte auch Wilhelm von Humboldt gefordert.

Der Brandpfeil, den August Wilhelm Schlegel gegen den älteren geschleudert hatte, war tief und schmerzend haften geblieben. Langsam begriff der junge Stürmer, wie sehr berechtigt die Forderung war, die der Erfahrenere da erhob. Und diese Forderung traf auf Saiten, welche seit langem schon in ihm schwangen. Er hatte für die Wandlung der Laute, von der er in seiner „Grammatik" handelte, eine rein sinnliche Empfindung gehabt. Er haßte alle Schulmeisterei, die in der Sprache sich breitmachen wollte, die lächerliche Fremdwörterjagd, wie die Puristen, die nichts vermögen, als ihre verkümmerte Rede, ihr Maß zum Maßstab der deutschen Sprache zu machen. Ihm war die Sprache in allen Formen etwas Gewachsenes und „Organisches", ein lebendes Reis des Stammes „Volk". Der dänische Forscher Rask hat gelehrt: „Eine Sprachlehre sollte nicht sowohl befehlen, wie man die Worte bilden müsse, sondern vielmehr beschreiben, wie sie gebildet und verändert zu werden pflegen." Und Jacob fügte zu: „Jede Individualität soll heiliggehalten werden, auch in der Sprache; es ist zu wünschen, daß auch der kleinste, verachtetste Dialekt nur sich selbst und seiner Natur überlassen bleibe und keine Gewaltsamkeit erdulde." Und wieder: „Der Geist aber, welcher gewaltet hat, wird auch ins Künftige fühlen, wieviel des Fremden bleiben könne oder dürfe und wo die Zeit erscheine, da das noch Anstößige am Besten abgelegt wird" — also der Geist der Sprache entscheidet, nicht wir! — „wenn wir nur selbst Herz und Sinn, was die Hauptsumme ist, unserm Vaterland getreu bewahren." Noch klingt hier die romantische Lehre von dem Sich-selbst-Bilden der Sprache nach, so wie das Epos sich selber dichtet; die Lehre auch, nach der die Sprache ein Wesen, ein Organisches sei.

Aus alledem erwuchs das Buch, das 1819 erschien: „Deutsche Grammatik", eine Geschichte, nicht eine Schulmeisterei der Sprache. Ein Bild von ihrem Werden und Sein, nicht ein vertrockneter Regelkram. Es stieg in die ältesten Zeiten hinauf; stellt Zeugnis zu Zeugnis, — in Savignys Geist, jeweils aus einer Summe von Fällen die großen Gesetze des Werdens ablesend.

Ein ungeheures, gewaltiges Werk! Und doch in ihm ein Erdenrest, dem Philologen „zu tragen peinlich". Man hat ihm die Rechnung aufgemacht: „Große Wortreihen und Gedankengruppen sind übergangen. Die allgemeinen Richtungslinien sind nicht immer sicher, scharf und deutlich genug gezogen. Die grammatischen Kategorien, nicht von vornherein hinlänglich durchdacht, gehen ineinander über. Sorgfältig wird nur einiges ausgeführt, manches bloß begonnen

und angedeutet, vieles gar nicht in Angriff genommen. Was sich ihm zumeist in den Vordergrund schob, sein Hauptinteresse auf sich und von anderen Dingen abzog, war das Poetische und das Altertümliche. Er versenkt sich in die Anschauungen und Worte, in welche die kunstlose Phantasie der ältesten Germanen ihre einfache Welt gefaßt hat. Er schließt eine Zeit vor uns auf, in welcher Krieg und Schlachten, Sieg und Ruhm die einzigen Vorstellungen waren, an denen eine Menschenseele sich erhob und erbaute. Der unaufhaltsame Kämpfer und Rufer in der Schlacht, der streitende, siegende Held war das Ideal des germanischen Mannes. Die Walküre, auch sie streitbar und kampfesmutig, aber von dem wundersamen Glanze rätselvoller Zauberweisheit umflossen, war das Ideal des germanischen Weibes. Und die germanischen Lebensideale durchdrangen die germanische Poesie ... Kurz, Jacob Grimm entfaltet die Weltanschauung der germanischen Urzeit. Niemand war vor Jacob Grimm, der in solcher Weise den Lebensinhalt einer ganzen Epoche zum Gegenstande der Grammatik gemacht hat."

Was ist hier geschehen? Eine Dichtung. Die Dichtung vom germanischen Volke. Kein Schulmeister ist am Werke gewesen, sondern allein der liebende Sucher.

Wir haben vorhin die beiden Brüder als Philologen und Dichter geschieden. Aber was Wilhelm gedichtet hat, das ist nichts anderes, als was die Dichtung an anderen Stellen auch vor sich brachte. Er gab dem Stoff eine schöne Form. Daß er der Sprache gewaltiger war als viele mit ihm und neben ihm, mag ihn vor anderen charakterisieren. Auch, daß er nur formte, nicht Neues schuf. Hier aber stand ein „Dichter" auf und dichtete in einem neuen Stoffe.

Was ist sein Gedicht? Die alte Zeit. Aber noch mehr: er greift ins Dunkel und bringt aus ihm Gesetze hervor. Gesetze, die dauernde Geltung verlangen. Er dichtet einen Sinn dieser Welt und ihrer Erscheinung in der Sprache. Und eine Wahrheit, die immer ist. Es kommt auf diese Wahrheit an. Vor ihrem Anspruch zerflattern Worte, die „klassisch" oder „romantisch" besagen und Dichterschulen bezeichnen wollen: „Es gibt keinen rechten Unterschied zwischen antiker und romantischer Poesie. Die Geschichte der Malerei, Poesie und Sprache lehret viele Abwege vermeiden, denn sie zeigt uns, daß jederzeit die Wahrheit denen erschienen ist, welche auf die Spur der Natur getreten sind."

Dichten ist mehr, als gefällige Formen um ein beliebiges Thema weben. Dichten baut Stufen ins Dunkel der Welt. Und hier war einer, der Stufen baute. Er hat die schönen Formen verschmäht; innere Keuschheit hielt ihn zurück; es war die Keuschheit des sauberen Mannes, der sich nicht klüger als andere dünkte. Er wollte nur weisen, nicht überreden, weil es ihn lächerlich, kindisch dünkte, zu einer Erkenntnis zu überreden, die sich die Menschen gewinnen können, wenn sie sie sich gewinnen wollen.

Ein Philologe? Ich glaube es doch. Aber der wahrhafte Philologe; nicht jenes Zerrbild, das die Jahre um 1910 von ihm wiesen, das uns in jungen Jahren erschien, den Wörtern ihre Seele zerstörend, grammatische Formen zu Tode hetzend.

Im Jahre 1828 läßt Jacob die „Deutschen Rechtsaltertümer" in einem starken Bande erscheinen. Ein Buch, in welchem das deutsche Recht von seiner sinnlichen Seite erscheint. Wieder war es der alte Traum, der ihn wie in der Grammatik leitete: „Im Altertum war alles sinnlicher entfaltet, in der neuen Zeit drängt sich alles geistiger zusammen. Es schreitet das Recht von symbolischen Formen zu seiner abstrakteren Fassung fort" —, wie die Sprache, von der er schrieb: „Die alte Sprache ist leiblich, sinnlich, voll Unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden. Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör, Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher."

Die Quellen, aus denen Jacob Grimm das neue Buch zu schöpfen begann, gleichen den Quellen der Grammatik. Wie diese aus allen Dialekten und den lebendigen Mundarten wächst, so stehen die deutschen Rechtsaltertümer vorzüglich aus unsern Weistümern auf. Das sind die Niederschriften der Rechte, welche den altdeutschen Landschaften eignen. „Diese Rechtweisungen durch den Mund des Landvolks", sagt Jacobs Vorrede, „machen eine höchst eigentümliche Erscheinung in unserer alten Verfassung, wie sie sich bei keinem andern Volk wiederholt, und sind ein herrliches Zeugnis der freien und edlen Art unseres eingeborenen Rechts. Neu, beweglich und sich stets verjüngend in ihrer äußeren Gestalt, enthalten sie lauter hergekommene alte Rechtsgebräuche und darunter solche, die längst keine Anwendung mehr litten, die aber vom gemeinen Mann gläubig und in ehrfurchtsvoller Scheu vernommen wurden. Sie können durch die lange Fortpflanzung entstellt und vergröbert sein, unecht und falsch sind sie nie. Ihre Übereinstimmung untereinander und mit einzelnen Zügen alter, ferner Gesetze muß jedem Beobachter auffallen und weist allein schon in ein hohes Altertum zurück." Und: „Die Weistümer des deutschen Rechts sind ihrem Wesen und Gehalt nach völlig vergleichbar der gemeinen Volkssprache und den Volksliedern." — Das ist es —: vergleichbar der Volkssprache und den Volksliedern! Und gibt den Schlüssel für Grimms Tun.

Sprache und Recht; daneben tritt als Drittes und Lockendstes: der Glaube. So schrieb er 1835 die „Deutsche Mythologie" Dahlmann zu: „Aus Vergleichung der alten und unverschmähten jüngeren Quellen habe ich in andern Büchern darzutun gestrebt, daß unsere Voreltern, bis in das Heidentum hinauf, keine wilde, regellose Sprache redeten, die sich schon in frühster Zeit zur Poesie hergegeben hatte; daß sie nicht in verworrener, ungebändigter Horde lebten, vielmehr eines althergebrachten sinnvollen Rechts in freiem Bunde, kräftig blühender Sitten pflagen. Mit denselben und keinen andern Mitteln wollte ich jetzt auch zeigen, daß ihre Herzen des Glaubens an Gott und Götter voll waren, daß heitere und großartige, wenngleich unvollkommene Vorstellungen von höheren Wesen, Siegesfreude und Todesverachtung ihr Leben beseligten und aufrichteten, daß ihrer

Natur und Anlage fernstand jenes dumpf brütende Niederfallen vor Götzen oder Klötzen, das man, in ungereimtem Ausdruck, Fetischismus genannt hat. Diese Beweisführung fühlt durch meine vorhergegangenen Arbeiten sich erleichtert und gestärkt; das dritte folgt hier innerlich notwendig aus dem ersten und zweiten: ein Volk, zur Zeit wo seine Sprache, sein Recht gesund dastehen und unversiegten Zusammenhang mit einem höheren Altertum ankündigen, kann nicht ohne Religion gewesen sein." Leuchtend steht so sein Ziel vor uns, immer und immer das gleiche Ziel: des alten Volkes Herrlichkeit. Es hat der Anmaßung nicht bedurft, mit welcher die „Vorgeschichte" sich brüstet, das Wort „Barbaren" gelöscht zu haben. Er hatte es längst vor ihr getan.

Sein Weg ist diesmal strenger gebunden als jemals vorher; denn ärger als andere schien dieser von Gefahren umlauert. Das Mythologisieren war Mode. Nur strengste Zucht vermochte zu dienen und leichtsinniges Tun als wertlos zu ächten. Er schuf seine Mythologie aus der Quelle, die er als erster und reinlich gefaßt: den sprachlichen Zeugnissen älterer Zeit. Erst wenn ihm diese Genüge taten, zog er herbei, was nahe lag: den Nachklang jener verlorenen Zeit in Volkes Sagen, Märchen und Bräuchen. Wir sehen, wie stark er sich selber zwang; was lag ihm näher, der Rechtsaltertümer aus Weistümern fand, und dessen Grammatik aus allen germanischen Mundarten lieh, die Götterlehre der alten Germanen zuvörderst auf Sagen und Sitten zu gründen, wie seine Nachfolger es getan? Er sah die Gefahr, die nahe lag, und wich ihr schweigsam, besonnen aus.

Wir haben noch heute an seinem Buch wenig zu tadeln. Am ehesten wohl, daß er der nordischen Mythologie zu hohe Bedeutung für unsere verlieh. Das hat bis heute auch die Phantasten mit manchem Scheinbild genarrt und betrogen. Aber was hat das in Wahrheit zu sagen, nachdem zum ersten Male der Schatz, der lange verborgen lag, wieder schien? Noch heute leuchtet er, blank und neu, und wird noch lange und freundlich glänzen, dem deutschen Menschen zu einem Trost — und rühmlichem Zeugnis vergangener Zeit.

Drei Bücher — von Glaube, Sprache und Recht, jedes allein ein großes Werk, aber zusammen mehr als drei Bücher. Das Herz eines Volkes ist bloßgelegt und ihm gewiesen: das alles bist du! Und eine stolze Mahnung wird laut: Volk, du, mein Volk, sei deiner wert!

*

Die friedliche Zeit des Göttinger Lebens, die sie seit 1829 genossen — wie still und verlockend schien sie jetzt, und hatte doch mit der Antrittsvorlesung über das Heimweh (nach Hessen) begonnen —, sank 1837 ins Grab. „Es kam ein neuer König auf in Ägypten." Ernst August, der Herzog von Cumberland, hob die Verfassung des Landes auf und herrschte als absoluter Fürst. Einstweilen galt die Verfassung von 1819; die Staatsbeamten wurden des Eides auf die verworfene Verfassung entbunden. Diese Entbindung durch einen Machtspruch schien

Dahlmann nicht möglich; er protestierte, und sechs Professoren — unter den sechsen die beiden Grimm — erhoben zusammen mit ihm die Stimme. Es wirkte wie eine Befreiungstat gegen den Druck, der auf dem Lande und damals fast auf ganz Deutschland lag; ganz Deutschland jauchzte den sieben zu. Sie wehrten ab. Was sie getan, sei kein politisches Tun gewesen. „Der materielle Inhalt des Grundgesetzes", schrieb Wilhelm, „kam bei unserer Erklärung nicht in Betracht. Ich glaube nicht, daß es besser ist als überhaupt die Gesetzgebung unserer Zeit. Die Gesetze wachsen heutzutage nicht aus einem natürlichen Triebe und innerer Notwendigkeit hervor wie etwa einem Vogel die Federn aus der Haut, sondern sie werden fabriziert und ausgedacht, ich will glauben, oft mit dem besten Willen. Ich habe also gar keine Zärtlichkeit für das Grundgesetz. Unbefangene und wohldenkende Männer, die das Land kennen, meinen, es sei doch angemessener als die Verfassung von 1819, mit welcher es soll vertauscht werden und die ebenfalls von Papier ist. Man hätte nur auf dem Wege des geraden Rechts, durch Vereinbarung mit den nach dem Grundgesetz berufenen Landständen, oder durch Entscheidung alle nötigen Veränderungen machen mögen. Auf unsere Lage hatte die ganze Sache ohnehin keinen Einfluß. Bei unserm Schritte lag bloß die religiöse Überzeugung zugrunde, daß wir so handeln müßten, wenn wir unser Gewissen rein erhalten wollten und die Ehre der Universität. Mit dem politischen Parteiwesen hat die Sache nichts zu schaffen, und wir müssen die albernen Lobeserhebungen der Liberalen ebenso ertragen als die hoffärtigen Verhöhnungen der andern Sekte."

Es war ein böser und harter Schnitt, der in das Leben der Brüder geschah. Jacob ward aus Hannover verbannt und mußte es binnen zwölf Stunden räumen; Wilhelm blieb zwar, doch ohne Amt. Sie klagten. Der Rechtsweg ward unterbunden. Die deutschen Regierungen waren sich einig, keinen der „Sieben" zu berufen. Was nützte es ihnen, daß Göttingen siechte, daß niemand den Ruf auf ihre Stühle annehmen mochte, ihren Platz ersetzte? Man sammelt für sie; das deutsche Volk erhielt die Wissenschaft gegen die Fürsten — bis Friedrich Wilhelm IV. endlich die beiden Brüder, halb verlegen, als Mitglieder der Akademie berief. Aber schon vorher war eingetreten, was ihrem Leben die neue Richtung und seine letzte Aufgabe gab. Karl Reimer, ein mutiger, kluger Verleger, schlug 1838 den beiden vor, ein deutsches Wörterbuch zu verfassen. Ein deutscher Bürger gab ihnen wieder, was ihnen die Fürsten weigern wollten: die Arbeit für die Ehre der Deutschen. Jacob schrieb damals an Karl Lachmann, den kritischen gelehrten Freund; der Plan eines deutschen Wörterbuches habe sie anfangs sehr bedrückt. Vieles von alten Plänen fiele nun hin. Aber „wir haben den ernsten Willen und Lust dazu gefaßt. Dabei wollen wir bleiben und uns die Welt so viel nur als möglich weiter gar nicht anfechten lassen. Das Wörterbuch kann uns Stütze und Unabhängigkeit gewähren. Und kommt die Arbeit in Gang und Gelingen, so entsage ich jeder noch so ehrenvollen Anstellung und widme dem Werke alle meine Kräfte". Man hat die beiden niedergeschlagen; sie langen, am Boden noch, nach der

Arbeit, die ihres Volkes Namen erhöht. Wer deutsch ist, wird nicht von den Fürsten und deren willkürlichen Sätzen bestimmt; sein Deutschtum bestimmt der Deutsche sich selbst.

Ein ungeheures Werk wird begonnen, welches im Umfang nur Jacob ermahnt. Das Wörterbuch soll den Vorrat von Wörtern des deutschen Volkes der vierhundert Jahre — seitdem die heutige Sprache gilt — in alphabetischer Folge verzeichnen. Nicht nur die Wörter, die augenblicklich dem Durchschnittsmenschen geläufig sind, auch seltenere und ausgestorbene. Und es soll weiter die Worte nachweisen, von jedem nachweisen, wo man es finde, welche Schriftsteller und wo sie es brauchen. Und es soll endlich die Wörter deuten.

Als Jacob Grimm sein Jawort gab, wußte er, daß er alle Pläne auf eigene Werke begraben mußte, und wußte, daß er das neue Buch, das er sich auflud, nie fertig schriebe. Das war der Anfang. Aber ein zweites haben wir dabei noch zu bemerken. Es ist ein Werk der Gebrüder Grimm. Wir lenken damit noch einmal zurück auf das Verhältnis der beiden Brüder. Immer hat Wilhelm sich untergeordnet, ist Jacob der beiden Führer gewesen. Das änderte sich, als 1825 Wilhelm die Frau nach Hause führte; ein Zeichen, daß der ältere Bruder an Vaters Stelle getreten war. Nun aber dorrte auch Wilhelms Schaffen; er ward ein Herausgeber alter Texte, die Ehe schien ihn ganz zu erfüllen; ein bürgerliches, geruhiges Leben will ihm genügen. Da reißen die Schritte Dahlmanns und Jacobs ihn fort und in ein Unruh-Sein. Plötzlich begann ein neues Tun. Es fing mit kleinen Bemerkungen an, zu Freidanks Grabmal. Zu Silvester — und schritt zu größeren Arbeiten fort. Zur „Sage vom Ursprung der Christusbilder", die noch einmal den alten Träumen romantischer Dichtung entsprossen ist. Der Dichter in ihm war schlafen gegangen; es blieb — die Sehnsucht nach dessen Wegen. Er hatte zu lange der Wissenschaft und ihren Methoden den Zoll gezahlt; nun wurde sie zum Herrn über ihn.

Und danach kam das Wörterbuch. Man braucht von ihm und seiner Qual nichts mehr zu sagen; ein Brief an Dahlmann, den Jacob 1858 geschrieben hat, spricht alles aus: „Sie ermahnen mich liebevoll und dringend zu eifrigerer Fortarbeit. Hirzels Briefe tropfen schon jahrelang auf denselben Fleck, zwar mit feinster Schonung, doch so, daß, wie wenn Frauen schreiben, dasselbe Anliegen immer darin enthalten ist, und auch, falls ich sie nicht läse, doch wüßte, was darin steht. Stellen wir uns das Bild des Wörterbuchs einmal lebhaft vor. Ich habe in Zeit von drei Jahren für die Buchstaben ABC geliefert 2464 enggedruckte Spalten, welche in meinem Manuskript 4516 Quartseiten ausmachten. Hier will alles, jeder Buchstabe eigenhändig geschrieben sein, und fremde Hilfe ist unzulässig. Wilhelm wird in den drei darauffolgenden Jahren das D, obwohl er dem Plan entgegen zu sehr ausführt, in 750 Spalten darstellen. Die Buchstaben ABCD erreichen noch nicht ein Viertel des Ganzen. Es bleiben also, mild angeschlagen, noch gegen 13000 gedruckte Spalten oder nach Weise meines Manuskripts

25000 Seiten zu schreiben ... Ich dachte, als Wilhelm in die Reihe trat, daß ich nun etwas aufatmen und an andere Arbeiten gehn könnte, die sich unterdessen getürmt hatten. Sobald Hirzel sah, daß Wilhelm langsamer schreitet und das Werk zurückblieb, begann er von mir zu begehren, ich solle, ohne das Ende von D abzuwarten, mit E beginnen. Buchhändlerisch war dies nicht unbillig, verdarb mir aber meine Ferien und störte meine Ruhe, denn bei dem Gedanken, alsbald wieder vortreten zu müssen, wies ich auch weit aussehende neue Arbeiten zurück. Daß wir beide zugleich Wörterbuch arbeiten, hat auch äußerlich manches gegen sich. Die Menge von Büchern, die dabei gebraucht werden, mußten bald hier, bald dort weggenommen werden. Da wir nicht in einer Stube sitzen, würde ein beständiges Laufen und Holen entspringen. Ich weiß nicht, ob Sie sich unsere Hauseinrichtung deutlich vorstellen. Fast alle Bücher sind an den Wänden meiner Stube aufgestellt und Wilhelm hat die größte Neigung, sie in seine Stube zu holen, wo er sie auf Tische legt, daß man sie schwer wieder findet. Trägt er sie aber an die alte Stelle, so ist ein unendliches Türaufundzuschlagen, das uns beiden lästig ist." — Ein alter, verknurrter Junggeselle und Eigenbrötler scheint hier zu sprechen.

„Aber", fuhr er dann fort, „dies ist nur ein äußeres Hindernis, das aus dem Zusammenarbeiten hervorgeht; die inneren sind viel schwerer. Sie wissen es, daß wir beide von Kindesbeinen an brüderlich zusammenleben und einer ungestörten Gemeinschaft pflegen. Alles, was Wilhelm arbeitet, geschieht mit Sorgfalt und Treue, allein er geht langsam zu Werke und tut seiner Natur keine Gewalt an. Ich habe mir oft im Herzen vorgeworfen, daß er durch mich eigentlich in grammatische Dinge getrieben worden ist, die seiner inneren Neigung fernliegen; er hätte sein Talent, ja alles, worin er mir überlegen ist, besser auf anderen Feldern bewährt. Diese Wörterbucharbeit verursacht ihm zwar auch Freude, doch noch mehr Pein und Not ..."

Hier wird das Letzte, Menschliche deutlich. Wilhelm ist vergewaltigt worden. Der Bruder hatte ihn in Dinge gestoßen, die seinem Wesen entgegen waren, und zwang ihn nun ans Wörterbuch. Das Joch, für Jacob schon schwer zu tragen, drückte doppelt marternd auf Wilhelms Schulter. Und lastete auf ihm bis an das Grab.

Am 16. Dezember 1859 legte sich Wilhelm zur Ruhe nieder. Die Last fiel zurück auf Jacobs Schulter, der nun das Zwiefache tragen mußte. Er schrieb an Weigand: „Sie dürfen mit Zufriedenheit auf die bedeutende Arbeit (Ihres Wörterbuches) blicken und mit der Sicherheit, sie zu vollenden, während in mir das schwere Gefühl lastet, daß ich nicht zu Ende bringen werde; wie fast alles, was ich unternommen habe, Stückwerk geblieben ist. Mein Alter läßt mich erfahren, daß ich zwar noch mich ausbreiten kann in Laub und Äste, aber vielleicht keine Frucht mehr aus dem Stamm treibe." Und wenig später: „Ich fürchte, die allerersten Hefte des Werks haben, von der Neuheit gereizt, manche gelesen; die

Fortsetzungen muten sie sich nicht zu, sondern legen sie beiseite zu gelegentlichem Aufschlagen. Es ist aber traurig, für ein nicht lesendes Publikum zu schreiben; das beste, was mir in einzelnen Artikeln gelingen kann, wird vielleicht zufällig in funfzig oder hundert Jahren wahrgenommen."

Ja, dieses Buch fraß ihn fast auf. Wieder an Weigand lesen wir: „Wie lange hätte ich schon geschrieben und immer wieder gedankt, wüßte ich nicht, daß Sie sich ganz in meine Lage denken und vollkommen einsehen, wie schwer mir das Briefschreiben fällt. Zwar schreibe ich viel den ganzen Tag fort am Wörterbuch und mag mich nicht darin unterbrechen . . ." Ein mühseliger Riese, so schleppt er die Last seinen nie endenden Weg hinaus. Und darf nicht erliegen.

Erliegt auch nicht. Sondern wird stärker und immer stärker. Er wächst jetzt über sich hinaus. Am 26. Januar 1860 hält er die „Rede über das Alter". Da heißt es: „Einem freigesinnten alten Manne wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortschaffung aller Wegsperre den endlosen Geheimnissen Gottes und der Natur immer näherzurücken gestattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine solche beseligende Näherung jemals vollständiger Abschluß werden könne, da wir dann aufhören würden, Menschen zu sein." Hier reckt sich einer vollends empor. Einer, der in die Geheimnisse langt, mit welchen die Gottheit den Menschen umgibt, und dessen Religion es ist, daß das Geheimnis ergründet sein soll. So haben die Männer Newton, Leibniz und andere mehr hinaufgelangt. Es war ihr Beruf, hinaufzulangen. Zu ihnen gesellt sich der greise Mann.

Ein kleiner Anfang — in Rausch und Wahn. Tapsende Schritte, zu denen der Bruder in raschem Gelüst den älteren drängt. Danach ein Leben in steter Mühe; ein siebzigjähriges Arbeitsleben, doch köstlich, wie der Psalmist schon weiß. Ein zähes, nie unterbrochenes Ringen — und Wachsen in Arbeit. Und Höherwachsen. Der Bruder blieb am Wege zurück. Es hatte ihn zu Grunde gerichtet, mußte ihn wohl zu Grunde richten. Ein Tun, wie hier es begonnen wurde, forderte Opfer. Auch das Opfer: sich selbst an die Arbeit zu versklaven, sich selbst aufzugeben. Auch das Opfer: das schwerste Gesetz erkennen zu müssen, wie man die kleineren einst erkannte. Niemals hat einer sein Menschen-Sein und dessen Schwäche klarer gesehen und dennoch dem Würger sich heitrer gestellt als dieser einsame, greisende Mann: „So lange uns die Sonne leuchtet, ist Zeit des Wirkens, bis unsre Tage ausgelebt und wie einzelne Tropfen vom Dach niedergefallen sind. Wir treten auf die Erde und schreiten über den Grund hin, bis wir in den mütterlichen Schoß zurücksinken."

Am 20. September 1863 legte er sich zur Ruhe nieder.

*

Es ziemt, eine letzte Frage zu stellen. Was hat das Leben der Brüder Grimm uns heute zu sagen? Weswegen rufen wir sie neu auf? Die Antwort ist nicht einfach zu geben, denn manches an ihnen lockt zur Besinnung. Etwa das eine: sie waren

Bürger. Das Bürgertum des letzten Jahrhunderts in seinen Leistungen, seiner Bedeutung wird an den beiden sichtbar und hell. „Der größte deutsche Mann, der unsere Glaubensfreiheit bewirkte, Luther, war aus geringem Stande, und so ist es in allen folgenden Jahrhunderten. Wir werden immer sehen, daß die Mehrzahl der erweckten großen Geister dem Bürgerstande angehört." Sie zeigen, vor allem Jacob Grimm, das Idealbild des deutschen Gelehrten, der sich und seine Seele hingibt, um aller Gründe Grund zu erkennen, und den kein Scheinbild betrügen kann. Denn das, den Geheimnissen näher zu rücken, das ist sein Glaube. Gottes Geheimnissen näherrücken —, das Wort weist auf ein weiteres hin. Sie spüren den Geheimnissen nach. Auch dem Geheimnis der Poesie. Die Jünglinge tappen ahnend danach, die Männer streben bewußt, zu ergreifen, was Glaube, Recht und Sprache lehren, als Äußerungen des Volkes lehren, — im Volke ruht das Geheimnis verborgen. Wenn die Romantiker packen wollten, was in den Liedern des Volkes lag, geschah das aus ästhetischen Gründen. Hier suchen zwei mehr als schöne Lieder und schöne oder tiefsinnige Mären, bei denen man sich viel denken konnte — hier suchen zwei die Seele des Volkes. Und schreiten wir noch einmal weiter: in ihrem Alter teilen sie aus, was sie an Schätzen mühsam erwarben; das Wörterbuch sollte ein Volksbuch werden, aus dem der Hausvater Weib und Kindern unter der Lampe vorlesen würde. Ihr letztes Arbeiten galt dem Volke.

Das ist es, das ist ihr Wesentliches. Sie haben vor allem das Volk geliebt. Und was sie taten, geschah für dieses. Auch dann, wenn sie auf Wegen schritten, auf denen ihnen kein Fachgelehrter, geschweige der einfache Mann folgen konnte. Auch dann geschah es für dieses Volk. Und für die Ehre des deutschen Namens.

Der Aufsatz, mit dem wir oben begannen, enthält an seinem Schluß die Worte: „Alle unsere bestrebungen sind der erforschung unserer älteren sprache, dichtkunst und rechtsverfassung entweder unmittelbar gewidmet oder beziehen sich doch mittelbar darauf. mögen diese studien überhaupt manchem unergiebig geschienen haben und noch scheinen; uns sind sie jederzeit vorgekommen als eine würdige, ernste aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames vaterland bezieht und die liebe zu ihm nährt."

Leopold von Ranke

1795—1886

Von

Hermann Oncken

Der größte Geschichtschreiber neuerer Zeiten ist ein Deutscher. Seine geistige Erscheinung steht in der auserwählten Zahl derer, die gleichzeitig der Nation und der Allgemeinheit angehören: nicht nur im Hinblick auf die Stoffe, die er sich wählte, und die Wirkungen, die von ihm ausstrahlten, sondern aus einem tieferen Grunde: das Universale und das Nationale durchdringen sich in dem innersten Wesen seiner Geistigkeit. Ihm war das lange Leben beschieden, das seine Unbefangenheit für die mitlebende Erfahrung des Historikers verlangte. Geboren in der ersten Atempause der Revolutionskriege, in dem Jahre des Friedens von Basel, in dem Kant seine Schrift zum ewigen Frieden schrieb — gestorben nicht lange vor dem Ausgang der Staatsleitung Bismarcks, als sich schon von West und Ost die Wolken gegen das Reich der Mitte zusammenballten — dazwischen liegen neunzig Jahre, die sich zeitlich nahezu mit dem Leben des alten Kaisers Wilhelm decken. Welche Kette von Spannungen drängt sich in diesem Zeitraum zusammen! In die Bildungsanfänge Rankes sprühen die Funken aus der Werkstatt Herders und Fichtes, reichen die großen Gestalten der klassischen Dichtung hinein; der Student schon exzerpierte die „Römische Geschichte" Niebuhrs. An seinem neunzigsten Geburtstage aber vereinigte sich alles in dem huldigenden Bekenntnis, daß seine Schule die historische Schule Deutschlands sei, und auch die anderen großen Kulturvölker, über ebenbürtige Namen nicht verfügend, nahmen an dieser Anerkennung teil.

Denn dieser Mann hat nicht nur einer Wissenschaft die Methode begründet und die Wege gewiesen, er hat eine Schule gebildet und tief auf die Prägung seiner Zeit eingewirkt; er hat zugleich klassische Darstellungen hinterlassen, über denen, wenn sie gleich schon ein Jahrhundert zurückliegen, der Schmelz der Unvergänglichkeit ruht, die einer wissenschaftlichen Hervorbringung nur selten beschieden ist. Er ist auch nicht ganz und gar in die Geschichte einer Wissenschaft einzuordnen. Gerade das Persönlichste seiner Schöpfungen scheint aus einer Zeit zu stammen, da Kunst, Literatur und Wissenschaft noch nicht völlig voneinander getrennt waren, so wie Goethe und Alexander von Humboldt, Hegel und Nietzsche in mehr als einem geistigen Lebenskreise als zugehörig auftreten.

Der Weg Rankes ist durchaus der Weg eines Einzelnen. Die Mitgift seines Blutes und Erbes, der Schule und des Zeitalters läßt sich gewiß nicht verkennen; gerade in seinen Werdejahren ist nichts reizvoller, als die sich kreuzenden Einflüsse

aufzudecken. Entscheidend aber bleibt, wie diese allempfängliche Natur das Empfangene nur so, wie es ihr gemäß ist, in sich aufnimmt, es sich zu eigen macht, um es zu bemeistern. So wird sie die eigentliche Richtung ihrer historischen Studien aus sich selber schöpfen: schon seine ersten Leistungen tragen den Stempel der Ursprünglichkeit. Das Ganze seines Lebenswerkes wird man nur fassen, indem man, Rankes eigene Methode auf ihn anwendend, von dem Einzelnen ausgeht, um das Ganze zu verstehen. Sein Gesamtwerk stellt, bis in die persönlichsten Äußerungen hinein, einen wundervollen Einklang dar, wie er nur den seltenen Gebilden des Genius zuteil wird. Diese ausgesprochene Einheit empfängt den Rhythmus, der sie durchzieht, vor allem aus den Studien selbst, aus dem Fortschritt in Methode und Quellenbenutzung, aus dem Wachstum der Erkenntnis, in der sich der Erkennende immer wieder proteushaft verjüngt. Daneben aber schwingt, gleichsam im Unterton, ein zweiter Rhythmus aus dem Erleben seiner eigenen Zeit mit. Es konnte nicht anders sein, als daß die Stufen der deutschen Geschichte, die er voll tiefem Anteil durchschritt, nun auch ihrerseits auf das in ihm lebende und nach Gestaltung drängende Bild der deutschen Vergangenheit, also auf die dem Historiker menschlich nächste Aufgabe, zurückwirkten. Das Leben des Gelehrten ist doch auch wieder mit dem Leben der Nation verflochten, und von den Wirkungen seines Werkes läßt sich sagen: wenn es Perioden gab, in denen er in den Schatten zu treten schien, so hat er sie bisher immer wieder überwunden. Noch in den Erörterungen, die sich heute über Wesen und Bestimmung der Geschichtschreibung erheben, zwingt er selbst die entgegengesetzten Auffassungen zur Auseinandersetzung mit seinen Gedanken, seiner Leistung und seiner Größe.

Vor allem für den Historiker bedeutet der Sinn der Abkunft das eine: Tradition. Franz Leopold Ranke wurde am 21. Dezember 1795 in Wiehe in Nordthüringen geboren; der Vater, Advokat und Justitiar, gab seinem Ältesten die Vornamen der beiden letzten deutschen Kaiser. Er stammte aus einer lutherischen Pastorenfamilie, die seit Generationen in der von Sage und Geschichte reich umkränzten Goldenen Aue zu Hause war. Daß die Familie rein deutschen Blutes war, ist törichter Erfindung gegenüber nicht unnötig zu betonen. Wer die besondere Art des thüringischen Stammes sucht, wird sie in manchen Zügen in Rankes Wesen und auch wohl in seiner Geistigkeit finden — soweit solche Uranlage sich in der strengen Zucht der Studien behauptet. Um so bestimmender ist die Welt des Luthertums in die Herkunft verflochten; aus ihr hat der Historiker nicht nur die äußeren Antriebe, sondern auch die inneren Impulse davongetragen; geistesgeschichtlich ist sein Werk von hier aus zu deuten. Politisch war man dem kursächsischen Staate untertan; schon aus diesem Grunde wird der Sturm der Befreiungskriege das Leben des jungen Leopold, der von 1809 bis 1814 den klassischen Unterricht in Schulpforta genoß, nur obenhin berührt haben. Vielleicht bedeutete der Übergang seiner sächsischen Heimat an Preußen für den Studenten, der in den Jahren 1814 bis 1817 die Universität Leipzig besuchte, das erste tiefere

politische Erlebnis. Nicht ohne anfängliches Widerstreben verband er sich mit dem preußischen Staate, dem er nicht aus freiem Entschluß, sondern nur durch die große Politik zugesellt wurde, um dann doch mit ihm, gleich ungezählten Söhnen deutscher Landschaften, für immer zu verwachsen.

Was aus diesen Jahren an Blättern von seiner Hand überliefert ist, reicht über den herkömmlichen Betrieb der Universitätsgelehrsamkeit nach allen Seiten weit hinaus. Man blickt in das tastende Suchen eines ungemein reichen Kopfes, der alle Elemente des deutschen geistigen Lebens ergreift: die antike Tradition, die christliche Gläubigkeit in lutherischer Prägung, das Erlebnis der nationalen Bewegung, das die Jugend auch in der Nachkriegszeit in Atem hält; der aber allen diesen Antrieben eine ausgesprochene Richtung auf die Vergangenheit gibt, wie es dem großen Zuge des Zeitalters der historischen Wiederherstellung entsprach. Es war ein Ranke allein angehörender Entschluß, wenn er im Lutherjahre 1817 — er hatte seine Studien soeben mit einer philologischen Dissertation abgeschlossen — auf den Gedanken verfiel, aus den echten Dokumenten und womöglich in der Sprache Luthers dessen Leben und die Anfänge seiner Kirche darzustellen. Zum ersten Male begegnen religiöse und historische Antriebe einander, um sich hinfort immer enger zu durchdringen. Während die lutherisch gebundene Frömmigkeit allmählich in der Religion Schleiermachers einen ihr gemäßen Ausdruck findet, während in der Philosophie Fichtes ein weltanschaulicher Hintergrund erschlossen wird, befestigt sich der Jüngling in dem Vorsatz: Gott in der Geschichte zu suchen, sein Leben in Gottesfurcht und Historie zu verbringen und dieser Lebensaufgabe sich hinzugeben: denn „in aller Geschichte wohnet, lebet, ist Gott zu erkennen". So sind dem Historiker nicht von der Aufklärung her, wie vielen großen Namen der vorangegangenen Epoche, sondern aus einer gläubigen inneren Haltung die tiefsten Antriebe zu der Richtung seiner Studien erwachsen.

In diese Wahl des Berufs spielt die Vertiefung des nationalen Bewußtseins als ein weiteres bestimmendes Motiv hinein. Wiederum wird vornehmlich Fichtes Führung — losere Beziehungen weisen zu Jahn und der Turnerei hinüber — den Ausschlag gegeben haben. Das Bezeichnende aber ist, daß auch das nationale Bedürfnis des jungen Ranke alsbald die Vergangenheit aufsucht. Er pilgert zu den zerstörten Denkmälern einer großen deutschen Zeit (Rheinreise 1817), er beklagt den Mangel einer tieferen Verbundenheit des Volkes mit seinem historischen Gemeinbesitz, er fühlt in sich den Beruf, diese ganze leblos gewordene Welt wieder zu erwecken, und die Pflicht des Erziehers, an den Werten der nationalen Geschichte ein neues deutsches Geschlecht heranzubilden. Dieses Ideal sollte er schon im Jahre 1818 — er hatte soeben eine Stellung an dem Gymnasium in Frankfurt an der Oder angenommen — in einer Schulrede seinen Schülern vor Augen halten. Also vereinen sich, gleichwie der wachsende Baum unsichtbar zu dem lebenspendenden Wasser hingedrängt wird, alle geistigen Triebkräfte Rankes dahin, die historischen Studien als Beruf und Schicksal zu ergreifen.

Wie zu den geschichtlichen Voraussetzungen sich der Moment gesellen muß, der ein großes Ereignis gebiert, so bedürfen die geistigen Vorbedingungen des Historikers auch des äußeren Anlasses, der in dem Zugänglichwerden eines bestimmten Quellenstoffes ruht. So ist Ranke durch die historischen Folianten zur europäischen Geschichte, die er in der Frankfurter Gymnasialbibliothek vorfand, zur Forschung zunächst und dann auch zu dem Thema geführt worden, das er mit dem Instinkt des Genius ergriff: zu den Jahrzehnten der Neuzeit, in denen eine neue Weltansicht, eine neue Staatengesellschaft, ein neuer Glaube sich entfalten. In diesen stillen und fruchtbaren Jahren von 1818 bis 1824 sind ihm die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535" (zunächst bis 1514 geführt) erwachsen, von denen er fünfzig Jahre später mit Recht sagen durfte, daß sie eine Art Vorbereitung zu seinen meisten späteren Werken enthielten.

Das Erstlingswerk Rankes entstand ohne Vorbild, nach der methodischen wie nach der gestaltenden Seite, es war, trotz einzelner formaler Spuren des Anfängers, eine originale Leistung. Gewiß nur ein Ausschnitt von zwei europäischen Jahrzehnten, nicht einmal vollendet, aber geschaffen mit Hilfe einer historischen Methode, die erst von dem beigegebenen Bande „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" datiert und diese Stellung, neben Fr. A. Wolfs „Homerischen Prolegomena" und Niebuhrs „Römischer Geschichte", immer behaupten wird. Vor allem aber war dieser Torso das Erzeugnis einer eigentümlichen Geisteskraft, von einer universalen Anschauung geschichtlichen Lebens getragen. Wie denn Ranke hier schon, im Gegensatz zu Fichtes Phantasiebild von den Deutschen als dem Urvolk der neueren Geschichte, seine Idee von der Einheit der romanischen und germanischen Völker ausgebildet hat; wie hier auch seine Absicht, nur zu zeigen, wie es eigentlich gewesen, seine Empirie, sich gegen jede Art von Spekulation und gegen jede Anmaßung eines Richteramtes grundsätzlich zu sichern wußte. Der Kreis der Anschauungen, in dem sein Lebenswerk sich bewegen sollte, wird in den Umrissen schon erkennbar.

Die Anerkennung des Werkes durch die Besten führte dazu, daß Ranke schon zu Ostern 1825 als außerordentlicher Professor an die Universität Berlin berufen wurde. Dieser Wechsel im äußeren Leben fiel wiederum, ein Zufall, in dem doch ein tieferer Sinn lag, zusammen mit der Erschließung eines neuen Quellenstoffes, der Sammlung von venezianischen Gesandtschaftsberichten des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts, die auf der Königlichen Bibliothek in fünfzig Bänden aufbewahrt wurde. Die unvergleichliche Berichterstattung von weltkundigen Beobachtern ersten Ranges sollte Ranke zu einer höheren Stufe des Erkennens und Gestaltens führen, sie kam dem Geschichtsbilde, das sich in ihm zu entfalten begann, geradezu auf das glücklichste entgegen. Der universale Gegenstand war seiner Forschung ohnehin gegeben, aber es ist reizvoll, zu beobachten, wie allmählich, in organischem Wachstum, die künftigen Arbeitspläne aus dem Erlebnis

dieser Quellen hervorwachsen. Wohl suchte ihn der wackere Buchhändler Fr. Perthes in diesen Jahren für eine Aufgabe nach der anderen in seiner „Europäischen Staatengeschichte" zu gewinnen. Ranke aber sah sich einem einzigartigen Quellenstoff gegenüber, der ihn machtvoll auf das hohe Meer universalgeschichtlicher Studien für immer hinaustrieb. Während er sich anfangs mit „Erläuterungen zur neueren Geschichte", mit Karl V. einsetzend, begnügen wollte, begann sich der Gegenstand in dem Thema „Über Politik und Staatsverwaltung der europäischen Staaten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" schon bestimmter herauszuarbeiten; der verheißende Freskoentwurf „Fürsten und Völker von Europa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" hat sich dann wieder zu der endgültigen Titelfassung „Fürsten und Völker von Südeuropa" verengt. In der Ausführung ist dieser Rahmen jedoch alsbald von der Überfülle des Stoffes gesprengt worden.

In dem Gesamtwerk gedachte Ranke vor allem Staatengeschichten zu geben, in „welchen die innere Entwicklung die Hauptsache sein sollte". Er ging also keineswegs von einer grundsätzlichen Bevorzugung der äußeren Politik aus, die man ihm manchmal vorwirft; wie denn auch gegenüber dem dynamischen Moment, das die dramatische Bewegtheit des Erstlingswerkes beherrschte, hier das statische Moment umfassend zur Geltung kommen sollte. Der erste Teil behandelte „Die Osmanen und die Spanische Monarchie" (1827), die weltgeschichtliche Gegnerschaft, mit der der universale Ausblick machtvoll eröffnet wurde. Der zweite Teil sollte ursprünglich die italienischen Mächte umfassen. Allein aber aus der Reihe von Kapiteln, die den Kirchenstaat behandeln sollten, erhob sich das dreibändige Werk der „Römischen Päpste im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" (1834—36), das sofort für sich selber dastand, ein Teil der Weltliteratur. Was weiterhin noch für den italienischen Band vorgesehen war, vornehmlich über Venedig und Florenz, fand in kleineren Aufsätzen Unterkunft oder erfuhr in späteren Jahrzehnten seine monographische Gestaltung. Inzwischen war Ranke durch einen seinen Anlagen höchst gemäßen Bildungsabschnitt hindurchgeschritten, zu einer neuen und umfassenderen Ansicht der Geschichte emporgehoben worden.

Diese Bildungsepoche umfaßte das Wiener Studienjahr (Oktober 1827 bis September 1828) und die große Italienreise (September 1828 bis Januar 1831). Eine Archivreise nur — aber wann hätte ein Forscher so viel von dem Leben der Vergangenheit aus dem Staub der Archive auferstehen lassen! Welche Fülle der Eindrücke schon auf der Hinreise in Prag, wo er in der Tiefe bereits die slawische Bewegung gegen die Wiener Hofburg rumoren hörte, und dann in Wien, dem Sitze der Metternich und Gentz, wo er den europäischen Pulsschlag schon voller spürte und das Geheimnis der schlummernden Welt des Orients zu ahnen begann; von allen Seiten drängte sich das Erleben eines Welthorizontes in seine Studien. So entstand, gleichsam im Vorbeigehen, schon in Wien, das Büchlein

über „Die Serbische Revolution" (1828), in einer Arbeitsgemeinschaft mit dem Serben Vuk Karadschitsch, dem Sammler der serbischen Volkslieder, die damals Goethe und Jacob Grimm entzückten. Für Ranke waren sie vor allem ein ungewohnter Quellenstoff, angesichts dessen er ergriffen ausrief: Hier geht Natur in Geschichte und Geschichte in Politik der Gegenwart über.

Echt Rankisch aber war es, wie er den epischen Stoff der Heldenlieder, die mündlichen und schriftlichen Nachrichten seines Gewährsmannes und die Ansicht des europäischen Zusammenhanges zu einem einzigen Bilde verschmolz, das man dem Löwen von Luzern verglichen hat, dem Kunstwerk, das, aus dem Felsen herauswachsend, Natur und Geist verbindet. Ein Thukydides der Gegenwart, wie Niebuhr ihn pries, überschritt er den ihm vertrauten Kreis der romanisch-germanischen Völker, um die nationale Emanzipation eines jungen Volkes zu schildern: „wie die Rajah zur Nation wird".

In Italien folgten zunächst die Archive Venedigs mit ihren unabsehbaren Schätzen — wie ergriff den Deutschen der Gedanke, der Kolumbus der venezianischen Geschichte, dieses seiner Art so wahlverwandten Gegenstandes, zu werden! In Florenz fesselte ihn vor allem die Zeit, wo die Stadtgeschichte sich zu europäischen Zusammenhängen weitete — aus dieser frühen Aussaat erwuchs erst ein Menschenalter später die Ernte seines „Savonarola" (1874). Und schließlich Rom, wo er zwar noch nicht zur Vaticana selbst, aber doch zu den Privatarchiven der großen Papstfamilien den Zugang fand und, in stetem Austausch von Vergangenheit und Gegenwart, den Atem eines großen Weltzusammenhanges als ihm gemäßeste Lebensluft in sich hineintrank — welches künstlerische Erlebnis deutscher Rompilger ließe sich mit dem seinen an innerer Fruchtbarkeit messen!

Nicht in dem höchstpersönlichen Sinne wie für Goethe konnte die italienische Reise für den Historiker zum Erlebnis werden, denn sie hat ihn nicht umgestaltet. Aber sie brachte zur vollen Entfaltung, was in ihm angelegt war, und erschloß ihm Erkenntnismöglichkeiten, nach denen sein Innerstes — man muß schon an Winkelmann denken, der allerdings ein anderes Rom suchte! — inbrünstig verlangte. So kehrte er zurück, mit einer Fülle von Stoffen und Plänen (auch auf literarischem und künstlerischem Gebiet) überladen, daß er fast Mühe hatte, das Gedränge dieses Reichtums zu bewältigen. „Glauben Sie mir", schrieb er an Varnhagen, „das gibt allein eine neue Geschichte der drei letzten Jahrhunderte." Das klingt schon wie ein Ausblick auf sein ganzes Lebenswerk, mit dem er, nach einem Worte Lord Actons, der Niebuhr, ja beinahe der Kolumbus der neueren Geschichte wurde und die Aufgabe löste, der Allgemeinheit gebildeter Menschen verständlich zu machen, wie es kam, daß die Welt des 15. Jahrhunderts in das Europa des 19. Jahrhunderts verwandelt wurde.

Während er aber dazu überging, zunächst die reifste Frucht der Reise, die „Römischen Päpste", in die Scheuer zu bringen, sollte der vom ruhigen Gang der Studien bestimmte Rhythmus seines Lebens zum ersten Male von Kräften bewegt

werden, die von außen her an seinen Willen herantraten. Als er im Januar 1831 nach Deutschland zurückkehrte, hatte jenes Europa der Restauration, in dem er geistig wurzelte, sich von Grund aus umgestaltet. Die Julirevolution hatte tief in das Leben der deutschen Staatenwelt eingegriffen. Es war, als ob die Parteien, in die Europa sich spaltete, in jedem einzelnen Lande sich wiederholten: überall begannen die Doktrinen des modernen Liberalismus und die antirevolutionären Doktrinen mit feindseliger Ausschließlichkeit gegeneinanderzutreten. Inmitten dieser erschütterten Welt glaubte Ranke die Bedeutung der Historie als einer überparteilichen Lebensmacht nach beiden Seiten hin behaupten zu können. In einer Zeit, wo die politischen Gegensätze von den Deutschen noch auf dem philosophischen und religiösen Schauplatz ausgekämpft wurden, öffnete er die Arena der Geschichte und traute sich zu, den Erkenntnistrieb, mit dem er die große Hieroglyphe der Geschichte zu enträtseln suchte, auch zu einem fruchtbaren Prinzip des Handelns zu erheben. Seines tiefen Gegensatzes zu Hegel war er sich seit seinen Entwicklungsjahren stets bewußt gewesen, und scharf unterschied er seinen Weg zur universalen Erkenntnis von diesem und anderen Wegen der Spekulation: gegen die herrschende Philosophie gedachte er eine wahrhaft historische Denkweise zur Geltung zu bringen.

So stießen die preußischen Staatsmänner und der Verleger Perthes, als sie im Laufe des Jahres 1831 an Ranke mit der Aufforderung herantraten, als Leiter einer Zeitschrift in die von Doktrinen verwüstete öffentliche Meinung einzugreifen, auf eine günstig vorbereitete Stimmung. Trotz seiner Überladung mit weitausschauenden wissenschaftlichen Plänen nahm er den Antrag mit innerer Zuversicht an: in den Jahren 1832 bis 1834 sollte er die der Regierung nahestehende „Historisch-politische Zeitschrift" herausgeben. Auf die Schule der großen Welt folgte die Schule der Politik des Tages, ein halbpolitisches Zwischenspiel, aber nichts weniger als eine Abirrung von seinem gelehrten Berufe. Es erschien ihm eher als eine notwendige Bereitschaft, wie der „Moment" sie von dem Historiker erforderte.

Er meinte allerdings, daß er etwas zu sagen habe. Gegen die Nachahmung der französischen Doktrin von 1830 vertrat er den Standpunkt, daß die politische Aufgabe für die Deutschen darin zu suchen sei, die unserem Staate eigentümlichen Bedürfnisse zu erkennen und zu befriedigen: „wir sollten den Franzosen auf ihrem Felde in offenem Kampfe begegnen und die Welt nicht in dem Irrtum lassen, als wären wir deutsche Franzosen." Er glaubte vielmehr zu erkennen, daß diese „Ideen", deren Siegeszug jetzt durch die Welt ging, doch in letzter Linie nur die Abstraktion eines fremden Daseins wären: gegen ihre einfache Übernahme nahm er den Kampf auf. Er gedachte den Nachweis zu führen, daß die in den einzelnen Staaten ausgebildeten individuellen Erscheinungen ihren eigenen eingeborenen Gesetzen folgten; er wollte die inneren und äußeren Lebensbedingungen der großen Mächte in ihren individuellen Wechselwirkungen aufzeigen.

Es war dieselbe Erkenntnis, die Clausewitz damals formulierte: die Gegensätze der Völker seien nicht in Maximen zu suchen, sondern in der ganzen Summe ihrer geistigen und materiellen Verhältnisse zueinander.

Also bestand für Ranke die nächste Aufgabe darin, „die Fakta, wie sie sind, just wie sonst die Historie, zu erkennen, zu durchdringen und darzustellen. Die wahre Lehre liegt in der Erkenntnis der Tatsachen". Die Formel sieht auf den ersten Blick nach positivistischer Weisheit aus und erinnert an das, was man ein Menschenalter später ernüchtert als „Realpolitik" zu bezeichnen liebte, aber eine Mißdeutung kann keinen Raum finden. Die „Fakta", auf die es Ranke ankommt, betreffen nicht etwa die materielle Außenseite der Dinge, sondern schließen das ganze Geheimnis der individuellen und irrationalen Kräfte des geschichtlichen Lebens ein: ihre realistische Erkenntnis, als die wahre Grundlage der Politik, wird einem Geschlecht entgegengehalten, das doktrinäre Schlagworte, aus dem Ausland eingeführt, zur Richtschnur des Handelns machte.

Wie er sich dagegen die Umsetzung von historischer Erkenntnis in politischen Bildungsstoff vorstellt, werden seine eigenen Beiträge zu seiner Zeitschrift am besten widerspiegeln. Seine Abhandlung „Über die Trennung und die Einheit von Deutschland" behandelte das Kernproblem des deutschen Nationalstaates, das jetzt in den Vordergrund drängte. Sie wies die historische Mittelstellung des preußischen Staates nach, mitteninne zwischen der Welt der Restauration und den aus revolutionärer Neubildung aufgestiegenen deutschen Staaten, und leitete daraus den Beruf Preußens ab, „eine gesetzliche organische Entwicklung des Alten in das Neue" zu verwirklichen. Von hier aus warnte er davor, „die Fahne einer eingebildeten Deutschheit aufzustecken"; die deutschnationalen Antriebe seiner Jugend waren doch dergestalt in der Hingabe an den preußischen Staat aufgegangen, daß er ein Aufgehen Preußens in Deutschland verwarf. Was er statt dessen positiv an organischem und vernünftigem Wachstum anstrebte, wird in dem Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen, insbesondere der preußischen Handelspolitik" erkennbar. Hier wies er die dreifache Leistung des Zollvereins nach: die Befreiung des inneren Verkehrs — eine feste Stellung zum Auslande — die Berücksichtigung der finanziellen Bedürfnisse. Nach allen Seiten erwuchs ihm historischer Stoff zu politischer Lehre: wenn er über die Zeiten der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. handelte, so geschah es, um die Frage aufzuwerfen, ob nicht die verhängnisvolle konfessionelle Spaltung durch eine kraftvolle Außenpolitik des Reiches gegen die Türken hätte überwunden und neutralisiert werden können. Am gehaltvollsten erscheinen unter den Beiträgen Rankes zwei kleine Arbeiten, deren Wirkung noch heute lebendig ist: das „Politische Gespräch", das tief und erleuchtend in die inneren Probleme der Staatenpolitik eindringt, und die „Großen Mächte", in denen die Entstehung der europäischen Großmächte im Ablauf der letzten Jahrhunderte auf wenigen Blättern zusammengedrängt wird — Umrisse von Meisterhand, die in seinem späteren Lebenswerk ausgeführt worden sind.

Wenn diese grundsätzliche Haltung Rankes darauf ausging, in der für den preußischen Staat der dreißiger Jahre gegebenen Situation eine praktische politische Wirkung auszuüben, so konnte es nicht anders sein, als daß er sich zwischen Liberalen und Antiliberalen auf einer mittleren Linie zu bewegen suchte. Eine solche „dritte Partei" konnte „weder mit Kamptz noch mit Jahn gehen", wie Ranke es bei einem späteren Anlaß ausdrückte, weder mit der Reaktion des preußischen Polizeistaates noch mit dem Nationalismus der Radikalen. Gewiß, es galt, „die Fahne einer gemäßigten Meinung aufrechtzuerhalten". Aber die Frage war, ob die konkrete Politik des preußischen Staates stark genug war, um den Mittelpunkt einer Parteibildung um diese Fahne abzugeben.

Wenn der Historisch-politischen Zeitschrift die erhoffte Wirkung versagt blieb, so lag es nicht nur daran, daß Ranke nicht eigentlich über die publizistischen Gaben verfügte, um in den Kampf der Tagesmeinungen erfolgreich einzugreifen: er konnte wohl eine politische Oberschicht gedanklich anregen, aber nicht breitere Schichten fortreißen, nicht willenbildend als nationaler Erzieher auftreten. Die Gegensätze, in deren Mitte er stand, waren doch zu ursprünglich und zu elementar, sie waren selber allzusehr Realitäten, um von erlesener historischer Einsicht gelenkt, gemildert und überbrückt zu werden. Der Fortgang der Geschichte schlägt selten die Wege ein, die maßvolle Erkenntnis als die sichersten und kürzesten ermittelt. Er vollzieht sich doch in der Regel im Aufeinanderprall der Gewalten, die im Reiche der Ideen und des Willens sich aneinander erproben wollen.

So kam auch Ranke von dem Glauben zurück, von der Historie aus unmittelbar wirken zu können. Indem er sich in das Studierzimmer und auf das Katheder zurückzog, erkannte er entsagend die ihm gesteckte Grenze an: „wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derselben zunächst absehen und uns zu der freien objektiven Wissenschaft erheben." Und allerdings, auf die geistige Verfassung der Nation ist von seinen großen Werken mittelbar eine viel mächtigere Erziehungswirkung ausgegangen als von jenem Anlauf, auch in den Moment bestimmend einzugreifen. Für die Historie liegt darin eine Mahnung, auch wenn sie, je nachdem Zeit und Umstände es erfordern, die Grenzlinien wieder anders ziehen wird.

Die große Wirkung, die Ranke als akademischer Lehrer ausübte, lag vor allem in seinem historischen Seminar. Hier begründete er eine Schule, der er Methode und Geist seiner Forschung tief einpflanzte; noch im Alter war er stolz darauf, Waitz, Giesebrecht und Sybel als seine „Gloire" als Lehrer zu bezeichnen; die weiten Wirkungen, die nach allen Seiten von diesem Mittelpunkte ausgingen, weit über Deutschland hinaus, sind allerdings unabsehbar. Das Methodische war freilich leichter zu lernen, als das Innerste einer geschichtlichen Anschauungsweise sich übertragen ließ; und daß diejenigen, die historisch-methodisch seine Schüler waren, historisch-politisch auch wieder ihre eigenen Wege gingen, lag in der Natur der Dinge.

Als reifste Frucht der Italienreise vollendete Ranke in eben diesen Jahren sein Werk über die „Römischen Päpste im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" (1834—36, 3 Bde.). Es wurde sein klassisches Werk auch für die europäische Gesamtliteratur, in die er mit diesem großen Wurfe eintrat. Das Thema selbst, wie Ranke es betrachtete, war „beinahe eine Entdeckung". Jetzt erst wurde das Zeitalter der Gegenreformation, gipfelnd in den Gestalten der Päpste Gregor XIII. und Sixtus V., dem allgemeinen Bewußtsein erschlossen: eine Welt, die der Gegenwart damals unendlich weit zurückzuliegen schien, wie denn auch Ranke des irrigen Glaubens lebte, daß die damals verkörperten Geistesmächte geschichtlich abgelaufen seien und auch für das andere Lager keine Gefahr mehr bedeuteten. Dafür war die Natur dieses Stoffes wie geschaffen für Rankes Einfühlungsvermögen, seinem universalen Erkenntnisdrange kongenialer als jeder andere, die Weltgeschichte ausgenommen. Kein historischer Gegenstand lag der farbenreichen Palette so sehr wie diese in immer neuen Persönlichkeiten sich vollziehende Verkörperung einer großen Weltidee; die ihm eigene Kunst der Komposition des Allgemeinen aus dem Besonderen, des Ganzen aus dem Einzelnen war zur Vollendung entwickelt und der künstlerischen Form die höchste Annäherung an die dargestellte Wirklichkeit gelungen. Über dem Ganzen ruht der heitere Abglanz des Erlebens jener glücklichen Jahre, verbunden mit jenem Gefühl der Sicherheit und der inneren Entferntheit, das den norddeutschen Protestanten zu diesem Maß von objektiver Würdigung befähigt.

Während der Arbeit überkam ihn gelegentlich der Zweifel, ob dem protestantischen Elemente auch vollkommen Gerechtigkeit widerfahren sei, oder auch der Gedanke, er sei eigentlich doch für die deutsche Geschichte geboren. Ein inneres Bedürfnis trieb ihn zur Reformation zurück. Schon im Jahre 1817 hatte es ihn gereizt, in Luthers Gestalt das Empirische und die Idee zu verbinden; in immer neuen Ansätzen suchte er den gewaltigen Stoff in seinem universalen Zusammenhang und in seiner schicksalhaften Verflechtung in die deutsche Geschichte zu begreifen; aus den venezianischen Relationen und den italienischen Archiven hatte sich ihm die Anschauung der politischen Mächte der Zeit erschlossen. Nunmehr begann er sich den Zugang zu den Akten selbst zu bahnen, seit 1835 zu der Frankfurter Sammlung der Reichstagsakten, dann zu den Archiven in Weimar und Dresden, schließlich auch in Brüssel, Wien und Paris, immer mit dem Finderglück und dem treffsicheren Sinn für das Wesentliche, der ihn von dem späteren Kärrnergeschlechte unterscheidet. Wollte Ranke die Reformation als ein Phänomen von allgemeingeschichtlichem und nationalgeschichtlichem Charakter begreifen, so mußte er seine innere Stellung zu der alten wie der neuen Kirche, aber auch seine Anschauung des deutschen Gesamtverlaufes von Grund aus geklärt haben. Nur im Geiste der Universalgeschichte konnte er an seinen großen Vorwurf herantreten: Universalgeschichte nicht im Sinne der Aufklärung, auch nicht im Sinne einer christlichen Romantik, sondern im Sinne der Gemeinschaft der germanischen und romanischen Nationen.

Als er die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (1839—47, 6 Bde.) niederschrieb, überwältigte ihn wohl manchmal die Schwierigkeit der Aufgabe, zumal vom künstlerischen Standpunkt, im Vergleich zu den „Päpsten"; „es erschien mir unmöglich, aus Reichstagsakten und theologischen Ausführungen ein lesbares Buch zu machen". Dann aber beschied er sich, daß es auf die Befriedigung der deutschen Gelehrsamkeit und der deutschen religiösen Überzeugung ankomme. Schon der Aufbau des Werkes verriet ein unvergleichliches Maß von innerer Durchdringung, wie sie nur an diesem Stoffe von dem Autor geübt werden konnte. Er empfand tief, daß er in diesem Buche am wenigsten von seinem Selbst auszulöschen habe, und diese Empfindung eines wärmeren Herzschlags teilt sich auch dem Leser mit. Es hat seinen tieferen Grund, daß Ranke durch sein persönlichstes Werk mit dem deutschen Volke am engsten verbunden geblieben ist.

Die Summe der Ergebnisse seiner Forschung traf mit dem Kern seiner Religiosität zusammen. Wohl betonte er des öfteren, daß diejenige Gestalt der Kirche, gegen die Luther sich erhob, nicht die gereinigte des Tridentinums war, aber er hielt an einer doppelten Überzeugung fest: daß die römische Hierarchie eine zeitlich bedingte, also auch nur zeitlich berechtigte Erscheinung der Idee der Kirche sei, weiter aber: daß die Nationen es sich nicht nehmen ließen, den Geist dieser Erscheinung an einer ehrwürdigen Überlieferung nachzuprüfen. So war es für ihn dem deutschen Geiste zugefallen, „in den wichtigsten Momenten seiner Bildung von dem echten Ausdruck der unvermittelten Religion in seiner Tiefe ergriffen und durchdrungen zu werden". Diese deutsche Reformation verstand er dahin, daß sie wie jede große geistige Umwälzung wohl die Möglichkeit einer allgemeinen politischen und sozialen Erschütterung in sich getragen habe, daß aber weder ihre Tendenz als Bewegung noch die Absichten ihrer Urheber dahin gingen. Es ist ein Kreis von Problemen, der heute wiederum die deutschen Gemüter tief bewegt, und es darf ausgesprochen werden, daß Ranke sich sowohl nach der Seite der Nation als nach der des christlichen Glaubens vorbildlich und weitherzig in sie einzufühlen vermocht hat.

Das geschichtliche Bild der Reformation ist überhaupt tiefgehend von seiner Hand geprägt worden. Vieles von dem, was uns heute als ein unentbehrlicher Bestandteil der geltenden Auffassung dünkt, ist in Wahrheit das Erzeugnis einer geistigen Durchdringung, die sich erstmalig in seinem Innern vollzogen hat. Wenn die Lichter der Einzelforschung heute an manchen Stellen anders einfallen oder tiefer dringen, so sind wohl Teile des Bildes, nicht aber die großen Zusammenhänge dadurch verschoben worden. Gewiß ist dem Werke Rankes in dem Buche von Johannes Janssen eine wirksame Antithese zuteil geworden, aber es ist die Frage, ob eine konfessionell so stark gebundene Parteiauffassung einem reinen Willen zu objektivem Begreifen auf derselben Ebene begegnen kann.

Nachdem Ranke sein erstes großes Werk zur deutschen Geschichte vollendet hatte, entschloß er sich bald, ihm ein zweites Werk, allerdings von ganz anderem

Ansatzpunkt aus, folgen zu lassen. Den äußeren Anlaß mochte gewähren, daß König Friedrich Wilhelm IV. ihn nach seinem Regierungsantritt zum Historiographen ernannt hatte; innerlich wurde eine bestimmte Linie der Reformationsgeschichte, die Entstehung der protestantischen Großmacht Preußen, aufgenommen und weitergeführt. Aber die „Neun Bücher Preußischer Geschichte" (1847/48, 3 Bde.), am Vorabend der Revolution erschienen, sollten nicht entfernt die bewundernde Aufnahme finden, die seinen letzten Schöpfungen zuteil geworden war; sie verfielen eher dem Mißverständnis und der Verwerfung. Nicht als ob diese preußische Geschichte, zeitlich zwischen den „Päpsten" und der „Reformation" einerseits, der „Französischen" und der „Englischen Geschichte" anderseits stehend, etwa Zeichen nachlassender Kraft in Methode und Kunst verraten hätte — es ist Geist von demselben Geist. Aber sie stand dem Geiste der Zeit entgegen, in einem für den Autor wohl unerwarteten Maße.

Der Historiker Ranke lebte und dachte in europäischen Zusammenhängen. Er sah in dem preußischen Aufstieg vor allem die Entstehung einer Potenz, die sich aus einem mittleren Territorium zu europäischer Geltung erhoben hatte: so konnte sein Werk dort abbrechen, wo die junge Großmacht, in den Jahren 1745 und 1748, das Wesentliche ihrer Stellung begründet hatte. Das Geschlecht von 1848 aber, das die Aufgabe des deutschen Nationalstaates mit tiefster Hingabe ergriffen hatte, sah den eigentlichen Inhalt preußischer Geschichte in einem nationalen Berufensein zur deutschen Führung, das die geschichtliche Bestimmung dieses Staates darstelle. Beide Denkweisen brauchten sich nicht auszuschließen, sie konnten sich sogar ergänzen, aber sie konnten ein starkes Maß innerer Gegensätzlichkeit nicht verbergen. Je nachdem von der preußischen Politik ein großmächtlich-europäischer Kurs oder ein Aufgehen in Deutschland verlangt wurde, verschoben sich die Maßstäbe des geschichtlichen Urteils, oder wenn man den Gedanken umkehrt: aus den entgegengesetzten Anschauungen der Vergangenheit ergaben sich entgegengesetzte Anforderungen an die Gegenwart. Methode und Stil, die in den „Päpsten" als natürlich empfunden wurden, waren schwerer erträglich, wenn es sich um Fragen handelte, an denen der Glaube an eine große deutsche Zukunft leidenschaftlich beteiligt war. Der Geist, in dem Ranke seine „Preußische Geschichte" schrieb, war der gleiche, aus dem heraus König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone ablehnte — so verfiel sie derselben Enttäuschung und Verwerfung. Aber dieser Geist war doch auch dem Wege innerlichst verwandt, auf dem Bismarck diesen Staat, der seine Eigenart bewahrt hatte, zu dem Triumph von 1866 führen konnte. Damals aber überwog unter den Liberalen und Nationalen eine Kritik, die in keinem dieser Lager wieder ausstarb; schon in den dreißiger Jahren fällte Varnhagen über Rankes mangelnde Befähigung zum preußischen Historiker ein scharfes Urteil, das, merkwürdig genug, in den siebziger Jahren von Treitschke ebenso formuliert ward. Recht eigentlich gegen die Auffassung Rankes ist J. G. Droysens Geschichte der preußischen Politik geschrieben

worden; sie atmete die Luft der politischen Kämpfe und beherrschte, mannhaft und eifernd, die nächsten Jahrzehnte; auf die Dauer mußten freilich ihre zeitgebundenen Vergänglichkeiten wieder stärker hervortreten, so daß der Ruhm der wissenschaftlichen Leistung verblaßte.

So wenig Ranke in den Revolutionsjahren einen inneren Anteil an der nationalen Bewegung, etwa an dem Enthusiasmus der Paulskirche, nahm, so eifrig war er in den großen Krisen bemüht, in seinen Denkschriften den König an die großmächtlichen Aufgaben der preußischen Politik zu erinnern; der Flügeladjutant Edwin von Manteuffel, mit dem er seitdem in enger Freundschaft verbunden war, hat mit Vorliebe betont, daß die Stimme Rankes von der Außenpolitik her zuerst das preußische Selbstgefühl des Königs wieder aufgerichtet habe. Die allgemeine Verschärfung der Gegensätze hatte dann zur Folge, daß Ranke fortan viel tiefer den konservativ-altpreußischen Kreisen in Gesinnung und Umgang angenähert wurde; das konservative Element seiner geschichtlichen Anschauungen bildete sich um so kräftiger aus, als der Strom der Zeit in die entgegengesetzte Richtung drängte; die Kräfte freilich, die diesen nationalen Strom trieben, sollten ihm in ihrem ganzen Lebensrecht und Zukunftsanspruch nicht mehr völlig vertraut werden.

Seine Studien wandten sich fortan für lange Zeit von dem deutschen Schauplatz hinweg. Nicht, als ob er ihn aus den Augen verloren hätte — es sei daran erinnert, daß Ranke im Jahre 1858 den ihm nahestehenden König Maximilian II. von Bayern zu der Begründung der Historischen Kommission in München veranlaßte, deren große Unternehmungen dem geschichtlichen Bewußtsein der Nation zu dienen bestimmt waren. Aber sein eigenes Schaffen schlug für lange Zeit, in den Jahrzehnten des letzten deutschen Machtkampfes, einen anderen Weg ein; er siedelte, als ob er der reineren Luft einer inneren Unbeteiligtheit bedurft hätte, in den Lebenskreis der europäischen Westmächte über, in dem die seinen politischen Idealen entgegengesetzten Weltkräfte der Volkssouveränität und des Parlamentarismus sich ausgebildet hatten. In den Tagen von Olmütz, im Herbst 1851, wird Ranke schon im Pariser Archiv in den Spuren Richelieus wandeln, und noch im Sommer 1865, als in Deutschland in der Konvention von Gastein letztmals ein kriegerischer Zusammenstoß beschworen wurde, sehen wir den siebzigjährigen Historiker, dessen Studien der glorreichen Revolution von 1688 galten, in Irland das Schlachtfeld am Boynefluß abreiten.

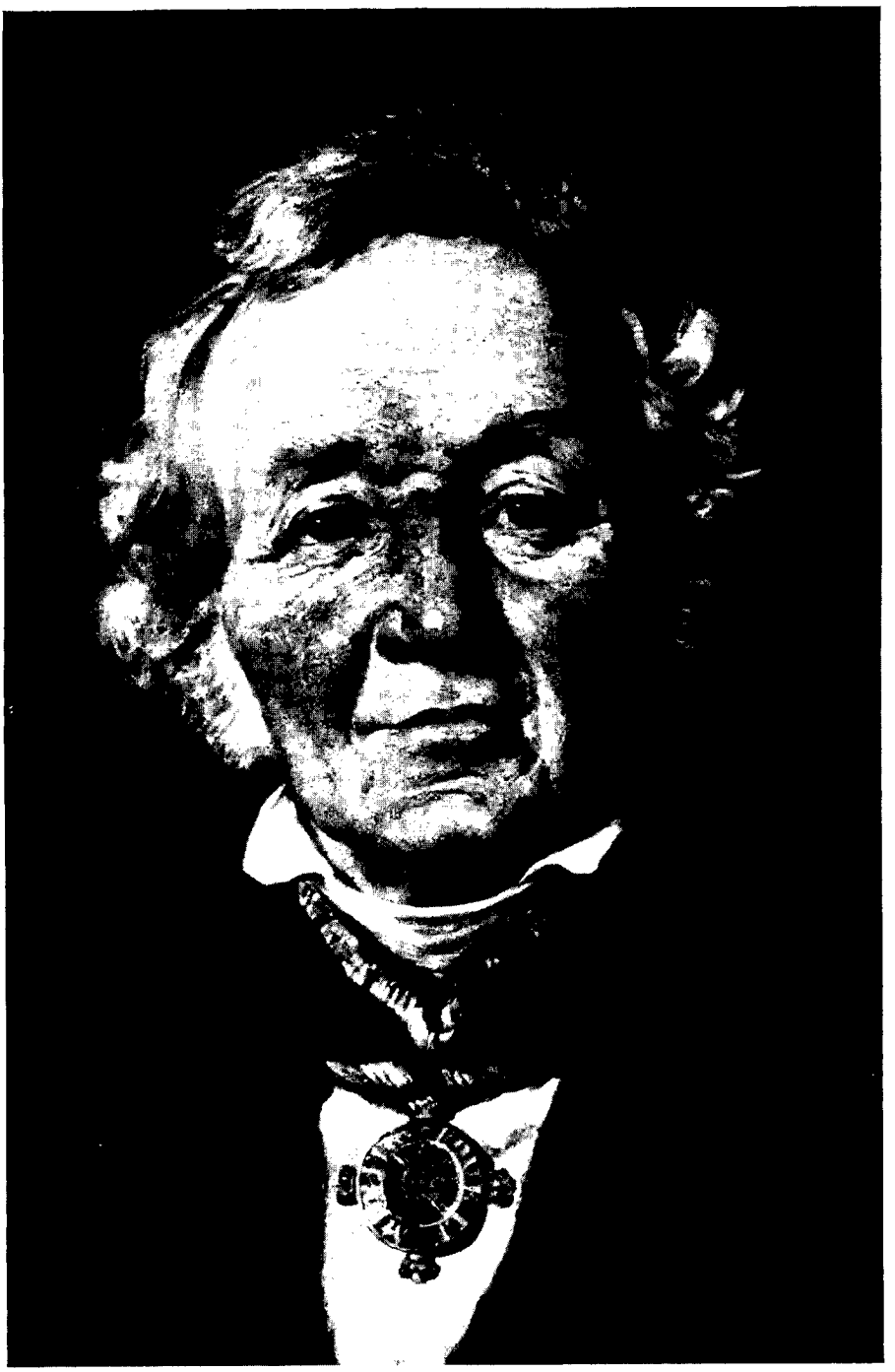
So entstanden die beiden großen Werke der „Französischen Geschichte im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" (1852—61, 5 Bde.) und der „Englischen Geschichte, vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert" (1859—68, 7 Bde.). Die Absicht, die Ranke in beiden Werken leitete, hat er in einem Gleichnis näher bestimmt. Wie er den großen Völkern einen doppelten Beruf zuschrieb, einen nationalen und einen welthistorischen, so schwebte ihm auch eine doppelte Aufgabe der Geschichtschreibung vor; den Unterschied zwischen den griechischen

Historikern, welche die Geschichte des alten Rom in seiner Blütezeit behandelten, und den römischen selbst erblickte er darin, daß jene die weltgeschichtliche Seite ergriffen, diese die nationale Auffassung ausbildeten. So wollte er es wagen, zweien der führenden Völker Europas ihre Taten, vor allem ihren Anteil am universalen Geschehen, zu erzählen und zu deuten.

Im Vordergrunde standen beidemal die großen staatlichen Individualitäten und ihr Aufstieg zu europäischer Größe: die absolute Macht der französischen Krone, wie sie sich im Zeitalter Ludwigs XIV. vollendete, und der Staatsbau der englischen Aristokratie, in der Revolution von 1688 begründet und bald über die Welt hinausreichend. Er hatte sich einst nicht entschließen können, diese mächtigen Entwicklungen, deren Umrisse ihm schon aus den venezianischen Relationen entgegentraten, für die „Staatengeschichte" von Perthes zu übernehmen; jetzt sollte, was in den „Großen Mächten" nur skizzenhaft angedeutet war, zu umfassenden Gemälden von gleichmäßiger Durchgestaltung erweitert werden. Aus den Quellen der Archive selber aufgebaut, die Ranke in den fünfziger und sechziger Jahren fast alljährlich aufsuchte, in Farbe und Durchsichtigkeit der Darstellung unübertroffen, waren sie die am vollkommensten ausgereiften Früchte seiner historischen Kunst und seiner politischen Weisheit. So unbefangen hätte kaum ein Franzose oder Engländer die geschichtliche Erscheinung seiner Nation in die Weltgeschichte hineinbauen können.

Wenn diesen Werken auch in ihren eigenen Heimatländern die verdiente Geltung zuteil wurde, so mochte es wohl scheinen, als ob die kosmopolitische Umfassung, die im achtzehnten Jahrhundert die deutsche Geistigkeit bestimmte, nun in der unvergleichlichen Reichweite der Geschichtsanschauung Rankes ihre höchste Stufe erreicht hätte. Aber es war ein Kosmopolitismus, der sich des Kerns und Gewichts seiner nationalen Eigenart der fremden gegenüber durchaus bewußt war. Wenn einst Macaulay einen tiefen Eindruck auch bei uns hinterließ, so war es vor allem der liberale Engländer gewesen, der zu den Deutschen sprach. Was dagegen Ranke den Engländern zu sagen hatte, bestand darin, daß er eine vorwiegend insulare Auffassung der Nationalgeschichte in ihren universalen Zusammenhang einordnete — von seinen Ideen aus ist Seeleys Bild von der Entstehung des englischen Imperiums erst wahrhaft möglich geworden.

Als Ranke seine englische Geschichte abschloß, hatte er sein siebzigstes Lebensjahr schon überschritten. Er ging Anfang 1867 daran, eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke vorzubereiten, wie Goethe ein Verwalter des eigenen Lebenswerkes in majestätischem Stile, von der äußeren Erneuerung immer wieder zu frischer Produktion geführt. Es verstand sich dabei, daß er sein Schaffen den veränderten Lebensbedingungen des Alters — etwa seit 1871 mußte er darauf verzichten, selber zu lesen und zu schreiben — anpassen und größere Unternehmungen fortan vor begrenzteren Entwürfen zurückstellen mußte. Es kam schließlich hinzu, daß der Kampf um die deutsche Hegemonie sich entschieden hatte und mit dem neuen



Leopold von Ranke
Ausschnitt aus einem Gemälde von Julius Schrader, 1868. Berlin, Nationalgalerie



Friedrich List
Lithographie von Josef Kriehuber, 1845

Reiche eine neue Epoche der Weltgeschichte heraufzog — wie konnte es anders sein, daß auch von diesem Miterleben aus der Fruchtbarkeit des Historikers eine neue Wendung gegeben ward.

So kehrte er im nächsten Jahrzehnt zu dem deutschen und zu dem preußischen Stoffe zurück, in dem er sich, nach gefallener Machtentscheidung, nunmehr mit erhöhter innerer Freiheit bewegen konnte, vielfach ältere Entwürfe abschließend oder an frühere Fragestellungen anknüpfend, aber auch ganz neue Probleme ergreifend. So ließ er auf das frühere Bruchstück über die Zeiten Kaiser Ferdinands I. und Maximilians II. eine bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges reichende Darstellung der Reichsgeschichte folgen. Auf der Linie dieser Studien erwuchs ihm dann die „Geschichte Wallensteins" (1869). Es war in der Form ein biographisches Thema, wie Ranke es, bei allen seinen Gaben persönlicher Einfühlung, doch nur selten wählte, in der Sache aber die Darstellung des weltgeschichtlichen Eingreifens, das von einem Einzelnen ausging, zugleich allerdings ein geschlossenes Kunstwerk, mit dem der Gelehrte sich mit seinen wissenschaftlichen Mitteln der großen Dichtung, die diesen Stoff unter den Deutschen verklärt hatte, wirksam zur Seite stellte.

In den nächsten Jahren ließ er mehrere Werke folgen, die als gewichtige Fragmente den Faden seiner Preußischen Geschichte in bedeutsamen Krisen wieder aufnahmen: zunächst die tiefgreifende Untersuchung „Ursprung des Siebenjährigen Krieges" (1871), mit der er den großen Handlungen und Ereignissen des letzten Jahres seinen „Tribut" darbrachte; ihr schloß er eine „Ansicht des Siebenjährigen Krieges" an. In der gleichzeitigen Veröffentlichung „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790" (1871, 2 Bde.) spielen das preußische und das deutsche Problem, an der Schwelle der Revolution, schon lebhafter ineinander. Ihr folgte dann einige Jahre später die bedeutende Monographie „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege" (1875). Das Problem dieses denkwürdigen Zusammenstoßes war noch immer die erregendste „Schuldfrage" der neueren Zeiten, namentlich von den Franzosen und den Deutschen leidenschaftlich umkämpft; indem Ranke, der sich schon lange mit der Streitfrage beschäftigt hatte, in seinem Stil die Unvermeidlichkeit des Konfliktes zu begreifen suchte, erhob er sich zu einer europäischen Überparteilichkeit, die nicht auf Volkstümlichkeit rechnen konnte.

Gleichzeitig hatte er sich entschlossen, auch den Unterbau der preußischen Geschichte auf breiterer Grundlage zu vertiefen. Es geschah in dem Werke „Genesis des preußischen Staates" (1873), das jenes erste (bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. führende) Buch der „Neun Bücher Preußischer Geschichte" nunmehr zu vier Büchern erweiterte; das dadurch neugefügte Ganze, die „Zwölf Bücher Preußischer Geschichte", gewann durch den Neubau eine ausgeglichenere Gestalt und eine wirksamere Kraft der Überzeugung. Die Aufgabe bestand für ihn auch jetzt darin, nur „die Momente des historischen Werdens"

in der jüngsten der großen Mächte mit dem ganzen Aufwand eines objektiven Erkenntniswillens herauszuarbeiten — unausgesprochen stand die innere Auseinandersetzung mit J. G. Droysen und den nationalpolitischen Wertungen seiner Schule dahinter.

Noch unmittelbarer kehrte Ranke in das Zentrum dieser Gegensätze durch seine Beschäftigung mit der Person des ihm innerlich so nahestehenden Königs Friedrich Wilhelm IV. zurück; er hatte schon in seiner Publikation aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms mit Bunsen (1873) seine Auffassung des Königs, der „das Selbst des preußischen Staates behauptete", von neuem vorgetragen und den Prozeß, an dem er einen gewissen politischen Anteil gehabt hatte, historisch wieder aufzunehmen versucht. Er unternahm es noch einmal in dem (etwas fragmentarisch angelegten) Lebensabriß des Königs, den er für die „Allgemeine Deutsche Biographie" schrieb. Nur täuschte er sich darüber, daß die Zeit inzwischen verständnisreifer für seine Urteilsweise geworden sei.

Die Krönung dieser Bestrebungen erfolgte in dem dreibändigen Werke, das ursprünglich als Einleitung zu den ihm zur Ausgabe übergebenen „Denkwürdigkeiten Hardenbergs" geschrieben wurde. Hervorgerufen durch einen äußeren Anlaß, trat das Werk „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793 bis 1813" in eine Lücke ein, die auszufüllen für Ranke von dem höchsten Interesse sein mußte. Preußische Staatsgeschichte im Zeitalter der Revolution und Befreiung! Diese Dinge entscheidend in ihrem europäischen Zusammenhange, in den sie auf das tiefste eingebettet waren, zu begreifen, mochte auf Rankes Genius eine Anziehungskraft ohnegleichen ausüben. Freilich, schon die Gestalt seines Helden trug nicht recht dazu bei, seinem Werke die nationale Wirkung zu verschaffen, die von manchen Biographien der Reformzeit ausging. Die Nation wollte nun einmal in diesem Stoffe nicht allein universalgeschichtliche Erkenntnis erschlossen sehen, sondern es verlangte sie, ihren unvergeßlichen Anteil an den Ereignissen hinreißend und erhebend zum Ausdruck gebracht zu sehen! Der darstellenden Kunst Rankes aber, der so manches unvergeßliche Bildnis gelungen, fehlte vielleicht, wie Lord Acton einmal bemerkt hat, die Breite des Pinselstrichs, die notwendig ist, um großen Volks- und Nationalbewegungen gerecht zu werden.

Überblickt man alle diese Hervorbringungen, so ist es nicht zuviel gesagt, daß die einst nur bis zum Jahre 1748 geführte preußische Geschichte, vermöge der Summe dieser und anderer Teilstücke, tatsächlich über das ganze folgende Jahrhundert ausgedehnt worden ist. Die Gesamtanschauung Rankes von dem preußischen Zeitalter von 1748 bis 1858 liegt vor; wir können nur bedauern, daß sie nicht als künstlerische Einheit, in vollem Ton und frischen Farben, den westeuropäischen Nationalgeschichten vergleichbar, von ihm gestaltet worden ist. Er würde dann die ein Menschenalter zuvor bezogene Position noch machtvoller haben ausbauen und behaupten können.

Indem Ranke in diesen preußisch-deutschen Arbeiten an seiner Grundauffassung festhielt, läßt sich nicht sagen, daß er eines lebhafteren Beifalls der Nation oder einer wärmeren Teilnahme der Fachgenossen sicher sein durfte. Die Zeit war dem Siebziger und Achtziger doch fremder geworden. Es ist doch sehr bezeichnend, daß Ranke, als er im Jahre 1873 von seinem Lehramte zurücktrat, nicht einen reichsdeutschen Historiker, sondern Jacob Burckhardt zum Nachfolger vorschlug. Erst als der Basler, allerdings der nächste Geistesverwandte Rankes im Reiche der historischen Muse, ablehnte, wurde Heinrich von Treitschke berufen — in den beiden Namen ist die Weite der Spannung angedeutet. Der Gegensatz, den Droysen ein Menschenalter lang in Ethos und Stil seiner Geschichtschreibung scharf betonte, trat gleichsam in seine zweite Generation, eher verschärft als gemildert. Ranke war seinerseits wohl imstande, die ersten Bände von Treitschkes „Deutscher Geschichte" mit Bewunderung aufzunehmen; der Goethe der Historie, wie man damals sagte, konnte es ertragen, daß die Gestalt eines Schiller sich ihm zugesellte. Aber der betonte Nationalismus blieb von ihm entfernt. Neben dem Siegeszug der nationalen Geschichtschreibung sieht man jedoch, schon in diesen Jahren, eine Renaissance des Altmeisters sich vorbereiten — das Nebeneinander, nicht Gegeneinander beider Richtungen wird aus den innersten Triebkräften der Historie niemals verschwinden.

Mit dem Fortgang seiner „Sämtlichen Werke" waren inzwischen auch die außerdeutschen Stoffe der Vergangenheit in seinem Geiste wieder emporgestiegen, um verjüngt und erneuert zu werden. Allen voran — in zutiefst verwandelter Zeit wieder aufgenommen, mitten im Kulturkampf neu herausgegeben — „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" (1874); dann der „Savonarola" (1874), „Die Osmanen und die spanische Monarchie" (1877); schließlich das Buch „Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert" (1879), in dem, nach fünfzig Jahren, nunmehr in der Epoche des Berliner Kongresses, die serbische Revolution von ehedem zu ihrem anerkannten staatlichen Abschluß gelangte. So ragen die Zeitalter in dieses Leben hinein, daß die Antriebe im höchsten Alter noch neue Blüten und Früchte aus dem Fortgang der Zeiten gewinnen.

Aber der Ausgang sollte noch eine letzte und höchste Steigerung eines einzigen Idee gewidmeten Lebens bringen. Ranke hatte schon wiederholt in seine Anfänge zurückgegriffen, in denen seine Seele so voll davon war, „die Mär der Weltgeschichte aufzusuchen". Einst hatte er, im Jahre 1854, dem königlichen Freunde Maximilian II. von Bayern in Berchtesgaden jene Vorträge über Geschichte gehalten, die in ihrer leichten und tiefen Form nachmals sich viele Freunde erworben haben; aber es war „eben nur ein Versuch". Jetzt hatte der Fünfundachtzigjährige den Mut, sich in umfassendem Stil, immer unmittelbar auf das Studium der Quellen gegründet, an eine Schau der weltgeschichtlichen Zusammenhänge zu wagen, die, wie es in dem ersten Entwurf der Vorrede heißt,

auf den Arbeiten seines ganzen Lebens beruhe. Im Jahre 1879 hatte er sich zuerst „wieder einmal mit der alten Geschichte beschäftigt", und schon Ostern 1880 konnte er seinem Verleger ankündigen, daß ein neues Manuskript „Allgemeine Ansicht der Weltgeschichte" eintreffen werde. Am Ende dieses Jahres erschien bereits der erste Band „Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen", und dann sollte jedes Jahr, in einem Schauspiel, das nur Ehrfurcht erwecken kann, ein weiterer Band ausgegeben werden. Während der Arbeit am sechsten Bande „Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reiches" (1885) geschah es, daß der Neunzigjährige gebeten wurde, in einem Aufsatz den geschichtlichen Hergang der Reichsgründung von 1870 zu erläutern; wir haben ein paar Blätter, auf denen er eine „Ansicht" des Bismarckschen Zeitalters entwarf, aber er kehrte zu der Pflicht des sechsten Bandes zurück. Er schloß ihn mit dem Tode Ottos des Großen, mit den Worten: „Ich würde glücklich sein, wenn mir vergönnt wäre, den Fortgang der Weltgeschichte unter diesen Gesichtspunkten noch weiter nachzuweisen." Sein Tod, am 23. Mai 1886, trat dazwischen. Doch gelang es, auch noch einen siebenten Band, das Kaisertum unter Ottonen und Saliern umfassend, nach den Diktaten, die in den letzten vier Monaten niedergeschrieben waren, herauszugeben. In einem achten und neunten Band haben dann die erhaltenen Vorlesungshefte und Nachschriften es ermöglicht, auch die Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters hineinzuziehen, so daß der Abschluß doch noch bis an die Schwelle der Zeiten reicht, mit denen Rankes Studien zur europäischen Geschichte einst in Frankfurt a. d. O. eingesetzt hatten.

Er faßte den Begriff der Weltgeschichte in dem engeren und älteren Sinne: sein Gegenstand war nicht die Menschenwelt als ein historisches Weltall, sondern die allmähliche Bildung eines Weltganzen. Den als Einheit erkennbaren vorderasiatisch-europäischen Zusammenhang wollte er noch einmal erzählen, mit der Weisheit höchster Jahre und aus der lebendigen Anschauung eines naiven Gemüts. Seinen eigenen Maßstab mußte man dem Werke zubilligen: es wäre unberechtigt gewesen, von dem Greise eine Vertiefung in die ihm fremde Welt der Prähistorie oder in die chinesischen und indischen Jahrtausende zu verlangen.

Ranke beansprucht für seine Art der Geschichtserkenntnis die Autonomie. Man hat ihn wohl als einen der ersten Deutschen bezeichnet, der die Geschichte um ihrer eigenen Zwecke willen verfolge; während sie für seine Vorgänger angewandte Politik, fließendes Recht, exemplifizierte Religion oder die Schule des Patriotismus gewesen sei. Diese autonome Geschichtsbetrachtung aber beschied sich, Menschen und Dinge nicht zu richten, sondern nur in ihrer Wesenhaftigkeit („wie sie eigentlich gewesen") zu erkennen; von dieser Position aus war er schon Schlosser entgegengetreten, und er behauptete sie gegenüber allen Versuchen, irgendwelche Maßstäbe des Richtens in den geschichtlichen Ablauf hineinzutragen. Alle diejenigen freilich, die in der Geschichte vor allem das Walten sittlicher Mächte erblicken, werden immer wieder das Bedürfnis haben, das Ethos des

handelnden Menschen (und damit seiner beschränkten Urteile und Ziele) in ihr Bild der Vergangenheit hineinzutragen, während Ranke sich begnügt, mit dem Ethos des erkennenden Menschen (auch dieses innerhalb der Grenzen, die unserem Erkennen gesetzt sind) an die Rätsel des weltgeschichtlichen Geschehens heranzutreten. Wohl wird die Vorstellung, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, auf die menschlichen Gemüter zu allen Zeiten eine gewisse Anziehungskraft ausüben — war doch dieses Wort Schillers sogar in den Ehrenbürgerbrief eingefügt, den die Stadt Berlin dem greisen Meister zu seinem neunzigsten Geburtstage überreichen ließ. Man hätte den Sinn der Rankeschen Geschichtsbetrachtung nicht stärker verfehlen können als mit dieser wohlgemeinten Huldigung.

Ranke hatte immer daran festgehalten, daß dem erkennenden Menschengeiste zwei Möglichkeiten gegeben seien: der Weg der Erkenntnis des einzelnen und der Weg der Abstraktion. Der erstere, der Weg der Geschichte, war der seine. Den anderen, den der Philosophie, überließ er anderen Anlagen und Bedürfnissen. Seine Überzeugung war, daß die Geschichtswissenschaft in ihrer Vollendung in sich selbst dazu berufen und befähigt sei, „sich von der Erforschung und Betrachtung des einzelnen auf ihrem eigenen Wege zu einer allgemeinen Ansicht der Begebenheiten, zur Erkenntnis ihres objektiv vorhandenen Zusammenhanges zu erheben". Eine solche Geisteshaltung, wie immer man über ihren Anspruch und ihre Ansichten urteilen mag, ist jedenfalls am vollkommensten in der Erscheinung Rankes verkörpert.

Man hat nicht umhin gekonnt, dieses ganze Unterfangen auch an den letzten weltanschaulichen Prinzipien messen zu wollen. Ein so tiefblickender Geist wie Graf Yorck von Wartenburg glaubt feststellen zu können, daß Ranke in der Weltgeschichte nur ein Spiel der Kräfte, eine historische Phänomenalität gesehen habe, den Reflex einer zwar bezuglosen, doch vorhandenen, aber beschwiegenen Metaphysik: in diesem „Sehen der Geschichte", das im Mittelpunkte einer solchen Betrachtungsweise stehe, vermißt er das „Geschichtsleben", weshalb es am letzten Sinne solcher Geschichte gefehlt habe. Darauf ist nur eine Antwort zu geben: wie für Ranke die Verknüpfung seines Weltbildes mit dem göttlichen Geheimnis nur eine Sache seiner subjektiven Religiosität war, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreichbar, wie es in der berühmten Stelle seiner Weltgeschichte heißt, so bleiben auch die letzten philosophischen Hintergründe seines Erkenntnisweges einer verbindlichen weltanschaulichen Erörterung entrückt.

Dieses Leben hatte sich, so wie es angelegt war, vollendet und nach jeder Richtung erfüllt: insofern trägt es seinen Maßstab in sich selber. Aber auch inmitten der Gesamtheit deutschen Denkens und Schauens hat es ein Reich des Geistes hinterlassen, das bei allem Zeitgebundenen doch das Zeichen der Unvergänglichkeit an der Stirn trägt.

Friedrich List

1789–1846

Von

Theodor Heuß

Wenn der Name von Friedrich List genannt wird, bekommen die Deutschen ein schlechtes Gewissen. Sie spüren, die Tragödie, die mit ihm verbunden ist, war so nur auf deutschem Boden möglich; sie ist eine ewige Anklage. Fast sieht es so aus, als ob auch die Erinnerung ihrer Wucht oder quälenden Stetigkeit ausweichen wollte. Er konnte nicht ganz vergessen werden — es fanden sich immer wieder ein paar Leute, die sein Werk, seine Lehre, sein Leben für das Bewußtsein beschworen. Doch wer solchem Ruf folgen wollte und an List unmittelbar herankommen, geriet in Verlegenheit: nur sein Hauptwerk und zwei, drei kleine Schriften waren im Buchhandel neu aufgelegt. Sonst mußte man schon Glück haben, Häussers unvollkommene Sammlung aus den fünfziger Jahren aufzutreiben; sie tauchte im Antiquariat gelegentlich auf. Zwar fehlte es nicht an Beschlüssen, List herauszugeben — das sollte schon 1877 geschehen, war 1912 erneut in Angriff genommen —, aber erst als die „Friedrich-List-Gesellschaft", eigens zu diesem Zweck, 1920 gegründet war, erfuhr der Plan Gestalt, zehn sehr stattliche Bände, die Ausgabe war im Frühjahr 1933 abgeschlossen.

Diese Vorbemerkung über das Schicksal des Listschen Werkes kennzeichnet einen seltsamen Zustand und ist darum nicht bloß „bibliographisch" — in ihr verbirgt sich die bleibende Unsicherheit gegenüber dem Manne. Wohin mit ihm? In die Geschichte der Staatswissenschaften. Ja — doch rasch kommt das Aber: War er denn ein Wissenschaftler? Den Professortitel trug er zu Recht, doch war seine akademische Tätigkeit nur ein kurzer, mäßig geglückter Einsatz. Die Größe, die unbestreitbare, wenn auch bedrängende Größe des Mannes liegt in der Agitation, in der Publizistik, in der Neigung zum praktischen Wirken, nicht in der eigentlichen Forschung. Ist seine „Lehre" denn wirklich sein Eigentum und nicht bloß kräftig vereinfachtes und für die Zeit frisch geformtes Gedankengut anderer? Also Politiker — aber dann muß er wohl, wenn ein solcher nun eben nach dem Erfolg gewertet wird, ein schlechter Politiker gewesen sein. Alles, fast alles mißriet ihm, und vielleicht ist es zu billig, nur die Lage der Zeit, nur die Bosheit der anderen verantwortlich zu machen; denn der echte Politiker rechnet mit ihnen, um sie zu überwinden. List aber, als er an einem grauen späten Novembertag des Jahres 1846 seinem Leben ein Ende setzte, war selber ein Überwundener.

Nein, er ist in keiner Gruppe unterzubringen, er steht zwischen ihnen, wie er zwischen den Zeiten steht — man könnte an ihm den Begriff und das Schicksal des

„Unzeitgemäßen" ablesen, wollte man aus einer späteren zeitlichen Schicht auf all die Ansagen blicken, die „eingetroffen" sind. In der Tat erscheint eine Fremdheit zwischen dem unruhigen, temperamentstarken, phantasievollen Mann und der behaglich genügsamen oder ängstlichen oder bloß vergrämten Enge des Biedermeier — man ist oft versucht, seine Lebensspanne und frische Kraft ein paar Jahrzehnte weiter zu dehnen. Aber solche Lust des Gedankens führt ins Verspielte. Denn nun wird alles in der Umgebung der Zeit fragwürdig: wie würde sie auf List wirken, wie würde er die Antworten finden? Da ist die Paulskirche. Niemandem fällt es schwer, den Mann in der deutschen Nationalversammlung zu sehen, sie mit seinen Gedanken und seinem Willen zu erfüllen. Man mag dessen gewiß sein, daß die Reutlinger, die ihn fast dreißig Jahre zuvor zweimal in die württembergischen Landstände geschickt hatten (und damit in den Beginn und Grund seines Unglücks), jetzt stolz sein würden, das leichter gewordene Bekenntnis zu ihrem Bürgerssohn zu wiederholen. Aber zu welcher Gruppe mag man ihn rechnen?— man zählt die Argumente zusammen, vergleicht, überprüft. Die Rechnung geht nicht recht auf. List bleibt im Vormärz gebunden.

Indem er gegen ihn groß wurde und an ihm zerbrach, war er doch durch ihn bedingt und bestimmt. Diese dreiunddreißig Jahre, zwischen 1815 und 1848, Ära Metternich, vom Geschichtsurteil der Zeit getroffen, die „die Erfüllung" erlebte, grau, ermattet, unfroh, besaßen ihre heimliche Unruhe. Ihr politischer Ausdruck war nur episodisch, da, dort, in Verfassungskämpfen, in ein paar Kundgebungen, in etwas Presselärm oder lyrischen Glaubensbekenntnissen. Aber währenddem wuchs eine neue Schicht zu ihrem eigenen Bewußtsein und ihrem eigenen Willen — jenes „bürgerliche" Element, das durch die napoleonischen Flurbereinigungen der deutschen Legitimitäten aus alten Ordnungen und Traditionen herausgeholt war, ungefragt, sich in Neues gewöhnen sollte und nun in diese Forderung Selbstbewußtsein und Anspruch trug. Das gilt nicht für Österreich und das alte Preußen, aber für den ganzen Westen und Süden. Dort gab es für Millionen von Deutschen neue Herrscherhäuser und Vaterländer — denn das „Reich", das war ja gestorben. Lohnte es, war es sinnvoll, aus den Zufälligkeiten der territorialen Zuteilung eine neue Gefühlsbindung entstehen zu lassen? Was hatte der Mann aus Speyer mit München zu tun, was der am Bodensee mit Karlsruhe? Er war nicht gefragt worden.

Diese Spannung ist für die ganze Periode wichtig — in Lists Schicksal bekommt sie ihren dramatischen Ausdruck. Man darf solchen Zusammenhang nicht vergessen. List entstammte einer Reichsstadt; die Familie, Handwerker, gehörte zwar nicht zum Patriziat, stand aber fest in der Reutlinger Überlieferung, und der fehlten nicht die gegen das württembergische Herzogtum gerichteten Legenden. Das Geburtsjahr, 1789, hat für diesen Rebellen gegen Konventionen fast einen symbolischen Zug — die Nachrichten, die vom Westen her wehten, mögen seine geweckten Kinderjahre erregt haben, man war ja auch „republikanisch". Aber es blieb nicht

bei Nachricht, Begeisterung, Schrecken, Ernüchterung — die Fernwirkung ergriff das Schicksal der Heimatstadt: als der Gerbersohn, über die anfängliche Handwerkerlehre hinausstrebend, vor die Berufsentscheidung kam, hatte Reutlingen seine Selbständigkeit verloren, war württembergische Kreisstadt geworden. Der Weg, da er „Schreiber" werden sollte, mittlerer Beamter der Verwaltung, führte ihn aus der engen Heimat hinaus. Groß waren die Verhältnisse ja auch nicht, in die er trat — immerhin, sie boten ihm bald den Raum für einen ungewöhnlichen Aufstieg. Die Stuttgarter Regierung merkte, welche Begabung sich in dem Mann regte, sie zog den jungen Beamten, der die Praxis kleiner „Ämter" in seiner Ausbildung kennengelernt hatte, zu Rat und Gutachten heran, ja sie schuf für den Achtundzwanzigjährigen, der eine systematische Vorbildung für diese Aufgabe nicht genossen hatte, an der Tübinger Universität eine Professur — doch es war eine Regierung, die mit dem altwürttembergischen Kernland in schwerem Kampf lag. Uhlands „Vaterländische Gedichte" für das „alte gute Recht" haben dieses Ringen begleitet: im Kernland des schwäbischen Herzogtums hatte sich die ständische Ordnung, allein in Deutschland, bis ins neunzehnte Jahrhundert behauptet, sie war in zähen Auseinandersetzungen der Stolz des Landes geworden, und die „Alt-Rechtler" waren nicht gesonnen, ihre Umformung aus dem neuen königlichen Willen entgegenzunehmen. Der „Neu-Württemberger" List stand durchaus und leidenschaftlich auf der Gegenseite, warb auch in seinem „Volksfreund aus Schwaben" für die Reform von Verfassung und Verwaltung. Doch der Minister Wangenheim stürzte, und damit hatte List den Rückhalt verloren. Die Intrige und Verdächtigung begann — er mußte selber spüren, wie seine Arbeit unter dem Druck des Mißtrauens stand. Man wollte ihn los werden. Die Gelegenheit bot sich, 1819. List hatte für einen Kreis von Kaufleuten auf der Frankfurter Messe eine Eingabe an den Bundestag entworfen, hatte sie gewonnen, einen Verein, den deutschen Handelsverein, zu gründen, war bereit, dessen Geschäfte zu führen. Als ihm daraus erneute Schwierigkeiten entstanden, erbat er seine Entlassung aus dem Staatsdienst.

Es war ein geschichtlicher Augenblick. 1818 hatte sich die Berliner Regierung entschlossen, für den ganzen, seit 1815 vergrößerten Staatsbereich die Binnenzölle aufzuheben, der Handel, die aus der Notzeit sich erholenden Gewerbe sollten den Raum des freieren Atems erhalten, Preußen ein einheitliches Wirtschaftsgebiet werden. Warum nur Preußen? Warum nicht ganz Deutschland? Der Bundestag in Frankfurt hatte die Eingabe beiseite gelegt — was konnte daraus werden, wenn er begänne, sich um die Anliegen von Privatleuten zu kümmern? Also galt es, die Regierungen zu gewinnen. List reist durch Deutschland, zu Höfen und Regierungen, ist auch in Wien bei Metternich — der spürt wohl, daß hier etwas Neues auf den Weg kommt. Mit Zeitschrift und Konferenzen soll die Teilnahme der Nation geweckt werden — manches läßt sich trefflich an, List tritt in Verbindung mit wohlgesinnten und auch opferbereiten Männern; sein Gefühl, einer großen

und notwendigen Sache zu dienen, läßt ihn über Kleinliches hinwegsehen. Eine spätere Zeit würde seine damalige Tätigkeit die eines „Verbandssyndikus" genannt haben, und es gab natürlich auch damals Leute, die ihn ungefähr so sahen (den Typus als solchen gab es noch nicht, und er war kein Typus). Wenn er vor Monarchen und Ministern, vor Kaufleuten oder Fabrikanten stand, wußte er sich nicht als Anwalt von Interessen, sondern als der Gesandte der deutschen Zukunft.

Aber da gab es noch eine Vergangenheit, die ihn band: der Kampf um die württembergische Neugestaltung. In dem Augenblick, als ein allgemeiner Ruf und Beruf ihn vor die breite Aufgabe stellte, hatte auch die Heimatstadt sich seiner erinnert. Die württembergische Verfassung war in einem Kompromiß fertig geworden, Reutlingen wählte List zum Abgeordneten. Das Mandat wurde kassiert, der Mann war noch nicht dreißig Jahre alt, ein paar Monate fehlten. Er wurde zum zweiten Male gewählt — Ende 1820 trat er in die württembergische Kammer, und mit der großartigen Unbefangenheit und weiten Auffassung von der parlamentarischen Aufgabe suchte er jetzt für die Reformpläne zu kämpfen, die er ein paar Jahre zuvor in Denkschriften und publizistisch vertreten hatte. Das sollte ihm schlecht bekommen. In einer Petition seiner Reutlinger Wähler, die in der kräftigen Sprache ihre eigene Art erkannten, faßte er zusammen, was er im Staatswesen als morsch oder schlecht ansah, das übermäßige, unselbständige und dabei harte Schreiberwesen, er forderte Neugliederung der Bezirke, gerechte Steuer, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Ausbau der Selbstverwaltung. Das war alles nichts Außerordentliches — die Petition fiel freilich durchaus aus dem Rahmen, daß sie, umfassend, fast eine Art von Regierungsprogramm, Gegenprogramm brachte und mit großem, derbem Freimut begründet war. Die Antwort erfolgte: Strafantrag wegen Aufreizung gegen Staatseinrichtungen. Damit das Verfahren durchführbar sei, mußte List des Mandates entkleidet werden. Ein böses Spiel begann. Zwar trat ein Mann wie Uhland, der in den vorangegangenen Jahren des Verfassungskampfes Lists Gegner gewesen war, jetzt für ihn ein, aber Rachegefühl und Druck der Regierung vermochten, daß Reutlingens Abgeordneter aus der Kammer ausgeschlossen wurde. Das Gericht verurteilte ihn zu zehn Monaten Festungshaft. List, dessen Optimismus damit nicht gerechnet hatte, floh. Man mag heute sagen, das sei unbedacht gewesen, habe ihn erst eigentlich ins Unrecht gesetzt — das ist die Klügelei, die vom Ablauf der Dinge her den Fehler sucht, der so viel verschuldet hat. Sein stolzes Rechts- und Freiheitsgefühl, durch über ein Jahr währenden Streit gekränkt, floh die Demütigung, floh ins Ungewisse; er fuhr nach Straßburg, in die Schweiz — irgendwie würde sich wieder eine Arbeit aufbauen lassen. Aber die Stuttgarter Regierung blieb ihm auf den Fersen — man verweigerte ihm die Niederlassung. Es ging ihm schlecht. Freunde rieten, heimzukehren und die Gnade des Königs anzurufen. Hatte er nicht dessen erstem Mitarbeiter treulich und mit Auszeichnung gedient? Doch Wilhelm I. blieb stumm. Der Heimkehrer wird

gefaßt und auf den Asperg gebracht, der auch einmal Schubarts arge Herberge gewesen war. Man quält den Häftling mit Sortieren von Uniformstücken. Nach fünf Monaten erläßt man ihm den Rest der Strafe, gegen das Versprechen der Auswanderung. Die Heimat will ihn los sein. Die Heimat? Es ist der Haß einer Bürokratie, die in dem unruhevollen Mann eine gefährliche Kraft wittert; sie kann nicht verzeihen.

Wie sehr sie nicht verzeihen konnte, das ahnte dieser Zwangsauswanderer nicht, als er mit Frau und Kindern übers Meer fuhr. Nur fort! Amerika — da war Lafayette, der alte General, er hatte ihn bei einem Besuch in Paris kennengelernt, der wollte, sollte ihm helfen. Aber es blieb bei dem Wollen und Sollen. Doch das Land ist jung — man lebt dort noch nicht von Empfehlung und Verbindung. Man wagt etwas. List wagt es, ein kleines Landgut zu bewirtschaften — er muß leben. Doch kommt er nicht voran, und seine Gedanken suchen das Allgemeine. Das Allgemeine trifft er noch nicht, als er in Reading die Leitung einer deutschen Zeitung übernimmt. Aber es ist der Weg. Die Redaktionsstube wird zum Schulzimmer, in dem er Amerika kennenzulernen hat, wenn er darüber etwas sagen soll — List hat aber immer mehr außerhalb der Schulräume, in jedem Sinn, gelernt, seine Tätigkeit bringt ihn zusammen mit Handelsleuten und Gewerbetreibenden, und nun wiederholt sich in gewissem Maße der Vorgang des Jahres 1819 — er schreibt der jungen amerikanischen Industrie, die zwischen Freihandel und Schutzzoll schwankt, ein Programm, ihr Programm — sie soll sich gegen die englische Fabrikenüberlegenheit schützen. Im Unterschied zu der Arbeit, die er in Deutschland versucht hatte, die auf unmittelbare Verhandlungswirkung ausgerichtet war, erfährt sein Bemühen auf dem amerikanischen Boden eine theoretische Vertiefung: die Lehre von Adam Smith von der allgemeinen ökonomischen Gültigkeit des freien Spiels der Kräfte wird im Grundsätzlichen in Frage gestellt. Das Thema ist angeschlagen, das später der stärkste Akkord in der Melodie seines Wirkens sein wird — manchen ist er allein im Gedächtnis geblieben. Doch das ist jetzt nur ein Ansatz. Der Zufall reißt ihn in andere Geschäfte, er läßt ihn auf einer Wanderung abbaufähige Kohle entdecken, der Landwirt von vorgestern, der Redakteur von gestern wird Bergbau-Unternehmer; er bringt eine Aktiengesellschaft zusammen; die Sache kommt in Zug, er atmet auf, es sieht so aus, als ob er nun aller Sorgen ledig wäre. Er ist froh und fast dankbar — diese Arbeit hat ihn auch gelehrt, was es vielleicht wirtschaftlich und sonst bedeuten könnte, wenn man die neue Erfindung, den Dampfwagen auf Schienen, in die nationale Wirtschaft eingliederte.

Der Präsident Jackson schätzt den brauchbaren und uneigennützigen Deutschen. Doch den befällt eine eigentümliche Unruhe. Ist das seine Sendung, die Amerikaner zu lehren, ihnen gar vorzumachen, wie sie zu Wohlstand und Unabhängigkeit kommen? Er glaubt an seine Sendung. In jener Zeit schreibt er: „Mir geht es wie Müttern mit ihren verkrüppelten Kindern ... Im Hintergrunde aller meiner

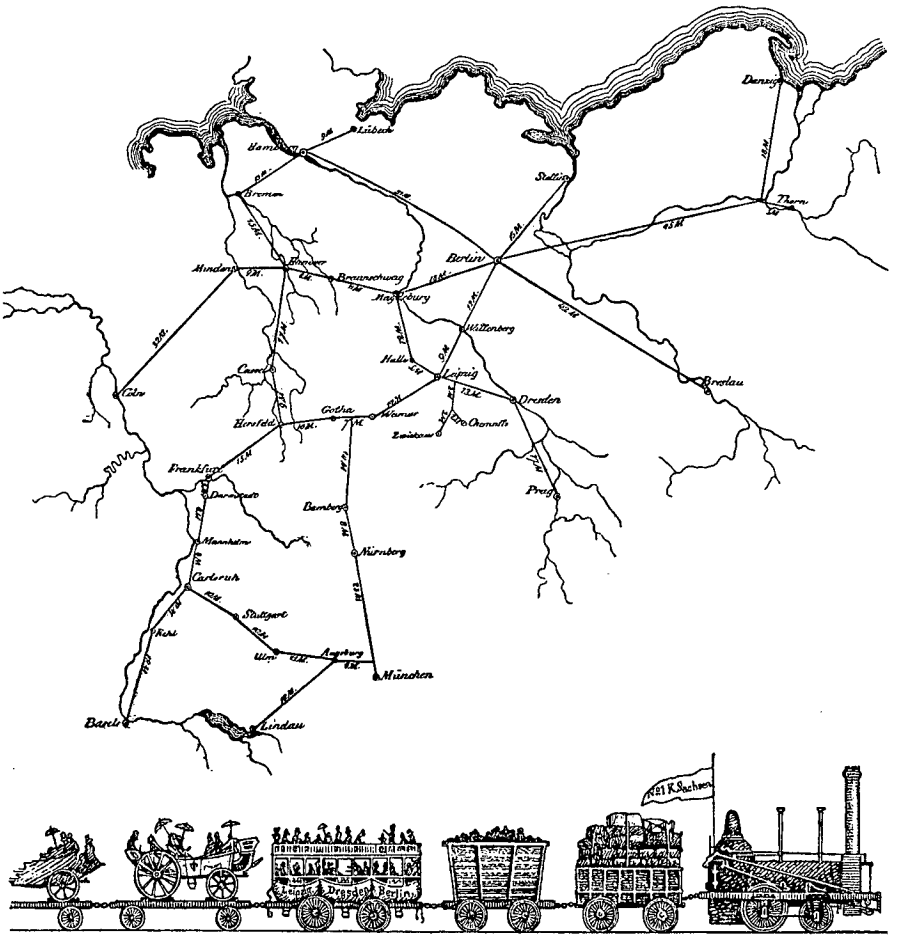
Pläne liegt Deutschland." Jackson bestellt ihn zum Konsul der Union in Hamburg — unter deren Schutz glaubt er wirken zu können. Ende 1830 verläßt er, zunächst allein, Amerika. Aber in Le Havre erfährt er, daß der Entschluß des Präsidenten vom Senat nicht bestätigt wurde. Er bleibt in Paris, publizistisch tätig, 1832 geht er nach Leipzig, nun als amerikanischer Konsul, die Schwierigkeiten sind drüben beseitigt, verfolgen ihn aber hier, dank der Bemühungen der württembergischen Regierung. Der Samen, den er vor bald anderthalb Jahrzehnten ausgeworfen hatte, war inzwischen ins Wachstum gekommen — Einzelverträge hatten die Zölle zwischen Nachbarstaaten niedergelegt, der deutsche Zollverein, wenn auch ohne Österreich und die Hansestädte, stand vor seiner Verwirklichung, ein einheitliches Wirtschaftsgebiet. Doch dies konnte nicht das Ende sein. Die Schlagbäume an den Grenzen wurden herausgerissen — das war gut. Bedeutete es schon die Einheit der Wirtschaft? Bedurfte diese nicht einer unmittelbaren Bindung und Verbindung? Man mag finden: es war wieder ein geschichtlicher Augenblick, wie 1819, und es wurde erneut Lists Beruf, die Losung des Tages auszugeben. Sie hieß: Eisenbahn.

Die kommenden Jahre, nach 1832, sind fast völlig von der Werbung für diesen Gedanken angefüllt. Sachsen, zumal Leipzig, sind als Ausgangspunkt glücklich gewählt; dort empfindet man, was der Handel und die sich regenden Gewerbe aus der Beschleunigung und Sicherung des Warenverkehrs gewinnen könnten. Eine Gruppe angesehener Männer stützt List, als er den Versuch macht, die theoretische Erkenntnis der Verwirklichung dienstbar zu machen. Der Staat ist dem Versuch wohlwollend, doch sieht er nicht, noch nicht, daß ihm eine neue eigentümliche Aufgabe zuwächst, und wenn List in seiner Arbeit durchaus von dem nationalwirtschaftlichen Ziel beherrscht ist, so muß er doch zugleich die privatwirtschaftlichen Instinkte anregen: man kann an Eisenbahnen verdienen, gebt euer Geld zur Aktiengründung, die glänzende Rente wird nicht fehlen. So kommt es zu der Gesellschaft, die die Bahn von Dresden nach Leipzig baut — freilich, List erlebt an ihr keine Freude. Das Intrigenspiel raubt ihm den Anteil am Erfolg, die Mißgunst verkleinert sein Verdienst — wieder bricht eine Hoffnung zusammen, und als die Erträgnisse des amerikanischen Besitzes schmelzen, sucht er wieder die Fremde. 1837 geht er nach Paris.

Sein Auftreten für die Eisenbahnsache war an sich nicht ohne Wirkung gewesen. Die Schrift, in der er ein sächsisches Eisenbahnsystem als den Kern eines gesamtdeutschen Netzes entworfen, berechnet, begründet hatte, machte auch auf die Zeitgenossen Eindruck. Die spätere Zeit hat in dieser Planung vor allem das Prophetische des Mannes zu sehen versucht. Eindrucksvoller aber und wahrhaft erschütternd tritt diese Kraft der Phantasie, ein Weltbild der Zukunft zu gestalten, in den beiden Aufsätzen hervor, die 1834 und 1836 die „Allgemeine Militärzeitung" brachte, die Erfahrungen des Weltkriegs scheinen vorweggenommen in der Schilderung, welche Defensivkraft einem Land durch ein wohlausgebautes Bahnnetz zuwachse: der Zweifrontenkrieg ist gesehen, die strategische Massierung

durch plötzliche Verschiebung von ganzen Heeren, das Tempo und die Kosten sind berechnet, die Wohltat von Lazarettzügen dargetan. Freilich: der Schluß der packenden Abhandlung ist von der Geschichte widerlegt worden. List, der auch dem Geldgeber sagen will, daß sein dem Bahnbau gegebenes Kapital im Krieg nicht allzusehr gefährdet wäre, tröstet ihn zugleich: je vollkommener das Bahnnetz, desto stärker seine Kraft, das Wagnis eines Angriffskrieges zu verhindern. Denn die Kriege werden als Grenzkriege erstarren, die „Siege nicht bis ins Innere verfolgt werden können". Also werden die Eisenbahnen dazu helfen, „den Krieg selbst totzumachen". Das ist der lapidare Schluß der Abhandlung — kein sentimentales, sondern ein technisch-strategisches Plädoyer. Gewiß, die Geschichte hat es nicht gehört — und doch, während wir es lesen, denkt man an die großen Operationen des Weltkriegs, an die Rolle der Bahnen — ist dies nicht der achtzig Jahre vor der Bestätigung geschriebene Kommentar der strategischen Verkrampfung im September und Oktober 1914? Aber es ist zugleich mehr als dies: der wunderbar plastische Ausdruck einer Begabung, die das technisch-ökonomische Hundert-Kilometer-Experiment, dessen Ideologie sich um Zins und Rente drehte, in der weltpolitischen Vergrößerung und damit in einem völlig neuen Sinn sehen konnte.

Er geht nach Paris — ach, es wird immer quälender, dieses verfolgte Leben nachzuerzählen. Die Franzosen behandeln ihn nicht schlecht; nein, sie behandeln ihn eigentlich besser als seine Landsleute, sie hören auf seinen ökonomischen Rat. Er schlägt sich als Publizist durch, im übrigen aber kommt er jetzt dazu, seine wirtschaftlichen Gedanken zu systematisieren. Eine Preisaufgabe regt ihn an — der eigentliche Erfolg bleibt ihr versagt, aber sie zwang ihn zur Sammlung seiner wichtigsten Gedanken. Den Amerikanern hatte er einen englischen Leitfaden ihrer Zukunft geschrieben, den Franzosen einen französischen — in Paris gewann auch das Werk die große Kontur, in dem er den Deutschen, aber nicht ihnen allein, das werdende Weltbild deutete: „Das nationale System der politischen Ökonomie." Es erschien im Herbst 1840; er war im Frühjahr nach Deutschland zurückgekehrt und mochte wohl hoffen, daß sich hier die Möglichkeiten für ihn gewendet hätten. Eine trügerische Hoffnung. Gewiß, das Werk machte Eindruck, fand Zustimmung in den Kontoren, Widerspruch auf den Kathedern. Aber List suchte vergeblich nach der praktischen Aufgabe, die ihm gemäß war und gemäß erschien. Kein deutscher Staat wollte ihn brauchen. Was bleibt ihm übrig? Mit einer neuen publizistischen Waffe, dem „Zollvereinsblatt", dient er im freien Kampf seinen Ideen — das ist eine glänzende publizistische Leistung, aber ihr Ertrag entläßt ihn nicht aus der Not. Es kommt der schändlichste Augenblick seines Lebens: man denunziert ihn als einen bezahlten Soldschreiber, und er veröffentlicht seine Jahreseinnahmen, mit der Ausbreitung seiner Armut seine Ehre verteidigend. Und doch entfaltet er in Not und Enttäuschung eine starke Produktivität, reist nach Belgien, reist nach Ungarn, wo man ihn dankbar feiert, reist nach London,



Entwurf für ein deutsches Eisenbahnnetz von Friedrich List.
Beilage zu seiner Schrift „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem", 1833

in das Lager des „Feindes" — denn aller Kampf dieser Jahre hatte der „englischen Lehre" und hatte der Methode der englischen Politik gegolten. Und er fühlt sich beim „Feinde" wohl — man achtet ihn, und er atmet tief auf in einer Luft, die von der See ihre Würze erhält, die ihm frei erscheint von der Enge und Widrigkeit des kleinstaatlichen Biedermeierbetriebes. Eine Vision: wird Deutschland sich erst zur eigenen Kraft ermannt haben, gegen Englands wirtschaftliches Verhalten, dann wird es sich politisch mit ihm verbünden. Denn der Tag mag kommen, da Frankreich und Rußland sich finden ... das ist im Sommer 1846. Aber der Herbst verjagt die farbigen Bilder der Erwartung, die Lebensangst bricht durch: wovon wird er leben können, wird seine Gesundheit noch lange halten? Der Süden soll ihm Erholung geben. Auf der hastig beschlossenen Fahrt endet er in Kufstein dies Leben.

*

Die volkstümliche Vorstellung sieht in Friedrich List wesentlich den Begründer und Verteidiger des Schutzzolles. Das ist begreiflich, wenn man an die vielseitige und mannigfaltige Argumentation denkt, die er diesem wirtschaftlichen Mittel zuwendet. Aber es wird leicht vergessen, daß er in dem Schutzzoll nur ein Mittel sah. Die originale Tiefe seiner Gedanken wird verflacht, wenn zu stark diese — zeitgeschichtlich überbetonte — Seite seiner Theorie gezeigt wird. List hat den Schutzzoll nicht „erfunden" — man weiß, wie er die Lehre und Praxis der merkantilistischen Staatsepoche beherrscht hatte. Adam Smith und mehr noch Ricardo hatten ihn „wissenschaftlich" zu zertrümmern begonnen — die englische Lehre, die „klassische" Nationalökonomie, trat den Siegeszug an in einem Zeitabschnitt, da die neue Technik, der wachsende Verkehr, die politische Emanzipation des dritten Standes, einen neuen Weltzustand und mit ihm ein neues Weltbild schufen. Gegen dessen geistige Gültigkeit und sachliche Herrschaft nimmt List den Kampf auf. Er spricht nur von der „Schule".

Adam Smith stellt der reglementierten Staatswirtschaft seiner Zeit den frei entscheidenden Homo oeconomicus gegenüber, der nach der Einsicht in sein Können und in die Lage des Marktes die Ware erzeugt, die ihm den höchsten Ertrag bringen wird. Der wirtschaftliche Sinn richtet sich aus nach dem Tauschwert, er erzwingt die Arbeitsteilung nach Geschicklichkeit wie nach den natürlichen Voraussetzungen — im freien Tausch regeln sich die Preise nach Angebot und Nachfrage, das gilt für die Einzelwirtschaften wie für die Volkswirtschaften, die freie Konkurrenz ist der Hebel des technischen Fortschritts, des unternehmenden Wagens, sie bringt auch jene große internationale Wirkung von Sonderung der Erzeugung und gegenseitige vorteilhafteste Ergänzung des Bedarfs. Natürlich ist das nur ein roher Umriß, eine bewußte Vereinfachung, Smith selber muß ja heute gelegentlich in Schutz genommen werden, als ob er nur den wirtschaftenden Einzelmenschen gesehen habe, sein Werk handelt vom „Wohlstand der Nationen" — doch begründet er die Lehre vom natürlichen und wohltätigen Automatismus des freien Marktes.

Der junge List hatte ihr selber nicht ferne gestanden. Er war, zur Einsicht erwachend, in einer Zeitlage und Umgebung, die das Werden einer größeren Wirtschaftseinheit erlebte, und wenn diese auch nur Württemberg hieß. Auch der Kampf des Jahres 1819 galt nicht der Errichtung, sondern der Niederlegung von Zollgrenzen — die anregende und erzieherische Kraft des größeren Marktes wurde von List selbstverständlich keinen Augenblick verkannt. Da aber nicht eine abstrakte Schulmeinung, sondern immer die Wirklichkeit seine Lehrmeisterin war, bedeutete die Begegnung mit den amerikanischen Verhältnissen den Zwang, die überkommene Vorstellungswelt zu überprüfen. Das Ergebnis war nicht einheitlich und mit einem Schlag vorhanden, auch nicht gleich in einer sauberen Systematik geordnet. Denn in der seltsamen (und dabei immer fesselnden) Verschränkung von aktueller Publizistik und dem Bedürfnis nach logisch-rationaler Argumentation sind die Einsichten nicht gleich geschieden. Das Wichtigste ihres Inhaltes ist

dies: der „Lehre von den Werten", den Tauschwerten, stellt er die „Lehre von den produktiven Kräften" gegenüber — nicht in den preismäßig erfaßbaren, meßbaren, tauschbaren Werten ist das Wesen und das eigentümliche Schwergewicht der Wirtschaft zu sehen, sondern in den Fähigkeiten, Werte zu schaffen. Wenn man so will, eine „Dynamisierung" der wirtschaftlichen Betrachtung, auf den erzeugenden Menschen ausgerichtet, nicht auf das Sachgut. Die Entwicklung dieser menschlichen Kräfte ist lenkbar, also eine Aufgabe der Politik und Erziehung. Sie müssen in ihrem wesenhaften, national und geschichtlich geschiedenen Sein erkannt werden, damit der Einsatz richtig genommen werde. Es ist eigentümlich, wie bei List die geschichtliche Betrachtung einer Sonderlage, in der er Meister ist, begleitet bleibt von gewissen naturrechtlichen Vorstellungen: er sieht die wirtschaftliche Entfaltung in einer Gesetzlichkeit, in einer formulierbaren Stufenfolge sich vollziehen, vom Ackerbau her, zu dem Handwerk, Manufaktur, Handel, Fabrikenwesen treten — es ist die menschliche Aufgabe, die Maße richtig zu erkennen, damit in der Blüte eine Harmonisierung der Interessen, eine Gleichgewichtslage in Produktion und Konsumbedarf gesichert sei. Es ist der Sinn einer gestaltenden Politik, die ökonomisch verfährt, aber nationalpolitisch denkt.

Denn das ist schließlich das Entscheidende an Lists Erscheinung. Die fachwissenschaftliche Erörterung wird nicht daran vorbeigehen, seine Schutzzoll-Lehre auch in den von ihm selber gezeigten Bedingtheiten darzutun. Der Zoll ist für ihn kein Dogma, sondern eine Zweckform der „Erziehung" — für Amerika galt das gleiche wie für Deutschland, daß die schlummernden gewerblichen Kräfte geweckt und in ihren ersten Regungen so lange gegenüber den durchgebildeteren Volkswirtschaften von Frankreich, vorab von England, gesichert sein sollten, bis sie in technischem und organisatorischem Vermögen die gleichen Voraussetzungen erreicht haben. List, in die Frühwelt der industriellen Revolution gestellt und von den Möglichkeiten der Technik aufs stärkste beeindruckt, denkt zunächst gewerblich. Das hat, wenn man aus seiner Waffenschmiede die Kampfwerkzeuge für spätere Zollkämpfe holte, oft genug eine Rolle gespielt, daß er für die Agrarprodukte Freihandel forderte — der landwirtschaftliche Absatz schien ihm in der regen gewerblichen Entwicklung, in dem sie begleitenden Verbrauchswachstum genügend gesichert. Zoll war für ihn nicht Schutz der Rente, sondern Verpflichtung zur Arbeitsintensivierung. Doch ist kaum ein Zweifel erlaubt, daß er diese These nicht zum Dogma gemacht, sondern an der Zweckfrage der nationalen Wohlfahrt, an dem gewonnenen oder gestörten Gleichgewichtsverhältnis ausgerichtet hätte.

Lists Beitrag zur deutschen „Bildungsgeschichte" mag darin gefunden werden, daß, wenn er die Deutschen auch nicht gerade ökonomisch denken lehrte, er ihnen doch, wenn man so sagen darf, den Geschmack an wirtschaftspolitischer Literatur beibrachte. Die war an sich gering, und wo sie systematisch angelegt war, mit geringen Ausnahmen, dünn und langweilig. Die geistige Haltung der führenden Schicht war von der Philosophie oder vom Ästhetischen her bestimmt; das Politische

kam ideenmäßig von der Auseinandersetzung mit den Elementen der großen Revolution nicht los und geriet in dem Wiederholen des Für und Wider in eine ziemlich unfruchtbare Verfestigung; der echte geschichtliche Sinn war erst im Erwachen. List ist, im ganzen, diesem zuzuordnen. Zwar hat er, in wissenschaftlicher Technik, keine geschichtlichen Studien getrieben, aber er sah geschichtlich und gehört so doch in die Nähe von Ranke, dem er nach Temperament und politischer Grundstimmung ferne genug steht. Die „historische Schule" der deutschen Nationalökonomie kann List zu ihren Vorläufern rechnen, wenn freilich für ihn das geschichtliche Begreifen und Darstellen nie eigentliche Aufgabe, sondern Hilfswerk oder Voraussetzung seiner der aktuellen Gestaltung zugewandten Arbeit war.

Wenn man heute gern Friedrich List — vielleicht aus dem Unterbewußtsein eines schlechten Gewissens heraus um den Nachruhm besorgt — den größten deutschen Nationalökonomen nennt, so darf dies Wort nicht die Marke für eine Kartothek der Wissenschaften sein. Natürlich gehört Friedrich List in die Handbücher der Wirtschaftslehre und der Soziologie, aber er sprengt sie durch sein Schicksal und sein Menschentum. Er ist kein Forscher, sondern ein Täter, kein Gelehrter, sondern ein Politiker. Aber was ist das für ein Politiker, der zwischen Leid und Enttäuschung irrt, ins Wegloſe, ins Rückwegloſe irrt! So steht Friedrich List für das Bewußtsein unter den Propheten, denen zu sagen, aber nicht zu vollenden gegeben war.

Und in der Tat, das ist das Wunderbare und immer Erschütternde und manchmal Unheimliche an diesem Mann, wo immer man ihn fasse: wie er das Werdende, das Seinsollende oder das Drohende zu sehen und zu deuten weiß. Und zwar auf eine unvergleichliche und einmalige Art. Denn dieses In-der-Zukunft-und-mit-der-Zukunft-Leben ist so wenig verschwärmte Romantik wie rationale Phantastik, die ein besseres Utopien einer schlechten Gegenwart als Ziel oder Trost malt. Die rationale Kraft ist gewiß stark, und es gehört zu den argen Mißverständnissen, wollte man vor ihm „Schau" gegen „Erkenntnis", Sehertum gegen Rechnertum stellen. List beweist und begründet. Aber indem er dies tut, hat er ein außerordentliches Gefühl für Wachstumskräfte und Spannungen, eine Macht der Zusammenfassung des Gesellschaftlichen, Wirtschaftlichen, Politischen — so spürt er mit einem ganz feinen Gehör den Takt der werdenden Geschichte und malt zugleich mit lebhaften Farben den Deutschen die Forderung an die Wand, die sie zu erfüllen haben, um in dieser Geschichte zu bestehen.

Man sagt etwas sehr Richtiges, doch Ungenügendes, wenn man List einen großen Patrioten nennt, der die Einheit des Vaterlandes ersehnte und erdachte. Dies ist es nicht, was ihn vor den Zeitgenossen auszeichnete. Denn solche Sehnsucht war in Zehntausenden vorhanden, aus der staatlichen Sonderung herauszukommen, die politische Einheit unter leistungsfähiger Führung zu gewinnen — welcher Weg dazu notwendig, das mochte strittig sein; nach dem Ziel schauten

viele aus. Aber wen gab es neben ihm, der hinter diesem Ziel die neue europäische Lage und damit eine neue Aufgabe sah? Vielleicht ist das Größte an List, daß er in der Zeit der deutschen Ohnmacht, des regulierten Status quo, da das politische Denken entweder zur idealistischen Verklärung des Seienden oder zur bösen radikalen Verstimmung oder zur lyrischen Ersatzbefriedigung führte, in unbefangener Klarheit und Nüchternheit von der deutschen Lage in Europa sprach. Für ihn ist, in den dreißiger, in den vierziger Jahren, die politische Übereinstimmung zwischen Frankreich und Rußland im Anmarsch — der Hinweis auf sie dient schon seinem militärischen Eisenbahnprogramm. Sie muß „naturgemäß in einer Entente cordiale endigen" — deren Ziel ist, Deutschland so weit zu unterdrücken, wie es für den Zweck des Bündnisses, „die Bedrohung der englischen Suprematie in Europa und Asien", erforderlich ist. „England", heißt es in der Denkschrift von 1846, „wird alle von dem Nil, Euphrat und dem Tigris, von dem Roten Meer und dem Persischen Meerbusen bespülten Länder gänzlich und für immer in seine Gewalt bekommen; ... es wird den Weg von London nach Bombay auf vierzehn Tage abkürzen." (Die Schiffe fuhren damals noch wochenlang um Afrika herum.) ... „Der Beherrscher Rußlands wird gezwungen sein, gegen Europa hin die Rolle Philipps von Mazedonien, gegen Asien hin die seines Sohnes Alexander zu spielen." Und so fort. Er hatte den Amerikanern die Möglichkeiten ihres Weges aufgeschrieben, den Ungarn ihre Aufgabe gedeutet — es ist reizvoll, diese Durchblicke in die Zukunft zu verfolgen, und es wäre töricht, aus einer Zeitlage heraus festzustellen, daß hier, daß dort die Ansage nicht eingetroffen ist, die Geschichte eine andere Lösung gewählt hat. Friedrich List war weder glücklicher noch ertappter Astrologe, sondern ein Willensgestalter (auch der Wille gehört in das System der „produktiven Kräfte"). Wichtig allein ist doch dies, daß in jener Zeit ein Mann dieses Deutschlands, ein Privatmann ohne einen anderen Auftrag als den, den die eigene Verantwortung ihm zuwies, weltpolitisch zu denken verstand und diesem Denken alles andere, allen Ratschlag für Zoll und Verkehr, für Maß und Münze, für Gewerberecht, Ausbildungswesen, Industriepropaganda unterordnete. Wenn ihm die Nation, die deutsche Nation der Zukunft sinnenhaft vor Augen stand, dann wußte er um ihr bedrohtes Sein — eben darum aber wollte er sie tüchtig, reich, mächtig und einig wissen. Er glaubte an die deutsche Aufgabe, wies ihr die Führung in Mitteleuropa, den Beruf gegen den Südosten zu, und sang ihr zugleich das hohe, fast jauchzende Lied von der Seeluft, die frei macht — man könnte aus manchen seiner Aufsätze den Überschwang eines frühen, ahnenden Imperialismus der wagenden Leistung heraushören. Sicher hat er die expansiven Gewalten in ihren ersten Regungen gespürt, die aus dem Schoße dieser seiner Zeit in ein paar Jahrzehnten aufbrechen und ausbrechen sollten. Dann mußte auch Deutschland zu seinem Berufe bereit und geschickt sein.

Dies Deutschland, das ihm keine gemäße Wirksamkeit gab! Einmal floh er, zweimal ist er ausgewandert. Die Fremde bot ihm Arbeit, auch Ehre, gewiß Ruhe

des bürgerlichen Seins — er kehrte immer zurück, er glaubte, daß Deutschland ihn brauche, da er nur an Deutschland dachte. Warum stieß es ihn immer wieder zurück? Irgendwann, so müßte man meinen, verbrauchte sich doch auch die Gehässigkeit der kleinstaatlichen Bürokratie. Sein menschliches Bild ist von der Legende zum Teil übersponnen, doch bleibt es, aus Briefen und Zeugnissen, schließlich und vor allem durch die höchst persönliche Art seiner schriftstellerischen Kraft erkenntlich. Schicksal und Ende haben ihm den Umriß einer tragischen Erscheinung gegeben. Seine natürliche Anlage enthielt dafür wenige Elemente. Denn er war eine zutiefst optimistische Natur, er war durchaus das, was man heute mit leicht abschätzendem Ton „fortschrittsgläubig" nennt; den Menschen begegnete er mit einer arglosen Offenheit, tätig, hilfsbereit — es werden die Züge einer gelassenen Heiterkeit berichtet. Geistreich und beweglich, rasch argumentierend — dann mochte er wohl aufbrausend werden, wenn er auf das Rohe oder Subalterne stieß. Schon für den jungen Beamten war ein lebhafter Sinn für die Gerechtigkeit und eine einfühlsame Mitleidensfähigkeit charakteristisch — diese wache Empfindsamkeit, die dem andern galt, wird beherrschter Stolz, allmählich vortastendes Mißtrauen, da er in den Kampf um seine Arbeit, später um seine Ehre gezwungen wird. Manche tadelnde Zeugnisse der Menschen, mit denen er zu tun hatte, sprechen wohl von seinem Selbstbewußtsein, auch von seiner Heftigkeit — wir glauben zu sehen, wie in die Züge des fülligen Menschen, die auf Gelassenheit, Humor, Güte weisen, eine gewisse Gespanntheit tritt, ein Eigensinn, der den andern „auf die Nerven ging", als Unverträglichkeit oder Rechthaberei wirkte und im Grunde nur Verteidigung war. Wie, wollten sie ihm seinen guten Namen rauben, ihn zum bezahlten Agenten erklären, zum Gedankendieb, Abenteurer, Querulanten? Da mochte dann der Zorn ausbrechen oder der Stolz einer sauberen Tapferkeit sich jäh, drohend, höhnend aufrichten — das Wissen um den eigenen Wert trug ihn, und es war kein Zug kleiner Eitelkeit, wenn er freimütig die Unabhängigkeit und Eigenständigkeit seines Wesens verteidigte. Aber es mußten furchtbare Stunden sein, da er in die Nation hineinhorchte — kein Echo kam. Und die Angst überfiel ihn: wie lange noch so, in Geldsorge, in unsicherer Arbeitskraft — er war ein Schaffer sondergleichen gewesen. Alles umsonst...? Das Jahr 1846 hatte ihn, reisend, schreibend, redend, in einem erregten Schöpfertum gesehen — er war müde, aber friedsame Ruhe in Italien sollte den Druck von ihm nehmen. Hastig fuhr er, mit geringem Gepäck, aus dem dunklen November südwärts. In Kufstein machte er Rast. Ein dünner Schuß verhallt zwischen den Bergen. Unter einer leichten Schneedecke findet man den Körper des Toten.

Die schriftstellerische Kraft von List besaß Rhythmus, Glanz, Bewegung und hohe Anschaulichkeit; sie ist nicht einheitlich, denn er zwang sich, um seinen theoretischen Rang zu erweisen, gelegentlich zu einer etwas umständlichen Begrifflichkeit, die uns altmodisch anmutet; dann aber strömt seine Beredsamkeit farbig, sinnlich, in unmittelbarer und unbefangener Bildhaftigkeit. So hatte noch keiner

über „trockene" Gegenstände zu den Deutschen gesprochen, und er erzog sie, im nie ermüdenden Aussprache- und Erziehungsbedürfnis, in einem durch Enttäuschung nicht gelähmten publizistischen Gründungseifer, politisch zu lesen und ökonomisch zu denken.

So wurde er, dem Amt und Sicherung der Arbeit versagt blieben, den ein schwaches oder mißtönendes Echo aus der eigenen Zeit und aus dem eigenen Volk verzweifeln ließ über den Sinn seines Lebens, doch eine Macht der heimlichen Unruhe, ein leidenschaftlicher Fragesteller und furchtloser Beantworter. Das Leben, das die dunkle Stunde wegwarf, trug Frucht, mochte auch der Name vergessen oder verdeckt sein: die deutschen Kräfte begannen sich zu spannen, zu regen, der Same keimte, den er in Glauben und Gesinnungen ausgestreut. Und die Rückschau fing an, den Mann freier zu sehen — nicht nur die Tragik eines zeitgebundenen Seins, Ursprünglichkeit oder Bedingtheit einer Lehre, sondern dies: das Ethos eines nationalen Erziehertums. In ihm wuchs er zum Symbolhaften und gewann die Umrisse des Zeitlosen.

Arthur Schopenhauer

1788—1860

Von

Heinrich Zimmer

Europas weltliche Erziehung kennt keine Einweihungen mehr, die den Menschen wandeln und durchs Leben geleiten: die Sakramente der Kirchen wirken auf beschränkte Seelenräume; an die Stelle der Medizinmänner, Priester, Stammesältesten und Männerbünde, die in alten Kulturen Weihen vollzogen, traten bei uns vereinzelt Dichter und Denker, Schreibende und Redende. So bot sich für manche in letzter Zeit George als Künder und Wart am Tor der Jugend, als Hüter der Schwelle zu einem höheren Leben. Für Nietzsches Jugend war Schopenhauer der einweihende Genius — das bezeichnet seinen Rang.

Die Schlüssel der Geheimnisse sind in Händen Einsamer, höheres Wissen wird durch Abseitsstehen bezahlt: gezeichnet und heimatlos, liebeleer und ungeliebt, unzeitgemäß und zeitlos, am Dasein leidend und vom Willen zum Dasein besessen, ging Schopenhauer durch die Maya der Welt.

„Ich stamme aus Danzig, wenig aber fehlte, so wäre ich Engländer geworden", berichtet Schopenhauer in dem Lebenslauf, den er 1819 gelegentlich seiner Habilitation der Berliner Philosophischen Fakultät vorlegte; seine Mutter kehrte knapp vor der Geburt ihres einzigen Sohnes von einem Aufenthalt in England in ihre Vaterstadt zurück, und so hat Danzig die Ehre, den Philosophen unterm 22. Februar 1788 in seinem Geburtsregister zu verzeichnen, das auch seinen Vater und Großvater führt. Der Weltbürger und Bewunderer britischen Wesens gedachte des Umstands, der ihn in deutschen Boden pflanzte, als eines schicksalvollen Zufalls; einem Bewunderer in Harlem dankte er im Alter besonders erfreut für lebhafte Teilnahme an seiner Philosophie, „um so mehr, als sie vom Auslande kommt, sodann aber auch, weil ich von holländischer Abkunft bin; mein Großvater war noch in Holland geboren, aber jung nach Danzig gekommen, wo er die Tochter des Herrn Soermans, holländischen Residenten bei der noch ‚Freien Stadt', heiratete. Mein Vater Heinrich Floris sprach noch sehr gut Holländisch. In Deutschland lebt meines Wissens kein einziger meines Namens ..." Und er gedenkt der Bilder seiner Ahnen, die sein Vater ihm auf einer Reise durch Holland in der Kirche von Gorcum zeigte. „Mehrere Soermans, die dort Prediger gewesen, hingen an den Pfeilern, mit Knebelbärten. Es ist gut, daß ich dies doch nach Holland melde, dem Lande, wo meine geistigen Vorfahren Cartesius und Spinoza gelebt haben."

Indes Schopenhauer der holländischen Väter gern gedenkt, wie Nietzsche — vom Mutterlande enttäuscht — liebevoll auf die polnischen Ahnen blickt, die

Mutter verschweigt er: Johanna, die Tochter des Ratsherrn Christian Heinrich Trosiener, war eine Danzigerin. Das Verhältnis des Sohns zu ihr war unglücklich, die tiefen Schatten über seinem einsamen Werk und Leben sind nicht davon zu trennen. Noch das populäre Parergon „Über die Weiber", Verachtung grollend, ist wie eine späte Abrechnung des Altgewordenen mit dem Schatten der Mutter. Sie war von starkem Schlag, voll unbekümmerter Lebenslust. Nach dem frühen Tode des viel älteren Gatten wurde sie in allen Ehren, was man eine lustige Witwe genannt hat, baute sich mit geselligem Talent und schriftstellerischen Gaben einen Salon in Weimar auf, der ihr entsprach, wie er dem Sohne schal deuchte, indes Exzellenz Goethe es für gut befand, ihn durch gelegentlichen Besuch zu ehren. Sie fand sich selbst als Verfasserin gelesener Romane und Reisebeschreibungen wieder, die dem Zeitgeschmack und keinem höheren Sinn genügten, hatte literarische Seelenfreunde, kurz, sie ward ein rechtes Greuel für den schwermütig verfinsterten Sohn, den geborenen Einsiedler, den seines Werts bewußten Menschenverächter.

Von ihr kam ihm die zähe Lebenskraft, von des Vaters Seite her die tiefen Schatten. Er blieb der Letzte seines Stamms. Die einzige Schwester, Adele, die leidenschaftliche Seele mit dem Mißgeschick erschreckender Häßlichkeit, blieb unverheiratet. Die ältere Generation trug hinreichend Zeichen des Verfalls, aber ihre Erbmasse in Zersetzung trieb die Wunderblüte der Genialität, die absterbende Familie brachte den Unsterblichen hervor. Seine Großmutter Anna Renata, geborene Soermans, war „von so heftigem Charakter, daß sie nach dem Tode ihres Mannes für wahnsinnig erklärt und unter Vormundschaft gesetzt wurde". Von den zwei Brüdern des Vaters war der eine von Kind auf geistesschwach, der andere, „ein durch Ausschweifung halb wahnsinnig gewordener Mensch", lebte „in einem Winkel mit schlechtem Volk", der Vater selbst fand ein unklares Ende: er stürzte aus einer hohen Speicheröffnung seines Hamburger Handelshauses in den Kanal. Diesem Unfall war eine Zeit krankhafter Aufregungen und Gedächtnisstörungen bei zunehmender Taubheit voraufgegangen, es bildete sich das Gerücht, er habe in einem Anfall von Trübsinn wegen eingebildeter oder wirklicher Vermögensverluste sein Leben freiwillig geendet.

Der Vater Heinrich Floris hatte ein Handelshaus in Danzig, seine Geschäftsfreunde über See saßen in England und Frankreich, sein Wohlstand, schwankend und, wie Danzigs Bestand, an Polens Schicksal gekettet, ging auf den Großvater zurück, der aus Holland kam, aus den freien republikanischen Generalstaaten, und in der freien alten Reichsstadt Wurzeln schlagen mochte. Persönliche Würde, Weltweite, zähen Sinn für Unabhängigkeit, der die Hochschätzung des Geldes einschließt, nationale Tugenden Hollands, vererbte er seinem Sohne und Enkel. Heinrich Floris war ein Weltbürger nach dem Ideal der Aufklärung; er hätte es nicht ungern gesehen, wenn der Erbe seiner Firma als Engländer zur Welt gekommen wäre, er gab ihm den Namen Arthur, weil er auf deutsch, französisch

und englisch die gleiche Schreibung hat. Ein vorteilhaftes Angebot Friedrichs des Großen, sich als preußischer Staatsbürger in seinen Landen niederzulassen, lehnte er ab, trotzdem er ihn persönlich bewunderte. Er konnte nicht Fürstendiener sein und zog die Freiheit der alten Reichsstadt vor. Mittelalterlich verbrieft, war sie praktisch nur mehr durch Polens ermattende Umklammerung vor Preußens Zugriff bewahrt und sank 1793 bei der zweiten Teilung Polens mit dessen Freiheit ins Grab. Da, als preußische Truppen Danzig einverleibten, kehrte Heinrich Floris unter empfindlichen Opfern der geknechteten Heimat fluchtartig den Rücken und nahm das Gastrecht der Freien Reichsstadt Hamburg in Anspruch.

„Mein Sohn soll im Buche des Lebens lesen!" war ein Grundsatz, der Johann Floris bei der sorgfältigen Erziehung seines Erben leitete. Er schickte ihn neunjährig zu einem Geschäftsfreund nach Le Havre, mit dessen Sohn er zwei Jahre lang als kleiner Franzose aufwuchs. Er nahm ihn früh mit auf Reisen, so durfte der Zwölfjährige 1800 in Weimar Schiller sehen. Die weltweite Erziehung sollte den Sohn auf den nächstliegenden Beruf bereiten, des Vaters Handelshaus fortzuführen. Aber die erwachende Stimme innerer Berufung wies den Sohn aufs Gymnasium als Eingang zu den Wissenschaften. Da griff der Vater zu einer List, er versprach dem Fünfzehnjährigen eine große Reise, wenn er aufs Gymnasium verzichte und heimgekehrt Kaufmann werden wolle. Die Verlockung war groß, er zog die kurzweilige Einweihung durch die Welt, vom väterlichen Willen geboten, zunächst der langwierigen durch die Bücher vor.

Im Mai 1803 reiste er mit den Eltern über Holland nach London; beim Pfarrer von Wimbledon lernte er sein Englisch und hatte Gelegenheit, wahrzunehmen, was die gewaltige Stadt ihm bot. Er besichtigte den Tower, das Britische Museum und alle erdenklichen Sehenswürdigkeiten, betrat Westminster Abbey, das nationale Mausoleum, das den erhabenen Moder der großen Männer Englands atmet, las an Shakespeares Statue „seinen schönen Vers über die Vergänglichkeit":

„... wir sind aus solchem Zeug
Wie dem zu Träumen; unser kleines Leben
Umfaßt ein Schlaf."

Er kam viel ins Theater, sah „Hamlet", sah italienische Opern, Ballette und Vaudevilles, sah ein Quäkermeeting und eine Menagerie, einen Bauchredner und den berühmten Astronomen Herschel mit seinen Teleskopen bei Windsor. Was Fremden von Distinktion geboten werden konnte, zog an ihm vorüber: eine Ruderregatta auf der Themse, die Auffahrt des Adels in über tausend Galakutschen zur Hofcour nach Saint James Palace und das Henken dreier Delinquenten vorm Gefängnis. Er sah die Antichambre bei Hofe, die Hofdamen „schienen verkleidete Bauernmädchen"; sah die königliche Familie in Windsor: „der König ist ein sehr hübscher alter Mann, die Königin ist häßlich und ohne allen

Anstand, die Prinzessinnen sind alle nicht hübsch und fangen an, alt zu werden". Danach Frankreich. In Paris sah er Talma auf der Bühne und den Consul Bonaparte in der Loge; im Louvre stand er vorm Laokoon, der Mediceischen Venus und dem Sterbenden Fechter. Die wilden Tiere des Jardin des Plantes, Sammlungen, Schlösser und Institute umfing sein wacher Blick; Correggio, Raffael und Leonardo wurden sein Besitz. Dazwischen immer wieder Theaterbesuche, eine Parade im Tuilerienhof, bei der Bonaparte Fahnen verlieh. Er sah Südfrankreich mit den Ruinen des Altertums, las in der Arena von Nîmes die Namen antiker Besucher auf den Steinen, besuchte das dröhnende Marinearsenal von Toulon, die „Werkstätte Vulkans" am blauen Meer, daneben das Bagno der Galeerensklaven, so grauenhaftes Nachdenken in ihm weckend, wie die Taubstummen eines Pariser Instituts ihn durch ihre sanfte Heiterkeit betroffen hatten. Die Bürger von Lyon spazierten friedlich über den Platz, „auf dem ihre Freunde und nahen Verwandten vor zehn Jahren in Haufen gestellt und mit Kanonen erschossen wurden". Die Lieblichkeit des Genfer Sees und die erhabene Gewalt des Montblanc sprachen mit sinnbildlicher Gebärde zu seiner geöffneten Seele. Wie Dante durch Hölle und Läuterung, schritt er durch alles hin und blickte drauf mit der Hellsicht des Genius zwischen Kindheit und Leben.

Die Eltern hatten ihn angehalten, auf der Reise Tagebuch zu führen; auf der letzten Seite steht der Vers aus Shakespeare:

„. . . der ärgste Schlag
Ist doch der Tod — und Tod will seinen Tag"

und die Sätze „in coelo quies, tout finit ici-bas" — davor eine Liste aller Herbergen mit Vermerken, ob sie gut oder schlecht gewesen.

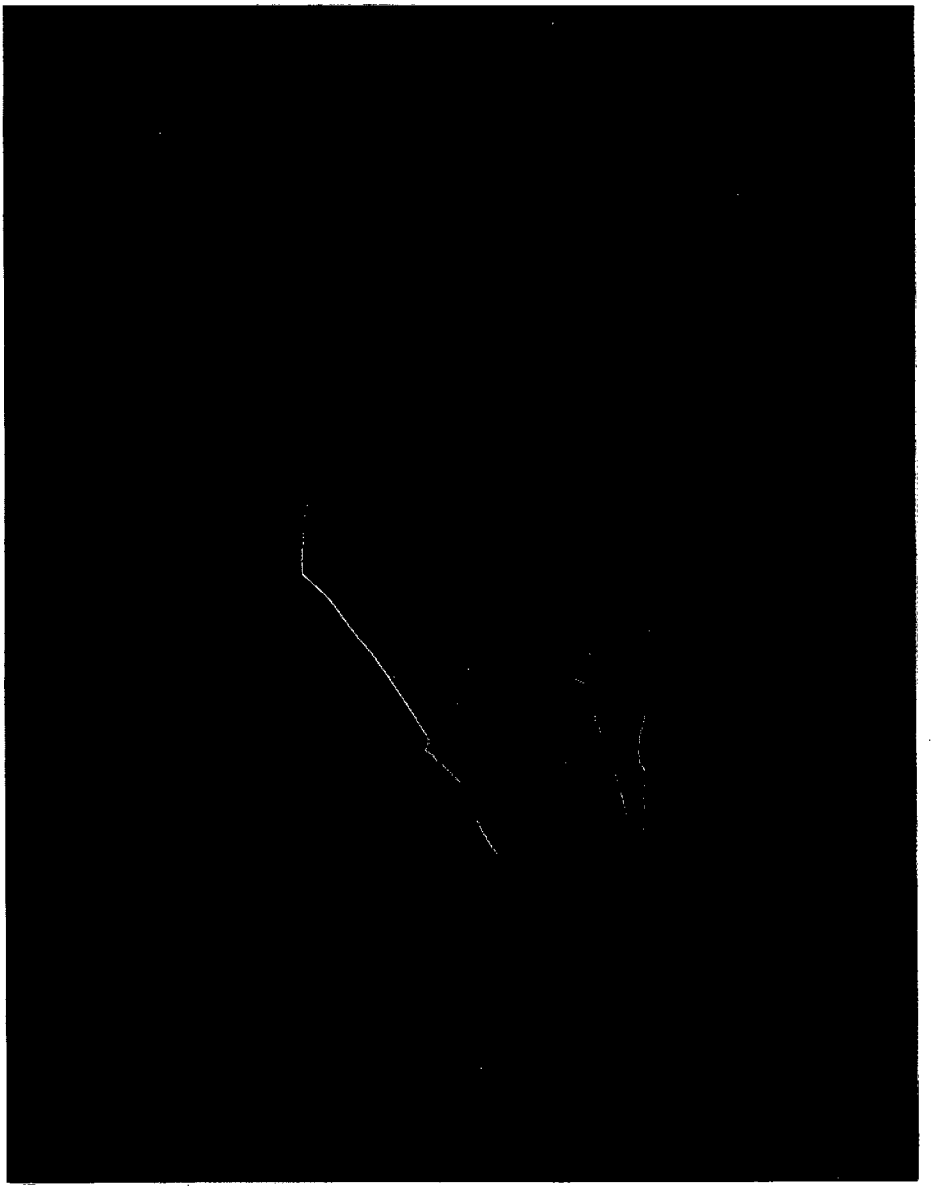
Über die Schweiz und Süddeutschland führte ihn die Reise weiter nach Wien und über Dresden heimwärts, aus ihrem erregenden Mysteriengange trat er in die enge, kahle Wirklichkeit: ins Kontor. Da starb sein Vater; die Mutter löste die Firma auf, zog nach Weimar und kam eben zurecht in die Kriegswirren nach der Schlacht bei Jena, deren Leiden die Menschen einander näherbrachten und der hilfsbereiten Fremden schnell einen Kreis erwünschter Beziehungen schufen. Der Sohn verkam indes im ungemäßen Beruf; Johanna, weitschauend und verständig, erlöste ihn nach einigen Bedenken und ebnete ihm die Wege. In Gotha und Weimar holte er die alten Sprachen und anderen Lernstoff nach, mit einundzwanzig Jahren kam er 1809 zur Hochschule: verspätet, aber er brachte einen Reichtum an Welt und Bildung mit, den wenige von ihr heimtragen. „Mich haben nicht die Bücher, sondern die Welt hat mich befruchtet", schrieb er später in einem Lebensabriß an Professor Erdmann in Halle. Er ließ sich in Göttingen zuerst bei der Medizin einschreiben, hier legte er den Grund zu naturwissenschaftlichen Kenntnissen, wie sie seit Aristoteles kaum ein Philosoph mehr besessen und als bestimmendes Element bis ins Metaphysische seiner Lehre bei sich bewegt hat.

Sie trugen auch seinen Erfolg, als in der zweiten Jahrhunderthälfte naturwissenschaftliches Denken triumphierte. Bald fand er den Weg zur Philosophie: G. E. Schulze, der kritische Anhänger Kants (nach seiner Schrift „Aenesidemus" zubenannt) ward sein Lehrer. Er gab ihm den „weisen Rat", den er ihm lebenslang dankte: „meinen Privatfleiß fürs erste ausschließlich Plato und Kanten zuzuwenden und, bis ich diese bewältigt haben würde, keine anderen anzusehen, namentlich nicht den Aristoteles oder den Spinoza. Bei der Befolgung dieses Rates habe ich mich sehr wohlbefunden". In dieser Wahl lag eine Entscheidung gegen die übrige romantische Nachfolge Kants, die, an Aristoteles und Spinoza genährt, mit Hegel und Schelling Deutschland noch lange beherrschen sollte. „Platon der göttliche und der erstaunliche Kant" sind die Genien, die Schopenhauer am Eingang seiner Dissertation als Hüter der Schwelle seines Lebenswerkes beschwört, aber wie sehr verwandelte sich, was sie gelehrt hatten, unter seinem Griff, wie wenig möchten Platoniker und Kantianer ihn als Nachfolger ihrer Meister gelten lassen!

In Berlin hörte er im Winter 1810 Fichte, seine „Verehrung a priori" wich jedoch bald „der Geringschätzung und dem Spotte". Eine fruchtlose Begegnung, wie später mit Hegel gelegentlich der Habilitation. Die Ferien verbrachte er in Weimar, der Mutter ein unerwünschter Gast, sich selbst und anderen schwierig. Sie hatte ihm schon früher vorgehalten, „wie wenig dir vom frohen Sinn der Jugend ward, wieviel Anlaß zu schwermütigen Grübeleien du von deinem Vater zum traurigen Erbteil bekamst". Hier begegnete er 1811 Wieland. Der achtundsiebzigjährige Patriarch wollte ihm, augenscheinlich auf Johannas Wunsch, ausreden, sich einzig der Philosophie zu widmen, die doch kein solides Fach wäre, aber er imponierte dem Alten mit der Antwort: „Das Leben ist eine mißliche Sache; ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken".

Das war nicht die Haltung, in der Volk und Vaterland dem weltbürgerlich Erzogenen, schweifend Heimatlosen glühend das Herz erfüllen konnten: als Preußen vom Waffenlärm des Befreiungskrieges erklirrte, trug ihn die Welle einen Augenblick, bald aber lehnte er Gewehr und Säbel, die er sich beschafft hatte, an die Wand; dies war nicht seine Form, sich zu erfüllen. Er zog sich nach dem stillen Altenburg zurück und brütete seinen Erstling aus, die Dissertation „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde". Mit ihr wurde er 1813 in Jena zum Dr. phil. promoviert.

Als die Mutter sein Opus zu sehen bekam, meinte sie bissig, „das sei wohl etwas für Apotheker", worauf er losbrach, man werde es noch lesen, wenn von *ihren* Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer zu finden sein werde ... „Aber von der deinigen wird noch die ganze Auflage zu haben sein", gab sie ihm schlagfertig zurück — Weissagungen aus Hellsicht des Hasses blitzend: sie sollten sich wortwörtlich erfüllen. Mutter und Sohn hatten einander nur mehr Bosheiten zu sagen und waren gescheit genug, bald auch auf diese Form des Umgangs zu verzichten.



Arthur Schopenhauer
Gemälde von L. S. Ruhl, um 1818. Frankfurt a. M., Stadtbibliothek

Wieder in Weimar, durfte er Goethe nahekommen. Den Schöpfer der „Farbenlehre" mutete eine Bemerkung der Dissertation, geometrische Beweise müßten durchweg anschaulich sein, sympathisch an, und er fand im jungen Philosophen einen Adepten für sein wissenschaftliches Schmerzenskind. Freilich verdarb Schopenhauer ihre anfängliche Einmütigkeit auf optischem Gebiet, indem er bald eine eigene kleine Farbenlehre „Über das Sehen und die Farben" entwarf, und Goethe zog sich davor mit epigrammatischen Stoßseufzern der Enttäuschung zurück:

„Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden"

und:

„Dein Gutgedachtes in fremden Adern
Wird sogleich mit dir selber hadern."

Aber Goethe blieb doch das größte Erlebnis des geborenen Einzelgängers, der einzige Mensch, der den ewig Einsamen verzaubert hat und ihm zeitlebens für alle anderen stand. Schopenhauers Stammbuch, das er Goethe, sich einzutragen, brachte, wie der Schüler im „Faust" dem verkappten Mephisto, blieb als Reliquie lebenslang leer bis auf die einzige Seite, auf der Goethe seine kritische Hellsicht in den kleinen Mahnvers gefaßt hatte:

„Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen."

In seinen Tagebüchern verzeichnete Goethe ihn als einen „meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mann". Schopenhauer und Lord Byron sind wie die Abgesandten einer neuen Generation Goethe genaht: ein verwandeltes Zeitalter in seinem Aufgange huldigte in ihnen beiden der sinnbildlichen Gestalt des Alten, dem allumfassenden Genius und Magier auf seinem Wege zur Selbstvollendung.

In Weimar begegnete er auch dem Manne, der ihm die wahlverwandte indische Geisteswelt erschloß: die Weisheit der Upanischads in Gestalt von Anquetil-Duperrons „Oupnekhat" und die Lehre des Buddha in Friedrich Majer. Er war ein Jünger Herders, und durch ihn erreichte der allverstehende Sinn des Begründers geschichtsphilosophischer Universalität mit seiner weitzündenden Kraft den ganz ungeschichtlich Philosophierenden, auf daß er beiläufig den Deutschen ihre eigentümliche Beziehung zu Indien präge. Friedrich Schlegels „Sprache und Weisheit der Inder" war ein Hinweis geblieben, genial in der Gebärde, taub im Kerne, August Wilhelm Schlegel versank in philologischer Pionierarbeit, den schweifenden Intuitionen Herders fehlte wie Novalis' Blitzen die plastische Kraft, Hegels hellsichtige Formeln über Indien verschwanden in den Riesentrümmern seiner Kollegs. Schopenhauer blieb es aufbehalten, seinen Deutschen

die allgemein eindrucksvolle Maske Indiens aus der eigenen Sehnsuchtsferne und -nähe abzuformen.

Die zweite Einweihung ins Labyrinth des Lebens durch die großen Geister der Vergangenheit im Umgang mit ihren Werken und durch Lebende in Begegnungen mit ihnen, ging ihrem Ende zu; jetzt galt es den Ariadnefaden zu spinnen, das Geheimnis des Labyrinths als Philosoph zu offenbaren, die Welt zu deuten mit der Sprache, die er von Kant gelernt zu haben meinte. Aber näher als Kant waren ihm insgeheim die großen Dichter: Sophokles und Shakespeare, Calderon und Goethe, und alle Weisheit der Alten bis zu Seneka und Plotin, dazu die deutschen Mystiker, Paracelsus und Böhme. Er wußte um diesen Stil seines Denkens: „die Philosophie ist so lange vergeblich versucht, weil man sie auf dem Wege der Wissenschaft statt auf dem der Kunst suchte" — die seine sollte keine Wissenschaft sein, „sondern eine Kunst", nicht am Faden des kausalen Denkens, dessen Vierfalt seine Dissertation aufgehellt hatte, sollte sie sich „wissenschaftlich" entlangtasten, aber das Geweb dieses Denkens, „die Welt als Vorstellung" durchstoßen und mit intuitivem Griff den Kern von Welt und Ich, den „Willen" anfassen, aufzeigen und die Umkehr, das Erlöschen seines weltschaffenden Dranges lehren.

Mit sechsundzwanzig Jahren ging er in die Einsamkeit nach Dresden, um wie ein indischer Yogin oder Schöpfergott sich selber zu bebrüten: „In meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in einem sein soll, da man sie bisher trennte, so fälschlich als die Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst allmählich wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist, . . . ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird, denn ich weiß, es ist alles aus einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben." Vier Jahre später trat sein philosophisches Lehrgedicht „Die Welt als Wille und Vorstellung" ans Licht, orphisch inspirierter Philosophie der Griechen näher verwandt als Kant, Erlösung verheißend wie jene, voll verzaubernder Schattentiefen und einer neuen Musikalität des Denkens.

Nach der heiligen Nüchternheit der Vernunft, mit der sich von Cartesius bis Kant der Geist souverän in seinen Grenzen und Vermögen feierte, kam endlich Er, von der Schwermut der Triebe trunken, und brachte den Gegenschlag. Voll der Trauer der Kreatur sang er vom Willen zum Leben: wie er in dumpfer Wut sich selbst verzehrt im zeitlosen Wirbel seiner Gestalten zwischen Geburt und Tod, wie er im Menschen sich die Künste schuf, vor ihren leuchtenden und klingenden Gebilden selig auszuruhen von seiner Blindheit, sich die Musik erfand, sich selbst unendlich zu genießen, und wie er schließlich den Funken des Geistes, der in ihm glimmt, auf daß er sich durch das Lebenswirrsal taste, das er selber ist, — wie er diesen Funken des Geistes in Lehren von Eingeweihten, indischen oder der seinen, zur Fackel entfachen kann, deren Strahl ihm sein ziellos-leidvolles Spiel erhellt und den Weg zur Umkehr in Selbstverneinung erleuchtet.

Die Epoche der Vernunft, so sehr sie Bresche schlug in die offenbarte Religion, war von Theologie durchtränkt geblieben, noch die selbstberauschten Titanen entfesselter Vernünftigkeit, Schelling und Hegel, kamen von der Tübinger Hochburg der Theologie, wie Schleiermacher von den Herrnhutern her. In Schopenhauer erhob eine neue Zeit die Stimme: das bürgerliche Jahrhundert sprach aus dem Kaufmannssohn, aus der Frage des reichen Jünglings, ob das Geschäft des Lebens sich bezahlt mache oder ob die Herbergen der Lebensreise schlecht und zu teuer seien. Der alte Gott war tot, unvermerkt hatten die Sturmglocken der Französischen Revolution den kritisch Zerkränkelten zu Grabe geläutet, noch hing die Luft voll theologischer Schwaden, die erst im Fortgang des Jahrhunderts sich erkältend klärten: Schopenhauers gottlose Lehre kam wie ein Hahnenschrei vor Tag. Sie war die Metaphysik zu Balzacs „Menschlicher Komödie", zu Flauberts Gesellschaftsbildern, ihre Feier der Künste begründete den Kult des Kunstwerks als Offenbarung aller Lebenstiefen, weihte die Opernszene zur Mysterienbühne für Richard Wagner und wies vorgreifend den verzweifelten Schönheitssuchern der symbolistischen Dichtung Europas von Baudelaire und Oscar Wilde bis Rimbaud und George das Unbedingte religiösen Ernstes für ihr pathetisches Treiben.

Vier schmale Bücher, aber nicht weniger als „die gesamte Philosophie, das ist die Lehre vom Wesen der Welt und dem menschlichen Geiste", wie er 1820 sein erstes Kolleg in Berlin ankündigte, — nichts weniger als wieder einmal der Griff, dem göttlichen Urbild den Schleier zu rauben, das von sich gesagt hat: „Niemand hat mein Gewand aufgehoben." „Die Welt ist meine Vorstellung", so fing es an; er hatte das einmal Goethe entwickelt und gesagt, die Sonne wäre nicht, wenn wir sie nicht sähen, aber Goethe hatte ihn bloß groß angeblickt und bemerkt: „Vielmehr wären Sie nicht, wenn die Sonne Sie nicht sähe!" Aber so fing es an: die Welt ein Gehirnphänomen, die Sinneswahrnehmungen, vom Geiste mit seinen Kategorien kantisch bewältigt, verweben sich zur Welt als Vorstellung, ihr Kern, Kants „Ding an sich", ist subjektiv innen greifbar als „Wille", außen objektiv in den Stufen und Lebensformen des Naturreichs und in den platonischen Ideen der Kunstwerke. Der anmutigsten Phantasie aller Völker, der griechischen, entsprang eine wunderbare Idee, die kühnste, folgenreichste Hypothese, und sie trug, was höheren Wesens im Abendlande ist, von Plato und Aristoteles bis Hegel, — die Idee, daß dem Menschen in Geist oder Vernunft ein übermenschlich-göttliches Organ geliehen sei, das ihn über alle Kreatur erhöht. Es gibt ihm die überweltliche Wahrheit zu eigen, die göttliche Wirklichkeit jenseits des Scheins der Welt und ihrer Trübe, es kann sich mit dem heiligen Geiste der oberen Sphäre erfüllen und an der höchsten Wahrheit und Wirklichkeit schauend, erkennend, innewerdend unmittelbar teilhaben. Diese Strahlenleiter, auf der Engel auf und nieder steigen, war zerbrochen, Schopenhauers Lehre war das Zeichen dieser Wende: an Stelle des Geistes ward der Wille bestimmender Wesensgrund des Menschen wie aller übrigen Kreatur. Damit stieß Schopenhauer

die Tür zum neuen titanischen Weltalter entgötterter Menschheit auf, in dem das Reich des Heiligen Geistes sich entrückt, indes die entfesselten Lebenskräfte und der Zauberer Intellekt zu Allgewalten werden. Die religiöse Verherrlichung der biologischen Werte, seit dem neunzehnten Jahrhundert unaufhaltsam ansteigend, ist unbewußte Schopenhauerei mit umgekehrtem Vorzeichen. Schopenhauer wußte, was er geschichtlich bedeutete und warum man ihn so lange beschwieg, er nannte seine Lehre „eine Wahrheit, welche vor mir kein Philosoph in alter, mittlerer und neuer Zeit erkannt hat, nämlich daß das Primäre, der Kern unseres Wesens der Wille ist, der Intellekt sekundär und akzidentell: Alle, alle, alle per saecula saeculorum haben das Gegenteil gelehrt".

Im Abklingen seines Schöpferrauschs schrieb er auf seiner ersten Italienreise ein paar spröde, zwingende Reime, die Ursprung und Schicksal seines Werkes umreißen:

„Aus lang gehegten, tief gefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten, hab' ich lang gerungen:
Doch weiß ich, daß zuletzt es mir gelungen.
Mögt euch drum immer, wie ihr wollt, gebärden:
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten."

In einer Anwandlung falscher Bescheidenheit, die der Schatten seines ungemeinen Selbstgefühls war und erst im Glanze späten Ruhms unbedenklicher Eitelkeit des Alters wich, überschrieb er diese Zeilen „Unverschämte Verse" — sie waren prophetisch, das Denkmal einbegriffen, prophetisch wie der Mutter boshaftes Wort, das sich wie ein antiker Familienfluch in vollem Umfange erfüllte: die vollkommen gleichgültige Zeit, ein paar verständnislose Kritiken begruben das Werk, kaum daß es ins Licht getreten war, verdammten den größten Teil der ersten Auflage zu Makulatur. Ein Wort aus Goethes Feder hätte ihn für alle Unbill entschädigt, aber es blieb aus; nur ein angeregtes, eigentlich ablenkend leeres Geraune des Alten, das Adele ihm besuchsweise gelegentlich entlockte, drang auf dem Umweg über sie zum Bruder — ein Schweigen Goethes wie zu Kleists „Penthesilea". Wie ehrt es Schopenhauer, daß diese tiefste Enttäuschung seine Liebe und Verehrung, sein Wissen um die Einzigkeit des Alten, die er als Wahlverwandtschaft ihrer beider Genien empfand, nicht irre machte. In großen Dingen besaß er die Gelassenheit des Weisen. Nach sieben Jahren ertönte eine einsame Stimme von Rang zu seinen Gunsten, Jean Paul schrieb: „Könnt' ich nicht mehreren vor Jahren herausgekommenen Werken, die mir nicht Lob genug erhalten zu haben geschienen, noch einiges nachschicken . . . und könnt' ich also zum Beispiel nicht lobend anführen: Schopenhauers Welt als Vorstellung und Wille, ein genial philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber

mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seinen finsteren Ringmauern von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Himmel erblickt und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht. Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben." Das war zugleich Gruß- und Abschiedswort des sentimentalen Zeitalters an das eherne, das heraufkam.

Der Menschenverächter in Schopenhauer nahm das Mißgeschick seines Werks als Bestätigung seiner geringen Meinung von den Mitmenschen, dieser „Fabrikware der Natur", und witterte dabei eine Verschwörung der Zunftphilosophie gegen den einsamen Genius — eine Legende, an der er, unkund der Zeitströmungen, die seinen Erfolg lange hemmten, wie sie ihn dann trugen, mit ingrimmiger Freude braute.

Indessen stellte die „Welt als Vorstellung" seinen Willen zum Dasein auf eine unerwartete Probe: das Bankhaus, dem Johann Floris' Erben ihr Vermögen anvertraut hatten, erklärte sich bankrott. Johanna und Adele gingen, wie es geschäftsunkundigen Erben in solchen Fällen zu geschehen pflegt, gründlich verarmt aus dem Ausgleich hervor; aber der Metaphysiker bewährte erstaunlichen Wirklichkeitssinn: er versteifte sich auf die besondere Form seiner Forderung, die ihm zu warten erlaubte — abzuwarten, ob J. C. Muhl und sein Haus wirklich ganz an den Bettelstab kämen oder sich wieder erholten. Er ließ sich nicht ins Bockshorn jagen und rechnete richtig: J. C. Muhl erholte sich bald und durfte in wenigen Jahren dem Philosophen die materielle Grundlage seines Daseins restlos wiedererstatten. Ein Sieg, der Schopenhauer wohltat: einmal doch hatten Scharfblick, kaltes Blut und Strategie über die Gemeinheit der Welt triumphiert. Er stand sich gut mit dem Demiurgen seines neuen Zeitalters, dem Gelde, dessen Allmacht die Epiker der bürgerlich-kapitalistischen Ära, von Balzac zu Zola, beschäftigte. Seine Briefe an den Geldmann in diesem Handel, zuredend, fordernd, drohend, voll Weltblick und grimmiger Ironie, haben nicht ihresgleichen in der Briefliteratur aus den Federn der Philosophen aller Zeiten. Freilich seine letzte Beziehung zu nahen Menschen ging über den unerquicklichen Auseinandersetzungen während dieser Geldangelegenheit völlig in die Brüche: das an sich schon schwierige Verhältnis zu Adele. Die Geschwister gaben einander an Empfindlichkeit, Mißtrauen und Stolz nichts nach. Aus völliger innerer Vereinsamung schrieb er 1820 den Vers:

„Sie sind mir alle fremd, die mich umgeben,
Die Welt ist öde und das Leben lang."

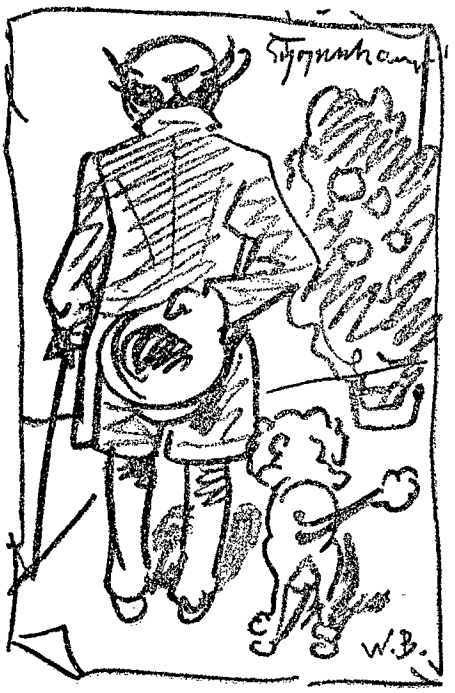
Mehr um des Ruhmes als möglicher Einkünfte willen, weil es zur Idee des Philosophen seiner Zeit gehörte, daß er, wie Kant, Professor sei, habilitierte er sich in Berlin, im Hauptquartier des allmächtigen Hegel. Er las sein Kolleg zur gleichen Stunde wie der große Zauberer dialektischer Geschichtsphilosophie —

eine Herausforderung, die seinem Selbstgefühl natürlich war, aber natürlich war auch, daß sein Hörsaal entmutigend leer blieb, so leer, daß er den Versuch, vom Katheder herab für seine Philosophie zu werben, abbrach und wieder auf Reisen ging.

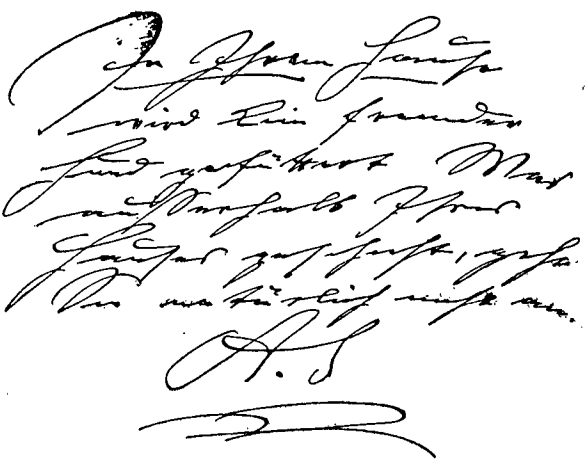
„Ich habe gelebt, um mein Buch zu schreiben", sagte er 1822 einem Freunde, „daher von dem, was ich in der Welt wollte und sollte, sind neunundneunzig Prozent getan und gesichert, der Rest ist Nebensache, folglich auch meine Person und ihr Schicksal." Er fühlte sich fertig, „machen Sie nur, daß Sie Gatte und Hauspapa werden, wozu Sie besondere Anlagen haben, die mir abgehn", riet er dem anderen; für den Einsamen, Unbehausten kamen neue Wanderjahre. Nach der feurigen Sammlung auf die Geburt des geistigen Kindes, nach den Jahren des Brütens und der großen Enttäuschung über mangelndes Echo kam Abspannung ins Beiläufige, Flucht nach Italien, Wanderjahre mit Aufenthalten in der Schweiz, in München und Mannheim, mit Plänen, sich anderwärts zu habilitieren, und zaghaften Hoffnungen auf eine Berufung, aber alles zerrann, wie die literarischen Pläne, mit denen er seine Muße füllen wollte: Übersetzungen aus Giordano Bruno und David Hume oder von Sternes „Tristram Shandy"; die schönste Frucht dieser Zwischenzeit, seine Übertragung von Balthasar Gracians „Handorakel der Weltklugheit" fand sich im Nachlaß; es gelang ihm, eine lateinische Neubearbeitung seiner kleinen Farbenlehre in einer fachwissenschaftlichen Serie anzubringen; die Anerkennung, die sie bei optischen Fachmännern fand, war wie eine Ironie auf die ungemessenen Erwartungen, die er an die Wirkung seines Hauptwerkes geknüpft hatte. Der stumme Umgang mit den Geistern der Vergangenheit, Dichtern und Denkern von den Griechen bis Goethe, die Weisheit der alten Inder, die Lehre des Buddha blieben der Trost des Einsamen. An ihnen spann er sein Weltbild fort, zähen Glaubens, die Welt werde ihm entgegenreifen und seinen Schöpfer schließlich krönen.

Der Philosoph des unbewußten Willens war, wie alle Romantiker, traumgläubig; da hatte er in der Neujahrsnacht auf 1831 einen ängstlichen Traum: sein toter Vater erschien ihm und hielt einen Knaben an der Hand, einen frühverstorbenen Jugendfreund. Dann nahte die Cholera, die Hegel wegraffen sollte; Schopenhauer begriff das Zeichen des Traumes und floh aus Berlin. Er erwog Verschiedenes, entschied sich schließlich für Frankfurt am Main als Zuflucht und dauernden Sitz. Es war Flucht vor dem nackten Tod, Rettung vor der alle bedrohenden Seuche, das einzig Gescheite im Augenblick, doch auch der endgültige Zusammenbruch eines Lebenstraumes, der Verzicht des Ehrgeizigen auf den Ruhm des akademischen Lehrers, wie er seine älteren Rivalen Fichte, Schelling, Hegel berauschend getragen hatte. Den mißglückten Versuch seines ersten Kollegs hatte er in zwölf Jahren nicht erneut, das „dürre Berlin" war ihm zuwider, aber er hatte zäh an seiner Eigenschaft als philosophischer Dozent festgehalten und war sich mit ihr wie Hamlet mit seiner Trauerschwärze als der heimliche Kronprätendent inmitten feilen Prunkes vorgekommen — dies Spiel war zu Ende.

Ein bitterer Verzicht: Abschied von der ersten Lebenshälfte und ihren hochfliegenden Wünschen. Aus diesem Schiffbruch rettete er sich auf die namenlose Insel stillen Rentnerdaseins. Ein zahlungsfähiger Herr mit Büchern, Flöte und Pudel, spann er sich ein in verschollenes Einsiedlertum inmitten der Welt, die seine Stimme ohne Widerhall verschluckte und das Kind seines Geistes bogenweis zu Einwickelpapier zerpflückte. Aber der blinde Wille zum Leben, dem er als ewigem Demiurgen der Welt den ersten Altar errichtet hatte, der Dämon seiner Brust trug ihn über diesen Schiffbruch hinweg; er wollte neunzig, ja hundert Jahre alt werden, um den endlichen Sieg seiner Lehre zu schauen . . . „zu meiner Mission gehört auch noch, daß man alt werde wie Methusalem und jung bleibe wie Radetzky." Ein Traumbild tröstete ihn, als er, von Todesangst gejagt, ans Leben geklammert, ein Unbekannter, sich in sein zweites Leben tastete. „Die ihm über alles ehrwürdige Gestalt seines verstorbenen Vaters war ihm damals erschienen", berichtet einer seiner Jünger, „und hatte ihm durch eine symbolische Handlung ein langes und ruhmreiches Leben an seinem neuen Wohnort verheißen . . ." Sein Vater stand im Hofe des Hauses mit einer Leuchte vor ihm.



Schopenhauer mit seinem Pudel.
Bleistiftzeichnung von Wilhelm Busch.
Frankfurt a. M., Stadtbibliothek



Eine für den streitbaren Philosophen bezeichnende Antwort auf eine Beschwerde seines Hauswirtes, 1858.
Frankfurt a. M., Stadtbibliothek

Auf seine Gesundheit bedacht, fand er sich ein sonniges Haus in der „Schönen Aussicht" am

Main zu dauerndem Domizil. Die Fenster blicken auf den Fluß und die alte Mainbrücke: ein sinnbildliches Wohnen am Ufer des Stroms, der wie der Lebensstrom Samsara mit seinen Wellen Gestalten bildend und zerlösend unaufhaltsam zum Meere eilt, um, wie das Oupnekhat sagt, „Name und Gestalt darin von sich abzutun". Ein schicklicher Ort, als Philosoph zu leben und zu enden, im Anblick einer Brücke, über die das Leben von hier nach drüben hastet, die ihren Bogen vom vertrauten Diesseits zum Ufer jenseits spannt. „Sehen Sie dort drüben in Sachsenhausen das alte graue Haus?" wies er einem Besuch an seinem Fenster. „Dort lebte im dreizehnten Jahrhundert ein Ritter, der zuerst die Verneinung des Willens lehrte." Er hatte die „Theologia deutsch" des Frankfurter Deutschherrn schon in jungen Jahren gelesen . . . „Ja, das sind meine Geistesgenossen, dieser und Eckhardt und Tauler." Er war den Spuren des mittelalterlichen Geistesverwandten nachgegangen, hatte in dem Deutschen Hause drüben die Winkel durchsucht, um vielleicht eine Spur seines „Vorgängers" zu finden.

Das Altern bekam ihm, es hellte ihn auf, seine Verzichte kosteten ihn wenig: die Welt hatte er gesehen, die Frauen bedeuteten ihm kein Wunder, von dem der Abschied schwerfällt. Mit Verhältnissen in Dresden, Italien, Berlin hatte er der Allmacht des Triebes geopfert, dabei war Eros seiner triebstarken, umdüsterten und gehemmten Natur ein dunkler, geißelschwingender Dämon geblieben, kein seelengeleitender Bote und Gott. Statt seiner Weihen galt ihm das Mysterium der Kunst, dem er wie keiner vor ihm das Wort geredet hat; in ihrem ekstatischen Erleben fand er platonische Ruhe vor dem Drang des Triebes, alterslos genoß er den „verkörperten Willen" in der Klangwelt Mozarts und Beethovens, sein Liebling blieb Rossini: die unverwölkte Heiterkeit des Lebenswillens in seiner Musik ward er nicht müde sich einsam auf der Flöte vorzuzaubern.

Die hellen Stunden des Vormittags gehörten bis zuletzt gesammelter Arbeit, in ihnen reifte die zweite, breite Gestalt des Werkes: sein zweiter Band ergänzender Betrachtungen, vielstimmig durchwebt vom Geisterchor aller Zeiten, der mit kristallenen Versen und Sentenzen zu Zeugen gleicher Erkenntnisse aufgerufen ward. Hier entfaltete sich die Meisterschaft seines Stils, sein schönes reines Verhältnis zur deutschen Sprache, geformt am Vorbild der Antike und der großen Prosa Europas, voll jener Prägnanz, Musik und Bildgewalt der Rede, kraft deren Schopenhauer nicht bloß der lesbarste Denker deutscher Zunge, vielmehr auch einer ihrer großen Lehrmeister ist. Diese zweite Blüte und Ernte seines Lebensherbstes brachte die dunkel schimmernden Betrachtungen über „die Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod" und über „die Metaphysik der Geschlechtsliebe" hervor, mit denen die untergründige Essenz seiner Lehre erst voll ins Licht trat und Kristall ward. Was er „Beiwerk und Überbleibsel" nannte, „Parerga und Paralipomena", bereitete seinem Werk den Weg: Ergänzungen und Notizen, Zitate und Betrachtungen, Stein auf Stein in langen einsamen Jahren zusammengetragen und ausgefeilt, bestimmt, dem Hauptwerk eingefügt

zu werden, wenn es einmal vom Vergessen auferstände, aber in der Zeit des Harrens seiner Auferstehung vorausgesandt. Darunter die „Aphorismen zur Lebensweisheit", tief gescheit und menschlich, satirisch blendend und gelassen, ihres Namens wert, und jener hintergründige Versuch „Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen", dessen tiefe Blicke eine leuchtende Brücke schlagen vom Stern- und Schicksalsglauben der Antike über Paracelsus zur Ehrfurcht vor dem Unbewußten in der Seelenkunde unserer Zeit.

Nach langem Harren kam der Erfolg, schließlich der Ruhm. Hegels Lehre lag scheintot, gründlicher gestorben war, was Schopenhauer den „jüdischen Theismus" zu nennen liebte: die christlich-monotheistische Biedermeierphilosophie, die Gott-Vaters Offenbarungen immer noch mit den Ansprüchen kritischen Denkens hatte versöhnen wollen, — er stellte befriedigt fest: „Die Aktien des alten Juden sinken." Nach der Enttäuschung der Achtundvierziger-Ideale und gegen den tödlichen Materialismus von Kraft und Stoff gab seine Lehre einer wissenschaftlich entgötterten Welt die tröstliche Metaphysik: zu nichts verpflichtend, keine Rückkehr zu theologischen Idealismen anmutend, auch nicht im Stil des indischen Yoga eine wirkliche Praxis der Ich-Verneinung aufzeigend, spiegelte sie in ihrer rhapsodischen Mystik die Abgründe des Lebens.

In England bemerkte man ihn zuerst, nicht zuletzt wegen seines Schimpfens „Über die Universitätsphilosophie". Seine Schrift „Über die Freiheit des Willens" ward von der Königlich Norwegischen Sozietät der Wissenschaften zu Drontheim preisgekrönt, in Presse und Schriften regten sich Anhänger, mit Briefen und Besuchen fand sich ein Kreis von „Jüngern" zusammen, wer unter ihnen für ihn stritt, erhielt den Rang des „Apostels". Gierig verfolgte er, was um ihn geschah. Bekümmert, ihm könne manches entgehen, genoß er den wachsenden Ruhm. Lange verkannt, war er sich als der „Kaspar Hauser" der deutschen Philosophie erschienen; nun genoß er sich als ihr „steinerner Gast", der dem Unfug ihres Betriebes das verdiente Gericht brachte, schließlich fühlte er sich als ihr „Kaiser". Seine großartigste Auswirkung entging ihm: eine Einladung in Richard Wagners Kreis nach Zürich lockte ihn nicht aus dem Bau, die Dichtung des „Ringes" in „süperbem" Privatdruck 1854 „aus Verehrung und Dankbarkeit" ihm dargebracht, hat ihm nichts besagt. Porträts verbreiteten sein Bild, eine Großnichte des Marschalls Ney schuf seine Büste und rührte mit dem Zauber ihrer Jugend ans Herz des Greises, Neuauflagen seiner Schriften kündeten wachsende Geltung, eine Gesamtausgabe stand als Krönung des Lebenswerkes bevor. Er sah dem allem anerkennend zu, nickte das Leben ermutigend an, so fortzufahren, da nahm — „und Tod hat seinen Tag" — ein Lungenschlag den Zweiundsiebzigjährigen am 21. September 1860 gnädig schnell hinweg, sein Dämon meinte es am Ende mit ihm gut.

Die geheimnisvoll-beziehungsreiche Art, mit der Goethe Vordergründe und Tiefen seines vielräumigen Daseins zu höherem Einklang gediehen, die magische

Kraft seiner Gebärde, was er der Welt gab und entnahm, ins Sinnbildliche zu sich heraufzuheben, war Schopenhauer versagt — auch jene schmalere, strahlende Geschlossenheit von Werk und Haltung, Sein und Leisten, die Schiller und Beethoven die Aura kämpfender Engel schenkt. Er wußte es selbst am besten, wie so vieles. „Ich habe wohl ergründet und gelehrt, was ein Heiliger sei, aber ich habe nie gesagt, daß ich einer wäre." Diese Kluft zwischen Lehre und Leben trennt ihn vom indischen Ideal des Lehrers, dessen Wort nur so weit Gewicht hat, wie es sich in seiner täglichen Gebärde spiegelt. Schopenhauer saß auf seinem Kanapee unter den Bildern seiner Pudel und sagte mit einem innigen Blick auf eine Buddhafigur, die er sich hatte vergolden lassen: „Wir Buddhisten ...", und seine kontemplative Nähe zum Nirvana war dabei so echt wie seine Besitzerfreude. Aber demselben Jünger, der ergriffen lauschte, als er vom Buddha sprach, lachte er ins Gesicht, als er darauf kam, Schopenhauer habe einst in Italien als Welt- und Frauenverächter gegolten ... „Ich damals die Welt von mir stoßen", rief er aus und warf sich lachend ins Kanapee zurück, „in einem Alter von dreißig Jahren, wo das Leben mich anlachte! Und was die Weiber betrifft, so war ich diesen sehr gewogen — hätten sie mich nur haben wollen."

Fichte ist als patriotischer Redner ins Gedächtnis der Nation gedrungen, Hegel öffnet seine Welt nur Köpfen, die den Flug seines Denkens zu lernen vermögen, Schelling verschwimmt im Dämmer seiner Tiefe — Schopenhauer aber prägte mit Künstlerkraft den Typ des Philosophen für die Vorstellung einer Welt, die selbst nicht zu philosophieren vermochte, aber, weil sie nicht mehr beten konnte, der Idee des Philosophen bedurfte. „Exit Philosophia, intrat Philosophus" hat ein Hegelkenner zu seiner Erscheinung bemerkt. Wie es Schopenhauer nicht gegeben war, eine Zeile Hegel zu verstehen, schuf er Philosophie für solche, die nicht wissen, was philosophisches Denken zu sein vermag, die vielmehr mit den schicksalshaft-beiläufigen Vorgängen ihres Hirns und Herzens den möglichen Umkreis denkender Vertiefung ziemlich abgeschritten wähnen. Dabei aber hat er als letzter des romantischen Titanengeschlechtes die Gebärde des philosophischen Menschen noch einmal für die Welt gestaltet und sie damit verzaubert. Neben ihm sank Philosophie ins Professorale, zünftig Beamtete ab, das sich selber wichtiger blieb als es der Welt werden konnte; er aber schlug die schwindelnde Brücke von Katheder-Scholastik zu magischer Existenz, hob als erster Philosophie ihrer schillernden Möglichkeit aller Verführungen entgegen: dem magischen Essayismus Nietzsches, der Drachensaat entfesselter Subjektivität und schillernder Rhetorik, allen Zaubereien mit Geistern und Dämonen.

Hegel hat den Staat vergottet, andere lehrten an seinen Krippen, was dem Staat ersprießlich oder harmlos dünken konnte, — Schopenhauer erneuerte den Typ des einsamen Philosophen, den Heraklit geprägt, Sokrates gelebt hatte. Freilich war er kein Diogenes in der Tonne, rentengepanzert saß er auf seinem Kanapee und an der Wirtstafel des „Englischen Hofes". Aber „seht ihn nur an,

niemandem war er untertan", rief Nietzsche aus seiner siebenten Einsamkeit Zarathustras über ihn. In seiner halkyonischen Begegnung mit Dionysos, hoch über Zeit und Raum, sah Nietzsche in Schopenhauer seinesgleichen, wie er in seiner Jugend, ihn als Erzieher feiernd, sein Bild nach den eigenen Zügen geformt hatte. Wohin man an der schicksalsvollsten Erscheinung im Geisterraum des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, wohin man an Nietzsches Lebenswerk blickt, trifft man Schopenhauer im Untergrund: die Überwindung des europäischen „Nihilismus" durch die Bejahung der „ewigen Wiederkunft" im tragischen Pathos des dionysischen Übermenschen ist die Antwort auf die „Verneinung des Willens zum Dasein". Das „trunkene Lied" mit seinem „Leid spricht: vergeh! — doch alle Lust will Ewigkeit" spiegelt die Überwindung der Einweihung in die Abgründigkeit der entgötterten Welt, die Nietzsche an der Schwelle des Lebens von Schopenhauer empfangen hatte.

Von Hegel läuft eine Schicksalslinie zu den entscheidenden Umbrüchen im Leben europäischer Völker seit dem Weltkrieg, zu Revolutionen, die unter entgegengesetzten Vorzeichen die göttliche Allmacht des Staates, die Vergottung des souveränen Volkes als Quelle seiner Kräfte an die Spitze aller Werte stellen; eine andere Linie geht von Schopenhauer über Wagners nordischen Mythos, über Nietzsches „Antichrist" und „blonde Bestie", über seinen „Willen zur Macht" und die „Umwertung aller Werte" zur neuen Psychologie der Triebe und des Unbewußten und über Klages und George zur Mythologie des zwanzigsten Jahrhunderts; und beide Linien verschlingen sich zur Hieroglyphe der Gegenwart. Hegel und Schopenhauer, einander fremd und verständnislos, sind die Hüter der Schwelle, die fackelschwingenden Genien zu beiden Seiten des Eingangs zum Stählernen Weltalter: einander abgekehrte Masken, ergänzen sie sich zu seinem doppelgesichtigen Janushaupt.

Albrecht Thaer

1752–1828

Von

Kurt Ritter

Die tiefgreifenden ökonomischen und sozialen Umwälzungen des neunzehnten Jahrhunderts haben auch der Landwirtschaft ein neues Gesicht gegeben. Zwar hatte es schon im achtzehnten Jahrhundert nicht an Stimmen gefehlt, die auf die Nachteiligkeit der alten Agrarverfassung hinwiesen und die persönliche, politische sowie wirtschaftliche Befreiung des Bauern als unerläßlich bezeichneten, wenn Ackerbau und Viehhaltung zu größerer Produktivität geführt werden sollten. Aber der einzelne Landwirt vermochte sich aus den überlebten Bindungen nicht zu lösen. Während im Handwerk die Abkehr vom Zunftwesen allmählich und von innen heraus erfolgte, so daß die Gesetzgebung über die Gewerbefreiheit im wesentlichen nur noch eine bereits vollzogene Wendung zu sanktionieren brauchte, mußten in der deutschen Landwirtschaft — von den dank der geschichtlichen Entwicklung glücklicher gestellten Gegenden abgesehen — erst gesetzgeberische Maßnahmen dem Fortschrittsstreben die Bahn eröffnen. Vornehmlich gilt dies von dem ostelbischen Gebiet der Gutsherrschaft, wo der überwiegende Teil des Landadels den Reformideen ablehnend gegenüberstand, weil er darin das Ende seiner politischen Vormacht erblickte. Die hier gegen den Widerstand der Rittergutsbesitzer durchzuführende Agrarreform konnte daher von der Regierung erst in Angriff genommen werden, als sich zu der Einsicht in die Mängel des bestehenden Zustandes in weiteren Kreisen klare Vorstellungen von den zu erstrebenden neuen Formen einer ergiebigeren Bodennutzung gesellten.

Der unermüdliche Vorkämpfer für neue rationelle Formen der Landwirtschaft wurde Albrecht Daniel Thaer, der am 14. Mai 1752 in Celle geboren war, aber seit der Jahrhundertwende in Preußen wirkte. Mit großer Klarheit erkannte er, daß erst die alte Agrarverfassung behoben sein müsse, bevor man an agrare Fortschritte denken könne. „Die Verkoppelung schließt keine Wirthschaftsart aus und befördert jede. Es kann bey ihr mit mindestem Kraft- und Kosten-Aufwande gewirthschaftet werden; aber auch mit der größten Energie und der äußersten Verfeinerung. Andre Verhältnisse werden erst bestimmen, welcher Grad von Cultur bey ihr Statt finden soll. Keiner ist in der freyen Benutzung seines Grund und Bodens beschränkt; keiner braucht sich nach dem Vorurtheil, nach dem Herkommen und dem Eigensinne seiner Nachbarn zu richten. Selbst gegen voreiligen Tadel oder Neid ist man in seinen Koppeln mehr gesichert. Trägheit und Dummheit kann nun den Fleiß und die Talente nicht mehr fesseln. Meine Felder liegen bey einander;

ich kann sie abtheilen, sie verbinden und trennen, wie ich will. Ich kann kreuz und quer pflügen, kann den Ackerbeeten die beliebige und zweckmäßigste Richtung geben, sie herablaufend oder horizontal in hügeligten Gegenden anlegen. Ich kann den feuchten Boden abwässern; den trockenen durch Hecken und Bäume gegen Wind und Sonnenstrahlen schützen. Die Uebersicht meiner Aecker ist leichter; meine Wege sind kürzer und in besserem Stande; meine Erndte-, Dünger- und Pflug-Fuhren also leichter und mein Gespann geringer. Mir wird von Andern nichts verfahren und nichts vertreten, durch fremdes Vieh nichts verwüstet. Meine Stoppel und Brache benutze ich nach Gefallen, und in gut verzäunten Koppeln geht mein Vieh ohne Hirten. Jede Arbeit kann ich genauer berechnen, die Zeit bestimmt abmessen. Jedem Felde und Boden kann ich die angemessensten Saaten und Fruchtfolge geben. Ich kann meine Aecker zu Weiden und Wiesen machen und wieder aufbrechen, wenn sie sich ausgelegen und frische Kräfte gesammlet haben. Flachen, trockenen Kalkstein-Boden kann ich in Esparcette legen; bemoos'te, niedrige Wiesen abwässern und reiche Erndten davon nehmen. Ich kann Mergel, Lehm, Sand fahren und hinbringen, wo ich will; kann sumpfigte Sinken ausfüllen und unfruchtbare Hügel ableeren. Ich kann meine Felder vom Unkraute reinigen und sie gegen neue Besaamung desselben schützen. Stehen mir endlich viele Menschenhände gegen mäßigen Arbeitslohn zu Gebothe, so habe ich gewiß Gelegenheit, sie immer auf eine für mich nützliche Art zu beschäftigen; fehlen sie mir, so kann ich meine Wirthschaft zur Noth auch so einrichten, daß ich weniger gebrauche. Welch ein Unterschied dagegen, wenn meine Aecker zerstreut im offenen Felde und samt den Wiesen in halber, meine Weiden in völliger Gemeinheit liegen!"

Wenn die wohlgemeinte Agrarreform, die in Preußen an die Namen Stein und Hardenberg geknüpft ist, in ihren Endergebnissen nicht dem entsprochen hat, was von einer wirklichen Bauernbefreiung erwartet werden muß, so ist Albrecht Thaer dafür nicht verantwortlich zu machen. Es lag nicht in seinem Sinn, daß später — zumal 1816 — Anordnungen ergingen, welche einen Verzicht auf soziale Ziele bedeuteten, die man ursprünglich erstrebt hatte. Thaer hat zwar die berühmten Edikte von 1811 „Zur Beförderung der Landeskultur" und „Zur Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse" und die grundlegenden Bestimmungen über die Tätigkeit der Generalkommissionen entworfen, aber später auf den Gang der Agrarreform kaum noch Einfluß genommen. Im Mittelpunkt seiner Arbeit stand die Verbesserung der Agrartechnik, die er vom privatwirtschaftlichen Standpunkt betrachtete. Auf Thaers Wirken geht jener hohe Stand der Agrarproduktion zurück, der die deutsche Landwirtschaft um die letzte Jahrhundertwende zu dem am meisten beachteten Vorbild der Welt hatte werden lassen. Thaer hat die Grundlage zu einer Ertüchtigung des deutschen Landwirts gelegt, mit der sich dann auch das Selbstbewußtsein des Bauern als Mensch und Staatsbürger ausbilden konnte.

Die oft feststellbare Tatsache, daß die Fortentwicklung eines Wissensgebiets Außenseitern zu verdanken ist, zeigt sich bei Albrecht Thaer in eigenartiger Weise. Er war von Hause aus Arzt. Doch seiner feinfühlenden Natur entsprach dieser Beruf auf die Dauer nicht, obwohl er sich in seiner Heimatstadt Celle, wo er praktizierte, schon in jungen Jahren hohen Ansehens erfreute. Er wandte sich von seinem ursprünglichen Beruf allmählich ab, um ganz der Förderung der Landwirtschaft zu leben. Er sah hier die Dinge großenteils mit anderen Augen als die, die in diesem Berufe groß geworden waren und deshalb das Althergebrachte allzu sehr als etwas Selbstverständliches, ja Unabänderliches zu betrachten pflegten.

Daß Thaer zu einem so bedeutenden Förderer nicht nur der Landwirtschaft Deutschlands, sondern dank der hier erzielten Erfolge auch anderer Teile des europäischen Kontinents geworden ist, muß wohl zufälligen äußeren Umständen zugeschrieben werden. In seinem Elternhaus stand das Dasein im Zeichen der ärztlichen Kunst. Sein Vater, ein angesehener Hofmedikus in Celle, war frühzeitig darauf bedacht, den Sohn als Nachfolger in seiner Praxis zu erziehen. Thaers Schulzeit verlief zwar unregelmäßig und war von manchen eigenwilligen Streichen erfüllt; aber bald beseelte den werdenden Jüngling ein eifriger Wissensdrang, dem er durch Privatstudium gerecht werden konnte. Die politischen Verhältnisse Hannovers mögen dazu beigetragen haben, daß er neben Lateinisch und Französisch die englische Sprache pflegte, die ihm später eine neuartige agrare Literatur erschließen sollte. Auch während seines medizinischen Studiums in Göttingen beschäftigte er sich noch nicht mit der Landwirtschaft. Den entscheidenden Wendepunkt brachte erst das Jahr 1780, als sich der nun Zweiunddreißigjährige der Königlich Großbrittanisch-Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft anschloß. Die Beschäftigung mit dem Gartenbau, dem der geistig stets Lebendige anfänglich seine Mußestunden widmete, dürfte Anlaß zu dieser Mitgliedschaft gegeben haben. An Stelle des Blumenbaus, der ihn auf die Dauer nicht genügend erfüllte, traten Ackerbau und Viehzucht. Von der Landwirtschafts-Gesellschaft erfuhr er wertvolle Anregungen und stets tätige Hilfe. Insbesondere wurde er auch großzügig unterstützt, als es galt, englische Literatur zu beschaffen. Durch die Lektüre der englischen Schriftsteller erhielt er die Anregung zu denjenigen Arbeiten, denen er seine Bedeutung für die deutsche Landwirtschaft verdankt. In den „Annalen der Fortschritte der Landwirthschaft in Theorie und Praxis" hat er selbst einmal gesagt, daß er durch einen Zufall auf den Fruchtwechsel gestoßen sei, dessen Erfolg ihm das, was er nachmals bei den Engländern darüber gelesen, so interessant gemacht hatte. „Dies ist so wahr, daß ich ohne diesen Zufall nie landwirthschaftlicher Schriftsteller geworden wäre."

Schon bald nach seiner 1786 erfolgten Vermählung hatte Thaer vor den Toren Celles einen Grundbesitz erworben, den er später noch vergrößerte. Hier konnte aus der bis dahin vorwiegend theoretischen Beschäftigung mit den Pflanzen



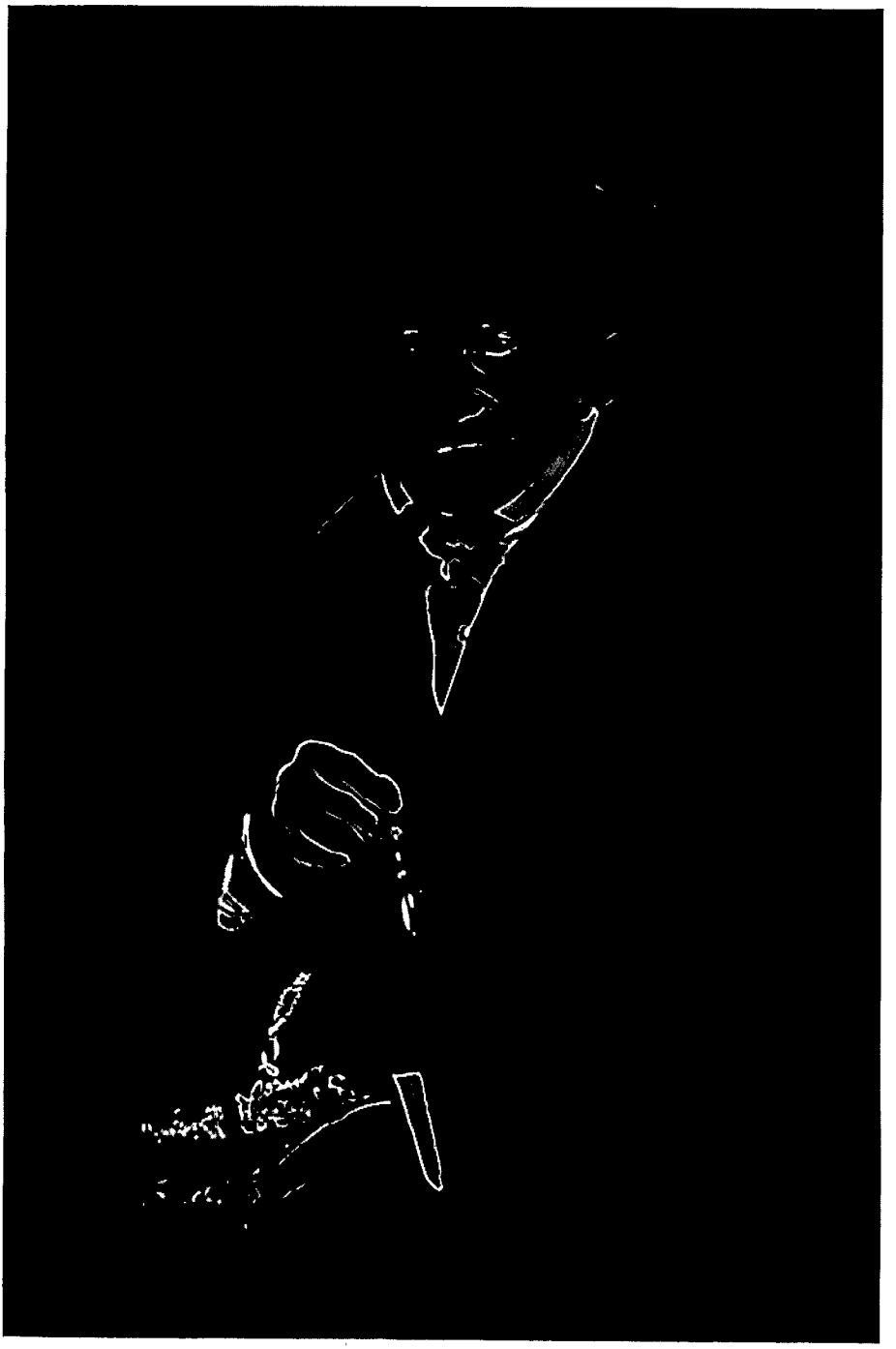
Die Grundform der Drillmaschine mit Furchenzieher und gesondert geführtem Saatkasten; im Hintergrund Thaers Hof und Garten bei Celle. Nach einem Kupferstich aus Thaers „Beschreibung der nutzbarsten neuen Ackergeräte", 1804

die erste praktische Betätigung werden. Bei der Ernsthaftigkeit, mit der er der Naturforschung gegenüberstand, hat er seitdem zeitlebens die Bedeutung der Versuchstätigkeit und der agraren Praxis unterstrichen. Besondere Vorliebe hatte er für die landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen, von deren verschiedensten Formen er eine bemerkenswerte Modellsammlung anlegte. Dabei scheute er keine Kosten. Sein gutes Einkommen aus dem ärztlichen Beruf ermöglichte es ihm, für seine landwirtschaftlichen Neigungen aus eigener Tasche erhebliche Aufwendungen zu machen und dabei Versuche durchzuführen, an die sich bahnbrechende Erneuerungen im Ackerbau knüpfen sollten. Denn nicht das Streben nach Erwerb für sich selbst leitete ihn, sondern der innere Drang, die deutsche Landwirtschaft aus ihrer Rückständigkeit zu befreien und auf eine höhere Stufe der Produktivität zu heben. Den beredtesten Ausdruck fand dieser Idealismus in dem Gedanken, aus seinem Grundbesitz vor den Toren von Celle einen landwirtschaftlichen Musterbetrieb zu schaffen, der der Lehre dienen könne. Im Jahre 1802 wurde dieses Lehrinstitut begründet; es sah manchen bekannten Besucher, darunter Johann Heinrich von Thünen. Doch blieb diese immerhin bescheidene Einrichtung nur zwei Jahre bestehen, da Thaer nun nach Preußen ging, um hier in großzügiger Weise seiner Idee einer landwirtschaftlichen Lehranstalt nachgehen zu können.

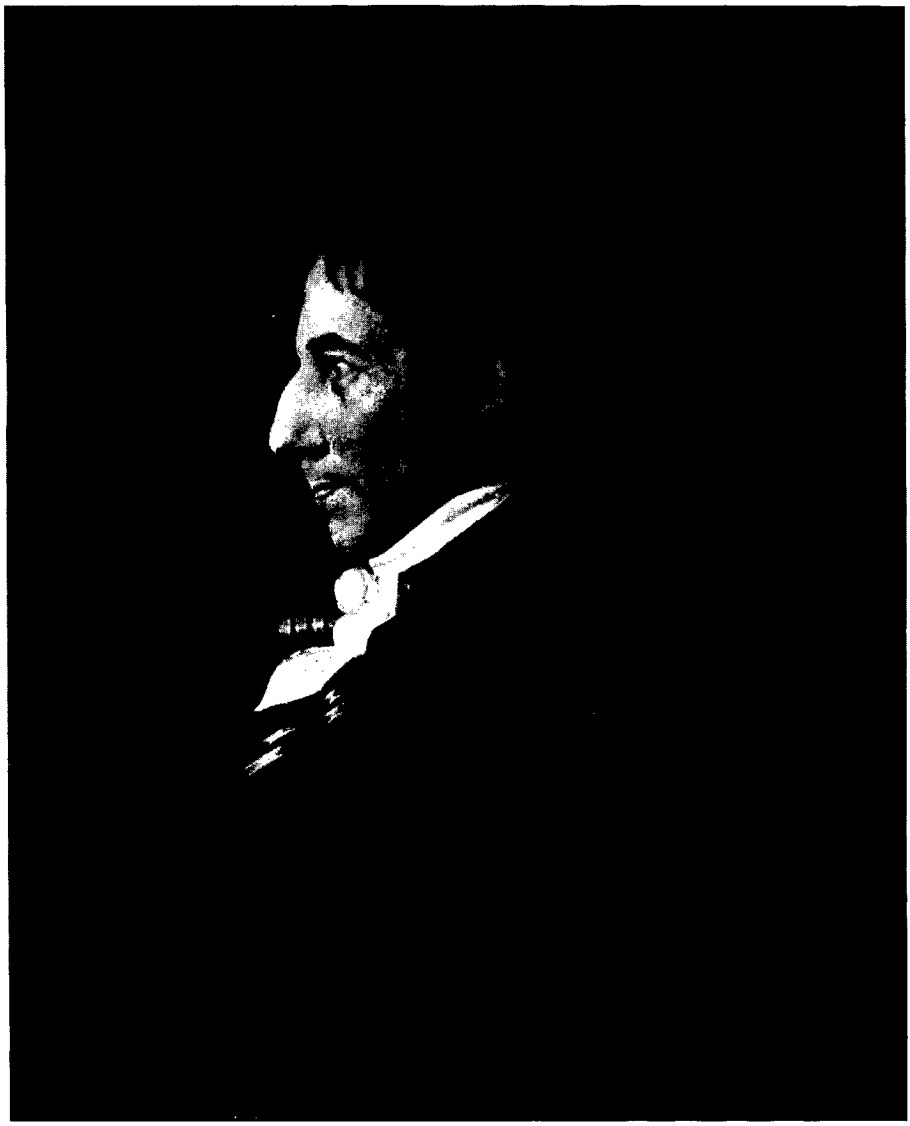
Den ehrenden Ruf nach Preußen verdankte Thaer seinen Büchern, die inzwischen erschienen waren; vornehmlich der „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft und ihrer neueren practischen und theoretischen Fortschritte

in Rücksicht auf Vervollkommnung teutscher Landwirthschaft für denkende Landwirthe und Cameralisten", die 1798—1804 erschien. Daß ein Werk über die englische Landwirtschaft zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte, wird erst verständlich, wenn man bedenkt, mit welcher Aufmerksamkeit damals überall im westlichen Europa die industrielle Entwicklung Englands verfolgt wurde. Studienreisen deutscher Gewerbetreibender über den Kanal waren bald keine Seltenheit mehr. Die Maschinenverwendung in England wurde das Vorbild für die Neugestaltung des Produktionsganges in den Gewerben des übrigen Europa. Die Erkenntnis, welche Bedeutung geschlossenen Wirtschaftsräumen zuzumessen ist, ließ allmählich die Ideen vom deutschen Zollverein reifen und den energischen Kampf gegen die deutschen Binnenzölle aufleben. Unter dem Eindruck des großen Vorsprungs der englischen Industrie suchte man nicht nur durch Erziehungszölle, wie sie bald darauf Friedrich List vertrat, sondern auch durch die Initiative des einzelnen Kaufmanns wettbewerbsfähig zu werden. Unter solchen Voraussetzungen mußte auch die erste ausführliche Behandlung der englischen Agrarfragen in Deutschland fast wie eine Sensation wirken, zumal bei der Darstellungsart, deren Thaer sich befleißigte. Er war sich von Anfang an bewußt, daß niemals an eine schematische Nachahmung der englischen Einrichtungen gedacht werden dürfe. In dem Aufsatz „Ueber das Charakteristische der englischen Landwirthschaft im Verhältniß gegen die teutsche" kommt er zu dem Schluß, daß die Verschiedenheit der englischen Landwirtschaft gegenüber der deutschen es als eine Torheit erscheinen lassen müsse, irgendeine englische Wirtschaft in ihrem ganzen System auf deutschem Boden nachzumachen oder irgendeine Methode, bloß weil sie englisch ist, ohne Rücksicht auf die besonderen örtlichen Verhältnisse einzuführen. Aber dennoch sind die beiden Landwirtschaften einander nicht so entgegengesetzt, daß nicht die eine oder andere Einrichtung, die sich in England bewährt hat, auch für Deutschland vorzüglich geeignet sei.

Von größtem Einfluß auf Thaers Lebenswerk sind auch die genauen Beobachtungen gewesen, die er bei den Engländern kennenlernte — die, wie er selbst hervorhebt, sorgfältig angestellten Versuche, die bis ins kleinste Detail gehenden Berechnungen, die lichtvollen Raisonnements und die eifrigen Forschungen nach Wahrheit. Hierin erkannte er den großen Gegensatz gegenüber der zeitgenössischen deutschen Literatur. Die meisten deutschen Schriftsteller sind — so sagt er bissig — solche, „welche das von Einigen aufgestellete Problem: mit dem möglichst geringsten Aufwande, den nach Verhältniß höchsten Ertrag herauszubringen, practisch gelöset haben. Der geringe Aufwand nemlich war — ihre Geistes-Kraft; der Ertrag: kärgliches Autoren-Tagelohn! Ihr Pflug ist die Feder und das Papier ihres Verlegers der Acker, worauf sie arbeiten. Sie besitzen eine Gabe von Weitschweifigkeit, womit sie Materie für ein Kartenblatt zu dicken Bänden aufschwellen. Der trivialeste Satz, wird, wie in einer langweiligen Symphonie, in hundert Variationen uns vorgeleyert, ohne darum mehr Klarheit und Bestimmtheit zu



Arthur Schopenhauer
Photographie von Johannes Schäfer, 1859



Albrecht Thaer
Gemälde von Johann Jacob de Loſe, 1806. Berlin, im Beſitz der Familie Kügler

erhalten. Diese Classe bekommt gewöhnlich die von den Oeconomischen Societäten ausgesetzten literarischen Preise" ...

Niemals hätte Thaer seine nachwirkende Bedeutung erhalten, wenn er es nicht verstanden hätte, die Einzelfragen im Rahmen des landwirtschaftlichen Betriebes zu sehen — darin ganz neue Wege beschreitend. Er wußte die naturwissenschaftliche Erkenntnis und Auswertung mit der wirtschaftlichen Überlegung zu vereinen. Schon in der „Englischen Landwirtschaft" fehlt es nicht an solchen Betrachtungen. Doch bedurfte es erst noch längerer Eigenerfahrungen, bevor Thaer seine Lehre so abschließen konnte, wie es in seinem vierbändigen Werk „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft" (1809—1812) geschehen ist. Die Einflüsse seiner praktischen Tätigkeit in Preußen sind dabei unverkennbar. Bei seiner Berufung war ihm zunächst eine Fläche in Wollup als Erbpacht zugewiesen, jedoch von Anfang an mit der Erlaubnis, sie zu verkaufen und gegen einen besser geeigneten Besitz einzutauschen. Thaer erwarb in der Nähe von Wriezen das Gut Möglin, wo er eine Wirtschaft aufbaute, bei der ihm sein schon in Celle bewährter Mitarbeiter Einhof wertvolle Dienste leistete. Sein Ziel war, auf dem recht heruntergewirtschafteten Boden aus eigener Kraft einen Betrieb aufzubauen, der widerstandsfähig war. Dadurch wollte er die Richtigkeit seiner Ansichten praktisch erhärten. Dies ist ihm trotz der Schwierigkeiten gelungen, die die bald hereinbrechenden Kriegsereignisse brachten. Möglin ist anfangs des neunzehnten Jahrhunderts zum Vorbild für den tüchtigen Landwirt geworden. Hier ist die landwirtschaftliche Gewerbelehre — heute pflegt man von Betriebslehre zu sprechen — erstmalig gebildet.

In der Landwirtschaft erblickt Thaer ein Gewerbe, das zum Zweck hat, durch Produktion, zuweilen auch durch fernere Bearbeitung vegetabiler und tierischer Substanzen Gewinn zu erzeugen oder Geld zu erwerben. Gleich zu Beginn seiner „Rationellen Landwirthschaft" heißt es: „Die vollkommenste Landwirthschaft ist also die, welche den möglich höchsten, nachhaltigen Gewinn, nach Verhältniß des Vermögens, der Kräfte und der Umstände, aus ihrem Betriebe zieht. Nicht die möglich höchste Production, sondern der höchste reine Gewinn, nach Abzug der Kosten — welches beides in entgegengesetzten Verhältnissen stehen kann — ist Zweck des Landwirths und muß es seyn, selbst in Hinsicht auf das allgemeine Beste." Danach hat die rationelle Lehre von der Landwirtschaft zu zeigen, wie der möglich höchste Reingewinn unter allen Verhältnissen herbeigeführt werden kann. Das, was dem Vorteil jedes einzelnen Besitzers dient, ist auch dem Staate nicht nachteilig. Und später hat er noch — sich dabei gegen gewisse Romantiker, besonders Adam Müller, wendend — ausdrücklich hinzugesetzt: „Manche haben die Landwirthschaft nicht als Gewerbe, sondern als Staatsbürger-Pflicht, besonders für die Classe der Gutsbesitzer, betrachten und ihr ein anderes vermeintlich höheres Ziel vorstecken wollen; aber irrig und verleitend in Hinsicht auf das allgemeine Beste sowohl als für den Einzelnen." Denn die Erhaltung eines

feudalen Zustandes mit der Abhängigkeit der Bauern vom Gutsherrn stand für ihn außerhalb jeder Diskussion.

In der heutigen Zeit liegt es nahe, Thaer wegen solcher Einstellung abzulehnen und seine Verdienste um die Landwirtschaft zu leugnen. Dies wäre kurzsichtig. Bedeutenden Männern, die in ihrer Zeit und später noch eine Rolle gespielt haben, kann man nur gerecht werden, wenn man sie nicht einseitig vom Standpunkt der Gegenwart beurteilt, sondern sich in die Umwelt zurückzusetzen versucht, unter deren Einflüssen sie wirkten. Gewiß ist nicht zu bestreiten, daß Thaer denjenigen zuneigt, die damals glaubten, daß dem Wohl der Gesamtheit am besten durch die freie Privatinitiative gedient sei. Aber welches waren die Beweggründe für solches Denken? Er stand im Kampf gegen veraltete Einrichtungen, unter denen der einzelne und die Gesamtheit litten. Der Schlendrian, der zum Teil mit der Dreifelderwirtschaft notgedrungen verbunden war, sollte überwunden werden. Die Leistung des einzelnen Landwirts, seine Ertüchtigung zum Wohl des Ganzen, die rationelle Landwirtschaft als Ausfluß höchster Fähigkeit waren das Ziel Albrecht Thaers. Der Gedanke an krassen Eigennutz ist ihm dabei überhaupt nicht gekommen. Dadurch, daß er die Landwirte zu rechnenden Bodenbebauern machen wollte, verfolgte er ein humanes Ziel, das einer Feinfühligkeit entsprach, der jegliches Elend unerträglich ist. Er erstrebte eine bessere Versorgung, da der Nahrungsmittelspielraum bei weiterem Anwachsen der Bevölkerung zu knapp zu werden drohte. Fällt doch in dieselben Jahrzehnte, in denen er wirkte, auch die pessimistische Lehre eines Malthus, die damals große Zustimmung fand.

Thaer wußte noch nicht um die Gefahren internationaler oder gar nationaler Konkurrenz auf agrarischem Gebiet, ja kaum auf industriellem. Für ihn stand die Landwirtschaft durchaus im Zeichen des Bodengesetzes. Künstliche Düngemittel waren kaum bekannt. Von einer möglichen Überproduktion landwirtschaftlicher Produkte ahnte Thaer nichts, so daß er sich auch unbedenklich für den Freihandel einsetzte. Die von Adam Smith gepriesenen Vorteile der Arbeitsteilung sowie andere seiner Ansichten wertete er als Gegenstück zu den aus alten Zeiten herstammenden und durchaus nicht mehr passenden Einrichtungen. Die Menschen jener Zeit kannten ja noch keine Großbetriebe. Ihr ökonomisches Denken war durch die sie umgebenden Klein- und höchstens Mittelbetriebe bestimmt. Daher leuchteten Thaer die grundsätzlichen Ansichten eines Adam Smith über den Markt ein, auf dem Angebot und Nachfrage zusammenkommen und die Preise bilden, die dann ihrerseits wieder auf Produktion und Konsumtion zurückwirken, so daß der Markt im Mittelpunkt alles volkswirtschaftlichen Geschehens steht. So wenig wie seine Zeitgenossen kannte er die sich hieraus im Laufe der Jahrzehnte ergebenden nachteiligen Wirkungen, unter denen schließlich der Kapitalismus entstand und zusammenbrechen mußte, als die gewaltigen Wirtschaftsgebilde mit ihren schnell wachsenden monopolistischen Tendenzen die Ansichten vom segensreichen Spiel der Kräfte Lügen straften.

Man mag Thaer nach dieser ökonomischen Einstellung vielleicht zu den Liberalen zählen wollen. Aber treffend wäre dies nicht. Denn genaues Studium zeigt, daß er als Kind seiner Zeit die Lehre eines Adam Smith gutheißt, ohne sich im einzelnen mit ihr befaßt zu haben und ihr innerlich wirklich zuzustimmen. Im Grunde übernimmt er nur einige Allgemeinheiten von Smith, die damals jeder Gebildete kannte und dem Zuge der Zeit folgend billigte. Thaer, der noch den Ausgang der deutschen Kameralistik erlebte, hatte weder Muße genug noch offenbar Lust, sich mit der englischen Lehre gründlicher vertraut zu machen. Seinem Wesen nach ist er Naturforscher und praktischer Landwirt. In volkswirtschaftlichen Dingen waren seine Ansichten von theoretischen Doktrinen unbelastet, wiewohl er gelegentlich Adam Smith zitiert und ihn sogar einmal den unsterblichen Erfinder der National-Wirtschaftslehre nennt. Wie weit sich Thaer tatsächlich von ihm entfernt, zeigt am besten seine Idee über die Produktionsfaktoren. Außer Grund und Boden — wofür er zuweilen auch die Bezeichnung „rohes Material" verwendet —, außer Arbeit und Kapital nennt er nämlich als viertes Element noch die Intelligenz (Kenntnis und Geschicklichkeit, Künstlertalent), die im landwirtschaftlichen Gewerbe „mehrentheils weniger wie in andern angetroffen wird, aber in keinem so unbegränzt in ihrer Anwendung ist wie in diesem".

Neben der Fähigkeit des die Landwirtschaft betreibenden Subjekts ist für Thaer das Kapital die wesentlichste Bedingung des Betriebes, denn der Vorteil und Erfolg steht bei gleichen Talenten des Betreibenden immer im Verhältnis mit dem dazu angelegten Kapital. Wer nur ein beschränktes Kapital besitzt, wird als Landwirt um so besser fahren, je mehr er davon als Betriebskapital zurückhält und deshalb die Anlage des Grundkapitals und des bestehenden Kapitals nicht zu hoch macht. Denn das Betriebskapital, mit dem Gesinde, Arbeiter, anzukaufende Bedürfnisse, wechselndes Mastvieh usw. bezahlt werden, ist die bewegende Kraft der ganzen Wirtschaft. Zeigt sich schon hierin keine Übereinstimmung mit Smith, so hat Thaer ihn zuweilen sogar ausdrücklich abgelehnt. So hat er seine Ansichten über den natürlichen Preis, die ihm anfänglich einleuchteten, bei genauerer Prüfung als unzutreffend bezeichnet.

Thaer ordnet die nationalökonomischen Bemerkungen seiner betriebswirtschaftlichen Betrachtung unter. Privatwirtschaftliches Denken beherrschte ihn so, daß er dort gescheitert ist, wo er sich auf staatswirtschaftlichem Gebiete versuchte. Das kam ihm zu Bewußtsein, als er 1810 — neben seiner Tätigkeit in Möglin — an der neu errichteten Berliner Universität Vorlesungen aufnahm, in denen er sich an einen größeren Kreis wandte, um insbesondere den kameralistischen Bedürfnissen gerecht zu werden, also den heranwachsenden Verwaltungsbeamten Fingerzeige zu geben. Da ihm hierfür die Vorbildung fehlte, war er selbst von diesen Universitätsvorlesungen nie recht befriedigt. Er hat ausgesprochen, daß er dazu berufen sei, als Landwirt für Landwirte zu wirken. Deshalb beschränkte er sich bei seinen staatswirtschaftlichen Erörterungen auf das, was die Landwirtschaft

unmittelbar angeht. Die Einflüsse der wirtschaftlichen Umwelt sind für den Landwirt eine gegebene Größe, nach der er sich zu richten hat. „Der Reichthum eines Staats, sowohl in Ansehung der öffentlichen Finanzen als auch des Privatvermögens, verändert den Werth der Landgüter ungemein. Ein schneller Geldumlauf, es sey durch wirklich ausgeprägte Münze oder durch den Kredit der Papiere, ein geringer Zinsfuß begünstigen alle Unternehmungen des Landwirths, wogegen Geldmangel, Stockung des Umlaufs und der theure Kredit, hohe Zinsen, Sinken des Kurses mit dem Auslande die Energie des Landwirths lähmen muß." Aufgabe des Staates ist es, die günstigsten Voraussetzungen für die Agrarproduktion zu schaffen. Thaer bezeichnet es als einen ewig wahren Satz, daß die möglichste Verbesserung und Kultur von Grund und Boden vor allem andern das Wohl, die Stärke und den Reichtum des Staates begründe, daß folglich der nachhaltigen Vermehrung der Produktion jede andere Rücksicht in der Staatswirtschaft untergeordnet werden müsse. Für das Gedeihen der agraren Produktion ist aber unerläßlich, daß die Verkopplung durchgeführt wird. Das steigert die Produktion und begünstigt das Anwachsen der Bevölkerung.

Unter den Aufgaben, die der Landwirt zu lösen hat, steht der Fruchtwechsel an erster Stelle, weil sonst bei zunehmender Bevölkerung die agrare Produktivität der Nachfrage nicht mehr gerecht werden kann. Mit Nachdruck hat Thaer dabei die Erweiterung der Futterbasis für das Vieh hervorgehoben. Diese war immer schmaler geworden, seitdem die Allmendeweiden in wachsendem Maße in Acker umgelegt wurden, um die Getreideerzeugung zu erhöhen. Die Hutung auf der Brache ließ nur eine kärgliche Ernährung des Viehs zu. Kümmerlich war daher auch die Düngung des Ackers. Daß Futternot und Düngermangel nur durch Bebauung des Brachlandes überwunden werden konnten, hatten zwar schon vor Thaer mehrere Agrarschriftsteller und praktische Landwirte betont. Auch die Berliner Akademie der Wissenschaften hatte 1783 eine Preisaufgabe über den Futterkräuterbau gestellt, die von Schubart gewonnen wurde, ebendemselben, der für seine Propaganda des Kleebaus vom österreichischen Kaiser Joseph II. als Edler von Kleefeld in den Adelsstand erhoben war. Aber wirkliche Erfolge waren vor Thaer kaum erzielt, weil man zu einseitig vorging und die äußeren Umstände zu wenig beachtete. Lediglich mit der Bebauung des Brachschlages im Rahmen der alten Dreifelderwirtschaft ließ sich nicht viel erreichen. Thaer erst zeigte, wie mit der Beseitigung des Flurzwangs und der Teilung der Gemeinheiten die Einführung der Fruchtwechselwirtschaft Hand in Hand gehen müsse. Dabei war er nicht so engstirnig, in dieser den einzigen Ausweg zu erblicken. Allerdings hat er anfänglich die Vorteile der Fruchtwechselwirtschaft zu stark unterstrichen und sich von gewissen Einseitigkeiten nicht frei gehalten; aber später hat er sich vorsichtiger ausgedrückt, vor zu weitgehenden Verallgemeinerungen gewarnt und es als richtig bezeichnet, unter Umständen auch die Brache beizubehalten. Den Kern seiner Lehre bildet die Frage, wie ein landwirtschaftlicher Betrieb zu organisieren sei, um den höchsten Reinertrag zu erzielen.

Die „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft" enthalten viele Gedanken, an die später bei dem Ausbau der landwirtschaftlichen Betriebslehre angeknüpft werden konnte. Hier finden sich auch Bemerkungen über die Marktlage eines Gutes, die Johann Heinrich von Thünen aufnahm, als er sein bekanntes Kreissystem schuf. Dabei ist anzunehmen, daß Thaer diese Gedanken aus sich heraus entwickelt hat, denn er dürfte die Schriftsteller, die schon vor ihm Ähnliches ausgesprochen haben, wie besonders Richard Cantillon, kaum gekannt haben. Er unterstreicht, daß die Nachbarschaft großer Städte den Wert des Bodens um das Doppelte und Dreifache für denjenigen Landwirt erhöhen kann, der sie richtig zu benutzen weiß. Schiffbare Flüsse und Kanäle oder doch gute immer fahrbare Heerstraßen, die nicht durch zu hohe Zölle beschwert sind, bringen das Gut dem Markte gewissermaßen näher, indem sich die Transportkosten für die Agrarerzeugnisse verringern. Große Städte ziehen eine starke Nachfrage nach Agrarprodukten nach sich und vergrößern den Wert des Grund und Bodens, wiewohl sie andererseits den Landwirt auch dadurch benachteiligen, daß sie ihm die brauchbarsten und tätigsten Menschen entziehen und durch ihre Nachbarschaft oft die Moralität des Landvolks verderben.

Daß Thaer der Vater der späteren Betriebswissenschaft ist, zeigt sich am deutlichsten in seinen Betrachtungen über die verschiedenen Preisrelationen. Ist man auch heute der Ansicht, daß vieles von dem, was diese Lehre in den vergangenen Jahrzehnten entwickelt hat, nicht haltbar ist, weil dabei zu einseitig der kapitalistische Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt wurde, so sind doch die prinzipiellen Erwägungen, auf die Thaer als erster hingewiesen hat, allgemeingültig. Er hat die Grundlagen zu einer fest fundierten landwirtschaftlichen Intensitätslehre gelegt, indem er herausstellte, daß das Verhältnis des Arbeitspreises gegenüber dem Wert von Grund und Boden zur Begründung der verschiedenen Ackersysteme beiträgt. Wo der Boden wohlfeil, die Arbeit aber teuer ist, muß arbeitsextensiv gewirtschaftet, also eine gewisse Masse von Produkten auf einer großen Fläche hervorgebracht werden. Wo dagegen der Bodenpreis hoch ist, die Arbeit sich aber zu billigem Preise in genügender Menge darbietet, muß dieselbe Produktenmenge auf einer geringeren Ackerfläche durch verstärkte Arbeit erzielt werden. Thaer ist dabei einsichtig genug, schon für seine Zeit zu erkennen, daß die Extreme sehr billigen Ackers und sehr teurer Arbeit oder sehr teuren Ackers und sehr wohlfeiler Arbeit in Deutschland gar nicht mehr vorkommen, daß aber doch mannigfaltige Abstufungen dieser Verhältnisse bestehen, die auf die mehr oder weniger intensiven Wirtschaftssysteme hinwirken.

Die Preisrelationen haben Thaer auch zu einer Betrachtung des Lohnes der Arbeiter geführt, ohne daß er freilich, wie später Thünen, den gerechten Arbeitslohn zu einem wesentlichen Teil seiner wissenschaftlichen Arbeit gemacht hat. Doch sind einige seiner Formulierungen bemerkenswert genug. Er prägt nämlich Sätze, die an das „eherne Lohngesetz", wie es nach Lassalle meist genannt wird, erinnern.

Für Thaer ist dabei aber nur wichtig, daß der Arbeitslohn in einem gewissen Verhältnis zu den Preisen der Lebensmittel bleibt und bleiben muß. Sozialpolitische Schlußfolgerungen liegen ihm fern. Daß er dabei durch Ricardo, der dieselben Gedanken aussprach, beeinflußt wurde, ist nicht anzunehmen; ob er Turgot, der gleiches sagte, gekannt hat, ist unwahrscheinlich. Die viel zu wenig bekannte Fassung bei Thaer lautet: „Der Arbeiter muß nothwendig so viel verdienen, daß er und wenigstens noch eine Person oder zwei Kinder davon leben, und zwar so leben können, daß sie bei Kräften und gesund bleiben, auch ihre Kinder davon aufziehen. Hätten sie vorher nichts mehr als dieses Nothdürftige gehabt, und stiegen nun die Lebensbedürfnisse, ohne daß der Arbeitslohn erhöht würde, so würden sie bald so verkümmern und verarmen, daß sie unbrauchbar würden, ihre Kinder nicht gesund aufziehen könnten, und somit würde sich ihre Zahl bald so vermindern, daß nun die wenigen übrigbleibenden einen desto höhern Lohn fordern könnten. Es muß also nothwendig ein gewisses Verhältniß zwischen dem Preise der Lebensmittel und dem Preise der Arbeit bleiben, und dieses Verhältniß kann nur auf kurze Zeit und dann immer nachtheilig aufgehoben werden, setzt sich aber bald von selbst wieder ins Gleichgewicht. — Steigt der Arbeitspreis aus einer der andern Ursachen in einer Gegend über das Verhältniß gegen die Lebensmittel in die Höhe, verdienen folglich die Arbeiter mehr, als sie zur Nothdurft gebrauchen, so werden sie früher heirathen, mehrere Kinder erzeugen und aufziehen, und somit wird sich diese Klasse und die Zahl der Arbeitsuchenden so vermehren, daß der Lohn wieder fallen muß."

Die Beschäftigung mit der zweckmäßigsten Betriebsorganisation hat Thaer auch auf das Problem der Betriebsgröße verwiesen — ein angesichts der damaligen Agrarreformen viel umstrittenes Gebiet. Anfänglich hatte er — wie er später selbst angab — auf die Schale der großen Wirtschaften im allgemeinen zu viel Gewicht gelegt. Später hat er seine Ansicht geändert. „Wo unter den kleinern Besitzern wahre Betriebsamkeit und verhältnißmäßiges Vermögen sich findet und sie in ihrem Betriebe uneingeschränkt und anderweitig nicht zu sehr belastet sind, da wird ein fruchtbarer Grund und Boden durch kleine Besitzer, die ihn mit eigenen Händen oder doch unter eigenen, unverwandten Augen bearbeiten, nicht nur — wie vielleicht jeder zugiebt — mehr produziren, sondern auch — was man umso mehr läugnet — größern reinen Ertrag geben können. Die Besorgniß, daß hier von den Produzenten Alles wieder konsumirt werde und folglich nicht zum Verkauf käme, ist völlig eitel." Im Sinne seiner Zeit, die staatlichen Eingriffen in die Wirtschaft nicht gewogen war, kommt Thaer daher auch zu dem Schluß, daß bei der Zerschlagung der großen Privatlandgüter in kleinere Teile die Art der Einteilung dem Eigentümer überlassen bleiben möge, weil die für ihn vorteilhafteste auch dem allgemeinen Besten diene; höchstens bei den Domänen seien besondere Rücksichten zu nehmen.

Grundsätzlich zieht Thaer das Eigentum der Pacht vor. Denn der Pächter kann nur auf den möglichst hohen Ertrag in seinen Pachtjahren sehen, unbekümmert

um den Wert, den das Gut nach deren Ablauf haben wird. Er wird also nicht nach den Gewerbsgrundsätzen wirtschaften wie der Eigentümer, denn für ihn bedeutet eine Verbesserung des Gutes Verzicht auf einen Teil seines Profits. „Das Gut ist die geliebte Gattinn des Eigenthümers, die Maîtresse des Pächters, von der er sich wieder scheiden will." Mit Recht unterstreicht aber Thaer, daß die Erbpacht eine Sonderstellung einnimmt. Den abfälligen Urteilen über sie schließt er sich nicht an, da dabei meist verfehlte Einrichtungen kurzsichtig beurteilt worden seien. Solche Beispiele müsse man sich jedoch zur Warnung dienen lassen, um ähnliche Fehler bei einer an sich trefflichen Sache zu vermeiden. Wichtig ist eine vernünftige Regelung der für die Erbpacht jährlich zu zahlenden Pachtsummen. Thaer äußert dabei Gedanken, die in mancher Hinsicht denen ähnlich sind, die seit dem Weltkriege zu staatlichen Schutzbedingungen für die Pächter Anlaß gaben. Er hält einen Pachtzins für gerecht, der nach dem Durchschnittspreis des Getreides in den vorhergehenden Jahren ermittelt wird, wobei aber diejenigen Zeiten herauszulassen sind, in denen außerordentliche Konjunkturen oder Mißwachs hohe Preise bewirkt haben.

Auch die Frage, ob fremder Kredit dem Agrarbetrieb dienlich ist, hat Thaer beschäftigt. Damals stak das Agrarkreditwesen noch in den Kinderschuhen. Ein Betriebskredit, um käufliche Produktionsmittel zu beschaffen, war kaum bekannt. Vielmehr herrschten Kredite vor, die beim Kauf eines Gutes oder bei Erbauseinandersetzungen aufgenommen wurden. Hier setzte Thaer ein und entwickelte Gedanken, die später Karl Rodbertus-Jagetzow in seiner Rentenlehre zum Gegenstand tiefgründiger Untersuchungen gemacht hat. Auch Thaer hat schon ausgesprochen, daß in der Landwirtschaft ein hypothekarisches Anlehen — einmal gemacht — fortbestehen muß und daß es nur in dreierlei Art wieder zurückgezahlt werden kann: entweder durch anderweitig zugefallenes Kapitalvermögen oder durch Ersparnisse, die aber immer nur langsam und allmählich geschehen können, oder schließlich durch ein anderes Anlehen bei einem neuen Gläubiger. Dennoch hält Thaer die Kapitalaufnahme zu produktiven Zwecken für angebracht. Doch dürfen die Zinsen nie so hoch sein wie der mit dem Kapital zu machende Gewinn. Als falsch erachtet er es, wenn ein Zinsfuß unter allen Umständen zwangsmäßig festgesetzt wird, um ihn niedrigzuhalten. Darauf gerichtete gesetzliche Bestimmungen sind „nicht nur vergeblich, weil sie eludirt werden, sondern auch nachtheilig, weil derjenige, der ein Capital besser benutzen könnte, aber ohne höhere Zinsen keines erhalten kann, nun daran verhindert wird oder sich einem gesetzwidrigen wucherlichen Contract unterwerfen muß". Nur für besondere Notzeiten, an denen es damals nicht fehlte, sah Thaer ein Moratorium für berechtigt an, das dann auch im Staatsinteresse läge.

Über die große Bedeutung, die Thaer für die Lösung der deutschen Landwirtschaft aus der mittelalterlichen Erstarrung gehabt hat, dürfen seine Verdienste um einige Sondergebiete des Ackerbaus und der Viehzucht nicht vergessen werden,

obwohl sie heute teilweise keine praktische Bedeutung mehr besitzen, da die Forschung inzwischen weitergeschritten ist. Sie waren aber für ihre Zeit bedeutsam und haben namentlich in Verbindung mit dem von Thaer betriebenen Fruchtwechsel zum Aufstieg des Ackerbaus beigetragen. Auf dem Gebiete der Pflanzenernährung ist dabei die Humustheorie zu erwähnen, die heute durch Liebigs Forschungen und andere wissenschaftliche Arbeiten überholt ist. Zu Thaers Verdiensten gehört auch die Förderung des Kartoffel- und Luzernebaus, der erst im neunzehnten Jahrhundert auf größeren Flächen aufgenommen wurde. Die Kartoffelbrennerei kam zu seiner Zeit ebenfalls auf. Innerlich stand Thaer ihr ablehnend gegenüber, weil er aus seinem ärztlichen Beruf eine Abneigung gegen den Branntwein mitgebracht hatte. „... ich kann noch keine Branntwein-Brennerei sehen, ohne einen gewissen Schauder zu empfinden; ohnerachtet ich mich überzeugt habe, daß es mit dem Branntwein nicht so schlimm sey, und daß er auch sein Gutes habe; daß auf allen Fall der einzelne Branntwein-Brenner sich keinen Vorwurf über das Unheil zu machen brauche, was dadurch angerichtet wird." Thaer erkannte die wirtschaftliche Überlegenheit der Kartoffelbrennerei gegenüber der Kornbrennerei. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, in Möglin eine Brennerei zu errichten.

Gemäß seiner wirtschaftlichen Einstellung beurteilte Thaer die Viehzucht nach ihrem Nutzen für den Landwirt und legte deshalb hohes Gewicht auf die Leistung. Für die übertriebenen Forderungen nach konventioneller Schönheit der Zuchttiere hatte er kein Verständnis. Da eine rationelle Tierhaltung nur bei entsprechender Ernährung möglich ist, widmete er diesem Gebiet große Aufmerksamkeit. Thaer hat die Heuwerte geschaffen, um den Nährwert der Futtermittel nach Möglichkeit auf denselben Nenner zu bringen. Er verglich die Futterwirkung der verschiedenen Futterarten mit der Einheit von hundert Pfund Heu. Heute hat sich die Heuwerttheorie überlebt, weil sie das schwierige Problem der Ernährung viel zu einfach ansieht. Sie hat aber zu ihrem Teil an dem Aufbau der deutschen Viehwirtschaft des neunzehnten Jahrhunderts mitgewirkt. Durch sie hat Thaer die Landwirte gelehrt, sich ernsthafter mit Fütterungsfragen zu befassen und zwischen Erhaltungsfutter und Leistungsfutter zu unterscheiden.

Thaers Verdienste um die deutsche Schafzucht sind groß. Von den Engländern hat er viele wesentliche Gesichtspunkte kennengelernt, die er als Arzt und Naturforscher aber nicht schematisch übernahm, sondern weiterbildete. Die Veredelung des deutschen Landschafes durch Merinos hat durch ihn einen Antrieb erfahren, der so gewaltig war, daß schon seine Zeitgenossen die Tragweite seiner Handlung erkannten. Als er auf Veranlassung der preußischen Regierung ein „Handbuch für die feinwollige Schaafzucht" (1811) verfaßte, war er freilich noch nicht zu dem Hochstande des züchterischen Könnens gelangt, der dem „Vater Thaer" später den Ruf als des tüchtigsten deutschen Schafzüchters und ersten Sachverständigen für die Merinozucht brachte.

Thaers Lebenswerk wäre unzureichend gewürdigt, wenn nicht noch auf seine Verdienste um das landwirtschaftliche Unterrichtswesen hingewiesen würde. Daß ihm die Verbreitung der damals neuerrungenen Agrarerkenntnisse besonders am Herzen lag, versteht sich bei einem Manne von selbst, der trotz der individualistischen Ausrichtung seiner ökonomischen Ansichten auf das Wirken zum Wohl des Ganzen bedacht war. Die zahlreichen Betrachtungen über den agraren Lehrbetrieb, die sich immer wieder in seinen Büchern finden, zeigen der Nachwelt vielleicht noch besser als seine eigene Unterrichtstätigkeit, wie es ihm innerstes Bedürfnis war, sein Wissen und seine Erfahrungen in den Dienst der Praxis zu stellen. Diese persönliche Vermittlung geschah in Möglin, wo sich der allergrößte Teil seiner Lehrtätigkeit abgespielt hat. Die Zahl derjenigen, die den ganzen, auf ein Jahr berechneten Lehrgang durchmachten, ist zwar nicht groß gewesen. Aber die Auswirkung war beträchtlich. Es war kein eigentlicher Hochschulunterricht. Vielmehr wurden Männer, die schon Jahre hindurch in der Landwirtschaft tätig gewesen waren, in der Form etwa eines Kolloquiums mit den neuesten Errungenschaften der Zeit vertraut gemacht. Von 1810 bis 1819 konnten die Teilnehmer außerdem Thaers Berliner Universitätsvorlesungen hören, so daß dann das Studium sich auf eineinhalb Jahre erstreckte. Seit 1819 widmete sich Thaer ganz Möglin, das in demselben Jahre zu einer Königlichen Akademischen Lehranstalt des Landbaus erhoben wurde und bis zu seinem 1828 erfolgten Tode höchstes Ansehen genoß. Mit Hilfe der geistig Aufgeweckten, insbesondere der größeren Besitzer, suchte der Altmeister in der deutschen Landbevölkerung tieferen Sinn für ländliches Leben und ländliche Tätigkeit zu entwickeln. Mit Erfolg! Die hohe Achtung, die ihm zu seinen Lebzeiten entgegengebracht wurde, die ehrenvollen Nachrufe sowie die bis auf den heutigen Tag deutlich erkennbaren Nachwirkungen seines Lebens haben ihm für immer den Ruf eines von Eigennützigkeit freien, erfolgreichen Förderers der deutschen Landwirtschaft gesichert.

Gauß und Weber

1777–1855 · 1804–1891

Von

Hans Schimank

Aus dem Geschlecht der Gauß, Gooß oder Goeß, das sich in den braunschweigischen Dörfern Wendeburg und Völkenrode bis in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen läßt, stammte auch Gerhard oder Gebhard Dietrich Gauß, der zu Braunschweig als Lehmentierer, Gassenschlächter und Gärtner, später als Bote der allgemeinen Sterbekasse sein kärgliches Auskommen fand. Nach dem Tode seiner ersten Gattin war er mit Dorothea Benze, der Tochter eines Steinhauermeisters aus Velpke bei Vorsfelde, eine neue Ehe eingegangen, der als einziges Kind ein Sohn entsproß: Johann Friedrich Carl Gauß, der am 30. April 1777 zu Braunschweig geboren wurde und bestimmt war, dereinst der Stolz und Ruhm seiner engeren Heimat wie des ganzen Deutschlands zu werden.

Die erschreckende und gleichsam bannende Großartigkeit seines Genies wie die Entlegenheit des Gebietes, auf dem es sich äußerte, lassen die Erinnerung an Gauß im Bewußtsein seines Volkes nicht wahrhaft lebendig sein, und selbst denen, die von ihm wissen, erscheint er nur selten als das Glückskind, das er doch war. Denn wenige begabte Menschen haben so frühe und nachdrückliche Förderung erfahren wie er. Nicht im elterlichen Hause. Dazu waren die Verhältnisse zu ärmlich und die Menschen, die darin lebten, zu stark von der Sorge ums tägliche Brot in Anspruch genommen. Erst in der Schule vermochte sich der junge Gauß unter seinen Altersgenossen hervorzutun. Er selbst pflegte zu erzählen, daß er als Siebenjähriger die Aufgabe, sämtliche Zahlen von 1 bis 100 zusammenzuzählen, durch unmittelbares Erfassen des Summengesetzes der gleichstufig fortschreitenden arithmetischen Reihe gelöst und deshalb als Endergebnis sofort die Ziffern 5050 hingeschrieben habe. Durch dieses und ähnliche Beispiele seiner rechnerischen Begabung wußte er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer Büttner und Bartels auf sich zu ziehen und konnte dank ihrer Förderung die höheren Schulen Braunschweigs besuchen, zunächst das Gymnasium Catharineum und im Anschluß daran das Collegium Carolinum, das eine Art Vorstufe der Universität bildete.

Hier gewann er bald in August Wilhelm Zimmermann, dem Professor der Mathematik, einen warmherzigen, väterlichen Freund, der die Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs auf den vielversprechenden Schüler lenkte. Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig scheint erahnend die Anlage zu einer überragenden

geistigen Leistung gespürt zu haben, die in dem unscheinbaren jungen Menschen steckte. Denn auf seinen Befehl flossen fortan aus den staatlichen Kassen die Gelder für Gauß' Studienaufenthalt in Göttingen, für den Druck der Helmstedter Doktordissertation und schließlich für das Gehalt, das es dem jungen Mathematiker erlaubte, ohne Belastung durch irgendeine andere Verpflichtung sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen.

Gauß schwankte anfangs, ob er sich nicht lieber dem Studium der klassischen Altertumswissenschaft statt der Beschäftigung mit der Mathematik zuwenden sollte. Erst am 29. März 1796 fiel die Entscheidung, als er „bei einem Ferienaufenthalt in Braunschweig, am Morgen des gedachten Tages, ehe (er) aus dem Bette aufgestanden war", die Konstruierbarkeit des regelmäßigen Siebzehnecks mittels Zirkel und Lineal klar erkannte. Im Intelligenzblatt der Allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung vom 1. Juni 1796 gab er auf Zimmermanns Veranlassung seine Entdeckung bekannt und wies in einer kurzen Mitteilung darauf hin, daß außer den seit Euklids Zeiten bekannten regelmäßigen Vielecken, dem Dreieck, Fünfeck und ihren Vielfachen, auch noch eine Menge anderer, zum Beispiel das Siebzehneck, einer geometrischen Konstruktion fähig seien. Im übrigen handele es sich bei dieser „Entdeckung . . . eigentlich nur (um) ein Korollarium einer noch nicht ganz vollendeten Theorie von größerem Umfange", die nach ihrer Vollendung alsbald der Öffentlichkeit vorgelegt werden solle. Die Fertigstellung des Druckes dieser hier angedeuteten arithmetischen Untersuchungen, der „Disquisitiones arithmeticae", zog sich aber noch längere Zeit hin. Die Saumseligkeit des Druckers ermöglichte Gauß — nicht zum Schaden des Werkes selbst — eine mehrfache Überarbeitung der in der Handschrift schon fertiggestellten Teile, so daß das Buch, als es 1801 endlich erschien, als ein Meisterwerk seinen Verfasser sogleich den bedeutendsten Mathematikern aller Zeiten zugesellte. Nach dem Urteil von Felix Klein schuf Gauß darin „im eigentlichen Sinne die moderne Zahlentheorie und bestimmte bis zum heutigen Tage die ganze folgende Entwicklung". Bei der Schwierigkeit der darin behandelten Fragen waren die „Disquisitiones" aber wenig geeignet, ihren Urheber außerhalb des engsten Kreises der Fachgenossen bekanntzumachen. Auch die Aufstellung einer bequemen Formel zur Berechnung des Osterdatums zog naturgemäß nur die Aufmerksamkeit einer kleinen Zahl von Mathematikern und Astronomen auf sich. Aber noch im Laufe des gleichen Jahres, in dem die „Disquisitiones arithmeticae" erschienen, sollte Gauß' Name zu den bekanntesten der ganzen gebildeten Welt zählen.

Am 1. Januar 1801, dem ersten Tage des neuen Jahrhunderts, hatte der Astronom Giuseppe Piazzi in Neapel ein Sternchen beobachtet, das im Laufe der folgenden Tage seinen Platz am Himmel veränderte, und das er daher für einen schweiflosen Kometen hielt. Der Eintritt nebeligen Wetters setzte seinen Beobachtungen ein Ende, und ehe noch auf Grund seiner Angaben das unbekannte Gestirn an günstiger gelegenen Beobachtungsplätzen hatte aufgefunden und weiter

verfolgt werden können, war es in den Strahlen der Sonne schon verschwunden. Da eine ausführliche Erörterung aller Piazzischen Beobachtungen inzwischen die Vermutung nahegelegt hatte, daß es sich nicht um einen Kometen, sondern um ein neues Mitglied unseres Planetensystems handle, so sahen alle Himmelskundigen mit Spannung dem Spätherbst des Jahres entgegen, wo das Gestirn, dem Piazzi den Namen Ceres Ferdinandea gegeben hatte, wieder aus dem Strahlenglanze der Sonne heraustreten und im Fernrohr sichtbar werden mußte. Aus den wenigen vorliegenden Beobachtungen war auch der voraussichtliche Standort des neuen kleinen Planeten bei seinem Wiedererscheinen berechnet worden. Die Suche nach ihm blieb aber ergebnislos, und die Ceres wäre wohl für lange Zeit den Astronomen wieder entschlüpft, wenn Gauß sich nicht der Sache angenommen hätte.

Ihn reizte die Aufgabe, aus grundsätzlich drei vollständigen Beobachtungen eines Planeten die volle Bahnellipse zu berechnen, besonders deshalb, weil ihre Lösung nicht unmittelbar möglich ist, sondern nur durch Näherungsverfahren erreicht werden kann. Sie bietet gerade darum der mathematischen Phantasie einen weiten Spielraum und gestattet die Entfaltung mannigfacher rechnerischer und algebraischer Kunstgriffe und Verfahren, über die Gauß wie kaum ein anderer verfügte. Neben meisterhafter Beherrschung der allgemeinen mathematischen Hilfsmittel nannte er auch eine bei reinen Mathematikern nicht eben häufige Fähigkeit zur gewandten Erledigung von Zahlenrechnungen und eine ausgesprochene Freude daran sein eigen. Er verdankte dieser Lust am Rechnen sogar einen nicht geringen Teil seiner rein wissenschaftlichen Erfolge. Denn manches Ergebnis der Zahlentheorie wie der Funktionentheorie erhielt er zunächst auf gleichsam experimentellem Wege und erbrachte erst später in oft langwieriger Arbeit den Beweis für die strenge Gültigkeit des anschaulich gefundenen Satzes.

Kein Wunder, daß er unter diesen Umständen erreichte, was allen seinen Mitbewerbern unmöglich gewesen war. Auf Grund seiner Angaben konnte die Ceres genau ein Jahr nach ihrer ersten Beobachtung wiedererkannt werden. Es war eine aufsehenerregende Leistung, die der vierundzwanzigjährige braunschweigische Mathematiker damit vollbracht hatte. Daß sie keinen Zufallserfolg bedeutete, sondern auf der Güte und Eigenart der von ihm entwickelten Berechnungsverfahren beruhte, konnte er noch im Laufe des gleichen Jahres an der Bahnbestimmung der im April 1802 von Olbers entdeckten Pallas und späterhin an der der Juno (1804) und der der Vesta (1807) erweisen. Aus allen diesen Bemühungen erwuchs als zusammenfassende Darstellung seiner Rechenmethoden schließlich Gauß' astronomisches Hauptwerk, die „Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium" (Theorie der Bewegung der Himmelskörper, die sich längs eines Kegelschnittes um die Sonne bewegen). Das Werk erschien 1809 zu Hamburg und lehrte sowohl „aus drei vollständigen Beobachtungen die Bahn zu bestimmen, wenn man von dieser noch gar nichts weiß",

wie auch „aus vier Beobachtungen, wovon aber nur zwei vollständig sind, eine noch ganz unbestimmte Bahn zu bestimmen". Schließlich zeigte Gauß noch, wie „aus einer größeren Anzahl von Beobachtungsdaten, als unbekannte Größen sind, von denen sie abhängen, die wahrscheinlichsten Werte der letzteren zu bestimmen" sind, und gab durch die hier erstmalig von ihm beschriebene Methode der kleinsten Quadrate den Astronomen die Möglichkeit, eine zunächst nur angenähert ermittelte „Bahn so zu verbessern, daß sie den Beobachtungen so gut als möglich Genüge leiste". Das Werk steht als das Gesetzbuch der rechnenden Astronomie noch heute in unvermindertem Ansehen, und die darin entwickelten Methoden werden fast allgemein noch benutzt.

Bei solchen Erfolgen konnte es nicht ausbleiben, daß man von verschiedenen Seiten mit vorteilhaften Angeboten an Gauß herantrat. Er lehnte sie alle ab, auch diejenigen der russischen Regierung, die ihn unter höchst verlockenden Bedingungen als Mitglied ihrer Petersburger Akademie zu gewinnen suchte. Denn einmal fühlte er sich seinem Herzog für die ihm erwiesenen Wohltaten zu Dank verpflichtet, zum anderen bestand die Aussicht, daß er als Direktor einer neu zu begründenden Sternwarte in Braunschweig seinen Studien frei von jeder Lehrverpflichtung würde nachgehen können.

Aber auch eine aufkeimende Herzensneigung fesselte ihn hier. Im Hause seines Taufpaten Ritter hatte er 1803 Johanna, die Tochter des Weißgerbermeisters Osthoff, kennen und lieben gelernt. In einem Schreiben, das von tiefer Zärtlichkeit und männlichem Ernste zugleich erfüllt war, hatte er ihr am 12. Juli 1804 sein Herz eröffnet. „Ich kann Ihnen zwar jetzt nicht Reichtum, nicht Glanz anbieten", hatte er ihr geschrieben, „doch Ihnen, Gute, . . . sind ja Reichtum und Glanz ebenso gleichgültig wie mir. Aber ich habe mehr als ich für mich allein gebrauche, genug, um zweien genügsamen Menschen ein sorgenfreies, anständiges Leben zu bereiten . . . Das Beste, was ich Ihnen anbieten kann, ist ein treues Herz voll inniger Liebe für Sie. Prüfen Sie, geliebte Freundin, . . . ob Sie die Lebensreise Hand in Hand mit mir mit Wohlgefallen machen können."

Die Antwort auf diese Frage empfing der Liebende nicht ganz so schnell, wie er hoffte. Erst im November 1804 erfolgte die Verlobung, am 9. Oktober 1805 die Eheschließung. Infolge der Verantwortung, die er damit für das Schicksal eines anderen Menschen übernommen hatte, war Gauß jetzt geneigter, dem Rate seines Freundes Olbers zu folgen und eine Berufung als Direktor der Sternwarte nach Göttingen anzunehmen. Die Verhandlungen darüber zogen sich aber noch längere Zeit hin und fanden erst nach dem Tode des Herzogs von Braunschweig, der infolge einer in der Schlacht von Auerstädt erlittenen schweren Verwundung am 10. November 1806 zu Ottensen gestorben war, im Sommer 1807 ihren Abschluß.

Kaum aber war Gauß im November des gleichen Jahres nach Göttingen übersiedelt, als ihm ebenso wie den anderen Angehörigen der Universität und den

Bürgern Göttingens ein Beitrag für die Zwangsanleihe zugunsten des neuerrichteten Königreichs Westfalen auferlegt wurde. Obwohl er noch keinen Pfennig Gehalt erhalten hatte, sollte er den Betrag von zweitausend Franken entrichten und geriet durch diese Anforderung in nicht geringe Verlegenheit. Doch „wurde wenigstens für die erste Not ... durch Auszahlung von einem vierteljährigen Gehalte gesorgt", so daß er die Geldgeschenke, die ihm Olbers und andere Gönner auf die Nachricht von seiner Bedrängnis sogleich übersandt hatten, wieder zurückschicken konnte. Weit schlimmeres Ungemach brachten ihm die nächsten Jahre. Am 12. Oktober 1809 mußte er nach Bremen schreiben: „Lieber Olbers! Sie luden mich so freundlich ein, Sie zu besuchen, wenn meine Frau sich wohl befände. Jetzt befindet sie sich wohl. Gestern abend um acht Uhr habe ich ihr die Engelsaugen, in denen ich seit fünf Jahren einen Himmel fand, zugedrückt. Der Himmel gebe mir Kraft, diesen Schlag zu ertragen. Erlauben Sie mir jetzt, ... ein paar Wochen in den Armen der Freundschaft Kräfte für das Leben zu sammeln, das jetzt nur noch als meinen drei unmündigen Kindern gehörend Wert hat." Aber auch aus der Schar dieser Kinder riß wenige Monate später der Tod das jüngste fort. Rastlose Arbeit und der tröstende Friede einer neuen Ehe, die Gauß mit Minna Waldeck, der vertrautesten Göttinger Freundin seiner ersten Frau, am 4. August 1810 schloß, halfen seinen Schmerz lindern.

Astronomische Rechnungen und Arbeiten, insbesondere die Ausarbeitung seiner „Theoria motus", nahmen in Göttingen zunächst seine Zeit in Anspruch. Dazu kam seit dem Wintersemester 1808 die ihm höchst lästige Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, die aber auch das Gute hatte, ihm eine Reihe begabter junger Männer als Schüler zuzuführen. Zu ihnen gehörten unter anderen Heinrich Christian Schumacher, der spätere Direktor der Sternwarte in Altona, der nachmalige Professor der Physik in Marburg Christian Ludwig Gerling, August Ferdinand Möbius, Struve und Encke, so daß man für diesen Zeitraum geradezu von einer Gaußschen Astronomenschule sprechen kann. Daß trotz seiner ausgedehnten Tätigkeit auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Astronomie die Beschäftigung mit der reinen Mathematik nicht zu kurz kam, dafür sorgte Gauß' eigene Neigung. Denn so oft ihn „eine Art von Überdruß an dem toten, mechanischen Berechnen der Bahnen der neuen Planeten befiel", ließ er darin eine Pause eintreten, um seine „geliebten arithmetischen Untersuchungen wieder vorzunehmen".

Aber auch der Beschäftigung mit Fragen der mathematischen Physik wandte er sich nicht ungern zu. So fügte er beispielsweise einem Briefe an Benzenberg 1803 eine kleine Abhandlung „Über die Fundamentalgleichungen für die Bewegung schwerer Körper auf der rotierenden Erde" bei, die dieser in seinem Buche „Versuch über die Umdrehung der Erde" (Dortmund 1804) zum Abdruck brachte. Ein Jahrzehnt später wurde der Göttinger Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die Anziehung homogener Ellipsoide vorgelegt. Die umfangreichen

„Principia generalia theoriae figurae fluidorum in statu aequilibrii“ (Allgemeine Grundlagen einer Theorie der Gleichgewichtsgestalt der Flüssigkeiten) gehören hingegen einem wesentlich späteren Zeitraume an. Sie erschienen erst 1829, im gleichen Jahre wie die an Umfang kleine, an Bedeutung um so größere Veröffentlichung in Crelles Journal „Über ein neues allgemeines Grundgesetz der Mechanik“. Das sogenannte „Prinzip des kleinsten Zwanges“, von dem darin gehandelt wird, besagt, daß in jedem Falle, wo „die Bewegung eines Systems von materiellen Punkten nicht frei, sondern durch gegenseitige Relationen oder durch äußere Hindernisse beschränkt ist, ... die Plätze, wo sie nach einem unendlich kleinen Zeitteilchen wirklich sich befinden, denen, wo sie infolge einer freien Bewegung (sich) befinden müßten, so nahe wie möglich“ liegen.

Bei dem engen Zusammenhange, der zwischen geodätischen und astronomischen Messungen besteht, war bei Gauß schon 1803 anläßlich einiger Winkelmessungen in der Umgebung Braunschweigs der Plan aufgetaucht, „einst das ganze Land mit einem Dreiecksnetz zu beziehen“. Aber erst als Schumacher mit der Durchführung einer Gradmessung im dänischen Hoheitsgebiet beauftragt wurde und Gauß zur Teilnahme an Anschlußmessungen aufforderte, wurde es damit ernst. Im Spätherbst 1818 erhielt Gauß von der Regierung in Hannover die Weisung, sich an den Vermessungsarbeiten von Schumacher zu beteiligen, und reiste wenig später nach Lüneburg ab. Hier wurde er zu einer seiner schönsten und für das Vermessungswesen höchst bedeutsamen Erfindungen angeregt, als er „in der Entfernung von sechs Meilen das zufällig von einem Sonnenstrahl getroffene Fenster des obersten Kabinetts im Michaelisturm in Hamburg als einen überaus glänzenden Lichtpunkt sah“. Ein Rechnungsüberschlag ließ ihn erkennen, „daß von einem gut gearbeiteten und hinreichend genau gerichteten Planspiegel von einem Zoll Durchmesser das reflektierte Sonnenlicht ... in einer Entfernung von sechs Meilen und selbst in viel größeren durch Fernrohre, wie sie an den Theodoliten gebraucht werden, noch immer sehr schön zu sehen sein müßte“, und die Erfahrung bestätigte seine Überlegung. So wurde er durch diese Erfindung des Heliographen oder Heliotrops in die Lage gesetzt, die geplanten geodätischen Dreiecke von großer Seitenlänge und unter ihnen auch das gewaltige Dreieck zwischen dem Brocken, dem Hohenhagen und dem Inselsberge bei Gotha mit einer bis dahin unerhörten Genauigkeit auszumessen.

Sowohl die praktischen Vermessungsarbeiten wie die Dreiecksberechnungen, die ihn noch jahrzehntelang in Anspruch nahmen, scheinen auf den ersten Anblick Gauß' Arbeitskraft in unerwünschter Weise von denjenigen Gebieten abzulenken, auf denen er die Kraft seiner mathematischen Phantasie am würdigsten und erfolgreichsten zu bewähren wußte. Doch war dies nicht der Fall. Denn angeregt durch die in Zusammenhang mit den Aufgaben der Landesmessung und ihrer kartographischen Wiedergabe stehenden Fragen wurde Gauß nicht nur zum Schöpfer der höheren Geodäsie, sondern empfing dadurch auch den Anstoß zu den

bedeutsamen Untersuchungen, die 1822 unter dem Titel „Allgemeine Auflösung der Aufgabe, die Teile einer gegebenen Fläche auf einer anderen gegebenen Fläche so abzubilden, daß die Abbildung dem Abgebildeten in den kleinsten Teilen ähnlich wird" und 1828 als „Disquisitiones generales circa superficies curvas" (Allgemeine Untersuchungen über krumme Flächen) veröffentlicht wurden.

Die gedankliche Entwicklung lenkt von hier aus bei Gauß unmittelbar zu der Betrachtung mehrdimensionaler Räume hinüber, letzten Endes also zu Fragen, wie sie durch die Darlegungen Bernhard Riemanns und neuerdings durch die Aufgabenstellung der allgemeinen Relativitätstheorie aufgeworfen wurden. Sie kreuzt sich dabei mit einer anderen Gedankenreihe, zu deren Verfolgung Gauß schon sehr früh angeregt worden war, ohne etwas unmittelbar darauf Bezügliches zu veröffentlichen. Ebenso wie sein Freund Wolfgang Bolyai hatte er sich bereits während der Göttinger Studienzeit gefragt, ob das berühmte Euklidische Parallelenaxiom beweisbar wäre, wonach sich durch einen gegebenen Punkt zu einer gegebenen Geraden nur eine einzige Parallele ziehen läßt. Seit 1817 war es ihm dann zur Gewißheit geworden, „daß die Notwendigkeit unserer (Euklidischen) Geometrie nicht bewiesen werden kann, wenigstens nicht vom menschlichen Verstande, noch für den menschlichen Verstand ... (und daß) man die Geometrie nicht mit der Arithmetik, die rein a priori steht, sondern etwa mit der Mechanik in gleichen Rang setzen" müßte. Er erkannte auch, daß beim Verzicht auf das Parallelenaxiom sich eine „antieuklidische" transzendentale Geometrie entwickeln läßt, die in sich selbst widerspruchsfrei bleibt, in der die Winkelsumme des Dreiecks kleiner als 180 Grad ist und deren Lehrsätze unter bestimmten Bedingungen mit denen der Euklidischen Geometrie identisch werden. Da er selbst aus Besorgnis vor dem „Geschrei der Böoter" sich nur sehr zurückhaltend über diese Fragen äußerte, konnten jüngere Forscher, vor allem Johann Bolyai, der Russe Lobatschewskij und Riemann selbständig zur Begründung nichteuklidischer Geometrien gelangen. So übte Gauß nur einen sehr mittelbaren Einfluß auf die Erörterungen über die Grundlagen der Geometrie aus. Dagegen hat er auf dem Gebiete der Algebra alles getan, um die Mathematiker davon zu überzeugen, daß „den komplexen Größen das völlig gleiche Bürgerrecht mit den reellen Größen eingeräumt werden müsse", und daß diese Größen „ebensogut wie die negativen ihre reale gegenständliche Bedeutung haben", wie sich bei ihrer „Versinnlichung durch die Punkte einer unbegrenzten Ebene" zeigt. In seiner Doktordissertation vom Jahre 1799, in der er nachwies, daß jede ganze, rationale, algebraische Funktion einer einzigen Veränderlichen in reelle Faktoren ersten oder zweiten Grades zerlegt werden kann, war er der Benutzung komplexer Größen noch ausgewichen und hatte sich „die Rechtfertigung ihrer Einführung sowie eine eingehende Erörterung dieser ganzen Sache für eine andere Gelegenheit vorbehalten". 1831 hielt er diesen Zeitpunkt für gekommen und entwickelte die Theorie der komplexen Zahlen in seiner zweiten Abhandlung zur „Theorie der biquadratischen Reste". Die Benutzung des Buchstaben



Friedrich Carl Gauß in der Göttinger Sternwarte
Zeitgenössische Lithographie. Berlin, Reichspostmuseum



Wilhelm Weber
Photographie, um 1870

i für $\sqrt{-1}$ und die Darstellung komplexer Zahlen durch Punkte einer Zahlenebene erfolgten schon vor Gauß durch Euler (1777) bzw. den dänischen Feldmesser Caspar Wessel (1797 bis 1798). Das entscheidende Verdienst von Gauß besteht darin, daß er die umfassende Bedeutung der komplexen Größen als Zahlen in der Arithmetik und als Veränderliche in der Analysis erkannt und seinen Fachgenossen zum Bewußtsein gebracht hat.

Den ganzen Gedankenreichtum des Mathematikers Gauß, der sich erst uns Nachlebenden durch die Veröffentlichung seines wissenschaftlichen Nachlasses enthüllt hat, vermag auch heute noch nur der Fachwissenschafter zu würdigen. Dagegen sind andere Leistungen, die auf dem Gebiete der physikalischen Wissenschaften liegen, wenigstens in ihren Grundzügen dem allgemeinen Verständnis zugänglich. Die bedeutsamsten unter ihnen nehmen ihren Ausgang von der persönlichen Bekanntschaft, die Gauß auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte im September 1828 mit Alexander von Humboldt und einem jungen Physiker namens Wilhelm Weber machte.

Wilhelm Weber kam am 24. Oktober 1804 in Wittenberg als Sohn des angesehenen Professors der Theologie Michael Weber zur Welt. Seine Mutter war Christiane Friederike Wilhelmine Lippold, die ihrem Gatten zwölf Kinder gebar, von denen aber nur vier Söhne und eine Tochter ein höheres Alter erreichten. In Wittenberg wohnte die Familie Weber im Hause des Professors Langguth, der über reiche Sammlungen von Naturalien, physikalischen Geräten und medizinischen Präparaten verfügte und mit dem Physiker Chladni befreundet war. Nach Aufhebung der Universität Wittenberg siedelte sie nach Halle über, wo Wilhelm das Pädagogium der Frankeschen Stiftungen besuchte.

Schon früh wurde er durch seinen älteren Bruder Ernst Heinrich zu wissenschaftlicher Mitarbeit herangezogen und veröffentlichte in Gemeinschaft mit ihm die „Wellenlehre auf Experimente gegründet oder über die Wellen tropfbarer Flüssigkeiten mit Anwendung auf die Schall- und Lichtwellen. Von den Brüdern Ernst Heinrich Weber, Professor in Leipzig, und Wilhelm Weber in Halle". Das Werk, das 1825 in Leipzig erschienen und dem „verehrten Freunde Chladni, dem Begründer einer auf Versuchen beruhenden Akustik, . . . dem ersten Erforscher der auf die Erde niedergefallenen meteorischen Massen" gewidmet war, kann noch heute als eine klassische Einführung in die Wellenlehre auf versuchsmäßiger Grundlage gelten und erbrachte unter anderem den damals wichtigen Nachweis, daß bei Saiten oder in Pfeifen „die stehende Schwingung durch eine regelmäßige Begegnung von Wellen zustande kommt, die an den Grenzen des Körpers, den sie durchlaufen, so zurückgeworfen werden, daß sie denselben Weg oft hintereinander durchlaufen". Die schon in der „Wellenlehre" gewonnenen Erkenntnisse zur Theorie der Zungenpfeifen baute Wilhelm Weber in seiner lateinischen Habilitationsschrift weiter aus und behandelte darin die „Gesetze der Schwingungen von Körpern verschiedener Schwingungszahl, die so miteinander verbunden sind,

daß sie nur gleichzeitig und im Gleichtakt miteinander schwingen können. Erläutert am Beispiel der Zungenpfeifen". Wenige Monate nach ihrer Veröffentlichung wurde er zum außerordentlichen Professor an der Universität Halle ernannt und nahm als solcher an der Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Berlin teil, vor der er über „Kompensation der Tonhöhen zusammenschwingender Körper, unter Vorzeigung erläuternder Instrumente" vortrug. Nach Abschluß der Tagung kehrte er nach Halle zurück, wo er — abgesehen von einem mehrwöchigen Studienaufenthalt in Berlin — bis zu seiner Berufung nach Göttingen blieb.

Als ordentlicher Professor der Physik siedelte er nach dorthin im September 1831 über, und damit begann für ihn die Zeit einer engen Zusammenarbeit mit Gauß, die für seine ganze weitere Entwicklung bestimmend werden sollte. Nur eine einzige größere Arbeit aus der Zeit des ersten Göttinger Aufenthaltes liegt außerhalb des Rahmens der von Gauß angeregten Untersuchungen. Es ist die Schrift über „Die Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge. Eine anatomisch-physiologische Untersuchung von den Brüdern Wilhelm Weber, Professor in Göttingen, und Eduard Weber, Prosektor in Leipzig, Göttingen 1836". Die Verfahren der physikalischen Forschung waren hier in mustergültiger Weise auf ein physiologisches Problem in Anwendung gebracht, und neben vielem anderen wurde bei dieser Gelegenheit auch nachgewiesen, „daß das Hüftgelenk . . . einen luftdichten Verschluß hat, wodurch bewirkt wird, daß, wenn auch alle die Gelenke umgebenden Muskeln und Bänder völlig erschlafft sind, die beiden im Gelenke aneinandergrenzenden Körperteile doch schon durch den Luftdruck zusammengehalten werden".

Auf einem völlig anderen Gebiet bewegten sich die in Gemeinschaft mit Gauß unternommenen Arbeiten, die sich eine Verfeinerung und Ausgestaltung der Verfahren und Geräte zur erdmagnetischen Forschung zum Ziele setzten. Dabei entwickelte Gauß zumeist die Grundgedanken, während Weber ihre zweckmäßige Ausführung übernahm. Die Mehrzahl der so in gemeinsamer Arbeit gewonnenen Ergebnisse wurde in einer eigens dafür begründeten und von Gauß und Weber gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift veröffentlicht, den „Resultaten aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins", von denen während der Jahre 1837 bis 1842 sechs Bände erschienen. Sie enthalten außer der Mitteilung der erdmagnetischen Beobachtungsergebnisse für die Jahre 1836 bis 1841 noch fünfundfünfzig selbständige Abhandlungen, unter denen fünfzehn von Gauß und dreiundzwanzig von Weber verfaßt wurden.

Den Auftakt zu Gauß' erdmagnetischen Untersuchungen bildet die Abhandlung „Intensitas vis magneticae terrestris ad mensuram absolutam revocata" (Zurückführung der erdmagnetischen Kraft auf absolutes Maß), die der Göttinger Akademie der Wissenschaften am 15. Dezember 1832 vorgelegt wurde. Während nämlich bisher aus den Beobachtungen der Schwingungsdauer einer Magnetnadel nur Vergleichswerte der Intensität des Erdmagnetismus abgeleitet werden konnten und Änderungen ihres Betrages über lange Zeiträume hin gar nicht

erfaßbar waren, entwickelte Gauß jetzt statt „jener bloß komparativen Methode eine andere, ... welche die Intensität des Erdmagnetismus auf ganz bestimmte, für sich feststehende, jeder Zeit mit größter Schärfe wieder nachzuweisende und von der Individualität der angewandten Nadel ganz unabhängige Einheiten zurückführt". Er lehrte gleichzeitig, durch geeignete Festsetzung neue physikalische Größen begrifflich scharf zu erfassen und in einen eindeutigen Maßzusammenhang mit schon festgelegten, insbesondere mechanischen Größen zu bringen. Von Anfang an war er sich auch darüber klar, daß dieses absolute magnetische Maßsystem mit den Grundeinheiten Millimeter, Milligramm und Sekunde auch auf die Messung galvanischer Ströme übertragen werden könnte.

Die Aufgabe, eine „allgemeine Theorie des Erdmagnetismus" zu entwerfen, in der „die magnetische Erdkraft (nicht als) ... das Resultat von ein paar großen Magneten in der Nähe des Erdmittelpunkts (erscheint), die nach und nach viele Meilen weit sich von ihrem Platze bewegen", sondern als die Wirkung „aller in der Erde enthaltenen polarisierten Eisenteilchen, und zwar mehr derjenigen, die der Oberfläche, als der, die dem Mittelpunkte näher liegen", löste er erst einige Jahre später in einer Arbeit mit dem oben angegebenen Titel. Sie erschien im dritten Bande der „Resultate" und fand nach der mathematischen Seite hin ihre Ergänzung in den ein Jahr später (1840) veröffentlichten „Allgemeinen Lehrsätzen in Beziehung auf die im verkehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernung wirkenden Anziehungs- und Abstoßungskräfte". In allgemeinerer und tiefer dringender Weise, als es 1828 in der selbst in England wenig beachteten Arbeit von George Green geschehen war, wird in dieser Gaußschen Abhandlung der für die Entwicklung der theoretischen Physik bedeutsame Begriff des „Potentials" aufgestellt und klargelegt.

Im Zusammenhange mit den erdmagnetischen Messungen kam es dann auch zu der für die gesamte Nachrichtentechnik umwälzenden Erfindung des elektromagnetischen Telegraphen, über dessen erste Anfänge Gauß am 13. Juni 1833 folgendermaßen an Humboldt berichtete: „In der allerletzten Zeit sind wir beschäftigt mit galvanomagnetischen Versuchen in großem Maßstabe. Eine Drahtverbindung zwischen der Sternwarte und dem Physikalischen Kabinett ist eingerichtet; ganze Drahtlänge zirka fünftausend Fuß. Unser Weber hat das Verdienst, diese Drähte gezogen zu haben — über den Johannisturm und Accouchierhaus (die Entbindungsanstalt) — ganz allein. Er hat dabei unbeschreibliche Geduld bewiesen. Fast unzählige Male sind die Drähte, wenn sie schon ganz oder zum Teil fertig waren, wieder zerrissen — durch Mutwillen oder Zufall. Endlich ist seit einigen Tagen die Verbindung, wie es scheint, sicher hergestellt; statt des früheren feinen Kupferdrahtes ist etwas starker Eisendraht — gefirnißt — angewandt. Die Wirkung ist sehr imponierend, ja sie ist jetzt zu stark für meine eigentlichen Zwecke. Ich wünsche nämlich zu versuchen, sie zu telegraphischen Zeichen zu gebrauchen, wozu ich mir eine Methode ausgesonnen habe; es leidet keinen Zweifel, daß es

gehen wird ... Wäre nur zu den Kosten Rat zu schaffen, so meine ich, würde man unmittelbar von Göttingen nach Hannover korrespondieren können." Schon Ende August konnte Gauß dann an Encke mitteilen, daß die Leitung seit längerer Zeit ungestört arbeite, und daß er und Weber „mit bestem Erfolge ganze kleine Phrasen einander signalisiert" hätten.

Die Beschäftigung mit den elektromagnetischen Vorgängen führte Gauß weiterhin auf die Induktionserscheinungen und im Zusammenhange damit zur Erfindung des Erdinduktors, eines ganz neuartigen Gerätes zur Ermittlung der erdmagnetischen Inklination, das aber zunächst die an seine Benutzung geknüpften Erwartungen enttäuschte. Erst Weber vermochte später das Verfahren so weit zu verbessern, daß sich „alle Vorzüge magnetometrischer Messungen, welche bisher auf Deklination und horizontale Intensität beschränkt waren, auch auf die Inklination ausdehnen" ließen. Bevor es so weit kam, sollten sich aber unter der Einwirkung politischer Ereignisse tiefgreifende Veränderungen an der Göttinger Universität vollziehen.

Ernst August, der am 20. Juni 1837 als deutscher Fürst in Hannover eingezogen war, hatte am 5. Juli das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 außer Kraft gesetzt und das alte Ständegesetz von 1819 wieder eingeführt. Sieben Göttinger Professoren weigerten sich jedoch in einer von Dahlmann verfaßten Eingabe, „eine Ständeversammlung, die im Widerspruche mit den Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes zusammentritt, als rechtmäßig bestehend an(zu)erkennen", und erklärten weiterhin, sie seien „sich bewußt, bei treuer Wahrung ihres amtlichen Berufs die studierende Jugend stets vor politischen Extremen gewarnt und, so viel an ihnen lag, in der Anhänglichkeit an ihre Landesregierung gefestigt zu haben. Allein das ganze Gelingen ihrer Wirksamkeit beruhe nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte ihrer Lehren als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen (würden), die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebensobald (sei) der Segen ihrer Wirksamkeit dahin".

Die Folge dieser mannhaften Erklärung war, daß die sieben unterzeichneten Professoren, unter ihnen auch Weber, ihres Amtes entsetzt und daß drei von ihnen außerdem des Landes verwiesen wurden. Weber, der von dieser strengeren Maßnahme nicht getroffen wurde, blieb zunächst als Privatmann in Göttingen, um die gemeinsam mit Gauß unternommenen Untersuchungen weiterzuführen. Bemühungen von Gauß und Humboldt, seine Wiedereinsetzung in die alte Stellung zu erreichen, scheiterten an der Unnachgiebigkeit des Königs und an Webers Weigerung, eine solche Wiedereinsetzung durch den Widerruf und die Verleugnung seiner bisherigen Haltung zu erkaufen. Als daher mit der Veröffentlichung eines „Atlas, der Erdmagnetismus nach den Elementen der Theorie entworfen", für den Weber den erklärenden Text verfaßt und einen großen Teil der Karten gezeichnet hatte, sowie mit der Herausgabe des letzten Bandes der „Resultate" im Jahre 1842 die

erdmagnetischen Untersuchungen zu einem gewissen Abschluß gekommen waren, folgte er Ostern 1843 einem Ruf nach Leipzig und übernahm dort als Nachfolger Gustav Theodor Fechners die Professur für Physik.

Gauß empfand den Fortgang Webers als einen „schmerzlichen, nie zu überwindenden Verlust" und verlor die Freude an der Fortsetzung seiner magnetischen wie der physikalischen Arbeiten überhaupt. Zwar haben die Ergebnisse seiner 1840 veröffentlichten „Dioptrischen Untersuchungen" an praktischer Bedeutung eingebüßt, seitdem unter der Führung Ernst Abbes neue Grundsätze für den Bau optischer Vorrichtungen maßgebend wurden, aber daß Gauß nach der Abreise Webers auch seine elektrodynamischen Untersuchungen einstellte, wird immer bedauerlich bleiben. Denn er hatte nicht nur mit der Niederschrift einer Abhandlung über die „Zurückführung der Wechselwirkung zwischen galvanischen Strömen und Magnetismus auf absolute Maße" verheißungsvoll begonnen, sondern auch in seinen weiteren Betrachtungen einen bis dahin nie betretenen Weg eingeschlagen und sich um die „Ableitung der Zusatzkräfte (bemüht), die zu der gegenseitigen Wirkung ruhender Elektrizitätsteilchen noch hinzukommen, wenn sie in gegenseitiger Bewegung sind, aus der nicht instantanen (zeitlos schnellen), sondern auf ähnliche Weise wie beim Licht sich fortpflanzenden Wirkung".

Statt dessen wandte er sich jetzt wieder rein mathematischen Forschungen zu. 1843 erschienen seine „Untersuchungen über Gegenstände der höheren Geodäsie". Nächst ihnen beschäftigte ihn als großangelegte Aufgabe auf dem Gebiete der Versicherungsmathematik die Neugestaltung der Universitätswitwenkasse, die er mit gewohnter Meisterschaft durchführte. Schließlich griff er in den „Beiträgen zur Theorie der algebraischen Gleichungen" noch einmal den Gegenstand seiner Doktorarbeit auf und lieferte einen weiteren Beweis für den Fundamentalsatz der Algebra, daß jede ganze Funktion einer veränderlichen Größe x mit rein reellen Zahlenfaktoren wenigstens eine reelle oder komplexe Wurzel besitzt. An der Festsitzung anläßlich seines goldenen Doktorjubiläums, in der Gauß (1849) diese letzte von ihm verfaßte Abhandlung vorlegte, nahm auch Weber erneut als sein Amtsgenosse teil, nachdem er zu Ostern des gleichen Jahres die Leipziger Professur wieder mit seinem einstigen Göttinger Lehrstuhl vertauscht hatte.

Zu einer neuerlichen Zusammenarbeit zwischen den beiden Freunden kam es freilich nicht mehr. Denn auch Gauß' schier unerschöpfliche Schaffenskraft begann zu erlahmen, und er ging leichteren Beschäftigungen nach. Körperliche Altersbeschwerden gesellten sich bald dazu. Er litt an Schlaflosigkeit und Atemnot, und schon Anfang September 1854 rechnete man mit seinem baldigen Tode. Ein unerwartetes Aufflackern der Lebensgeister schob die Frist noch einmal hinaus. Kurz nach der Mittagsstunde des 22. Februar 1855 setzte der Todeskampf ein, und am 23. Februar früh ein Uhr und fünf Minuten tat Gauß den letzten Atemzug. Wenige Tage später wurde in feierlichem Zuge eines der größten deutschen Genies zu Grabe getragen, ein Mann, der unter seinen Zeitgenossen nur mit Kant oder

Beethoven vergleichbar ist und mit dem sich auf dem Gebiete seiner Wissenschaft nur Archimedes und Newton messen können.

Weber als dem überlebenden Freunde war es vergönnt, auf dem Gebiete der Physik fortzusetzen und zu vollenden, was Gauß begonnen hatte. In seinen meisterhaften „Elektrodynamischen Maßbestimmungen" knüpfte er in der Fragestellung wie in der meßtechnischen Ausgestaltung unmittelbar an die in Gemeinschaft mit Gauß durchgeführten Untersuchungen an und gab in der ersten 1846 erschienenen Abhandlung zunächst ein neues und entwicklungsgeschichtlich höchst bedeutsames Meßgerät an, das Elektrodynamometer mit bifilarer Aufhängung, das im Gegensatz zu den sonst gebräuchlichen Geräten auch zur Messung von Strömen wechselnder Richtung brauchbar war. Gemäß dem Untertitel der Arbeit: „Über ein allgemeines Grundgesetz der elektrischen Wirkung", sollten ihm seine genauen Maßbestimmungen ermöglichen, durch ein einheitliches, allgemeingültiges Gesetz alle bekannten elektrostatischen, elektrodynamischen, elektromagnetischen und induktiven Erscheinungen zahlenmäßig genau zu erfassen und damit auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre eine ähnlich fruchtbare Entwicklung einzuleiten, wie sie wenige Jahrzehnte früher im Bezirke der optischen Erscheinungen durch die Young-Fresnelsche Wellentheorie angebahnt worden war. Ein theoretisches Unternehmen mit so weit gestecktem Ziele ist aber nur durchführbar, wenn einheitliche und weitgehend willkürfreie Maßfestsetzungen für die elektrischen Grundgrößen erfolgen, die sich zugleich auch praktisch verwirklichen lassen. Daß Weber in dieser Beziehung eine für alle Zeiten vorbildliche Arbeit leistete und die Grundlagen unseres noch jetzt gültigen elektrischen Maßsystems schuf, bedingt den Wert seiner Lebensarbeit für die Physik wie für die Elektrotechnik. Wie stark er selbst sich gerade der praktischen Bedeutung seiner Untersuchungen bewußt war, geht überzeugend aus der Tatsache hervor, daß er als erster schon 1844 vergleichende Untersuchungen an elektrischen Maschinen durchführte und in einem Aufsatz „Über das Maß der Wirksamkeit magneto-elektrischer Maschinen" nachdrücklich auf den praktischen Wert solcher elektrischen Leistungsmessungen und Prüfvorschriften hinwies.

Schließt man sich der von Weber vertretenen Anschauung an, daß ein elektrischer Strom stets in der Bewegung einzelner Ladungsträger besteht, so erhebt sich die Frage, mit welcher mechanischen Geschwindigkeit eine elektrostatische Ladungseinheit bewegt werden müßte, um die gleiche Wirkung wie eine — beispielsweise elektrochemisch festgelegte — Einheit der Stromstärke hervorzubringen. In einer gemeinschaftlich durchgeführten Untersuchung „Über die Elektrizitätsmenge, welche bei galvanischen Strömen durch den Querschnitt der Kette fließt", zeigten Rudolf Kohlrausch und Wilhelm Weber, daß diese Geschwindigkeit 59 320 Meilen oder rund 300 000 Kilometer in der Sekunde zu betragen hätte und somit praktisch mit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes übereinstimmt.

Durch dieses Zahlenergebnis wurde wenig später Maxwell in seiner Auffassung des Lichtes als eines elektromagnetischen Schwingungsvorganges bestärkt und damit eine Entwicklung eingeleitet, die grundsätzlich andere Bahnen ging als die durch Webers Gesetz gewiesenen. Während man nämlich bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nur die unvermittelten und augenblicklichen Fernwirkungen schwerer Massen, magnetischer Pole, elektrischer Ladungen oder Ströme ins Auge faßte und an dieser seit Newtons Zeiten gebräuchlichen Betrachtungsweise keinen Anstoß nahm, gelangte jetzt die unter dem Einfluß der bildhaften Anschauungen Faradays entstandene und durch Maxwell in mathematisches Gewand gekleidete Theorie des elektromagnetischen Feldes zur Herrschaft, für dessen mit endlicher Geschwindigkeit sich ausbreitende Wirkungen Heinrich Hertz 1887 einen bündigen Beweis durch die Entdeckung der elektrischen Wellen erbrachte.

Gerade bei solcher Gegenüberstellung muß aber andererseits auch betont werden, daß die Fernwirkungsvorstellung ja nicht den einzigen Grundpfeiler der Weberschen Theorie bildet. Ebenso bezeichnend für sie ist die atomistische Auffassung der Elektrizität, und durch sie hat Weber in hohem Maße befruchtend auf spätere Forschungen gewirkt, wie sie etwa von Hittorf über den Stromdurchgang durch Elektrolyte und Gase oder von Riecke zur Elektronentheorie der Metalle angestellt wurden. Besonders Webers Gedanke, den elektrischen Ladungen eine bestimmte Masse zuzuschreiben, ist grundlegend für die moderne Atomphysik geworden. Wenn daher in einer achten nachgelassenen Abhandlung der „Elektrodynamischen Maßbestimmungen" Weber sich der Erörterung der Frage zuwandte, wie Atome, Moleküle und Kristalle sich durch das Spiel der elektrischen Kräfte aufbauen, wurde er damit zum Vorläufer der Entwicklung, die sich im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts vollzogen hat.

So leiten die letzten Äußerungen seines langen, an Erfolgen und Arbeit reichen Lebens unmittelbar zu den Fragestellungen der Gegenwart hinüber. Es war das Leben eines Mannes, dem die äußere Anerkennung wenig, die Leistung alles galt und der darum das Recht hatte, am Ende seines Lebens zu sagen: „Ich habe keine Lust mehr, auf dieser dunklen Erde zu arbeiten." Dem Lichte zugewandt, den letzten Blick auf die scheidende Sonne gerichtet, starb Wilhelm Eduard Weber am Abend des 23. Juni 1891 im Garten seines Hauses in Göttingen.

Carl Maria von Weber

1786—1826

Von

Herbert Gerigk

Die Melodie vom Jungfernkranz ist Gemeingut aller Deutschen; sie ist so weit in das bodenständige Brauchtum gedrungen, daß in gewissen Bezirken des Danziger Werders Erntebräuche seit mehreren Geschlechtern auf diese Melodie gesungen werden. Niemand weiß dort, woher sie kommt und wer ihr Schöpfer ist, aber sie gehört allen.

Besagt diese Tatsache nicht dasselbe wie das Wort Richard Wagners: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du!"? Am Grabe Carl Maria von Webers wurden diese Worte gesprochen. Sein Leben fiel in eine politisch bewegte Zeit, die — durch die Französische Revolution in Aufregung und durch Napoleon in Unordnung gebracht — die Deutschen zur Selbstbesinnung und nationalen Erhebung, zu einer Neuwertung der Lebens- und Kunstinhalte führte.

Solche Zeitabschnitte bedürfen der überragenden Anreger, die begabt genug sind, um für Einzelgebiete Musterleistungen zu schaffen, an die spätere Geschlechter anknüpfen. Deren Genialität liegt jedoch eigentlich in einer Vielseitigkeit, die sie den gesamten Umkreis ihres Schaffensgebietes in allen seinen Erscheinungsformen weiten und so vielgestaltig neuordnen läßt, daß sie nicht auf allen Zweigen denselben Grad der Vollkommenheit erreichen. Weber war Komponist zeitweise erst in zweiter Linie, er war außerdem Virtuose, Dirigent, Musikpolitiker, Organisator, Kritiker und Musikschriftsteller.

So schuf er eine neue Erscheinungsform des deutschen Musikers, der über das stille Schaffen hinausging, um tätigen Anteil zu nehmen an der Führung seines Volkes und um für die deutsche Musik und den deutschen Musiker im aufreibenden Kampf des Alltags einzutreten. So wie er persönlich der Gegenspieler des italienischen Kapellmeisters Morlacchi am Dresdner Hof und an der Oper war, so stand schließlich auch sein Schaffen ganz bewußt gegen das Fremdländische. Im „Freischütz" erreichte er den Gipfel, und er stellte damit dem Fremden ein die Zeiten überdauerndes Idealbild des Ersehnten gegenüber.

Hans Pfitzner, in vielem der treue Hüter des Erbes von Weber, faßt zusammen: „Webers Sendung war eine nationale — sie galt der Freiheit und Weltgeltung des Deutschtums, die er auf dem Felde der Musik eroberte. Sie war aus demselben Geiste wie vor ihm die Luthers, nach ihm die Bismarcks, wenn auch weniger weltumwälzend, ihrer zarten Natur nach. Weber kam auf die Welt, um den Freischütz zu schreiben."

In Eutin begann am 18. Dezember 1786 das Musikerleben Carl Maria Webers. In London ging es am 5. Juni 1826 zu Ende, und am 14. Dezember 1844 erfolgte die Beisetzung seiner Gebeine in der Dresdner Familiengruft. Kärglich bemessen war die Zahl der ihm vergönnten Schaffensjahre. Um so erstaunlicher ist die Ernte dieses Lebens. Sie besteht in sechs Opern, einer Reihe von Schauspielmusiken, mehreren großen Kantaten, über hundert Liedern, zwei Messen und sehr vielen instrumentalen Kompositionen. Dazu kommen die Erzeugnisse seiner Feder, denn auch der Schriftsteller Weber hat manches Bleibende gesagt. Eins der berühmtesten Wagner-Worte geht auf Weber zurück, das „jenen wahren Eifer, im stillen eben die Sache um der Sache willen zu tun" als eine deutsche Eigentümlichkeit kennzeichnet.

*

Das Leben Webers ist in seinen menschlichen Zügen, die bei ihm schwerlich mit den Maßstäben von Gut und Böse abzuwägen sind, so recht ein Spiegel der Nöte und Schäden des damaligen Kulturlebens und des Musikbetriebes. Allerdings war jene Zeit des Befreiungskrieges, die ein starkes Erwachen aller Kräfte der Nation auslöste, plötzlich in höherem Grade wieder schöpferisch geworden. Aus der Kenntnis des Vorhandenen und der besonderen Bedingungen, die Weber das Schaffen erschwerten und zeitweise verleideten, übersieht man erst den gewaltigen Schritt, den er getan hat, und die Größe seiner vorausschauenden Anregungen.

Deshalb wollen wir in großen Zügen die Umwelt und den Verlauf seines Musikerdaseins verfolgen, um dann auf die Kennzeichnung seiner Hauptwerke zu kommen.

Das künstlerische Erbe stammte von beiden Eltern. Der Vater Franz Anton war ein unsteter Geist, dem es bei allem Ehrgeiz und Können an Selbstzucht gebrach, so daß seine musikantische Natur, sein stets von neuen Idealen beherrschtes Wesen nie zu einer Entwicklung gelangte. Der Urgroßvater, ein Freiburger Amtmann, der nächste Ahn, ein Müller, zeigen die Bindungen Webers an das alemannische Volkstum. Die Mutter Genofefa war ein weiches Gemüt, das den Anforderungen ihres harten Lebens an der Seite des fast dreißig Jahre älteren Mannes nicht standhielt, sie stammte aus Schwaben, und ihrem Vater (erst Bauer, dann Schreinermeister) rühmt man künstlerische Fähigkeit nach.

Eutin in Holstein, wo Carl Maria am 18. Dezember 1786 geboren wurde, ist seine Zufallsheimat, weil der Vater gerade als Stadtmusikus dort tätig war. Bereits im Mai 1787 gründete der Vater jedoch eine wandernde Schauspielertruppe, die in der Hauptsache aus seinen Kindern bestand. Der Knabe Carl Maria gewann seine ersten bleibenden Eindrücke in den großen und kleinen deutschen Kunststädten zwischen Kulissen und im Orchester. Als Zehnjähriger erhielt er den ersten ordentlichen Musikunterricht in Hildburghausen. Webers Vater hatte schon lange den Wunsch, ein Wunderkind in der Art des jungen Mozart zu erziehen.

Bei den älteren Söhnen war dieses Bemühen gescheitert; da wurde ihm der schwächliche, am rechten Bein lahmende Carl Maria das willkommene Opfer für seine Versuche.

1798 kam der musikalisch rasch, aber durchaus in üblichen Grenzen fortschreitende Knabe in die erzbischöfliche Kapelle Salzburgs. Michael Haydn, der Bruder Joseph Haydns, wurde auf Weber aufmerksam und unterrichtete ihn. Von seinen Schülerarbeiten ließ der Vater sechs Fughetten drucken. In München schrieb der knapp Dreizehnjährige eine Oper, die verlorengegangen ist. Auch im Klavierspiel erwarb er sich eine bemerkenswerte Fähigkeit. Seine zeichnerische Begabung ließ in dem Vater den Gedanken reifen, sich der neuen Erfindung Senefelders zu bedienen und den Notendruck mittels des Steindruckverfahrens zu betreiben. Der anscheinend auch konstruktiv befähigte Knabe verbesserte sogar bald das Verfahren. Sein Opus 2 (Sechs Variationen für Klavier) erschien in eigener Lithographie.

In München waren bedeutungsvoll der Gesangunterricht bei Wallishauer und die theoretische Unterweisung bei Kalcher. 1800 finden wir Vater und Sohn in Freiburg, wo die Oper „Das Waldmädchen" aufgeführt und zu unerfreulichen Auseinandersetzungen mit der an sich wohlmeinenden Kritik führte. Die Arbeit geht aber weiter bei Michael Haydn in Salzburg, unter dessen Aufsicht eine neue Oper: „Peter Schmoll und seine Nachbarn", entsteht. Die Auswirkung dieser Zeit auf das Gesamtschaffen Webers ist stilkritisch noch gar nicht zu übersehen, weil die Vorarbeit der Materialsichtung noch nicht geleistet worden ist.

1803 kommt Weber nach Wien, wo er bei Abt Vogler äußerlich zum Abschluß der Lehrzeit gelangt. Es ist sicher richtig, daß ihm hier das eigentliche Ziel seines Schaffens, der Sinn seines Daseins in das Bewußtsein trat: der Kampf für eine deutsche Musik. Vogler sammelte neben seinen vielen anderen Tätigkeiten auch alte Volksmelodien, die für den sammelnden Kenner die nationalen Eigenheiten der Musik der Völker am unverfälschtesten verraten. Weber kam damals also schon zu wichtigen Auseinandersetzungen über die Besonderheit der Volksmusik. Vogler ist eine der seltsamsten Naturen unter den Musikern jener Zeit, zu deren größten Berühmtheiten er zählte. Als Orgelspieler, als Komponist und als ein Mann mit immer neuen Ideen brachte er die Zeitgenossen zu einer maßlosen Überschätzung seiner Person. Unschwer wird man manchen gemeinsamen Zug mit Webers Vater entdecken. Der Einfluß Voglers wird tiefer gehen, als man zur Zeit nachweisen kann, weil die systematische Weber-Forschung noch vor den wichtigsten Aufgaben steht.

Vogler verhalf dem knapp Achtzehnjährigen zur Kapellmeisterstelle an der Breslauer Oper. Er lernte nun die gangbaren Werke der Opernliteratur in der praktischen Arbeit kennen. Mozart stand im Mittelpunkt seiner Tätigkeit, daneben finden wir Paesiello, Weigl, Winter, Himmel und viele andere. Die Unerfahrenheit des Jünglings führte zu einem kaum zu bemäntelnden Mißerfolg. Trotz eines leichten Lebenswandels und übermäßiger Arbeit fand er noch Zeit zum eigenen

Schaffen. Die nächste Station war Carlsruhe bei Brieg, wo Weber die Hofkapelle und das kleine Theater des Herzogs Eugen von Württemberg leitete. Die reine Atmosphäre, die Naturnähe, besonders der Zauber des Waldes nahmen Weber gefangen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß gerade diese Jahre 1806 und 1807 in seinem späteren Schaffen nachklingen.

Die Napoleonischen Kriege wirkten sich jetzt für Weber insofern aus, als die Kapelle nach der verlorenen Schlacht bei Preußisch-Eylau auseinanderging. Für den verschuldeten jungen Musiker mag die Zeit schwer gewesen sein, aber sie trug viel zum Reifen seines Charakters bei. Des Herzogs Bruder Ludwig in Stuttgart machte Weber auf dessen Fürsprache zu seinem Privatsekretär. Der menschlich noch nicht ausreichend gefestigte junge Weber ging in dem Hofleben unter, ja, schließlich wurde er von dem König Friedrich ins Gefängnis gesperrt und des Landes verwiesen. Für uns steht Weber makellos da, aber für die weitere Gestaltung seines Lebensweges war es ein eingreifendes Ereignis. Unbewußt lebte er auch hier seiner künstlerischen Sendung. In Stuttgart wurde zudem eine Freundschaft geschlossen, die für das fernere Leben Bestand behielt: der Musiker Danzi blieb ihm treu ergeben, und er war es, der dem aufstrebenden Komponisten, dessen Opern bereits immer häufiger aufgeführt wurden, den Weg nach Mannheim wies. Dort führte er ein Leben ohne Bindungen, unter gleichgestimmten Freunden. Weber sagt über diese Zeit, daß er „dieses Klümpchen Mannheim wie eine Geliebte im Herzen" trage.

In Darmstadt traf er den Lehrer Abt Vogler wieder, um den sich neben Weber Gänsbacher und der damals noch Jacob Beer genannte Jude Meyerbeer zusammenfanden. Für den Sommer 1810 muß die Bekanntschaft Webers mit dem soeben erschienenen „Gespensterbuch" von Apel und Laun vermerkt werden. Die erste, „Der Freischütz" betitelte Geschichte hielt ihn fest, daß er sogar schon einen Szenenentwurf für eine Oper fertigstellte.

Vieles Reisen bringt Weber fortgesetzt innerlich und äußerlich weiter. Der Musikverleger André in Offenbach nahm eine Reihe fertiger und noch zu schreibender Werke zum Druck an. Der „Abu Hassan" entsteht Mitte 1810. In Bamberg lernte Weber den dort als Direktionsgehilfen am Theater tätigen E. T. A. Hoffmann kennen, mit dem er einträchtig kneipte. Dann brachte München neben einem bewegten gesellschaftlichen Leben unangefochtene Erfolge im Konzertsaal und mit „Abu Hassan" auf der Bühne. Von einer ausgedehnten Reise durch die Schweiz erwähnen wir seine Bekanntschaft mit Nägelis Singschule in Zürich, die allerdings seiner Auffassung des Volksgesanges nicht entsprach. Wichtig ist aber die Tatsache, daß sich Weber gründliche Gedanken machte, in welcher Form Volksgesang zu pflegen sei. Die Volksmusik war ihm, dem gefeierten Gitarrensänger, in allen Spielarten geläufig.

Am 20. Januar 1812 wurde ein Hofkonzert in Weimar bei der Großherzogin bedeutsam, denn es wurde unerwartet von Goethe besucht. In beinahe kränkender

Weise schien er sich an dem Klavierspiel Webers, der mit dem Klarinettisten Bärmann musizierte, unbeteiligt zu zeigen. Zu Wieland fühlte sich Weber mehr hingezogen. Bald führte ihn der Weg für ein halbes Jahr nach Berlin. Die politische Situation war der Kunst wenig günstig. Napoleon erzwang sich damals die Unterstützung seines Feldzuges gegen Rußland. Der Tod des Vaters im April 1812 traf Weber schwer, trotz der Widerwärtigkeiten, in die ihn dessen Verhalten wiederholt gebracht hatte. Die gelungene Aufführung der „Silvana" am 10. Juli stärkte ihm auch seelisch das Rückgrat. Wenn wir uns bei der Berücksichtigung seiner Lebensereignisse auf das für die Entwicklung des Musikers Wesentliche beschränken, darf die anschließende Begegnung mit dem Gesangsmeister Caesario in Gotha nicht ausgelassen werden. Weber vertiefte durch die erhaltenen Anregungen seine Kenntnis der italienischen Schreibart.

Die Kriegsvorbereitungen Preußens gegen Napoleon konnten Weber in seinen umfangreichen Reiseplänen wenig beeinflussen, bis er in Prag von Liebich, dem Direktor der Oper, für drei Jahre verpflichtet wurde. Ein neuer Abschnitt seines Lebens, die systematische Aufbauarbeit, begann.

*

Die zu Mozarts Zeit berühmte Prager Bühne war unter Webers Vorgänger Wenzel Müller heruntergekommen. Der kränkliche Weber war den Anforderungen, die ihm gestellt wurden und die er ehrgeizig lösen wollte, körperlich kaum gewachsen. Als Ziel schwebte ihm hier bereits die Schaffung eines deutschen Opern-Musterbetriebes vor. Weder Krankheit noch die üblichen Widerwärtigkeiten des Theaterwesens hielten ihn auf bei der völligen Neuordnung von Orchester, Ensemble, Chor und selbst des Fundus. Prag war damals ein geistiger Mittelpunkt derer, die sich vor den Kriegswirren zurückzogen. Im Hause Liebichs wird Weber Tieck, Brentano und die nur vorübergehend hier weilenden Geister gesehen haben. Seine Briefe lassen nicht erkennen, daß er an dem politischen Geschehen Anteil nahm. Aber unter Aufbietung aller Kraft schuf er als Dirigent und Regisseur, als eigener Korrepetitor und Chorstudierer sofort Leistungen, die über den gewohnten Rahmen weit hinausgingen. Unbeirrt um die anders geartete Publikumsmeinung blieben bei ihm die sogenannten „schweren" Meisterwerke im Mittelpunkt. Die Liebesnöte mit der Schauspielerin Therese Brunetti und mit der jungen Karoline Brandt, seiner späteren Gattin, brachten ihn innerlich sehr in Verwirrung.

Der erste Urlaub im Sommer 1813 veranlaßte ihn zu dem längst geplanten Besuch Berlins, wo er den vaterländischen Begeisterungstaumel der heimkehrenden Sieger unmittelbar miterlebte. Dieses Erlebnis klang in ihm nach, und Weber, der Deutsche, schrieb dann während des anschließenden Besuchs in Gotha „Leier und Schwert" und das „Schwertlied", die Chöre, die seinen Namen mehr als alles andere über Nacht in aller Munde sein ließen, weil Empfindungen, die

die ganze Nation bewegten, hier musikalisch in eine allgemeinverbindliche Form gegossen waren.

In Prag setzte er mit Beethovens „Fidelio" seine Spielplanpolitik fort, mit einem Werk also, das damals zu dem Jüngsten im deutschen Schaffen gehörte. Er hatte den Mut zum Neuen, sofern es ihn künstlerisch überzeugte. Darüber hinaus öffnete ihm die Beschäftigung mit „Fidelio" die Augen für die Größe Beethovens, die ihm bis dahin infolge einer anscheinend bewußten Ablenkung durch den Lehrer Vogler (den „Konkurrenten" Beethovens) nicht aufgegangen war. Die Kantate „Kampf und Sieg" war das einzige größere Werk des Jahres 1814. Es brachte in Prag und danach fast überall stürmische Erfolge ein. Aber Prag sagte Weber nicht zu; er löste den Vertrag und hatte schon auf eine Anstellung in Berlin gehofft. Trotz der Fürsprache des Intendanten Grafen Brühl wurde nichts daraus, denn Spontini war noch ganz der Vertreter des vom König hochgehaltenen Musikideals. So lebte Weber denn nach der Übergabe der Geschäfte in Prag so lange in Berlin seinem Schaffen, bis der Abschluß mit Dresden zustande kam. Der dortige Intendant Graf Vitzthum hatte einen starken Eindruck von ihm gewonnen, und er setzte bald auch seine Verpflichtung nach der Hochburg der italienischen Oper durch. Die geschichtliche Überlieferung, zusammen mit der persönlichen Neigung des Königs und seines zuständigen Ministers Grafen Einsiedel, stand der Entfaltung einer gleichwertigen deutschen Oper entgegen. Bevor Weber noch sein Amt antrat, bekam er die Wirkung der Intrigen der Gegner — an deren Spitze der Kapellmeister Morlacchi stand — am eigenen Leibe zu spüren: er wurde nicht, wie vereinbart, als gleichgeordneter Kapellmeister bestätigt, sondern als Musikdirektor. Für uns vertritt Weber in allen folgenden Kämpfen symbolisch das deutsche Kunstwollen schlechthin. Seine Formulierungen der Forderungen in Denkschriften und Artikeln enthalten Leitsätze für eine deutsche Kunstübung, die ein Arbeitsmotto für den Opern- und Musikbetrieb allgemein bilden können.

Webers Leistung fand beim König schon nach einer Einstudierung von Méhuls „Joseph" große Anerkennung, so daß er die Ernennung zum Kapellmeister daraufhin aussprach. In dem Kreis der Mitarbeiter der Dresdner Abendzeitung kam Weber mit dem eitlen Dichter Friedrich Kind zusammen. Anfang 1817 stieß er bei einem Besuch in Kinds Wohnung wieder auf das „Gespensterbuch" von Apel und Laun. Nun ging Kind auf seine Veranlassung mit großem Eifer an die Abfassung eines Opernbuches nach der Freischütz-Sage. Der Titel stand zunächst nicht fest. Aus dem „Probeschuß" wurde vorerst „Die Jägerbraut".

Die Dienstgeschäfte nahmen Webers Kraft sehr in Anspruch. Zu seinen Obliegenheiten gehörte auch das Schreiben von Festmusiken und Kantaten. So kam nicht nur der „Freischütz" langsam vorwärts, sondern Weber mußte sogar seine Hochzeit wegen dienstlicher Überlastung um fast zwei Monate verschieben.

Das Verhältnis zwischen Weber und Morlacchi, hinter dem der sächsische Hof stand, zeigt im neunzehnten Jahrhundert noch einmal den unwürdigen Zustand der italienischen Überfremdung auf dem Gebiet der Oper, zu einer Zeit also, als die Hauptwerke der Klassik, die Deutschlands musikalische Weltgeltung in der Folgezeit unerschütterlich festigten, schon geschrieben waren. Der Italiener Morlacchi wurde mit Gunstbezeigungen überhäuft, wenn es galt, Kompositionen für besondere Anlässe zu bestellen. Webers Schöpfungen wurden kaum angehört. Eine Festoper zur Hochzeit des Prinzen Friedrich August wurde ihm erst übertragen, dann jedoch der Auftrag wieder zurückgezogen. Die große Jubelkantate zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Friedrich Augusts wurde nicht angenommen. Lediglich die Ouvertüre (die berühmte Jubel-Ouvertüre) durfte folgendes Festprogramm einleiten: Arie aus „Boadicea" von Morlacchi — Violinkonzert von Polledro — Duett von Nicolini — Rondo für Klarinette — Quartett von Zingarelli.

In den Spielplan der deutschen Oper mußte Weber noch viele Werke fremder Herkunft in deutscher Übersetzung aufnehmen. Immer mehr ging sein Kampf nun bewußt um die deutsche Sache in der Kunst. Seine Zuflucht in dem zermürbenden Alltag bildete sein Heim, das ihm Karoline nach der Aufgabe der Bühnenlaufbahn mit wundervollem Geschick schuf. Im Frühjahr 1818 legte Graf Vitzthum im Gefolge der Intrigen ohne Ende sein Amt nieder, ein schwerer Schlag für Weber, denn jetzt fehlte einer der aufrechtesten Verfechter der deutschen Oper.

Endlich im Mai 1819 wurde der „Freischütz" fertig, Graf Brühl gab dem Werk den ursprünglichen Titel wieder. Aber vorher sollte in Berlin noch die auf Brühls Anregung geschriebene Musik zu P. A. Wolffs Schauspiel „Preziosa" gespielt werden, um zunächst den Weg zu bahnen. Dazu kam noch ein heiteres Libretto „Die drei Pintos", an dem Weber zwischendurch arbeitete. Sein körperlicher Zustand gab immer häufiger zu Besorgnis Anlaß.

Nach erfolgreichen Konzertreisen, die bis Kopenhagen führten, gab es dann dramatische Monate in Berlin, wo 1821 im Opernhaus „Preziosa" am 15. März ein großer Erfolg wurde. Am 14. Mai startete die Gegenpartei mit gewaltigem Aufwand Spontinis „Olympia". Die Presse mußte einen Sensationserfolg daraus machen, aber die Aufführungen waren bald leer. Endlich, am 18. Juni, kam die Oper der Deutschen, „Der Freischütz", getarnt als harmlose „Zauber-Operette", auf die Bühne. Der Erfolg übertraf selbst die höchsten Erwartungen, er steht in der Operngeschichte einzig da.

Erneut verletzten die Dresdner den Meister nach seiner Rückkehr durch die Zurücksetzung der von ihm eigens zur Eröffnung des umgebauten Opernhauses vorbereiteten Oper „Don Giovanni". Morlacchi durfte statt dessen ein italienisches Werk herausbringen. Immerhin wirkte sich der „Freischütz" für Weber aus, denn er ging über alle Bühnen. Der italienische Opernunternehmer Barbaja gab Weber für das Gastspiel seiner Truppe in Wien eine Oper „im Stile des Freischütz" in Auftrag. Weber nahm einen Vorschlag Helmina von Chezys an, die ihm nach

einer altfranzösischen Vorlage den Text der „Euryanthe" schrieb. Elf Monate Arbeit kostete ihn die Musik, davon brauchte er dreiundvierzig Tage für die Instrumentierung. Der 23. Oktober 1823 brachte die Uraufführung in Wien, bei der bereits auf die Schwächen des Textes hingewiesen wurde, über die die Musik nicht hinweghelfen konnte.

Das Leben des Komponisten lief nun zwischen Arbeit, Ärgernissen und Krankheit tragisch ab, trotz des äußeren Ruhmes, der Weber in reichem Maße zuteil wurde. Während einer längeren Schaffenspause, die bis Anfang 1825 dauerte, wurde dann der Plan des „Oberon" geboren, denn auch der Direktor des Londoner Covent-Garden-Theaters, Kemble, trat mit einem Opernauftrag an Weber heran. Planché schrieb den Text, den Weber abschnittweise erhielt. Die Arbeit an dem „Oberon" half ihm über die Enttäuschungen der Dresdner Tätigkeit hinweg, wo Morlacchi mit überlegenen Gesangskräften die deutsche Oper wieder in den Schatten stellen konnte. Die Schwindsucht machte sich unterdessen wieder bemerkbar, so daß Weber über sein Schicksal nicht im unklaren sein konnte. Sein Bestreben galt der wirtschaftlichen Sicherstellung seiner Familie — Karoline hatte zwei Knaben das Leben geschenkt.

Königliche Schauspiele.

Montag, den 18. Juny 1821.

Im Schauspielhause.

Zum Erstenmale:

Der Freischütz.

Oper in 3 Abtheilungen (zum Theil nach dem Volksmährchen: Der Freischütz), von F. Kind. Musik von Carl Maria v. Weber.

Personen:

Ottokar, regierender Graf	Hr. Rebenstein.
Cuno, gräflicher Erbförster	Hr. Mauer.
Agathe, seine Tochter	Mad. Seidler.
Annchen, eine junge Verwandte	Mlle. Joh. Eunike.
Caspar, erster / Max, zweiter Jägerbursch	Hr. Blume.
Samiel, der schwarze Jäger	Hr. Schmer.
Ein Eremit	Hr. Hillebrand.
Killian, ein reicher Bauer	Hr. Gern.
Brautjungfern	Hr. Wiedemann.
Jäger und Gefolge des Grafen — Hr. Michaelis. Hr. Tischow.	Mlle. Henr. Reinwald ꝛc. Hr. Buggenhagen ꝛc.
Landleute und Musikanten.	
Erscheinungen.	

Scene: In Böhmen. Zeit: kurz nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges.

Die sämmtlich neuen Decorationen sind von dem Königl. Decorations-Maler Herrn Gropius gezeichnet und gemalt.

Textbücher sind das Stück für 4 Groschen an der Kasse zu haben.

Zu dieser Vorstellung sind nur noch Parterre-Billets à 12 Gr. und Amphitheater-Billets à 6 Gr. zu haben.

Anzeige.

Im Opernhause: Der Jude, Schauspiel in 5 Abtheilungen, nach dem Englischen des Cumberland. Hierauf: Der Nachtwächter, Posse in 1 Aufzug, von Th. Körner.

Dienstag den 19. Juny. Im Opernhause: Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie in 5 Abtheilungen, von Schiller.

Bekanntmachung.

In der Buchhandlung von Duncker und Humblot, französische Straße Nr. 20 a. wird verkauft:

E. v. Houwald das Bild, Trauerspiel in 5 Akten, 1 Rthlr. 12 Gr.
Dessen der Leuchtthurm; die Heimkehr; zwei Trauerspiele, 1 Rthlr.
Bäuerle komisches Theater, 2ter Band, enthält: die Gespensterfamilie; der Flacker als Marquis; der verwünschte Prinz), 1 Rthlr. 8 Gr.
Müllners Spiele für die Bühne, Band 1 und 2, enthalten: der neun und zwanzigste Februar; die Verrotteten; der angolische Kater; die Zurückkunft aus Surinam; die Zweisslerin; die großen Kinder; der Wahn; der Blitz; die Dukelei). 3 Rthlr. 8 Gr.

Anfang 6 Uhr; Ende 9 Uhr.

Die Kasse wird um 5 Uhr geöffnet.

Theaterzettel der Uraufführung von Webers „Freischütz" in Berlin, 1821

Bei der Berliner Aufführung der „Euryanthe", die nach langen Kämpfen im Dezember 1825 ermöglicht wurde, war Weber anwesend. Schwerkrank, abgemagert, von Husten gequält, probte er selbst und leitete wegen des Honorars von achthundert Talern zwei Aufführungen. Nach der Ordnung seiner häuslichen Verhältnisse trat er die Englandreise an, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Weber wurde in London überschwenglich gefeiert, aber zu seinem Leidwesen sah man hier wie überall nur den Komponisten des „Freischütz" in ihm. Unter Aufbietung der letzten Kraft fügte er dem „Oberon" die noch fehlenden Stücke ein, darunter die Cavatine der Rezia in f-moll und die Romanze der Fatime im dritten Akt, eine Musik, der man nicht anmerkt, daß sie von einem Todgezeichneten stammt. Am 30. Mai 1826 dirigierte er noch einmal die „Freischütz"-Ouvertüre; für den 5. Juni war die Heimreise angesetzt, in der Nacht vom 4. zum 5. Juni starb er an der Schwindsucht.

Erst im Jahre 1844 gelang es den Verehrern des Meisters, seinen fast schon vergessenen Sarg in die Heimaterde zu überführen. An der Spitze der Wortführer für die Erfüllung dieser Ehrenpflicht stand der geistige Erbe Webers, Richard Wagner, der an der Weberschen Familiengruft jene Gedenkworte sprach, die ebenso ein Vermächtnis des deutschen Volkes geworden sind wie seine Musik.

*

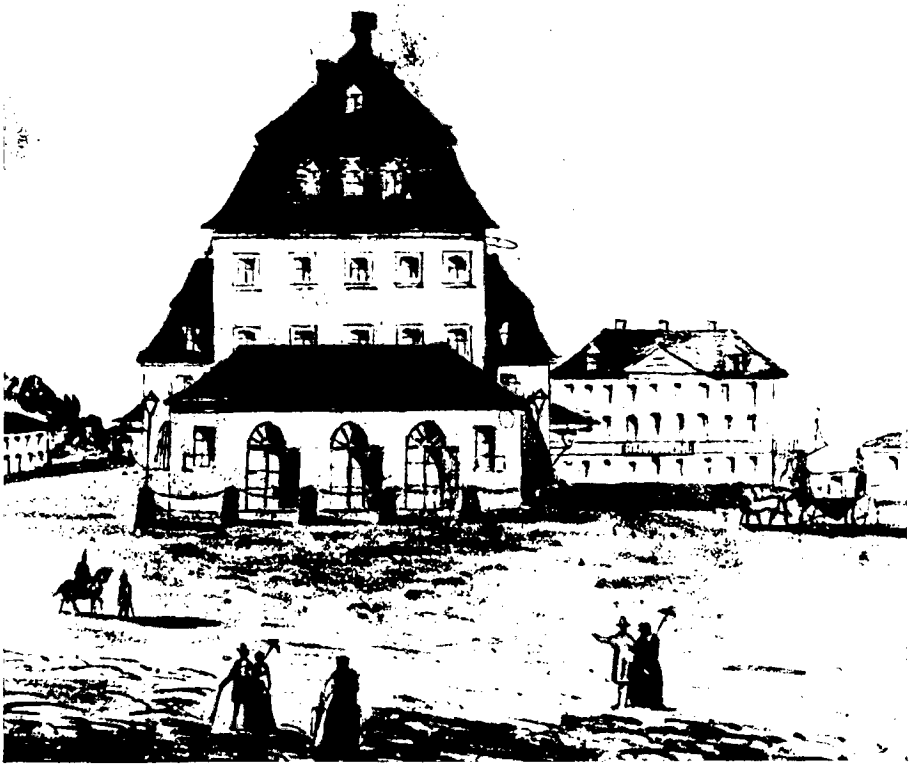
Der Mann, der einer Welt von Unverständigen (als innerlich in seiner Zielsetzung Einsamer) zeigte, wie ein praktischer Arbeitsbetrieb in der Oper aussehen muß, wurde damit zum durchgreifenden Erneuerer der Musikpraxis. Aus einer beinahe verhängnisvollen Erstarrung führte er zu neuen Formen der Musikübung, die den inzwischen geschaffenen Schöpfungen in höherem Grade gerecht wurden. Er war eine jener wahrhaft deutschen Naturen, die über ihre enge Fachbegabung hinaus den gesunden Blick mitbringen für die Notwendigkeiten und Voraussetzungen einer gedeihlichen Arbeit, die auch die scheinbaren Belanglosigkeiten durchdenken. So schuf Weber eine neue Sitzordnung für die Orchestermusiker; er leitete das Orchester mit dem Taktstock, während bisher der Kapellmeister am Cembalo zu sitzen pflegte. Weber rang nicht nach einem Phantom der deutschen Oper, als er in Dresden in heftigen Gegensatz zum italienischen Wettbewerb geriet, sondern er vermochte sehr wohl und in über sein Jahrhundert hinaus verbindlicher Form auszusprechen, was ihre Eigenart bildet: „Die Italiener und Franzosen haben sich eine Opernform gestaltet, in der sie sich befriedigt hin und her bewegen. Nicht so der Deutsche. Ihm ist es rein eigentümlich, das Vorzügliche aller übrigen wißbegierig und nach stetem Weiterschreiten verlangend, an sich zu ziehen; aber er greift alles tiefer. Wo bei den anderen es meist auf die Sinnenlust einzelner Momente abgesehen ist, will er ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, wo alle Teile sich zum schönen Ganzen runden und einen."



Carl Maria von Weber
Gemälde von Ferdinand Schimon, 1825. Dresden, im Beſitz der Familie v. Weber



Szenen aus dem „Freischütz" von Carl Maria von Weber
Mitte: Agathe und Annchen im Forsthaus, links: Wolfsschlucht, rechts: Jägerchor
Gemälde von Moritz v. Schwind, 1865/66. Wien, Foyer der Staatsoper



Das alte Hoftheater in Dresden,
seit 1817 Wirkungsstätte von Carl Maria von Weber als Leiter der neuen deutschen Oper
Zeitgenössisches Aquarell. Dresden, Stadtmuseum

Das war ein Teil seines Genies: er nützte sein Denkvermögen. Er ordnete mit seiner Hilfe das unbewußt Hervorquellende, das nur angeboren und nie erworben sein kann. Wir können unbedenklich annehmen, daß die Eigenart von Webers Melodiebildung, die stets einen hohen Grad von Volkstümlichkeit aufweist (seine Fähigkeit, „für den großen Haufen zu schreiben"), sich auf Grund erarbeiteter Erkenntnisse gerade so herausgebildet hat. Der große Wert, den er der harmonischen Gestaltung beilegt, die Sorgfalt der Modulation, der Führung von einer Tonart in andere (ein in der damaligen Oper besonders oberflächlich behandeltes Gebiet), die treffende Verwertung der Klangfarbe, alles dies rundet das Bild des überlegenen Geistes, der alles aus den Tiefen seines Wesens Stammende erst den Filter eines wachen, hellen Bewußtseins passieren läßt. Er ist als Sinnbild des romantischen deutschen Musikers so recht in seinem Leben und Schaffen die Widerlegung jenes verwaschenen üblichen Musikertypus, der als romantisch gilt, über den angeblich die Kunst kommt, in dem „es" gestaltet.

Die Klarheit des Geistes zeigt sich in der schriftstellerischen Tätigkeit, wo Weber mit bewundernswerter Überlegenheit Schlüsse zieht, Urteile fällt und ganz natürlich als Deutscher dasteht, darin das Vorbild für Richard Wagner. So wie er das Musikerbe und die zeitgenössischen Werke dazu überblickte, so versuchte er sich naturgemäß auf allen Gebieten, und Riehl schrieb daher in richtiger Erkenntnis seiner Bedeutung bereits 1858: „So laufen in diesem merkwürdigen Manne fast alle Fäden der Gegenwart zusammen." Wollte man die vielen Neuerungen seit Weber bis in unser Jahrhundert verfolgen, so müßte ein sehr großer Teil auf ihn zurückgeführt werden. Der moderne Orchesterklang, sofern er die charakteristische Verwendung aller Instrumente fordert, der neue Klavierstil, der Chorstil werden von ihm in wesentlichen Zügen unmittelbarer getragen, als man bisher annahm. Diese Vielfältigkeit seiner Erscheinung mag der Grund sein dafür, daß eine halbwegs umfassende Einordnung seiner Persönlichkeit bis heute noch nicht gegeben werden konnte.

Das Instrument Webers war das Klavier. Er hat auf seinen Konzertreisen stets besondere Erfolge durch sein Spiel errungen. Die Kennzeichen seiner Klaviermusik (die nicht mit den Vorbildern Beethovens und Mozarts verglichen werden darf) sind die virtuosen Spielfiguren und die Weitgriffigkeit, die wohl auf die große Spannweite von Webers Hand zurückzuführen ist. Die Melodie wird mit vielerlei Verzierungen ausgeschmückt. Was er an Hummels Spiel hervorhebt, „die Glätte und Eleganz mit großen, zarten Gesangsschweifungen", sind Eigenschaften, die für sein eigenes Klavierschaffen höchst treffend sind. „Weber ist für die pianistische Virtuosenmusik des neunzehnten Jahrhunderts sowohl wie für ihr häusliches Spiegelbild, die Salonmusik, tonangebend geworden." Seine beiden Klaviersonaten, die vielen Tänze und Charakterstücke verdienen ihren Platz neben der fast ausschließlich bekannten „Aufforderung zum Tanz". Zum eisernen Bestand gehört für alle Pianisten das Konzertstück mit Orchester, das entwicklungsgeschichtlich

eine eigene Stellung einnimmt. Es bringt eine Auflockerung in die formale Gestaltung des Solokonzerts hinein, die namentlich von Liszt später ausgebaut wird. Die wertvollen Klarinettenkompositionen wurden dem Freunde Heinrich Baermann zuliebe geschrieben, für den Weber alle Register des Instruments unbesorgt anwenden konnte, denn Baermann war der größte Virtuose der Klarinette in seiner Zeit.

Auch zwei Sinfonien Webers liegen vor, an die man auch nicht mit klassischen Vergleichsmaßstäben treten darf, denn es handelt sich um durchaus wertvolle Zweckmusik. Die überzeitliche Bedeutung des Komponisten beruht in seinem Opernschaffen.

So wenig übersehen werden darf, daß der Opernkomponist Weber nur einen Ausschnitt aus dem Gesamtbild dieser Persönlichkeit bildet, so berechtigt erscheint in unserem Rahmen die besondere Berücksichtigung dieser Seite seines Schaffens. Der „Freischütz" ist nun einmal die Lieblingsoper der Deutschen (ohne daß durch diese Feststellung Wertungen oder gar Vergleiche mit der „Zauberflöte" oder dem „Fidelio" beabsichtigt sind). Über hundert Jahre hindurch hat Weber auch zu Zeiten größter Gegensätze unter den deutschen Brüdern durch die Musik des „Freischütz" ebenso wie die des „Oberon" allen, die ihn hörten, deren Zugehörigkeit zu einem Volk klar ins Bewußtsein gerufen.

Die Oper als Kunstform stand in den ersten Jahrzehnten nach 1800 in Deutschland noch in höchstem Ansehen, weil die anderen Gattungen mehr auf begrenzte Kreise beschränkt blieben, während gewisse Werke der Oper sich an das ganze Volk wandten. Besondere Gunst genossen allerdings insbesondere Meister, die heute vergessen sind. Da sind Peter Winter und Johann Nepomuk Poissl zu nennen, ferner Kauer, Himmel, Spohr, Spontini, E. T. A. Hoffmann, Méhul. Besonders bedeutsam wurden Cherubini und später Rossini. Weber, der alle irgendwie wichtigen Werke aus der eigenen praktischen Arbeit kannte, wird von all diesen zu ihrem Teil ebenso beeindruckt worden sein wie von Mozart und viel später auch von Beethoven. Aber es ist hier wie stets bei den überragenden Meistern der Kunst: selbst wenn im einzelnen die Herkunft der Elemente eindeutig ersichtlich ist, lassen die genialen Naturen daraus etwas Neuartiges werden. Der Wissenschaftler kommt um die Untersuchung der „Einflüsse", um die Klarlegung der Verbindung zum Vorangegangenen nicht herum. Dann hat jedoch die Wertung unabhängig davon erst einzusetzen, jene wahre Kunstphilosophie, die neben dem Handwerklichen das in seiner Art einmalige, rassisch bedingte Persönlichkeitserbe erkennt.

Der allem Opernschaffen Webers gemeinsame Zug ist die volkstümliche Note, die sich schon in dem 1801 entstandenen „Peter Schmoll" zeigt. Man hat dieses überall sichtbare Streben Webers als Krampf, als unnatürliches Bemühen herabzusetzen versucht. Uns will dagegen scheinen, daß es zu seiner Mission gehört, den Deutschen in den Zeiten der Verwirrung, als alles Natürliche geächtet war, durch

sein lebendiges Beispiel einen Spiegel des wahren eigenen Wesens vorgehalten zu haben. Die weitere Eigentümlichkeit Webers, aus der richtigen Ausnützung der Instrumente (Hörner, Klarinetten, Bratschen) eine Erweiterung der Instrumentierungstechnik überhaupt herbeigeführt zu haben, steht in ursächlichem Zusammenhang mit seinem Streben nach Volkstümlichkeit. Durch die bessere Charakterisierung erreicht er einen besonderen Grad von Anschaulichkeit, die für jede Wirkung in die Breite unerläßlich ist. Einen anhaltenden Erfolg errang die „Silvana" (1808—1810), die Weber noch als den suchenden Musiker zeigt, der die künstlerischen Mittel erprobt. Er hat das Gelände bereits erobert, aber der Zusammenschluß zur größtmöglichen Einheitlichkeit gelingt noch nicht. So vertragen sich die äußerlichen Koloraturarien nur schlecht mit den einfachen, volkstümelnden Teilen.

Ungleich lebenskräftiger ist die heute noch mit Erfolg gespielte Oper „Abu Hassan", die kurz nach „Silvana" geschrieben wurde. Hier entzündet sich Webers Genius an dem lustigen Stoff. Das große Vorbild war Mozarts „Entführung aus dem Serail". In Einzelheiten finden sich kühne Vorstöße in Neuland, die aber denkbar vorsichtig in diese späte Türkenoper eingearbeitet werden (seit Glucks Zeit waren ähnliche Stoffe sehr beliebt). Mag die Anlage noch so anspruchslos sein, so trägt die Musik doch völlig den Stempel von Webers Künstlerschaft, und mit besonderem Geschick bemüht er sich um die Charakterisierung der Personen. Die exotische Färbung der Musik und die übermütige Stimmung der harmlosen Gauneroper beweisen erneut, wieviel das Textbuch zum Erfolg eines Opernwerkes beiträgt.

Das auf „Abu Hassan" folgende Werk ist — „Der Freischütz", was man keineswegs vermuten würde. In den sechs Jahren dazwischen liegt eine innere Entwicklung, die nur aus dem Freiwerden der eigenen Kraft erklärlich wird. Was bietet der Text Friedrich Kinds, des Dichters also, von dem nichts anderes als der „Freischütz" auf die Nachwelt gekommen ist? Goethe läßt ihm in einem Gespräch mit Eckermann (9. Oktober 1828) Gerechtigkeit widerfahren: „Wäre der Freischütz kein so gutes Sujet, so hätte die Musik zu tun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte daher dem Herrn Kind auch einige Ehre erzeigen." Demgegenüber kann nicht übersehen werden, daß Max und Agathe vom Wort her recht farblos bleiben. Der glückliche Ausgang der Oper verändert die echte Tragik der Sage in der Fassung Apels nicht gerade vorteilhaft. Aber der Handlungsrahmen selbst, mit seiner Mischung von Naturnähe — deutschem Wald und Jägerleben — mit dem Walten dämonischer Mächte, schafft die Voraussetzungen für die Entfaltung der Muse Webers. In den unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen Dichter und Musiker schreibt Weber einmal an Kind: „Glaubt ihr (die Dichter) denn, daß ein ordentlicher Komponist sich ein Buch in die Hand stecken läßt wie ein Schuljunge den Apfel? Daß er alles so unbesehen hinnimmt und blindlings Töne darübergießt,

froh, nur irgendwo die lange Verhaltenen loslassen zu können?" Sein Anteil an dem Werden des Buches ist namentlich unter dem Einfluß Karolines, die einen guten Theaterblick besaß, wesentlich und in manchem gegen den Willen Kinds bestimmend geworden.

Über die Musik äußert sich Rochlitz sehr bezeichnend: „Das sonst so weiche Männel, ich hätt's ihm nimmermehr zugetraut. Nun muß der Weber gerade Opern schreiben, eine über die andere, und ohne viel daran zu knaupeln! Der Kaspar, das Untier, steht da wie ein Haus, überall, wo der Teufel seine Tatzen hereinsteckt, da fühlt man sie auch." Wenn wir dann noch von Weber selbst hören (Gespräch mit Lobe), daß er sich bemühte, für Jägerleben und die „dämonischen" Mächte die „bezeichnendsten Ton- und Klangfarben" zu suchen und festzuhalten, und daß er Volksliedstudien für den „Freischütz" trieb, so wird die Wirkung ins Volk immer verständlicher. Hier war einer, der am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon in Gegensatz zu der noch von Beethoven ausgesprochenen Künstlermeinung stand: „Wahre Kunst ist eigensinnig, läßt sich nicht in schmeichelnde Form zwängen." Weber übernahm Volksliedwendungen notengetreu in seine Oper, denn „die Schwierigkeit lag nur in dem Erfinden neuer Melodien für die Hörner, die einfach und volkstümlich sein mußten" (Weber zu Lobe). Die Stimmung wird von der Seite der Musik schon einheitlich vorbereitet, denn Weber entwickelt bereits eine Leitmotivtechnik eigener Art, so, wenn er die Posaunenstelle beim Kugelgießen: „Die siebente sei dein", beim Tode Kaspars wieder anwendet oder in der übereinstimmenden Sekundendissonanz des Spottchors, die in der Wolfsschlucht wiederkehrt, bevor Max seinen Entschluß ausführt: „Nein, ob das Herz auch grauft!" Über die Ouvertüre hat Richard Wagner das Schönste geschrieben, was gesagt werden kann. Sie enthält in meisterhaftem Aufbau die ganze dramatische Entwicklung der Oper.

Man hat mit viel Gelehrsamkeit versucht, die einzelnen Musiknummern des „Freischütz" stilistisch bestimmten Vorbildern der französischen und italienischen Oper zuzuordnen. Hier ist uns wichtiger, daß der „Einklang zwischen Landschaft und Gefühl" gefunden war. Man braucht sich nur einiger Musikstücke zu erinnern, um den Schatz würdigen zu können, der in dieser Partitur beschlossen liegt. Da ist Agathes Gebet „Leise, leise, fromme Weise" innerhalb ihrer großen Arie, die Arie des Max „Durch die Wälder, durch die Auen", Annchens übermütiger Gesang „Kommt ein schlanker Bursch gegangen", der Brautjungfernchor, und wir haben damit die Fülle erst angedeutet.

Aus dem inhaltreichen Gespräch Webers mit Lobe, einem bedeutenden Musikschriftsteller jener Zeit, ergibt sich, daß Webers Ideal eine Wirkung auf das Volksganze in genau dem Sinne war, wie sie heute nach der Entfremdung von Kunst und Volk wieder angestrebt wird. Im Hinblick auf dieses Ziel arbeitete Weber bewußt mit der Übertreibung des Ausdrucks, die ihm als „ein hilfreicher Genius" des Künstlers erschien. Er sagt von sich: „Ich übertreibe den Ausdruck etwas,

suche ihn auf die glühendste Weise zu gestalten, überzeugt, daß das, was mir in der gereizten Stimmung vielleicht als zu stark und übertrieben erscheint, nicht so dem Zuhörer erscheint, sondern für ihn erst den Grad von Lebendigkeit erhält, der ihn in die verlangte Wärme und Mitempfindung zu versetzen vermag." Die von Weber entwickelten Schaffensprinzipien sind noch längst nicht ihrer Bedeutung entsprechend gewertet, ja ihre Wichtigkeit kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Noch etwas anderes folgern wir aus dieser veränderten und jetzt zweifellos richtigen Auffassung (die für Mozart etwa keine Gültigkeit hat): Weber leitete den Abschnitt der Musik ein, der in seinen letzten Vertretern zur Rausch- und Reizmusik geführt hat, weil anscheinend von den Hörern immer stärker „gewürzte" Mittel als Folge einer allgemeinen nervösen Abstumpfung gefordert wurden. Bei Weber vollzieht sich dieser Umschwung beinahe in klassischen Formen, aber es gibt Hörer, die ohne Kenntnis der zugrunde liegenden Absicht des Meisters gegen den angeblichen Überschwang mancher seiner Schöpfungen eingestellt sind.

Der „Freischütz" faßte alles auf einer eigenen Ebene zusammen, was im deutschen Singspiel und in der deutschen Oper überhaupt an Möglichkeiten einer Wirkung in die Breite gegeben war. Er ist das schönste Beispiel dafür, wie sich höchste Kunst und höchste Volkstümlichkeit glücklich vermählen, sofern der richtige Mann die Fäden knüpft.

Die „Euryanthe" bildet den Versuch Webers, ein Gesamtkunstwerk zu schaffen, bei dem sich alle Künste mit der Musik vereinigen. Die Oper dürfte für die Bühne endgültig verloren sein, weil die zukunftweisenden musikalischen Einzelheiten die hilflose Verbindung der Szenen nicht überbrücken können. Man kann „Euryanthe" als das erste Musikdrama im modernen Sinne bezeichnen, aber der glühende Verehrer des Meisters Richard Wagner sprach das Wort von dem „geheimen Fluch des Steifen, Langweiligen", der auf dem Werk liege, das andererseits Webers „schönste, reichste und meisterlichste Musik" enthalte. Der gesprochene Dialog wird von dem durchkomponierten Rezitativ als dem eigentlichen Träger der dramatischen Entwicklung verdrängt. Die Steigerung des Ausdrucks in der Wortbetonung ist neuartig und wegweisend. Die Verwandtschaft mit Wagners „Lohengrin" ist in vielem offenkundig. Die Leitmotivik wird hier noch deutlicher als im „Freischütz" zum Mittel der Dramatik erhoben. So sehr sich Wagner selbst zu dem Vorbild dieser Oper bekennt, so wenig sind durch sein Werk die hierin angebahnten möglichen Wege eines Musikdramas erschöpft. Aber eine Erörterung dieser Frage würde eine eigene Abhandlung über die ästhetischen Grundlagen der Operngestaltung nötig machen.

Schließlich bleibt der Schwanengesang, der für das Londoner Covent-Garden-Theater geschriebene „Oberon", den wir vom Standpunkt Webers als nicht vollendet ansehen müssen. Für die deutsche Bühne war eine Neufassung bestimmt, denn zunächst war das Werk in Eile dem englischen Geschmack angepaßt. Noch einmal ersteht auf der Grundlage einer undramatischen Handlung der ganze

Zauber der deutschen Märchenromantik mit ihrer Naturverbundenheit, und zwar so rein, daß hier alles enthalten ist, was gemeinhin als deutsch in der Musik bezeichnet wird. Da findet man bereits alles, was man in Unkenntnis der wahren Zusammenhänge später auf Mendelssohn zurückführen wollte. Wieder ist es die Hornromantik zusammen mit der herrlich geprägten Melodik, die dem Werk trotz aller Einwände die Unsterblichkeit sichern. Wohl fehlt der Handlung jede Folgerichtigkeit, aber der Elfenzauber und namentlich auch das mit viel Geschick eingeführte exotische Kolorit, der begeisternde Schwung der Musik, ihre Innigkeit und die Feinheiten des Orchesterklanges helfen bei einer halbwegs verständnisvollen Wiedergabe über alle Bedenken hinweg.

Der Kämpfer gegen die Überfremdung der deutschen Kunst, der einzigartige Schöpfer deutscher Musik, läßt in dem „Epilog des Hanswurſts zur deutschen Oper" (1818) diesen sprechen:

„O ehrliches deutsches Vaterland,
Mich hast du verfolgt, mich hast du verbannt,
Um fremdartige, ärgere Narren zu pflegen;
Sprich, war dies zum Heile, war dies zum Segen?
Den Engländer, Spanier, Welschen und Franken
Beseelt stets nur der Flug der Gedanken,
Sich selber und seinem Volke würdig zu bleiben.
Und du, deutsche Kunst, schwächst im unschlüss'gen Treiben,
Was Göttliches dir nur vor allen verliehen,
Erkenntnis und Anstoß aus Fremdem zu ziehen.
Das hast du mißbraucht in der eigenen Kraft,
Die herrlich und rein aus sich wirket und schafft,
Wenn, frei von der Nachäffung eitelem Streben,
Sie tragen will göttlichen Stoff in das Leben."

So lebte und schuf Weber als Mahner und Vorbild, und er wird in die Zukunft wirken, solange das gleiche Blut da ist, ihn zu begreifen.

Robert Schumann

1810—1856

Von

Hans Teßmer

Inmitten jener Epoche der deutschen Dichtung und Musik, die wir als das Zeitalter der Romantik bezeichnen, kam Robert Schumann am 8. Juni 1810 in der sächsischen Industriestadt Zwickau zur Welt.

Romantik, das hieß: innerste idealistische Abkehr von allem Materialismus, allem Rationalismus. Romantik, das war: glaubensmächtiger Kampf für alles Gut eines verinnerlichten, eines tief geistigen und seelischen Lebens. Die Dichter und Musiker jener Epoche rangen freilich selbst noch vielseitig um eine gültige, endgültige Deutung dessen, was sie als Romantik empfanden und ansahen. So erklärte etwa Ludwig Tieck das Wesen der Romantik fast schlagwortartig, indem er sagte, daß er „zwischen romantisch und poetisch keinen Unterschied" sehe. Alle Romantiker bekennen übereinstimmend, daß „das Romantische" in der Tiefe, Weite und Bewegung des Gemüts liege; und wohl alle, insbesondere aber Jean Paul und E. T. A. Hoffmann, sprechen irgendwo einmal die Musik als die eigentlichste romantische Kunst an. „Musik, Gesang wird der Ausdruck der höchsten Fülle des Daseins", sagt E. T. A. Hoffmann, der Dichter und Musiker. Und die musikalische Romantik entwickelte sich immer stärker neben der romantischen Dichtung und gar über deren Höhepunkt hinaus. Die Romantik, von den Dichtern ihrer Zeit mit Worten aus dem Geiste der Musik beschworen, erfüllte sich vollends unermeßbar reich in der Musik. Und ein Großmeister der romantischen Musik war Robert Schumann, für den schon in jungen Jahren Franz Liszt das sehr charakteristische Wort prägte: „Er ist ein seelenvoller Dichter und ein großer Musiker."

Eben die romantischen Genies standen als Sterne an seinem Jugendhimmel, vor allen bewundert und geliebt Jean Paul und Franz Schubert. Früh schon regte sich in dem Jungen der Trieb zu eigenem Schaffen. Auf der Schule wurden Dichtung und Musik in kameradschaftlichen Vereinigungen lebhaft gepflegt, und der frühreife Sechzehnjährige besang in formvollen Distichen die Kunst und hielt eine bekenntnishafte Schulrede „Über die sinnige Verwandtschaft der Poesie und Tonkunst." Zu dieser Zeit waren ihm die ersten schmerzlichen Erlebnisse beschieden; seine ältere Schwester Emilie machte ihrem Leben im Fieberwahn ein Ende; und der Vater August Schumann — ein schriftstellernder Kaufmann, der sich zu einem nicht erfolglosen Verleger entwickelt hatte — starb plötzlich. Nun hatte die beherzte, ein wenig schwärmerische, innerlich kluge Mutter allein die schwere Entscheidung zu treffen, vor die sie von Robert gestellt wurde: ob er sich völlig der

Musik ergeben solle. Er selber war sich lange nicht klar darüber, ob er zum Dichter oder zum Musiker geboren sei; aber er erkennt schon die entscheidende Wendung, die sich in ihm vorbereitet: „Es ist sonderbar, daß ich da, wo meine Gefühle am stärksten sprechen, aufhören muß, Dichter zu sein." Indessen musizierte er eifrig auf ein noch undeutliches Ziel hin, wurde er der sehr beliebte Gast kunstliebender Häuser, und nach bestandenem Abiturium verschönte er sich auch im ersten Semester in Leipzig die Zeit des einstweilen von ihm ergriffenen Jurastudiums wiederum durch Musik, durch stetige Lektüre romantischer Dichtung, kurz durch eine immer deutlichere Hingabe an die Kunst. Und diese Hingabe fand noch ihren besonderen Halt in dem Klavier- und Kompositionsunterricht bei dem angesehenen Musikpädagogen Friedrich Wieck.

Ein Semester in Heidelberg sodann, eine Reise in die Schweiz und nach Oberitalien, fortschreitender Widerwille gegen die „kalte Jurisprudenz" endlich bringen ihn weiter auf seinem eigenen Wege. Muß er auch den Gedanken an die Pianistenlaufbahn infolge einer unvernünftigen Überanstrengung der rechten Hand bald aufgeben, so gerät er um so mehr in eignes Schaffen. Und allmählich bekennt er sich der Mutter stürmischer als je vorher: „Jetzt stehe ich am Kreuzwege, und ich erschrecke bei der Frage: wohin? Folg' ich meinem Genius, so weist er mich zur Kunst, und ich glaube zum rechten Weg." Und die Mutter in ihrer Sorge wendet sich an Wieck; und da dessen Rat sehr zuversichtlich ausfällt, so gibt sie dem Jungen ihren Segen zu seinem innerlich längst feststehenden Entschluß, und Robert kehrt von den Pandekten aus Heidelberg zurück in die Lehre zu Wieck in Leipzig. Die erste Etappe ist beendet — und es beginnt das Leben für die Kunst.

Wie hat sich doch dieses Musikerleben gerade in den wichtigsten Jugendjahren überraschend schnell reich und weit entfaltet! Sturm und Drang echter Künstlerjugend war gebunden an ein Inneres von seltener Seelenhaftigkeit, von stiller Bewußtheit einer höheren Sendung. So konnten dem jungen Menschen bei aller Lebensfreude gewisse äußerliche, lärmvolle Manieren des Studentenlebens nichts sagen; aber desto glücklicher fühlte er sich, desto lebensvoller entwickelte sich sein Wesen im Kreise weniger, die ihm wirklich Freunde waren und mit ihm gemeinsam für die höchsten künstlerischen Ideale sich begeisterten und einsetzten. Den Zwanzigjährigen schlug zudem das Erleben erster tiefer Liebesahnung in Bann — Clara Wieck, seines Lehrmeisters kindlich geniale Tochter, begann bald und immer mehr seine Seele zu beschäftigen. Die Dreizehn-, Vierzehnjährige war schon eine berühmte Pianistin; vor Jahren bereits hatte ihr Goethe sein Bild mit einer herzlichen Widmung geschenkt, ihr Name strahlte zum Stolze des Vaters weithin. „Es macht Freude, wie sich ihre Herzens- und Geistesanlagen jetzt immer schneller, aber gleichsam Blatt für Blatt, entwickeln" — so schrieb Robert der Mutter, bevor seine junge Freundin einmal in Zwickau konzertieren sollte. Und dort fand Roberts Mutter so viel Gefallen an ihr, daß sie in voller Ergriffenheit über Claras herrliches Talent zu dem jungen Mädchen die ahnungsvollen Worte sprach: „Du

mußt einmal meinen Robert heiraten." Sie hatte sofort die ganz ungewöhnlichen Möglichkeiten der menschlichen und künstlerischen Ergänzung in den beiden jungen Künstlernaturen erkannt.

Inzwischen trat Robert Schumann schon mit gedruckten Klavierwerken: den Variationen (über a — b — e — g — g) op. 1 und den tänzerisch beschwingten „Papillons" op. 2, sowie mit schriftstellerischen Arbeiten an die Öffentlichkeit. Der Welt des Klaviers schenkt er nun in seinen ersten dreiundzwanzig Werken, die in wenigen Jahren aufeinander folgten, eine neue, echt romantische Kompositionsform: das Phantasiestück, um es mit einem allgemein verständlichen Wort zu sagen. Das sind vorwiegend Charakterstücke von vielfältigstem musikalisch-poetischem Ausdruck, dem Schumann die von ihm in vieler Hinsicht sehr verfeinerte Technik des Klaviers nutzbar macht. Kein Wunder, daß diese Kompositionen, die in Form und Tonsprache ihre eigenen Wege gehen, von der eingesessenen konservativen Kritik zunächst oft verkannt wurden und ihre Zeit brauchten, ehe sie sich durchsetzten.

Leidenschaftliche Bewegtheit und in sich ruhende Stille — das waren die beiden wesentlichen Seiten in Schumanns Natur. Sie waren beide völlig seelisch begründet, waren Komponenten eines höchst sensiblen Inneren, das schon in jungen Jahren Zeichen von Übersteigerung, ja fast von Krankhaftigkeit erkennen ließ. Der Student in Heidelberg hatte beispielsweise diese merkwürdige Beobachtung gemacht: „Beiläufig gesagt, so grenzt mein Logis rechts an das Irrenhaus und links an die katholische Kirche, daß ich wahrlich im Zweifel bin, ob man verrückt oder katholisch werden sollte." Wir sahen im übrigen den Beginn eines frühen Abbröckelns der Familie Schumann. Nun setzt sich das fort; der dreiundzwanzigjährige Robert betrauert in einem Jahre den Tod seiner ihm sehr befreundeten Schwägerin Rosalie und den seines älteren Bruders Julius. Da treten in diesem Leben zum ersten Male starke melancholische Strömungen und ernste Nervenstörungen auf. „Wenn Du eine Ahnung dieses ganz durch Melancholie eingesunkenen Seelenschlafes hättest" — so schreibt er der Mutter, gleichzeitig die tiefe Angst betonend, die ihn abhalte, zur Beisetzung seines Bruders nach Zwickau zu fahren.

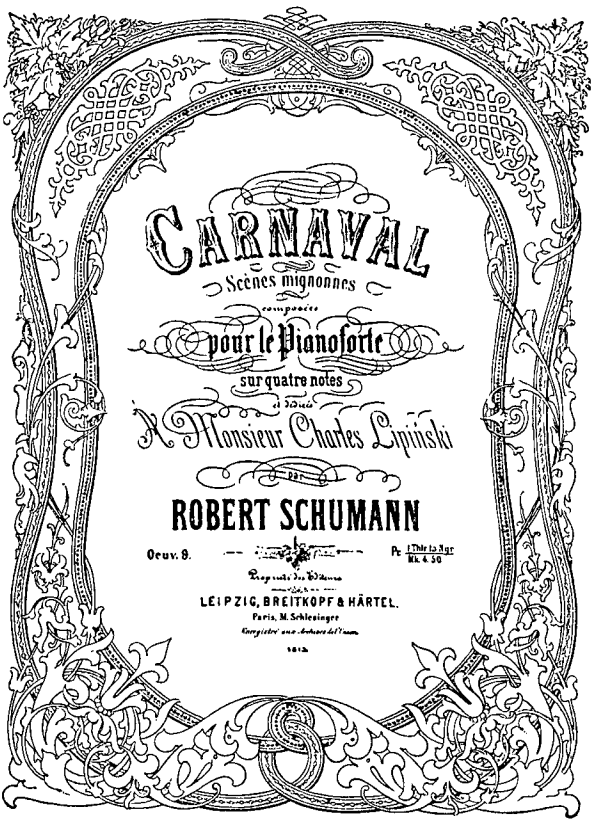
Aber neue Ideen, neue Arbeit bannten dann wieder derlei Beunruhigungen. In diesem Jahre der zwei schmerzlichen Todesfälle begann gleichzeitig auch wieder ein Kapitel neuen Lebens — wie es Schumann später in der Einleitung zu seinen Schriften erzählt hat: „Zu Ende des Jahres 1833 fand sich in Leipzig ... eine Anzahl meist jüngerer Musiker zusammen, zunächst zu geselliger Versammlung, nicht minder aber auch zum Austausch der Gedanken über ... die Musik. Man kann nicht sagen, daß die damaligen musikalischen Zustände Deutschlands sehr erfreulich waren ... Da fuhr denn eines Tages der Gedanke durch die jungen Brauseköpfe: laßt uns nicht müßig zusehen, greift an, daß es besser werde, greift an, daß die Poesie der Kunst wieder zu Ehren komme. So entstanden die ersten

Blätter einer neuen Zeitschrift für Musik." Das erste Heft dieser „Neuen Zeitschrift für Musik" unter Schumanns Leitung erschien im April 1834, und das in ihr vertretene Programm hieß kurz gefaßt: Kampf gegen alles Philistertum, alle Seichtheit in der Kunst; und selbstverständlich leidenschaftlicher Einsatz für alle echte Jugend, alles wesentliche Neue. Von nun ab wurde der Tondichter zum energischen Streiter in allen wichtigen Fragen der Musik, und in den später gesammelten drei Bänden seiner Schriften erweist er sich als ein Schriftsteller, der die Zeitgenossen auf seinem Gebiete an Geist, Phantasie und Sprachgestaltung weit überragte, der in seinen Aufsätzen, Aphorismen und Kritiken geradezu eines der ersten und bedeutendsten Vorbilder einer deutsch-aktivistischen Kulturpolitik aufstellte.

Schumann gab nun der Zeitschrift in ihrem kämpferischen Charakter überdies noch eine romantische, geheimnisvolle Note, indem er den sogenannten „Davidsbund" erfand, der zuerst allein in seinem Kopfe bestand, und durch den er in mehreren Pseudonymen zu seinen Lesern sprach. So nannte er sich „Florestan" — das ist die stürmisch enthusiastische Seite seiner Natur; und „Eusebius" — das ist der träumerische, sensitive Gefühlsmensch; und endlich „Meister Raro" — worin er den reifen Mann erblickt, der die Verbindung zwischen den beiden andern darstellen sollte. Allmählich wurde dann wirklich ein Bund daraus, in den die Mitarbeiter der Zeitschrift und manche künstlerische Gesinnungsgenossen einbezogen wurden. Sie alle führten Bündlernamen, und Schumann feuerte sie an: „Davidsbündler, d. i. Jünglinge und Männer, die ihr totschlagen sollet die Philister, musikalische und sonstige!" Und die Haltung des Blattes wurde sofort in Bekenntnissen folgender Art überaus deutlich festgelegt: „Das Zeitalter der gegenseitigen Komplimente geht nach und nach zu Grabe; wir gestehen, daß wir zu seiner Neubelebung nichts beitragen wollen. Wer das Schlimme einer Sache nicht anzugreifen sich getraut, verteidigt das Gute nur halb."

Reich waren indessen diese Jahre vor allem an musikalischen Schöpfungen. Nur die wichtigsten können hier Erwähnung finden, wie z. B. die „Davidsbündlertänze" (op. 6), keine Tänze im üblichen, sondern in einem höheren Sinne aus jenem romantischen Davidsbündlergeist, der hier in 18 Klavierstücken von größter Mannigfaltigkeit der Rhythmen und Stimmungen seine Kräfte spielen läßt. Dann der „Carnaval" (op. 9), eine Folge von Stücken, in denen vielfach eignes Erleben und Erinnern seinen Ausdruck findet. In den wechselnden Erscheinungen des oft verwandelten tänzerischen Hauptthemas bezaubert die Fülle der Gedanken und Formen, die tief poetische Grundhaltung. Überwiegend im Zeichen Clara Wiecks stehen die folgenden Werke: die fis-moll-Sonate (op. 11), von Schumann selbst als „ein einziger Herzensschrei nach Dir" charakterisiert; und die Sonaten in g-moll (op. 22) und in f-moll (op. 14), die beide nicht weniger leidenschaftlich in ihren Hauptsätzen dem gleichen aufgewühlten Empfinden der Liebe, Sehnsucht, Bangnis bis zur Resignation gelten — alle drei übrigens ihrem Gehalte, ihrer

Gedanklichkeit nach nicht eigentlich Sonaten im ganz strengen klassischen Verstande, sondern mehr ins Große gesteigerte Phantasien, die der Tondichter nur in den Formen der Sonatensätze bannte. Aber dann macht er sich in der monumentalen C-dur-Phantasie (op. 17) wieder frei davon und entwickelt die drei Sätze dieses Werkes in einem einzigen großen Zuge von überlegenster, unbeschreiblich packender Gestaltung; und in einem Briefe an Clara rückt er diese Phantasie wiederum in die eben angedeuteten Bezirke der innersten Beziehungen: „Die Phantasie kannst Du nur verstehen, wenn Du Dich in den unglücklichen Sommer 1836 zurückversetzest, wo ich Dir entsagte." — Und noch eines seiner großen Klavierwerke wollen wir gedenken, der „Sinfonischen Etüden" (op. 13), die zweifellos Schumanns virtuosestes Werk und dennoch nicht als reines Virtuosenwerk anzusehen sind. Niemals hat dieser Musiker die Virtuosität als Selbstzweck gelten lassen, sondern sie lediglich als Mittel zum Zweck benutzt. So sind diese „Etüden" vor allem doch kleine sinfonische Charakterstücke in Variationenform.



Titelblatt der Erstausgabe von Schumanns „Carnaval", 1837

Überblickt man endlich die große Reihe der Klavierwerke aus diesen ersten Schaffensjahren, so fühlt und erkennt man mit Hans Pfitzners wahrem Worte, daß „nicht Beethoven und nicht Mozart, nicht Bach und nicht Wagner, noch sonst ein Komponist mit solcher Meisterschaft, solcher Originalität, solcher Vollendung in sich, bei seinem Schaffen eingesetzt hat wie Robert Schumann". Er sucht wirklich nicht erst durch junge Entwicklungsjahre seinen tondichterischen Weg, sondern er schafft sich zu Anfang, wie wir schon sahen, seine eignen Formen und erfüllt sie zugleich aus einem begnadeten Reichtum von Einfällen und Gestaltungskraft. Er wird von Inspirationen oft geradezu getrieben und in einen Rauschzustand

versetzt. „Ich habe das meiste, fast alles, das kleinste meiner Stücke, in Inspiration geschrieben. Vieles in unglaublicher Schnelligkeit, so meine erste Sinfonie in vier Tagen" — so bekennt er in späteren Jahren einmal.

Und neben seiner Musik bereichern im Laufe der Zeit wesentliche menschliche Beziehungen sein Leben. Er gewinnt persönliches hohes Ansehen bei vielen bedeutenden Künstlern, so bei Carl Loewe, dem Balladenmeister; bei Franz Liszt, bei Chopin, dessen Erscheinen in Deutschland Robert mit einer wahren Fanfare in einer Zeitschrift begrüßt hatte; bei Mendelssohn, der anfänglich Schumanns Kompositionen fernstand, sich später aber um so mehr für das Schaffen des ihm nun befreundeten Meisters einsetzte.

Die innerlichste Beziehung verbindet ihn natürlicherweise mit Clara Wieck. Der Fünfundzwanzigjährige hatte sich mit ihr heimlich verlobt; aber das verborgene Glück der beiden jungen Menschen wurde durch Claras Vater oft und endlich mit einer unverständlichen Brutalität gestört. Er verbannte Clara nach Wien und verbot ihr gar die briefliche Pflege ihrer Herzensfreundschaft. Wieck hatte ursprünglich seine hohe und treffende Meinung über Robert als einen „etwas launigen, störrischen, aber noblen, herrlichen, schwärmerischen, hochbegabten, bis ins Tiefste geistig ausgebildeten genialen Tonsetzer und Schriftsteller" bekundet. Aber eben diesen Menschen hielt er dann für nicht bedeutend genug zu einer Verbindung mit Clara; er verfolgte die Absichten und Pläne des Paares mit einer zu Haß gesteigerten Ablehnung und scheute endlich nicht vor einer unwahrscheinlich gemeinen Intrige zurück, mit der er sein Kind für immer von Robert zu trennen hoffte. Dieser jedoch, dem erst viel später die Intrige offenbar wurde, verstärkte seine Liebe zu Clara um so mehr, als er seine Mutter im Februar 1836 verlor, die herrliche Beschützerin seiner Jugendjahre, deren Tod sein Dasein und seine Arbeit lange Zeit überschattete.

Indessen gewann die „Neue Zeitschrift für Musik" in immer weiteren Kreisen Ansehen und Einfluß. Ihre Haltung und ihr Erfolg machten den Namen ihres Herausgebers in der Musikwelt schneller und eindringlicher bekannt, als dies bisher seinen Tondichtungen zu vollbringen gelungen war. Doch auch diese setzten sich allmählich durch, und als Clara Wieck im August 1837 wieder einmal in Leipzig konzertierte, bereitete sie dem Freunde mit der Wiedergabe einiger Klavierstücke von ihm einen großen Sondererfolg. Diese Gelegenheit benutzten die jungen Menschen im übrigen zu einer neuerlichen heimlichen Übereinkunft, und in einem unsagbar ergreifenden Briefe versuchte Schumann abermals Claras Vater umzustimmen. Indessen, der dünkelhafte eitle Wieck blieb unzugänglich — er sah nur in den Ehren des Ruhmes das Glück seines Kindes.

Schumann suchte und fand das seine auch weiterhin in neuen Werken. „Die ganze Woche saß ich am Klavier und komponierte und schrieb und lachte und weinte durcheinander" — so schreibt er in dieser Zeit einmal an Clara. Ihr gehören seine tiefsten Empfindungen, und der Gedanke an sie löst in ihm immer neue

Eingebungen zu vielen freudig oder schmerzlich bewegten Musikgebilden aus. So entstehen die phantastischen und bisweilen dämonischen Stücke der „Kreisleriana" (op. 16), die überwiegend schwerblütigen „Nachtstücke" (op. 23), der hierzu völlig gegensätzliche, hinreißend schwungvolle „Faschingsschwank aus Wien" (op. 26), die von melodischer Schönheit fast über-erfüllten „Romanzen" (op. 28); und der Jugend schenkt Robert Schumann in diesen Jahren in den „Kinderszenen" (op. 15) und im „Album für die Jugend" (op. 68) einen ewig klassischen Hausschatz.

Wie jeden deutschen Musiker, so zog es nun auch Schumann einmal nach Wien, an die Stätte der großen Meister, und als er im Herbst 1838 dort eintraf, war er voller Hoffnungen auf gute Zukunftsaussichten für seine Kunst in der Stadt Franz Schuberts. Aber Wien enttäuschte ihn, je mehr er es kennenlernte. „Ernstere Menschen und Sachen werden hier wenig gesucht und wenig verstanden", so klagt er nach einigen Monaten. Aber Musik strömt ihm hier in Fülle zu, und das Jahr 1839 wird ein höchst fruchtbares Schaffensjahr. Und etwas sehr Überraschendes bietet sich ihm dar; gelegentlich eines Besuches bei Schuberts überlebendem Bruder Ferdinand nämlich findet er unter zahllosen Manuskripten die bisher unbekannte Partitur der großen C-dur-Sinfonie Franz Schuberts! Ohne Schumanns Aufenthalt in Wien wäre das geniale Werk vielleicht verschollen geblieben, wäre es nicht beglückender Besitz der deutschen Musikwelt geworden. Dieser unerwarteten Freude eines großartigen Fundes und dem guten Fortschreiten der tondichterischen Arbeiten standen freilich auch in den Wiener Monaten manche verzweifelten Stunden gegenüber, die durch Friedrich Wiecks dauernde Feindseligkeit hervorgerufen wurden. Je schneller Schumann dem Ziele der Vereinigung mit Clara zustrebte, desto ferner schien es ihm durch ihren Vater entrückt zu werden. Und der feinfühlige Tondichter hatte wieder einmal unter melancholischen Depressionen zu leiden, die in beklemmenden Zuständen banger Ahnungen sich steigerten — als plötzlich die Nachricht eintraf, daß Roberts Bruder Eduard im Sterben liege. So war es oft: daß Schumann schmerzliche Ereignisse vorausahnte und -fühlte. Welche schwerwiegende Bedeutung muß da für diese sensitive Natur der endliche Entschluß zum Kampfe gegen Wiecks Terror haben! Denn es blieb ja kein anderer Weg mehr, wollten die beiden Liebenden zueinander kommen. Sie riefen das Gericht an, sie gingen noch durch unsagbare Gehässigkeiten und Verleumdungen, die der eigne Vater in lächerlicher Raserei um sie entfesselte, und sie konnten auf anderthalb Jahre zermürbender gerichtlicher Auseinandersetzungen zurückblicken, als sie endlich am 12. September 1840 in einer Dorfkirche der Leipziger Umgebung den Lebensbund schlossen.

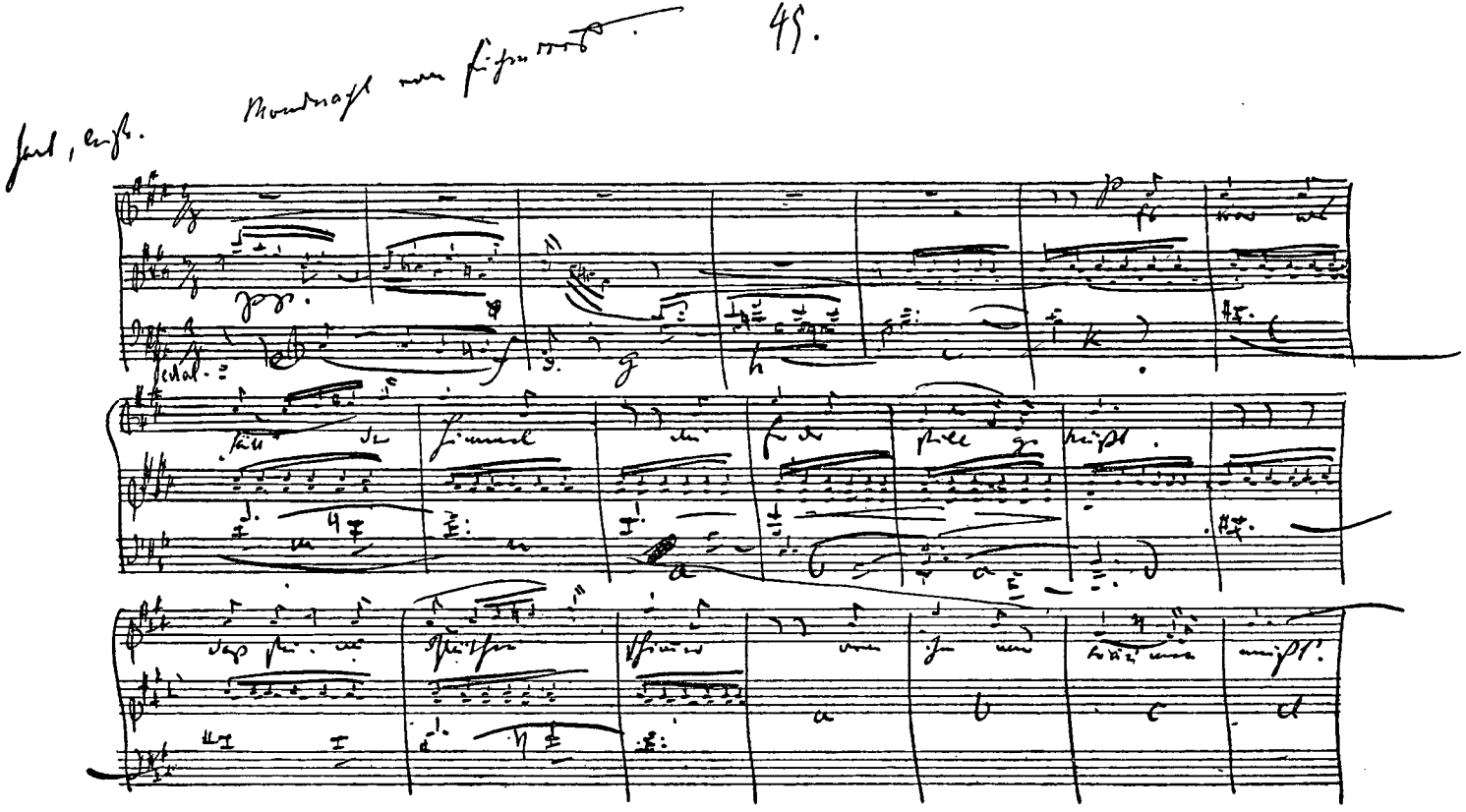
Es ist kein Zweifel, daß die aufreibenden Erfahrungen dieser letztvergangenen Jahre verhängnisvoll und nachhaltig auf das empfindsame Nervensystem des Meisters einwirkten. Und es mag wie eine Erlösung über ihn gekommen sein, als nach Überwindung der übelsten Umstände im Frühjahr 1840 ein wahrhaft reißender

Strom musikalischer Eingebung ihn wieder froh werden ließ und gleichzeitig die hohe Auszeichnung des Ehrendoktortitels von seiten der Universität Jena die besondere Anerkennung seines Genies vor aller Welt bekräftigte. Dieses Jahr wurde das große Liederjahr im Leben des Tondichters; die Mittel des Klaviers schienen einstweilen erschöpft, und wie in einem Sturmwind schuf der begnadete Musiker die Welt seiner Lieder — es war kein normales Schaffen mehr, es waren Eruptionen, vergleichbar den ungeheuerlichen Lieder-Ausbrüchen im Leben Schuberts oder Hugo Wolfs. „Ach, ich kann nicht anders, ich möchte mich totsingen wie eine Nachtigall" — das ist die Maienmelodie in Schumanns Briefen an Clara.

Der dichterisch veranlagte Musiker umfing ja leicht und mit untrüglichem Geschmack das große Gut der deutschen Lyrik, die ihm seit langem vertraut war: Eichendorff, Chamisso, Rückert, Goethe, Hebbel, Lenau, Geibel — aus diesen Dichtern und manchen andern noch wählte er mit völliger Sicherheit Gedichte, für deren Gehalte die Musik in ihm vorbereitet war; es ist in den wesentlichen Teilen seines Liederwerkes ein fortwährendes Empfangen aus der Dichtung und Geben an die Dichtung. „Einen Kranz von Musik um ein wahres Dichterhaupt schlingen — nichts Schöneres", das ist eines jener unverwechselbaren Schumannworte. Wie jeder große Gesangskomponist wurzelt er im übrigen im sinnfällig wahren schlichten Ausdruck des Volksliedes; aus ihm wuchs ja auch Schuberts Liedkunst, die für Schumann Vorbild war: die der subtilsten musikalischen Ausdeutung des Gedichts, des inneren Vorgangs. Die Kunst ferner der genauesten Verbindung von Gesang und Klavier; hierin mußte es ja den Klavierpoeten locken; das Instrument in der Welt des Liedes zu neuen besonderen Aufgaben zu befähigen. Und aus der intensiven Beteiligung des Klaviers an der Deutung des Gedichts ergibt sich etwas für Schumanns Lyrik sehr Charakteristisches: die nicht seltene Erweiterung des Liedes durch Vor- und Nachspiele auf dem Klavier.

Wie gesagt: die lyrische Haupternte brachte der Meister in diesem Jahre ein, die großen Zyklen „Liederkreis" op. 24 nach Heine und einen gleichnamigen nach Eichendorff, op. 39, den „Liebesfrühling" nach Rückert, op. 37, „Frauenliebe und Leben" nach Chamisso, op. 42, die „Dichterliebe" nach Heine, op. 48, und noch eine ganze Reihe von Liederheften — wer wollte in so knappem Rahmen auch nur ein annähernd genügendes Bild von dem ungeheuren lyrisch-melodischen Reichtum, der Ausdrucksfülle und -kraft, und von den Formenkünsten dieses großen Liederwerkes geben! Genug, es steht in seiner Vielgestalt gewichtig inmitten des Schumannschen Lebenswerks, wie inmitten der deutschen Liedwelt, wo es seinen hohen Platz zwischen Schubert und Brahms einnimmt.

Die Künstlerehe zwischen den beiden edlen genial begabten Naturen gestaltet sich nun vollends im Sinne des schönen Wortes, das Franz Liszt einmal über sie sprach: „Die Annalen der Kunst werden beider Gedächtnis in keiner Beziehung trennen und ihre Namen nicht vereinzelt nennen können ..." Sie leben endlich

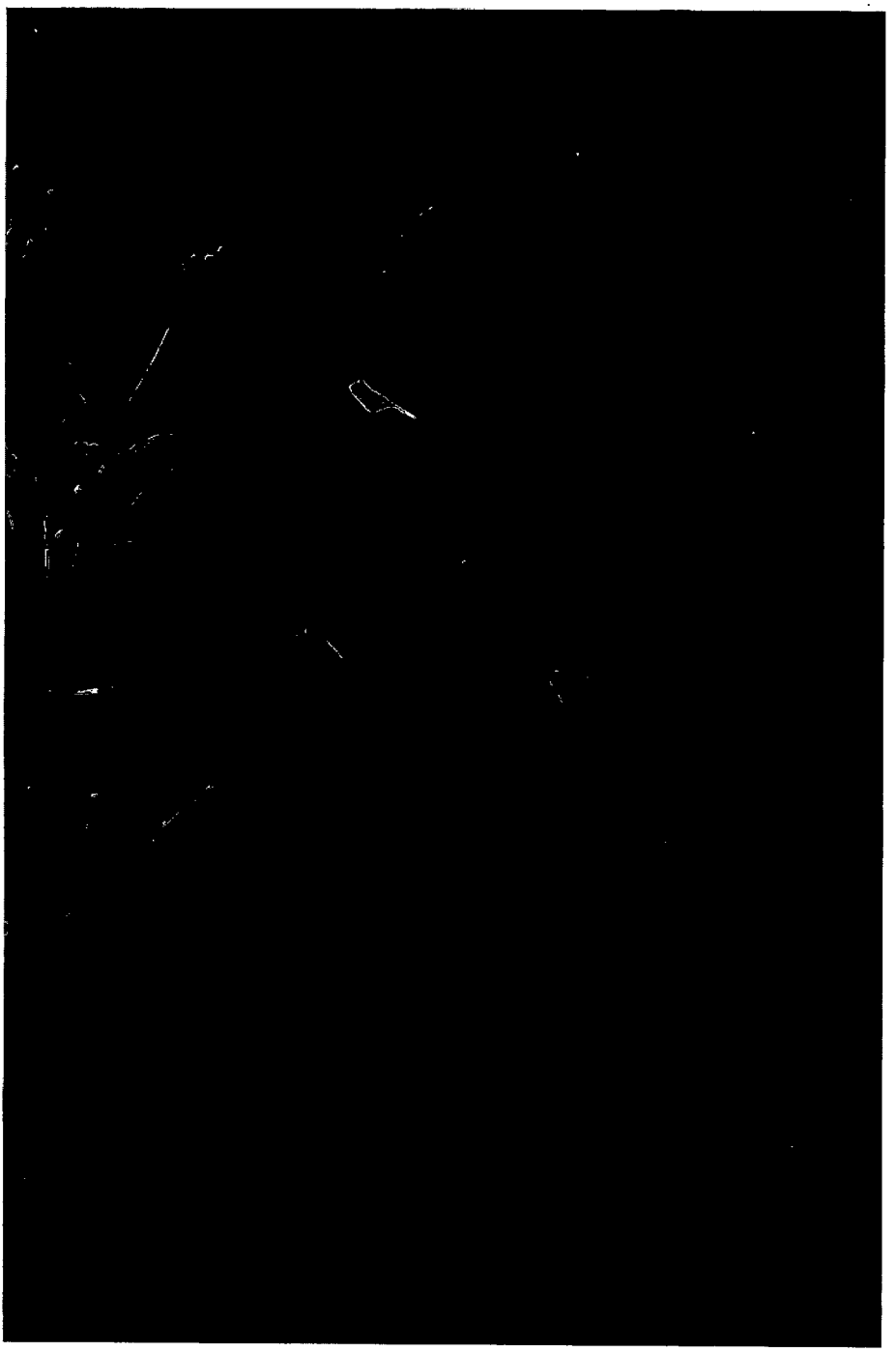


Schumanns eigenhändige Niederschrift seiner Komposition des Eichendorffschen Gedichtes „Mondnacht", 9. Mai 1840
Berlin, Staatsbibliothek

gemeinsam ihrer Kunst, schaffend, lernend, nachschaffend, einander ergänzend und anspornend, und in der Umfriedung der sorglich behüteten Innenwelt findet ihr Leben seine eigene Gesetzlichkeit und Form. Und Robert Schumann kann in seinem Hause nach Belieben sein, was er so gern ist: still. Aber die Stille ist vor allem Beschützerin eines unabsehbar sich aufschwingenden Schaffens, in welchem der Tondichter sich jetzt die große sinfonische Form erobert. In das Jahr 1841 tritt er mit der fast vollendeten Ersten Sinfonie B-dur (op. 34); und es wiederholt sich jetzt die schon in seinem Klavier- und Liederschaffen auffällige Erscheinung, daß er für ihn neue Kompositionsgattungen sogleich mit ganzen Gruppen von Werken bedenkt. So erfindet er nun vorerst nur für Orchester, und kaum hat die B-dur-Sinfonie ihre höchst erfolgreiche Uraufführung im Leipziger Gewandhause unter Mendelssohns Leitung erlebt — da steckt Schumann bereits tief in neuen Orchesterwerken: dem sinfonischen Zwischenwerk „Ouvertüre, Scherzo, Finale" op. 52, dem Klavierkonzert in a-moll op. 54, und der zweiten Sinfonie d-moll (die später als „Vierte" op. 120 bezeichnet wird). Dabei erreicht er in dem Klavierkonzert den überwältigenden Höhepunkt aller seiner Klavierwerke, er schenkt in diesen drei Sätzen (Allegro affettuoso, Intermezzo und Finale) der Gattung des Klavierkonzerts ein herrliches Juwel, das wiederum völlig abseits vom Typ des Virtuosenkonzerts steht und alle poetischen und phantastischen Elemente der Schumannschen Tonsprache in einer ungemein glücklichen Anwendung auf die große Form in sich vereinigt.

Der Schwung des Schaffens hält an und treibt ihn weiter, wieder in ein ihm neues Gebiet: das Jahr 1842 gehört in erster Linie der Kammermusik. In zwei Sommermonaten entstehen die drei Streichquartette in a-moll, F-dur und A-dur, op. 41; im September kommt das Klavierquintett in Es-dur op. 44, im Oktober das Klavierquartett in Es-dur op. 47 dazu. Und auch hierin meistert er von Anbeginn die Form, den Stil der Kammermusik; er ist sogleich fertig darin; von selbst weiten sich die Eingebungen in die größere Form, in die ganz besondere Klangwelt von mehreren zusammenstimmenden Instrumenten. Schon die Streichquartette strotzen von einer Fülle blühender, feingeformter, tief aus den Klangbereichen der vier Instrumente empfundener Musik. Aber dann ist es dem Meister offenbar nicht genug damit — das Klavier bietet eine allzu verlockende Erweiterung zu den Streichinstrumenten; und in dem Klavierquartett und -quintett, die beide in kraftvollem Es-dur stehen, gelingen dem Tondichter seine bedeutendsten, erfülltesten Kammermusiken. (Sie gehören mit dem Streichquartett in A-dur heute noch zu den meistaufgeführten Werken der Gattung überhaupt.)

Ein neues Moment nun bereichert übrigens — und beunruhigt bisweilen — Schumanns Leben: das Paar unternimmt gemeinsame Konzertreisen; Clara wiederholt auch allein — Robert wird hier und da eingeladen, seine sinfonischen Werke zu dirigieren; und große Erfolge wechseln mit gelegentlichen Enttäuschungen. Um ihn noch fester mit dem Leipziger Kunstleben zu verknüpfen,



Robert Schumann
Daguerreotypie, 1850. Zwickau, Schumann-Museum



Robert Schumann, Jugendbildnis
Pastellminiatur, um 1834
Zwickau, Schumann-Museum

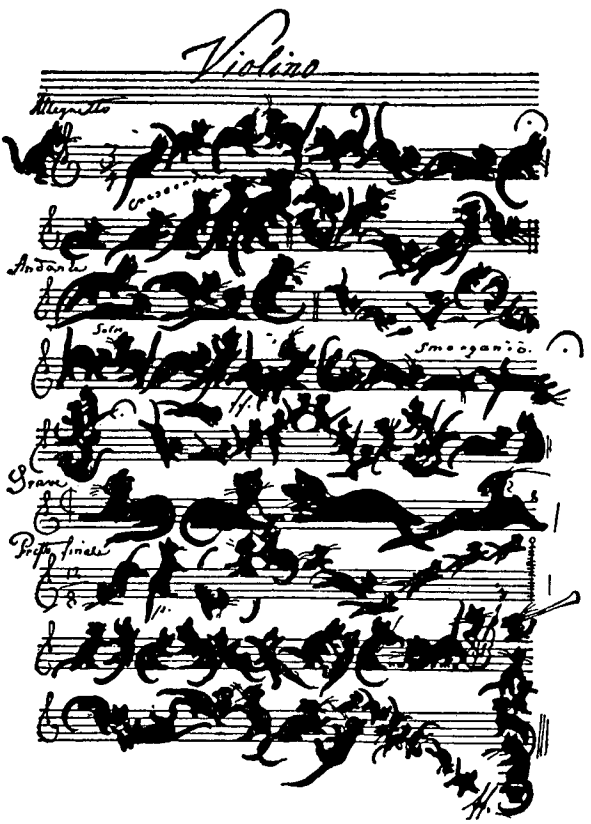


Clara Wieck, Schumanns spätere Gattin
Zeichnung von Elvire Leyser, 1836
Leipzig, Stadtgeschichtl. Museum



Robert-Schumann-Zimmer im Schumann-Museum in Zwickau

beruft Mendelssohn als Direktor des neu gegründeten Konservatoriums den Freund in das Lehrkollegium. Und mit dem in vier Monaten entstehenden Oratorium „Das Paradies und die Peri" op. 50 — „ein Oratorium nicht für den Betsaal, sondern für heitere Menschen", so charakterisiert der Meister es — erringt er in dieser Zeit nun auch auf dem Gebiete der Chorkomposition großen Stils die Palme; die von Schumann selbst dirigierte Uraufführung des vorwiegend lyrischen Stückes bedeutet für seinen Schöpfer einen überwältigenden Triumph.



„Katzensymphonie." Federzeichnung von Moritz von Schwind, 1866. Robert und Clara Schumann hatten einen „Orden der schwarzen Katze" gegründet. Frankfurt a. M., Privatbesitz

Das alles sind gewiß Zeichen immer höheren glücklichen Aufstiegs, immer deutlicherer Prägung der geschichtlichen Stellung Schumanns. Aber daneben entwickelt sich in seinem Innern jenes schon angedeutete, zunächst noch unerkannte Leiden, das ihn von Jahr zu Jahr mit unheimlichen Symptomen peinigt. Es sind nicht mehr nur Zustände gelegentlicher Überarbeitung; auffälliger vielmehr ist eine öfter auftretende krankhafte Apathie. Da gibt es dann Wochen einer nicht mehr natürlich erscheinenden Abgeschlossenheit Schumanns, einer Insichgekehrtheit, in die nicht einmal Clara recht einzudringen vermag. Und hierdurch wird beispielsweise eine mehrwöchige Konzertreise in Rußland ganz empfindlich gestört. Nach der Rückkehr von dort stellt sich vorübergehende Besserung ein; aber nach kurzer Zeit quälen den Leidenden neuerlich bedenkliche Zustände — was geht vor in ihm? Niemand weiß das genau zu sagen; da beschließen Schumanns, nach Dresden zu übersiedeln — eine völlig andere Umgebung, neue Menschen, neue Pläne, das verspricht seelische Hilfe.

In dieser Stadt ist der Meister, sind seine Werke nur ganz wenigen Menschen bekannt, unter ihnen vor allem dem Komponisten Ferdinand Hiller und Richard

Wagner, der zu dieser Zeit schon den „Tannhäuser" schreibt und als Hofkapellmeister eine führende Stellung einnimmt. Schumann kannte Wagner schon flüchtig; nun begegnen sie einander als berühmte Künstler wieder, und Wagner, der dem Davidsbündler einst begeistert zugestimmt hatte, mag denken, daß er in ihm jetzt einen kämpferischen Bundesgenossen auf dem Dresdner Boden bekomme. Doch Schumann ist kein Davidsbündler mehr, er hat die Leitung der Zeitschrift in andere Hände übergeben, er lebt nur noch seinen Werken und hält sich abseits; er mißbilligt Wagners „enorme Suade", und dieser wiederum ist tief enttäuscht von Schumanns Abgekehrtheit, von seiner Stille und Wortkargheit, und so können die beiden höchst verschieden gearteten großen Zeitgenossen nichts miteinander anfangen.

Indessen wächst und reift des Tondichters Lebenswerk weiter hinan. Eine große unerfüllte Sehnsucht ist noch in ihm: zur Oper; und auf einem Umwege gelangt er schließlich auch dorthin. Der Umweg aber bestand in der Komposition von „Szenen aus Goethes Faust", die ihn jahrelang beschäftigten und ein umfangreiches, in seinen Teilen sehr wertverschiedenes Werk für Soli, Chor und Orchester wurden. Es waren durchaus die szenischen Vorstellungen, die ihn zu dieser Tondichtung inspirierten, und es ist verständlich, daß er von hier aus seine Gedanken immer lebhafter auf die Opernbühne richtete. In der romantischen Märchenoper „Genoveva", nach Hebbels Dichtung, wagt er den Schritt, und in fiebernder Arbeit, in etwa sieben Monaten des Jahres 1848, stellt er das Werk in der Skizze fertig — nicht seine glücklichste Schöpfung freilich. Die Oper konnte sich trotz des äußeren Erfolges ihrer Uraufführung in Leipzig nicht im Spielplan der deutschen Opernbühnen einbürgern. Sie teilt das Schicksal von Webers „Euryanthe" und das der Opern von Marschner: bei aller Fülle und Schönheit ihrer Musik vergessen zu sein, einfach, weil diesen Werken keine Klarheit und Wirkung auf der Bühne beschieden ist. „Genoveva" ist in ihrem unklaren Stil ein Versuch der Vermittlung zwischen alter Oper und dem Musikdrama; ihr Text hat große dramaturgische Schwächen, die vor allem in der Ungleichheit der Charakterisierung der Personen liegen; und der Musik, die an lyrischen Schönheiten reich ist und auch hier und da äußerliche dramatische Akzente aufweist, mangelt eben doch die eigentlich dramatische Grundkraft, die ursprüngliche Bühnenanlage. Schumann war ein großer Musiker, aber kein geborener Dramatiker — das zeigt eben diese Oper.

Aber etliche andere Werke, von denen die Zeit der „Genoveva" umrahmt wurde, sind wieder um so vollgültiger. So entstand noch vor der Oper die C-dur-Sinfonie; so bereicherte Schumann seine Kammermusik durch die reifen, formvollendeten Klaviertrios in d-moll und F-dur. Und sofort an „Genoveva" anschließend komponierte der Meister eines seiner bedeutendsten und für seine Natur charakteristischsten Werke: Byrons „Manfred" (op. 105). Es ist eine Art von dramatischem Oratorium für Soli, Rezitation, Chor und Orchester, und die Gestalt Manfreds, der erst in der Unterwelt Erlösung und Todesruhe vor seinem durch tödliche

Treuloſigkeit belaſteten Gewiſſen findet, dieſe der Erlöſung zuſtrebende Geſtalt kam Schumanns ſeeliſcher Verfaſſung entgegen und gab ihm mit ſeine herrlichſte Muſik von leidenſchaftlicher Melancholie und Sehnſucht ein. Und dieſe Muſik offenbart insbeſondere in der Ouvertüre ihre Genialität.

Heiße, füllige Jahre vielſeitigen Schaffens waren das alſo, dieſe Zeit von 1845 bis 1850, in der die Arbeit freilich auch viele Unterbrechungen erfuhr, durch Konzertfahrten wiederum, durch ein erſtes Schumannfeſt in ſeiner Heimat Zwickau, ſpäter ein anderes in Leipzig, auch durch traurige Ereigniſſe, wie den Tod Mendelsſohns und den des Bruders Karl, perſönliche Verluſte, die Schumann ſehr tief trafen, wie ihn andererſeits der Dresdner Aufſtand im Mai 1849 in die heftigſte Erregung verſetzte. Doch weitaus bedeutungsvoller wurde für Schumann ſein trotz mancher Erholungskuren und Gegenmaßnahmen offenbar unaufhaltſam fortſchreitendes Nervenleiden. Immer häufiger zwang es ihn in dieſen Dresdner Jahren, die Feder und das Klavier ruhen zu laſſen, in immer neuen Symptomen übte es ſeine grauſam beunruhigende Wirkung auf Geiſt und Gemüt des Meiſters aus. Bald waren es plötzliche, erſchreckende Schwächezuſtände des Körpers, bald Tage voll quälender Todesfurcht, dann wieder lang anhaltende Melancholie, endlich geradezu zerſtörende Gehörshalluzinationen, die ſeine Ohren mit tagelangem Brauſen und mit dem Erklingen des Tones „a" erfüllten; und zu Zeiten wie denen jener Todesfälle geiſtern durch ſeine Briefe an Freunde bisweilen Gedanken von trübſter Ahnung. Blickt da ſein inwendiges Geſicht nicht ſchon manchmal über die Grenzen des Geiſtes, ſo daß die Schau der jenſeitigen Welt ſein Unterbewußtſein berühren mag?

Dennoch: der Vierzigjährige, auf der Höhe ſeines Ruhms, überſiedelt mit Clara und den drei Kindern, die ſie ihm bisher geſchenkt hat, nach Düſſeldorf, wo das Paar nun noch einmal ein wirklich neues Leben beginnt. Die Rheinländer kommen ihnen mit Ehrfurcht und Enthuſiasmus zugleich entgegen, der bedeutende Name beſitzt „Zugkraft" beim Publikum der Sinfoniekonzerte, die zunächſt ſehr erfolgreich verlaufen, und die rheiniſche Geſelligkeit umfängt die beiden Menſchen mit allem Frohſinn der weinreichen Landſchaft. Sofort entſtehen hier auch neue gewichtige Werke, wie das Cellokonzert in a-moll und die Es-dur-Sinfonie, von zahlloſen Kompoſitionen der verſchiedenſten Gattungen und Grade nicht zu reden.

Die Sinfonie in Es-dur iſt die letztentſtandene in der Reihe der vier Sinfonien Schumanns, auf die nun noch ein Blick notwendig wird. Man darf in dieſen Sinfonien nicht, wie es vielfach geſchehen iſt, Vergleiche zur Sinfonik etwa eines Beethoven ſuchen. Es gibt in dieſen vier ſinfoniſchen Werken keine großen Probleme, es ſind ja Sinfonien eines poetiſchen Muſikers, keines Dramatikers, und ihre Inhalte ſtimmen im weſentlichen mit denen der großen Klavierwerke und der Kammermuſik überein. Kernige Lebensfreude, leidenſchaftliche Aufwallung von Melancholie, innige friedevolle Träumerei, das ſind die hauptſächlichen Empfindungskomplexe, wie im geſamten Lebenswerk, ſo hier wiederum

in die große Form geweitet; und diesem Grundgehalt entsprechen die kräftigen und warmen Klangfarben der Instrumentation. Die Erste Sinfonie B-dur op. 38 eröffnet kraftstrotzend mit ihrer unbeschwerten schönen Melodik die kleine Reihe, in der als „Zweite" die C-dur-Sinfonie op. 61 erscheint und eine wesentlich wichtigere Stellung behauptet. Hier beherrscht ein fanfarenhaftes Motiv das ganze Werk, dessen Ecksätze eine abermals kraftvolle Thematik doch in viel kunstvolleren Verwandlungen und Entwicklungen zeigen, als die Hauptsätze der B-dur-Sinfonie. Die hinreißende Lebensfülle dieser Sinfonie ist ein großartiger Ausdruck der „florestanischen" Seite von Schumanns Natur, wie die „Vierte" in d-moll op. 120 ihrerseits noch einmal den schwärmerischen Melancholiker, den sinnierenden Tonpoeten in einem herrlich inspirierten, großgearteten sinfonischen Bau offenbart, der erst im Schlußsatz auch die lebensfreudige Haltung gewinnt, von der die andern Sinfonien vorwiegend bestimmt sind. Zwischen diesen beiden Sinfonien großen Stils steht als „Dritte" in Es-dur op. 97 die „rheinische" Sinfonie, die unter dem Einfluß der neugewonnenen Düsseldorfer Heimat als ein einziges frohes Lied an das Leben sich gestaltete.

Doch indem Robert Schumann dieses Lebenslied sang, trat er schon in den letzten Abschnitt seines Daseins ein. Seine Dirigierkunst fand im zweiten Winter in Düsseldorf vielfach Ablehnung, und im dritten mußte er den Dirigentenstab in andere Hände legen. Es zeigte sich doch, daß er als Dirigent nichts Führendes und Faszinierendes hatte, daß er bisweilen dem Orchester nicht voll gewachsen war — um so tiefer versank er in diesen Jahren in seine geliebte Stille, versponn er sich in seinen Empfindungen und Empfindsamkeiten. Noch trägt ihn der Lebensstrom; Reisen, in die Schweiz, nach Holland, begeistern ihn nicht weniger als die Erscheinung des jungen Johannes Brahms, dem er noch einen prophetischen und zugleich seinen letzten Aufsatz widmet. Aber allmählich gewinnen doch die Dämonen der Nacht Herrschaft über dieses gesegnete Schöpferleben, und zu Beginn des Jahres 1854 setzen sie zum letzten Sturm an. Merkwürdige Zeichen hatten schon vorher auf eine entscheidende Veränderung in Schumanns geistigem Wesen hingedeutet. Er hatte überzeugtes Vergnügen am — Tischrücken gewonnen, und eine gewisse religiös-mystische Begeisterung hatte ihn gepackt. Jetzt begann er verzückten Gefühls engelhafte Musik zu hören, die sich aber schnell auch in das Brüllen wilder Tiere zu verwandeln schien; die Nerven spielten ihm immer heftiger mit, er geriet in einen „förmlichen Nervenparoxysmus", und nun ist kein Zweifel mehr über das entsetzliche Leiden des Tondichters, der endlich in einem Anfall aufs höchste gesteigerter Melancholie am 26. Februar 1854 in den Rhein springt. Er wird von dem Tode des Ertrinkens gerettet — aber niemand kann seinen Eingang in die Nacht des Wahns aufhalten. Schon im April wird er in eine Irrenheilanstalt nach Endenich bei Bonn gebracht, und dort durchläuft er langsam, allzu langsam alle Stadien der geistigen Auflösung, bis er am 29. Juli 1856 seine ewige Ruhe findet: der große romantische Genius der deutschen Musik.

Franz Grillparzer

1791—1872

Von

Wilhelm von Scholz

Die Unsicherheit seelischen Beurteilens, mit welcher aller lebensgeschichtliche Stoff behaftet ist, wird an nichts so klar wie an zwei biographischen Aufsätzen über den großen Märchenerzähler Andersen, die beide von dänischen Verfassern herrühren. Der eine betont das viele Schwere, Trübe, recht eigentlich Glücklose in Andersens Leben, spricht zuletzt von dem „einsamen, liebesarmen alten Dichter" und gibt so den wehmütigen Ausklang eines trotz inneren Reichtums und großer äußerer Erfolge nicht glückgekrönten Lebens. „Viele, viele Jahre war es Andersen vergönnt, als der berühmte Dichter zu leben, und wie nur wenige schwelgte er in seinem eigenen Ruhm; er thronte in seinen letzten Jahren als der gute alte Dichter, als der geweihte Dichterpatriarch, dem alle Welt huldigte" — sagt der andere Biograph. Man könnte bei diesen sich widersprechenden Sätzen auch an den einsamen alten Grillparzer denken, obwohl sich bei ihm die Waage zugunsten der trüberen Anschauung neigen muß.

Die Schwierigkeit, sich von augenblicklichen Stimmungen in Briefen, von Gewohnheit gewordener Klage und geflissentlichen Umdeutungen der Ereignisse, von Irrtümern der Mitlebenden, von „der Parteien Haß und Gunst" nicht täuschen zu lassen, ist besonders groß, wenn ein geistiger Schöpfer dargestellt werden soll, der in einem nicht sehr bewegten äußeren Leben stand und nur in einer inneren Biographie zu erfassen ist. Bei Grillparzer tritt hinzu, daß auch die Betrachtung seines Werkes keine einfache, klare, unmittelbar wertende sein kann, daß vielmehr die Verflechtung dieses Werkes in das Schrifttum seines und des unmittelbar vorangegangenen Zeitalters wie in das ihm durch Studium und Wissen reichlich erschlossene früherer Jahrhunderte und anderer Völker die literarischen Einflüsse oft Grillparzers Eigenes überwiegen läßt. Und wenn man auch das harte, ehrfurchtslose Urteil über den österreichischen Dichter, das vorschnelle junge Stürmer und Dränger, denen nur das Wilde Eindruck macht, wie gereifte ältere Männer, die nur Höchstes noch gelten lassen wollen, manchmal gleicherweise fällen: „Lesefrüchte!" ablehnen muß, weil immer wieder der bedeutende echte Dichter sich bekundet, so steht doch im Tagebuche des freilich erst Achtzehnjährigen selbst: „Meine Nachahmungssucht übersteigt allen Glauben. Alle meine Ideen formen sich nach jüngst Gelesenem."

Es erhebt sich bei Grillparzers geschichtlicher Stellung die Frage: Ist dieses Fußen seines Schaffens auf schon in Wort und Schrift festgehaltenem Leben ein

Vorwurf? eine Herabminderung? Sind nicht Goethes „Götz", Goethes „Iphigenie", selbst der „Faust" durchaus auf alte Dichtungswerke gegründet? Wie abhängig ist Kleists „Amphitryon" von Molières Urbilde? Wie bauen sich alle geschichtlichen Dramen Schillers auf Schrifttum auf! Wie schimmern durch die große Isabella-Manuel-Cäsar-Szene der „Braut von Messina" die Auftritte hindurch, die Schiller aus den „Phönizierinnen" des Euripides übersetzt hat, wie durch Geßlers Tod der Shakespearesche des „Cäsar"!

Das Fortführen eines Stoffes aus älterer Dichtung in eine erhöhte neuere ist nicht nur in der „klassischen Epoche" unserer Schrifttumsgeschichte festzustellen, sondern auch bei Shakespeare, bei Calderon, bei den mittelalterlichen Epikern und anderen. Aber es scheint uns in unserer großen Dichtungszeit besonders auffallend. Durchaus sinngemäß! Denn unser meisterliches Schrifttumsalter war eine Zeit reiner und höchster Vollendung. In einer solchen wird die Vorarbeit vieler Geschlechter ergriffen und das Ewige aus ihr herausgemeißelt, das in einem Arbeitsgang nicht zu gewinnen ist, das sich erst in Jahrzehnten und Jahrhunderten abklärt, das immer wieder eingeschalteter Genies bedarf, um schließlich in Goethes „Faust" der endgültige „Faust" zu sein. Der unmittelbare Zusammenhang mit dem quellenden Leben ist dennoch da. Es ist es ja, das sich nun, die Vollendung schaffend, in die von den Vorgängern geleistete Erst- oder auch Zwischengestaltung ergießt, sich in ihr vermehrt, vervielfacht, die höchste, letzte Formgebung erreicht.

*

Grillparzer ist am 15. Januar 1791 in Wien geboren worden — im Jahr der „Zauberflöte" und des sterbenden Mozart. Er ist damit Nachfahr der Altersschaft, die unsere Klassik heraufführte, deren Jüngster, Heinrich von Kleist, 1776 zur Welt kam. Kleist war geistig noch Bruder der Älteren, während Grillparzer schon ihr Sohn, wenn nicht ihr Enkel ist — und erst Hebbel wieder ein neuer Umsturz und Beginn. Nachkomme, Epigone sein ist kein beneidenswertes Los. Grillparzer hat es mit Würde, Stolz, mit einer Art, den Vätern ebenbürtig zu bleiben, getragen und sich damit der hohen Ahnenreihe zugesellt.

Vorweg sei gesagt, was ihm fehlt! Es ist das, was der andere große österreichische Theaterdichter mitbekam und besaß, der um ein halbes Jahr vor Grillparzer geborene Ferdinand Raimund: das derbe, lebendige, blutvolle Volkstum, das alles Geschehen, sei es geschichtlich oder phantastisch-märchenhaft, immer als eine Art sehr verständlicher nicht besonders erhabener Gegenwart sieht, in der tüchtig gegessen und getrunken wird, in der man lacht, Humor hat, singt, tanzt, harmlos fröhlich ist und sehr gefühlvoll und gerührt sein kann. Dem Dichter des „Verschwenders" und des unsterblichen Hobelliedes fehlte dafür nicht nur die Hoheit und der Adel des Medea-Dichters, auch dessen Maß an Form und Gestaltung. Als hätte das österreichische Schrifttum seinen Goethe gespalten in den, der Sybel, Frosch, Brander und ihre Genossen schuf, und den anderen, von dem

der „Egmont", der „Tasso", die „Iphigenie" stammen. Das Untergründige also, das Shakespeares höchste Stärke ist, fehlt Grillparzer.

Nun ist ein Maß des Hohen, Edlen in der Kunst denkbar, das alles Untergründige in sich längst überwunden hat und es nur noch als Naturkraft im unsichtbar Inneren trägt: Sophokles als Gipfel der griechischen Tragik und von Neueren Hölderlin in der Überhöhe seines „Empedokles", auch Schiller trotz der gesunden Derbheit von „Wallensteins Lager" und Kleist trotz der niederländischen Dörperlichkeit des „Zerbrochenen Kruges". Aber allen diesen kommt Grillparzer an Hoheit, Adel, Größe nicht gleich, so bewundernswerte, nicht durchaus bekannte Szenen von königlichem Wesen, gereifter Überlegenheit, herrscherlicher Größe er geschrieben hat; im „Ottokar", im „Bruderzwist", der „Libussa" und den anderen Dramen.

Wir werden Grillparzer weder im blutvoll Volkstümlichen noch im Adligen als Gipfel ansehen, aber uns seiner doch immer bald erinnern, sobald wir uns mit der Klassik beschäftigen, und dann auch nach seiner Schönheit und Vielfältigkeit lebhaftes Verlangen tragen. Grillparzer ist einer der Dichter, bei denen man weniger in dem eben aufgenommenen Werk genießend fortschwelgt und sich nicht loszureißen vermag, als vielmehr nach einem Werke gleich Spannung und Begier auf das nächste hat; von denen man, wenn man ihm jung einmal verfallen ist, nicht genug bekommen kann. Ich habe öfter, wenn ich einmal ein Grillparzersches Stück sah oder las, die ganze andere Reihe seiner Schauspiele von neuem mit Genuß wiedergelesen. Denn es ist bei Grillparzers Fleiß und langem Leben wirklich eine Reihe geschaffen worden, die dem Verlangen, mit diesem Dichter in Bindung zu bleiben, noch lange ihn und immer mehr ihn zu lesen, entgegenkommt und Genüge leistet. Was bei Goethe und Shakespeare, bei denen man vom einzelnen Werke festgehalten und zurückgezwungen wird, Erschwerung und Mühe, ja manchmal Abhaltung bedeutet: daß sie so viel geschrieben haben, das ist bei Grillparzer gerade die Ermöglichung langen Vertrautseins mit ihm, das fesselt an ihn, wie es den jugendlichen Leser an Walter Scott fesselt.

Dabei ist unstreitig einer der großen Reize seiner Schauspiele, so der „Sappho", des „Hero-Leander"-Dramas, von „Traum ein Leben" und anderer, die Lyrik der Wechselrede, der Versklang — der starke Band Grillparzerscher Gedichte aber enthält kaum ein wesentlich lyrisches Gedicht; trotz allen Widerspruchs seiner unbedingten Anhänger: die Gedichte sind tote, leblose Lyrik, in der kein Nerv zuckt.

Was Grillparzers Rang endgültig bestimmt, ist seine Stammesbesonderheit, sein Österreichertum. Als größtem Dramatiker der alten Südostmark und ihrer Kultur, wohl auch überhaupt als dem am stärksten hervortretenden österreichischen Dichter, einem geborenen Wiener zudem, der in sich und seinem Werk die hohe Bühne Österreichs darstellt, wächst ihm eine dichtungsgeschichtliche Bedeutung zu, die selbst seine Verkleinerer nicht übersehen können.

*

Grillparzers Leben beginnt, verläuft und endet in Wien. Die Reisen — in deutschen Gauen, in Italien, Griechenland, Frankreich, England — bereichern es wohl. Aber es ist und bleibt durch Wien bestimmt. Die Stadt der großen deutschen Musik, überlieferungsgehüteten Theaters, herrlicher Baukunst und einer so vielfältigen politischen Geschichte, wie sie umfassender vielleicht nur Rom aufweist: welche Fäden liefen hier zusammen, wie nahe war hier die Berührung mit der Ostwelt, mit Welschland und dank der Bedeutung der Stadt mit ganz Europa! Das Theaterleben Wiens hat Grillparzers Talent zur Betätigung gerufen, die Musik seine Seele durchtränkt und, sicher nicht nur zu den vielen Gedichten auf die Tonkunst, fruchtbar gemacht; in der österreichischen Geschichte aber fand er Stoffe und auch für Stoffe aus anderer Umwelt dramatischen Puls, in der Architektur Stimmung und Hintergründe.

Der Vater Grillparzers muß nach den überkommenen Schilderungen in einigen Zügen dem kaiserlichen Rat Goethe entfernt geglichen haben. Er war Anwalt: klug, pedantisch, hartnäckig, josephinisch-aufklärerisch und wenn nicht Freigeist so doch wohl Zweifler; während der zweimaligen Besetzung Wiens durch die Franzosen leidenschaftlich hassend, so daß man noch besonders an den Rat Goethe denkt. Der Vater starb, als der Sohn achtzehn Jahre alt war. Sein Nachwirken und sein Einfluß sind wohl — ebenso wie es die von Goethes Vater waren — gewichtiger und tiefer, als sie dem oberflächlichen Blick neben den mütterlichen scheinen mögen.

Die Mutter Grillparzers, von der sicherlich auch lebendige seelische Ströme, die Dichtung wurden, und wesentliche Gaben sonst dem Dichter zuflossen, war nun aber alles andere als eine Frohnatur mit der Lust, zu fabulieren. Sie lebte in der Musik, die in ihrem elterlichen Hause Sonnleithner eine echte Heimstatt hatte, trug aber Dunkelheit und Wirrnis in der Seele. In einem Anfall von schwermütigem religiösem Wahnsinn endete sie selbst ihr Leben am 24. Januar 1819. Ihr seelisches Erbe, das bei einem von Grillparzers Brüdern auch der Selbstmord war — noch vor dem Tode der Mutter —, gesundete in dem Dichter halbwegs zu Bitterkeit, Galligkeit, Grübelei, zeitweiliger Verdüsterung und unfrohem, mürrischem Wesen. In dem freilich durch manche lebenswierigen Verärgerungen gesteigerten Mißmut, mit dem der alternde Grillparzer auf einer Bank im Prater sitzend die Frage, ob er nicht wieder ein Lustspiel schreiben werde, abweist: „Ich sitz' hier und denk' mir meine Lustspiele!" ist ein Klang davon.

Jugend und Schulzeit Grillparzers sind ohne rechte Leitung und Führung; sie vollziehen sich nach Vermögensverlusten des Vaters unter ärmlichen Verhältnissen. Die Eindrücke einer ungeordneten, abenteuerlichen Lektüre, zu denen man hier auch das Textbuch der „Zauberflöte" rechnen muß — der kleine Franz bekam es von einem Stubenmädchen seiner Mutter, das als Kind in Mozarts Oper einen Affen gespielt hatte, zu lesen —, die des volkstümlichen Leopoldstädter Theaters mischen sich mit denen aus einem offenbar von kauzigen Lehrern

erteilten mangelhaften Unterricht. Sechzehnjährig beginnt Grillparzer juristische Studien um der künftigen Versorgung willen und leitet damit ein eigentlich nur erduldetes, freudeloses Beamtersein ein, dem allerdings zunächst noch Hofmeister- und Hauslehrertum, zum Teil mit dem Studium gleichzeitig, vorangeht. Mit Freunden gründet der Student eine Bildungsgesellschaft, in der er — das mag auf sein künftiges Schaffen hingewirkt haben — eine Rede auf Rudolf von Habsburg hält. Aber auch einfach die Tatsache, daß man sich hier des Worts und der Sprache zu geistigen Zwecken bedient, fördert den angehenden Dichter, der an einer „Blanca von Kastilien" arbeitet.

Nach einer schweren Erkrankung beginnt Grillparzer 1813 seine Beamtenlaufbahn, im Leben durch sie nicht wesentlich unterstützt, im Dichten gehemmt. Unfroheit kommt auch von außen an sein innerlich belastetes Dasein, in das aber doch sein Schaffen wohl Sonnentage gebracht haben muß. Der Fünfundzwanzigjährige wird mit Schreyvogel bekannt, der mancherlei Bearbeitungen für das Burgtheater machte. Dem Einfluß dieses dichterisch empfindenden Mannes ist es zuzuschreiben, daß die „Ahnfrau", Grillparzers erstes beachtenswertes und zugleich mit der wilden Räuberromantik gewiß allervolkstümlichstes Werk, entsteht. Schreyvogel, dessen unter dem Namen West veröffentlichte und, wenn auch heute ganz veraltete, doch für die damalige Zeit dankenswerte Theaterbearbeitung von Calderons „Leben ein Traum" eine nicht ungeschickte dramaturgische Hand zeigt, soll an der schließlichen Bühnengestaltung der „Ahnfrau" mitgeholfen, die etwas plumpe Unterstreichung der Schicksalsdramatik veranlaßt und dem Stück die Aufführung vermittelt haben, die im Theater an der Wien am 31. Januar 1817 stattfand.

Der unbekannte junge Verfasser wohnte der Aufführung im Zuschauerraum bei und mußte hören, wie ein sichtlich nicht ohne Wohlwollen teilnehmender Besucher zu Grillparzers Entsetzen immer wieder vor sich hin sagte: „Grell, grell!" Grillparzer erzählt diesen kleinen Vorfall in seiner stellenweise lebendigen und farbigen Selbstbiographie unter anderen seelischen Bedrückungen, die ihm die erste Aufführung der „Ahnfrau" brachte, nach der er beschloß, nie mehr die Aufführung eines seiner Stücke im Zuschauerraum anzusehen.

Sind die beim Theater ja nie vermeidbaren Unannehmlichkeiten zusammen mit diesem „Grell, grell!" Anlaß gewesen, daß Grillparzer von seiner ursprünglichen Bahn, jedenfalls von der Bahn, die dieses Stück doch ankündigt, schon mit seinem zweiten Schauspiel und endgültig abweicht und vielleicht nicht den Weg gegangen ist, der als gegeben vor ihm zu liegen schien? Er hatte die „Ahnfrau", deren flüssigen vierfüßigen Trochäus er der Lektüre Calderons verdankte, aus der Geschichte eines französischen Räubers Jules Mandrin und aus einem Gespenster-Volksmärchen zusammengeschweißt. Auch hier liegt wieder der in der Schrifttumsgeschichte häufige Fall vor, daß sich im Geiste eines späteren Dichters zwei ältere Stoffe durchdringen und zu etwas Neuem, Eigenem, Starkem werden.

Ähnlich wie Schiller bei den „Räubern" gelang hier dem anfangenden Dramatiker sogleich ein kraftvolles, gewiß in manchem „grelles" Werk, das er im Hinblick auf die unmittelbar drastische Wirkung kaum wieder erreicht hat und von dessen Art er sich aus Geschmack, aus Ärger über törichte Kritik und aus ästhetischem Streben vielleicht zu Unrecht bald abwandte. Der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß die hier fruchtbar begonnene — schon mit dem nächsten Schauspiel „Sappho" (1818) abgelenkte — Entwicklung zu einem originaleren Grillparzer hätte führen können, bei dem man sich so leicht keines Mangels bewußt geworden wäre.

Der große Bühnenerfolg der „Ahnfrau" setzte sich mit der „Sappho" fort. Auf diesen Stoff war Grillparzer durch den Vorschlag, aus dem Schicksal der lesbischen Dichterin einen Operntext zu schreiben, gestoßen. Goethes „Iphigenie" hat Pate gestanden — er sagt selbst einmal, daß er hier mit „Goethes Kalb gepflügt hat" —, aber die Hoheit der Gestalt nur so weit in dem jüngeren Dichter nachgewirkt, daß noch ein irdisches, dramatisch-tragisches Schicksal möglich wurde.

Gegenüber der Räuberromantik und kräftig blutrünstigen Jugendtheatralik der „Ahnfrau" ist die klassischere Ausgeglichenheit und die gewisse Verklärung der „Sappho" das am meisten ins Auge fallende Kennzeichen des neuen Stückes. In der „Ahnfrau" war der Ring um Handlung und Welt der Tragödie noch eng geschmiedet; das Draußen war sozusagen undurchsichtige Nacht, aus der Jaromir trat, in die er verschwand, aber der ganze Vorgang ist in die düsteren Hallen des Schlosses gebannt — was den geborenen Dramatiker verrät. Der könnte ein Drama in einem Schiff auf hoher See spielen lassen, wo nichts mehr von außen hineinkommt und die handelnden Personen schon durch ihre Lage, rings vom wegelosen Meer umgeben, zum Drama gezwungen sind.

In wie ausgesprochenem Gegensatz steht damit Grillparzers Jugendstück zu der epischen Erdweite des „Götz", wie nahe trotz allen Szenenwechsels dort den Schillerschen „Räubern"! Auf den Schauplatz der „Sappho" blickt, übrigens bei streng gewahrter Einheit des Ortes, ein lichtes heiteres Griechenland, Olympia, Volk, blickt Meer und Himmel. Der Alpdrucktraum, dem in etwas jedes packende Drama gleichen muß, der die „Ahnfrau" — in guter Zusammenstimmung mit der damaligen düsteren Wohnung des Dichters — war, ist einem erlösten Erwachen gewichen.

Daß Grillparzer damit etwas von seiner eingeborenen Wesenheit, von seiner ursprünglich kraftvoll-düsteren Gespanntheit zugunsten einer abgeklärten Ausgeglichenheit aufgab, die seine Abhängigkeit von den großen Vorgängern enger, sichtbarer macht, wird meines Erachtens durch seine bevorzugte Stoffwahl noch mehrmals erwiesen: sie strebt zu einer der „Ahnfrau" verwandten Gefühlswelt, adelt die Stoffe dann freilich im Geiste der Klassik. Nicht nur im „Traum ein Leben", zu dem der Plan — die Fabel entstammt einem der kleinen Romane Voltaires — zunächst nach der „Sappho" auftaucht, um dann hinter anderes

zurückgeschoben zu werden, geschieht es, sondern auch in dem dramatischen Vorwurf, den Grillparzer gegen viele Hemmnisse und Störungen in zwei Jahren als nächsten zur Ausführung brachte, der im März 1821 erstmals gegebenen Trilogie „Das goldene Vlies".

Der Medea-Stoff hat die ganze düstere Blutigkeit des griechischen Mythos und der Sagen, in denen Kinder geschlachtet und verspeist, Gatten und Mütter gemordet und die Helden von den schlangenhaarigen Scheusalen der Eumeniden gehetzt werden. Ja, noch mehr: der Dichter hat in diesem Werk greifbar die Welt, aus der er kommt, die Welt des dramatisch-tragischen Grauens, und die, zu der er, durch die großen Vorbilder der Klassik gelockt, strebt, die des hoheitsvollen, reinen, harmonischen, menschlichen Griechentums in ihrer Unvereinbarkeit — auch in seiner Seele — einander gegenübergestellt und beide in den sinnbildlichen Persönlichkeiten, Medea und Jason, aneinander zugrunde gehen lassen. Der Abstich des Rauhen, Barbarischen, der Gewalt und Kraft, des eigentlich Dramatischen und Ursprünglichen, gegen die Kultur und Kultiviertheit, die Bändigung und die Ausgeglichenheiten, die Feinheit mengt sich fortan in die meisten Stoffe, die Grillparzer behandelt hat. Er ist im „Ottokar", im „Traum ein Leben", in der „Libussa", in „Weh dem, der lügt!", in der „Jüdin von Toledo", nicht in der reinsten Formung der Grillparzerschen Kunst, in „Des Meeres und der Liebe Wellen".



Kostümskizze Grillparzers zur „Medea". Federzeichnung

Kennzeichnend ist, daß der letzte Teil der Trilogie, die Medea-Tragödie, in welche sich die Düsterkeit des Stoffes mit allen ihren Flüchen gesammelt hat, zum stärksten, wirkungsvollsten wurde. Das Erzählen in Handlung, die wenn auch leidenschaftlich erregte Epik, ist bei einem so umfassenden Stoff wie dem „Goldenen Vlies" nicht vermeidbar gewesen. Der Mangel, den Grillparzer bei aller Bewunderung dem „Wallenstein" vorwirft, läßt sich auch an seinem eigenen Dreiwerk feststellen. So ist es folgerichtig, daß die „Medea" allein, das Drama, die Tragödie, die nicht mehr zu erzählen hat, sondern in gewaltigem Schritt der Katastrophe zueilt, sich fast allein auf den Bühnen hielt.

Der Zusammenhang des dunklen und erschütternden Werkes mit dem Leben des Dichters ist eng. Nicht nur steter Ärger in seinem Brotberuf, mit unangenehmen Vorgesetzten, Versetzungen, die ihm seine Lage verbessern sollten, was

nicht gelang, fallen in die Zeit der Arbeit am „Goldenen Vlies", sondern auch der Selbstmord der Mutter, deren scheinbar aufrechtstehende Leiche Grillparzer selbst finden mußte, erschreckte ihn jäh und verdüsterte sein Gemüt. Der Dichter wird in der Arbeit gewaltsam zurückgeworfen. Der Zufall aber, der ihn zu dem entsetzensvollen, gänzlich lichtlosen Medea-Stoff führte, erscheint fast wie herbeigezogen durch das Grillparzer zunächst drohende Lebensdunkel: bei einem Erholungsaufenthalt der Familie in Baden bei Wien fand Grillparzer in dem ihm bestimmten Zimmer ein mythologisches Lexikon, in dem er den Artikel über Medea aufblätterte; die zündende Anregung fiel in seine Seele.

Während der Arbeit packt ihn das Unglück an. Dann beschloß er, um sich aus Schrecken und Schmerz wiederherzustellen, eine Reise nach Italien. Sie gewinnt ihn dem Dasein und der Anteilnahme zurück. Er sieht und nimmt auf. In Venedig wäre er beinahe Lord Byron persönlich begegnet. Die Nazarener in Rom mit „einer damals unter ihnen herrschenden affektierten Richtung, zufolge welcher sie in mittelalterlicher Tracht herumgingen und auch in ihren Werken einer abgeschmackten Nürnbergerei huldigten", lehnt er widerwillig ab. Friedrich Schlegel lernt er kennen, trifft ihn in frommer Völlerei an. In Kunstgenüssen schwelgt er. Schließlich erkrankt er ernstlich. Seine Krankheit und andere Unannehmlichkeiten, die sich der Reise anschlossen und die Verbitterung des Dichters steigerten, hinderten ihn nicht, die „Vlies"-Tragödie zum Ziele zu führen.

Die nächste dramatische Arbeit, die Grillparzer in Angriff nahm, die aber nach der Vollendung von der Zensur auf die lange Bank geschoben und nur durch eine zufällige Nachfrage der Kaiserin und ihr Gefallen an dem Werk freigegeben wurde, „König Ottokars Glück und Ende" (Aufführung 1825), ist eine der Schöpfungen, zu deren Entstehung die Gestalt Napoleons der Anlaß wurde. Grillparzer hatte mit der Feindschaft, die er nicht nur als Deutscher und Österreicher empfand, sondern auch noch von seinem leidenschaftlichen Vater besonders übernommen hatte, dem französischen Kaiser zur Zeit der Besetzung Wiens oftmals bei Musterungen in Schönbrunn zugeschaut und fühlte sich von ihm so widerstrebend bezaubert wie der Vogel durch die Schlange, die ihn fressen will: „Noch sehe ich ihn die Freitreppe des Schönbrunner Schlosses mehr herablaufen als gehen, die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg als Adjutanten hinter sich, und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eisern dastehen, seine vorüberziehenden Gewalthaufen mit den unbewegten Blicken des Meisters überschauend. Seine Gestalt ist mir noch jetzt gegenwärtig, seine Züge haben sich leider mit den vielen gesehenen Porträten vermengt."

Diese kleine Bemerkung: daß sich der Eindruck des wirklich gesehenen Napoleon in Grillparzers Erinnerung aufzulösen oder zu verändern begann, möchte ich dahin deuten, daß es unter der Einwirkung von des Dichters Absicht, im Ottokar ein geschichtlich verhülltes Abbild des Mannes und seines Schicksals zu geben, geschehen ist. Alle aus unmittelbaren Eindrücken gegriffenen Stoffe in der

Dichterseele — nicht nur Personen, sondern selbst Landschaften und beliebige Örtlichkeiten — verlieren ihre erste Gestalt sehr bald und wandeln sich nach den im Dichter waltenden Ideen auch äußerlich; etwa wie es Wirklichkeitsbilder tun, die in den Traum gelangen.

„Es tat mir leid, daß das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente (in Napoleons Schicksal) nicht allein für jetzt, sondern wohl auch für die Zukunft eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich macht. Indem ich von diesen Eindrücken voll meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine, obgleich entfernte, Ähnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheurem Abstande, tatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirat gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokars die Gründung der habsburgischen Dynastie in Österreich hervorging, so war das für einen österreichischen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und setzte dem Ganzen die Krone auf. Es war also nicht Napoleons Schicksal, das ich im Ottokar schildern wollte, aber schon eine entfernte Ähnlichkeit begeisterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigentümliche, daß ich beinahe alle Ereignisse, die ich brauchte, in der Geschichte oder Sage bereitliegend vorfand."

Wie vor der Aufführung des „Ottokar" eine nicht einmal böswillig gemeinte langwierige Verschleppung bei der Zensur den Dichter verärgerte und verstimmte, so tat das nach dem lebhaften Erfolge des Stückes am Hofburgtheater heftig laut werdender Unwille der Böhmen, für die Ottokar so etwas wie ein Nationalheiliger ist; sie waren mit Grillparzers Darstellung ihres Helden nicht einverstanden.

Was bei einem Buche selten ist, weil das von jedem für sich und mit sehr viel weniger Leidenschaft aufgenommen wird, geschieht bei einem Theaterstück, das gleichzeitig viele erfaßt, dem die Menge geschlossen gegenübersteht, leicht: daß es zu einer Befehdung des Werkes und des Dichters Anlaß wird. Selbst ein vielgelesenes Buch bleibt noch lange in einer gewissen schützenden Verborgenheit; ein Schauspiel wird mit einem Schlage ans helle Licht der Rampe gerissen. Eine mißfallende oder mißverstandene Stelle in einem Buche wird mit Gleichgültigkeit überschlagen; in einem Stücke mit dem Mute jedes einzelnen, den er hat, wenn er in der Menge ist, bekämpft und beschimpft; was Grillparzer öfter erfahren hat.

In der Zeit nach dem Erfolg des „Ottokar", auf den in Grillparzers Seele eine jener für den schöpferischen Menschen kennzeichnenden Erloschenheitsstimmungen mit tiefer Niedergeschlagenheit folgte, daß er vermeinte, nie mehr etwas schreiben zu können, trat auch noch eine Verwirrung von Herzensangelegenheiten bei ihm ein, über die sich näher auszusprechen er abgelehnt hat. Der Dichter hat seine

Stellung zu Ehe und Familie selbst, von dem häuslichen Zusammenleben mit seiner verwitweten Mutter und den Brüdern, so geschildert: „Aus unserem Zusammenleben konnte ich abnehmen, daß ein eheliches Verhältnis meinem Wesen gar nicht entgegengesetzt war, obwohl ein solches Verhältnis sich nicht gefunden hat. Es liegt etwas Rekonziliantes und Nachgiebiges in mir, das sich nur gar zu gern selbst der Leitung anderer überläßt, aber immerwährende Störungen oder Eingriffe in mein Inneres dulde ich nicht, kann ich nicht ertragen, wenn ich auch wollte. Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein anderes sei, meinen Anteil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens. Einmal schien ein solches Verhältnis sich gestalten zu wollen, es ward aber gestört, weiß Gott, ohne meine Schuld."

Schon diese wenigen Worte zeigen die ganze problematische Natur Grillparzers dem weiblichen Geschlecht gegenüber, das ihm am wesentlichsten in drei Frauen gegenübertrat: in Charlotte von Paumgarten, Marie von Smolenitz und lebenslang dann, jede endgültige andere Bindung verhindernd, in Katharina Fröhlich. Die Betrachtung der künstlerischen Entwicklung Grillparzers und des Werdens seines Werkes nötigt nicht zu dem Versuch, in diese verhüllten menschlichen Verhältnisse einzudringen. Wir haben uns — vor allem durch Charlotte von Stein und die überhöhte Einzigkeit, zu welcher der größte Dichter diese Frau steigerte, verführt — daran gewöhnt, uns eifrig nach den Frauen im Leben der Künstler und besonders der Poeten umzusehen, fast nach ihnen zu schnüffeln. Ich denke nicht nur an die Andersen-Biographien und lasse mich durch ihr Mißgeschick warnen, wenn ich leugne, daß aus dem, was Grillparzer in Tagebüchern, Briefen und sonstigen Aufzeichnungen über sein lebenslanges Verhältnis zu Katharina Fröhlich oder über andere Frauen ausgesprochen hat, sich irgendwie die sichere Anschauung einer menschlichen Beziehung so gewinnen läßt, wie sie uns jedes wahrhafte Dichtwerk von erträumten Gestalten zu geben vermag. Ich möchte hier einmal betonen, daß das emsige literaturgeschichtliche Nachforschen nach den Frauen im Leben der Dichter bedeutungslos und überflüssig ist. So wenig wie der Biograph eines Dichters das Übermaß seiner wirklichen Gefühle, äußerer und innerer Erlebnisse, der Stimmungen und Natureindrücke, der dem Dichterauge, -ohr und -herzen flüchtig begegnenden, oft unbekannten, ihn aber, wenn auch nur augenblicklang, im schöpferischen Innen berührenden Menschen, Tiere, kleinen Szenen, Träume und was sonst im gegenständlichen Leben an ihm vorübergezogen ist, mit Erfolg aufzuspüren vermag und aufzuspüren braucht — so wenig soll er die noch dazu häufig sehr durchschnittlichen Frauen, mit denen sich Dichter verlobt oder verheiratet haben, in ein ihnen wenig günstiges Tageslicht zu ziehen versuchen. Die einen Dichter gequält und gehemmt haben, mag der Forscher als Warnung der Künftigen im Vorbeigehen an den Pranger stellen, und die,

ohne in künstlicher Aufmachung oder in Problematik hervortreten zu wollen, den Dichter geliebt, ihm geholfen, ihm Wärme und Schaffensmöglichkeit gegeben, denen mag mit zwei Worten ein Ehrenstein errichtet werden. Grillparzer blieb bis zu seinem Tode ehelos. Ist überhaupt eine von den Frauen seines Lebens ganz in diese, eine andere in jene Klasse zu rechnen?

Grillparzer beschloß, dem ihn innerlich und äußerlich bedrückenden Zustande, in den er nach dem „Ottokar" geraten war, „durch eine Reise ein Ende zu machen". Die Reise ging nach Deutschland — Berlin, Dresden wurden unter anderem berührt — gipfelte in dem denkwürdigen Besuche bei Goethe in Weimar, bei welchem dem jüngeren Dichter die Tränen kamen, als ihn Goethe zu Tische führte und Grillparzer an die Weltbedeutung des Mannes denken mußte, der ihn an der Hand hielt. Das mehrmalige Zusammensein mit Goethe hat leider bei Grillparzers scheuer, immer gleich wieder in sein Inneres zurückweichender Art zu keiner näheren Beziehung geführt; doch in ihm nachgewirkt. Er ist von der Reise erfrischt und gekräftigt. Er beschließt, sogleich an eine neue dramatische Arbeit zu gehen, die er „statt eines langweiligen Verkehrs durch Briefe Goethen zueignen wollte"; ja er nahm sich vor, nach seinen aufgezeichneten Stoffen jetzt „jedes Jahr ein neues Stück zu schreiben und dem hypochondrischen Grübeln für immer den Abschied zu geben".

Er wählte den Stoff, der ihm die „wenigsten Zensurschwierigkeiten zu bieten schien", die Sage vom Palatin Bancbanus, dem „Treuen Diener seines Herrn". Vielleicht hat er auch nur geglaubt, diesen Stoff, der ihn nach seinem eigenen Bekenntnis weniger anzog und dessen Ausarbeitung kein inneres Bedürfnis bei ihm befriedigte, wegen seiner gewissen Unverfänglichkeit für die Zensur gewählt zu haben: er erscheint in manchem wie eine Nachschöpfung aus dem noch vom „Ottokar" erfüllten und erregten Geiste. Nach einem lebhaften äußeren Erfolg (Aufführung 1828) machte der Kaiser den Versuch, Grillparzer das Stück aus irgendeinem nie sicher festgestellten Grunde abzukaufen und verschwinden zu lassen. Trotzdem das „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!" das Leitmotiv dieser Verhandlungen des Hofes mit dem Beamten Grillparzer war, gelang es dem Dichter, mit einem geschickten Schachzug das Stück zu retten. Goethes schien es Grillparzer dann übrigens nicht würdig; er unterließ die Widmung.

*

Von der Erreichung einer gewissen Stufe der Entwicklung ab büßen die Leben ihr Sichvollziehen wesentlich in der Zeitfolge ein und nehmen statt der reinen Vorwärtsbewegung ein Sichausdehnen in die Breite an, das auch bei Grillparzer eintrat. Die Jahreszahlen verlieren an Wichtigkeit. Neue und alte Entwürfe lösen sich in der Arbeit ab. Der Dichter greift zurück, er schiebt Halbvollendetem anderes vor; er wandelt sich auch stilistisch nicht mehr sehr, so daß jetzt ein Nebeneinander seiner Werke statthat statt des bisherigen ausgesprochenen

Nacheinanders. Grillparzer selbst bekundet diesen Vorgang für sich, indem er von der Verwirrung spricht, in die er allmählich über die Zeitfolge der Ereignisse gerate, und glaubt, die Ursache davon sei, daß er sich bestrebt habe, so vieles zu vergessen. In Wirklichkeit verwirrt sich ihm die Zeitfolge, weil sie aufgehört hat, in seinem Leben und Geist wichtig zu sein.

„*Τὰ τοῦ ἔρωτος καὶ τῆς θαλάσσης κύματα*“— aus dem Epos des Grammatikers Musäus kommt nicht nur der Titel, sondern auch der Stoff für „Des Meeres und der Liebe Wellen“, für das Werk, das wohl Grillparzers vollste Poesie ausströmt. Es ist, trotzdem seine Schwächen durch den Zeitabstand nur fühlbarer erscheinen, wirklich zu einem bleibenden Lied der Liebe geworden. Das Erglühen des Dichters für eine Frau hat sich in dem Werke vergeistigt. Wir erkennen, daß das alte Künstlerschicksal — das ahnend, wenn auch nicht bewältigend, der Dichter in der „Sappho“ darzustellen unternahm — gerechterweise auch das seine sein mußte: die großen Werke entstehen aus den Erregungen des Lebens, die sich in die ewigen Masken verkleiden, aus ihnen aber nicht mehr in die Wirklichkeit zurückkehren können, sondern in der Maske leben, lieben, leiden und sterben. Zugleich erscheint die „Sappho“ wie eine Vorstufe zu diesem größeren Gelingen. Der klassische Stil, der dort noch Goethes „Iphigenie“ nachgebildet war, hat sich, durch Jahre in der Seele des Dichters ruhend, mit ihm und seinem Geiste verschmolzen und ist wirklichkeitsnäher geworden. Je poesievoller ein Werk ist, um so schwerer wird es ihm gemacht, um so dornenreicher wird sein erster Weg. Kommen wie hier nicht überwundene, sehr fühlbare Gestaltungsmängel hinzu, wächst die Gefahr. Die Uraufführung (1831) von „Des Meeres und der Liebe Wellen“ ward ein Mißerfolg.

In dem der Niederschrift nach früheren, der ersten Aufführung (1834) nach späteren „Traum ein Leben“ findet sich einer der genialsten Griffe, die Grillparzer getan hat, ein Einfall, der nach Laubes Bericht den erst unsicheren Erfolg des Abends entschied. Das ist jene berühmte Stelle, wo der Held Rustan, der sich im Traum dieses Stückes in schwere Schuld verstrickt hat, wie mit einer Ahnung sich bewußt wird, daß er träumt. Kühn hat das Grillparzer auf die Bretter gestellt. Die Szene erstarrt einen Augenblick wie zu einer Gedenkminute. Langsam und deutlich schlägt eine Uhr. In die Stille spricht der plötzlich im Traume — der ihn sonst als wach Handelnden sieht! — in träumerisches Sinnen versinkende Held:

„Horch, es schlägt — drei Uhr vor Tage!
Kurze Zeit, so ist's vorüber,
Und ich dehne mich und schüttle,
Morgenluft weht um die Stirne.
Kommt der Tag, ist alles klar,
Und ich bin dann kein Verbrecher,
Nein, bin wieder, der ich war.“



Franz Grillparzer
Photographie von Viktor Angerer, 1861



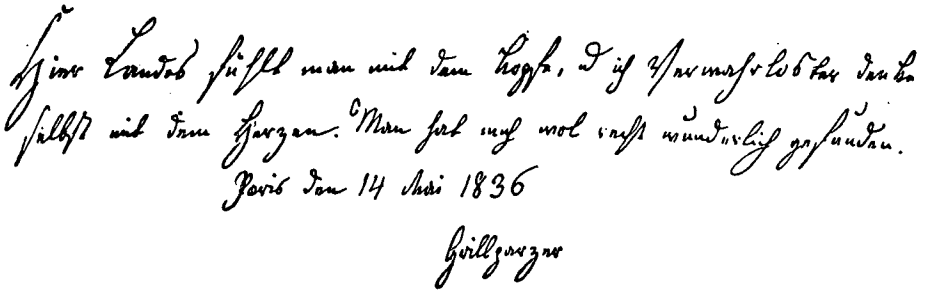
Illuſtration zu „Weh dem, der lügt“
von Grillparzer. Zeichnung von M. v. Schwind,
1870. Berlin, Nationalgalerie



Szenenbild aus Grillparzers „Sappho“
Madame Crelinger in der Titelrolle
Lithographie. Wien, Nationalbibliothek



Szenenbild aus Grillparzers „Der Traum ein Leben“
Kolorierter Kupferſtich. Wien, Nationalbibliothek



Stammbuchblatt Grillparzers aus seiner Pariser Zeit. Berlin, Staatsbibliothek

Dieser Zug ist einzeln und schon ein Anspruch Grillparzers auf dichterischen und dramatischen Ruhm. Jetzt aber ist ein anderes festzustellen wichtig. Nun seine Stücke von ihm bald zu den witzigen und boshaften, seiner verärgerten Seele Luft machenden Epigrammen als einstiger Nachlaß in den Schreibtisch verschlossen werden — nach dem noch erschienenen, nicht sehr starken, doch feinen und wirksamen Lustspiel „Weh dem, der lügt!", das 1838 am Wiener Burgtheater vom Publikum häßlich abgelehnt wurde: „Libussa", „Ein Bruderzwist in Habsburg", „Die Jüdin von Toledo", während die Bruchstücke „Esther" und „Hannibal" in Almanachen erschienen — ist es gegeben, daß wir die Künstlerschaft Grillparzers, dessen Entwicklung zu seiner gleichbleibenden Höhe wir überflogen, uns noch einmal zusammenfassend vergegenwärtigen. Es ist an seinem Werk viel veraltet, wahrscheinlich, ja sicherlich mehr als an Goethe, Schiller, Kleist. Zwischen ihm und uns gewesene realistische und naturalistische Kunst war zwar weit entfernt, in sich einen Gipfel darzustellen und der Welt innere Befriedigung zu geben. Aber diese Richtungen haben mit ihrem Wirklichkeitsanspruch unser künstlerisches Organ empfindlicher gemacht, daß es wenigstens Voraussetzungen und Motive, die zum gewohnten Lauf des Alltags zu sehr in Widerspruch stehen, die noch die Zeit der Klassiker unkritisch hinnahm, oder undeutliche und verwaschene Motive, wie zum Beispiel das Zölibat und Priestertum der Hero, ablehnt, zum mindesten zur Wirkungslosigkeit verdammt. Grillparzers Schöpfungen sind nicht arm an solchen Zügen, in der Führung der Handlung und an Einzelstellen, bei denen er sich zu früh begnügte, die Gerüste, die ihm den Bau ermöglichen sollten, als schlechte Stützen stehen ließ, nicht, wie Shakespeare es in solchem Falle machte, mit blutvollstem Leben des Vordergrundes die verborgene mangelhafte Verursachung völlig abdeckte.

Aber Grillparzer hatte dies Seltene — dessen erschreckende Seltenheit wenig bemerkt und erkannt wird, weil es so sehr einfach scheint: er vermochte Handlung zwischen Menschen in Wechselreden und kurzen Hinweisen über ihr äußeres Verhalten zwischen den Andeutungen von Bildern aus der sichtbaren Welt so niederzuschreiben, daß sie uns heute, nach einem hundertjährigen Abstand, noch zu beschäftigen und trotz unserer Einwände zu fesseln imstande sind, daß es

uns lockt, sie auf uns wirken zu lassen, daß sie uns eine Abspiegelung des Lebens zu sein scheinen. Nicht mehr bedarf es — wenn wir das auch vielleicht mit einer gewissen Scham aussprechen müssen — um das zu sein, was er war: ein großer Dramatiker; ein Mann, in dessen Geist sich Gestalten, Handlung, Worte und Bilder bruchlos zusammenfügen. Allein in diesem Können und seiner möglichen Steigerung liegen die Rangunterschiede der Dramatiker. Neben diesem einen ist bei Grillparzer alles andere unwichtig, auch die eindringliche Novelle „Der arme Spielmann", seine scharfen Epigramme, seine klugen ästhetischen Betrachtungen, seine rhetorischen Gedichte.

Grillparzer ist noch einmal in seiner Gegenwart unmittelbar hervorgetreten, im Revolutionssturm 1848, mit seinem berühmten und befehdeten Ruf an den Feldmarschall Radetzky. Aber eigentlich scheidet der Dichter etwa mit dem Jahre 1840 — in welchem seine letzten drei nicht zurückgehaltenen Schauspiele in einem Bande erschienen, lange vor welchem er seine Reise nach Paris und London gemacht hatte, dem an äußerer Bewegung nur noch die Donaufahrt zum Besuch von Konstantinopel und Griechenland folgt — aus dem öffentlichen Leben und aus seiner Biographie aus, die hier ihren tiefsten Einschnitt hat, vor dem leidenschaftliches Leben und Ringen lag, nach dem alles Entsagung wird. Selbst die erfolgreiche Wiederaufnahme seiner Stücke durch Heinrich Laube in den fünfziger Jahren, Ehren und Auszeichnungen, festliches Begehen seiner Geburtstage vermochten kaum mehr in seine zunehmende Altersverdrießlichkeit einzudringen — wenn nicht vielleicht, wie bei Andersen, ein anderer Lebenserzähler auch hier stille Zufriedenheit und behagliches Sichbescheiden entdecken sollte.

Grillparzer starb am 21. Januar 1872, angekleidet im Lehnstuhl sitzend, ohne vorangegangene Krankheit, still, fast unbemerkt, hierin sicher ein Glücklicher.

Dann kam in seiner Leichenfeier, die der Bestattung eines Kaisers glich, plötzlich durch den einen Anlaß, seinen Tod, gleichzeitig hervorgerufen, die Bewunderung und Verbundenheit, die während seines einundachtzigjährigen Lebens in vielen einzelnen entstanden und nicht voll sichtbar geworden war, als Gefühl aller und des Volkes überwältigend ans Licht.

Eduard Mörike

1804—1875

Von

Wilhelm Michel

In der Geschichte des deutschen Geistes schlägt die Romantik die Grundtöne einer neuen, bis heute noch nicht abgeschlossenen Weltbearbeitung an. Was die Romantik leistet, ist ein neuer Durchbruch zum Ganzen der Schöpfung, angesetzt als ein Durchbruch zur Natur. Der Ruf der Romantik heißt: „Hinaus!" Freizügigkeit ist ihr Wesen, Wandermenschen sind ihre Träger und Verfechter. Die Landschaft schwillt mächtig in ihren Erlebnisbereich hinein. Der Gedanke der organischen Weltschau kommt weittragend mit ihr einher. Dem Begriff „Leben" hat sie zum erstenmal die besondere Bedeutungsschwere gegeben, die er im neuen Sprachgebrauch besitzt. In ihr Lieblingswort „Sehnsucht" legten die Romantiker jenes Hinausverlangen der Seele, das ein Verlangen nach Teilhabe am Ganzen der Welt ist. Der Doppelblick auf die zwischen Verfestigung und Ausströmen wechselnde Weise des Lebens tut sich dem Auge der Romantik auf.

Die Schwäbische Dichterschule wächst am romantischen Stamm daher, aber sie geht in bestimmter Weise über die Haltung der anfänglichen „Freizügigkeit" hinaus. Sie erfährt den romantischen Grundtrieb schon als Wink zur Ansiedlung und zur Befestigung. Sie erfährt ihn als Einweisung des Lebens ins Landschaftliche, ins Volkhafte und Naturhafte. Wie Leben in Erde wurzelt, wie es in Urfreundschaft zu Wäldern und Blumen, zu Frühlingen, Mitternächten und Morgenstunden sich hinspielt, in bestimmter Volksart geformt und sinnend auf seine geschichtliche Vergangenheit bezogen — das wird Verkündigung in den Liedern von Uhland, Kerner, Mörike, in den Dichtungen von Schwab, Kurz, Pfizer, Hauff. Mit der Schwäbischen Dichterschule bleiben für alle Zeit Begriffe von Lebensinnigkeit, von Morgenfrische des Gefühls, von verweilender, quellreiner Daseinsfülle verbunden, die der deutschen Seele eigener als alles andere zugehören.

Die wunderbarste lyrische Stimme in diesem Kreise, das kindlich schönste Leben, die feinste Verbindung von Naturgeist und Kunstgeist in ihm führt den Namen Eduard Mörikes. Langsam, saumselig geht dieses Leben den Weg zu seinem Ergebnis. Seine höchsten Leistungen, jene Lieder, die von frohen und bangen Geheimnissen der Geschöpfe flüstern, sind wie Blumen am Weg gepflückt. Und wenn es Mühe in diesem Leben gibt, so ist es die immer neu ansetzende Mühe um die Bewahrung des reinen Daseins, das aus Urbedingungen lebt und „selig ist in sich selbst".

Der Name der Familie Mörike weist auf norddeutsche Herkunft; Spuren führen bis ins sechzehnte Jahrhundert zurück, nach Havelberg. Im siebzehnten

Jahrhundert kommt ein Zweig der Familie nach Württemberg. Apotheker und Ärzte erscheinen in mehreren Geschlechtern. Als Sohn des Amtsphysikus Karl Friedrich Mörike wird Eduard Mörike am 8. September 1804 in Ludwigsburg geboren, das dritte in einer Schar von neun Kindern. Die Lebensläufe des Vaters und einiger Geschwister deuten auf unerwünschte Einsprengungen in der Erbanlage: der Vater stirbt früh am Gehirnschlag, der älteste Bruder Karl wird im Zusammenhang mit den aufgeregten politischen Zeitläuften zum Querulanten, der jüngere Bruder August verfällt einem ungeordneten Leben, der Bruder Adolf erliegt mit achtzehn Jahren einem Schlaganfall. Dagegen erscheint in der Mutter Charlotte, geborenen Beyer, ein lebhaftes, gesundes Menschentum, ein liebendes Herz, dazu eine quellfrische Erzählergabe und ein schalkhafter, beweglicher Geist. Die Schwester Klara, die den Dichter bis ins hohe Alter betreut hat, ist eins der schönsten Vorbilder für lebensreiche, dienende Liebe.

Goldene Kindertage waren Mörike geschenkt, geführt und gestaltet von mütterlicher Zärtlichkeit, erwärmt von der innigen Liebe der Geschwister. Die einsame, damals schon vom Hof verlassene Stadt, das schwäbische Potsdam, in dem die Spuren vormaligen Glanzes verwitterten, lag wohl etwas gespenstisch um diese Kindheit her. Wir hören von den dunklen Alleen, von dem geheimnisvollen Park, in dem der Knabe sich Verstecke suchte, von den unterirdischen Gewölben im Schloß, von der Insel im See, auch vom Hexengäßlein in der Stadt und von leeren Straßen, zwischen deren Pflastersteinen das Gras aufschoß. Es baut sich aus diesen Zügen eine Örtlichkeit zusammen, die sich als frühe Entsprechung zu Mörikes Dichterwelt betrachten läßt: das klare, sonnige Zuhause und rings umher Geheimnis, Ahnung, Ungreifbares an Abseitigem und Gespenstischem, das zugleich anzieht und bedrängt. Es sind Züge einer ausgesprochenen Kinderwelt; und eine Kinderwelt war es, die Mörike bis zu seinem Ende bewohnt hat. Beieinander liegt in ihr die heimliche, flüsternde Innigkeit mit allen unschuldigen Dingen und eine unüberwindliche Scheu vor jenen Strecken der Wirklichkeit, die vom grellen, zweckhaften Denken der Tagmenschen beherrscht sind.

Als ein anmutiges Kind mit weichen blonden Locken und träumerischen Blauaugen wird der Knabe geschildert, freundlich und lenksam im Wesen, liebebedürftig und anschmiegend. Daneben zeigt sich aber früh auch das, was Mörike selbst seinen Eigensinn, seinen Trotz, seine Verschlossenheit genannt hat. Er soll das Klavierspiel erlernen, wünschen die Eltern. Aber er lehnt ab, weil er Angst hat, er müsse dann öfters Fremden vorspielen. Man sieht in dem kleinen Zug, was es mit seinem Eigensinn auf sich hat: er verteidigt damit die Reinheit, die Arglosigkeit seiner frommen, zweckfreien Seelenwelt gegen Störungen von draußen. Unschwer läßt sich das durch sein ganzes Leben hin verfolgen. Die Abwehr gegen das Pfarramt, die Scheu vor allem weltläufigen Betrieb sind Verteidigungsmaßnahmen zur Rettung des Kindes in ihm. Und selbst die körperlichen Leiden, die ihn als treue Quälgeister durchs Dasein geleiten, können zu einem Teil als

Behelfe zur Fernhaltung der „Welt" und zur Flucht vor ihr angesehen werden. Er hat Freunden und selbst Verwandten oft als willensschwacher Hypochonder gegolten. Mehr als einmal hat er erfahren müssen, daß man ihm seine Lähmungen, seine ewigen rheumatischen Beschwerden nicht glaubte; und in der Tat haben einmal wenige körperliche Berührungen seines strahlungsstarken Freundes Blumhardt genügt, um ihm den Gebrauch seiner Glieder zurückzugeben. Aber es kann als sicher gelten, daß Mörikes Krankheiten, wenn man sie nach der Weise neuer Heilkunde nach ihrem „Wozu?" befragt, eine wichtige und ernste Bedeutung zeigen. Sie stehen in einem Leben, in dem es nicht auf eine möglichst große Zahl abgesessener Amtsstunden ankam, sondern auf eine Bewahrung des reinen Seinsglückes und der glockenklaren Ansprechbarkeit einer in ihrer Kindlichkeit köstlichen Seele.

1811 tritt Mörike in die Ludwigsburger Lateinschule ein, hier wie auch nachmals in Urach und Tübingen nicht gerade ein Schüler nach dem Herzen der Lehrer. Das meiste im Schulbetrieb ficht ihn nicht an; die innere Welt ist wichtiger. 1815 erleidet der Vater seinen ersten Schlaganfall, beim Anblick seiner sterbenden Mutter (und an diese Einzelheit mag man denken, wenn man später hört, daß Mörike sich dem Totenbett der eigenen Mutter fernhält und überhaupt den Abschieden, den Trennungen ängstlich aus dem Wege geht). Nach quälendem Siechtum, das den Kindern mit schmerzlichen Zügen vor Augen tritt, stirbt der Vater 1817, und Eduard kommt zu seinem Oheim, dem Obertribunaldirektor Georgii, nach Stuttgart. Dem feinen Ton des Hauses, seiner Pflege antiker Kunst entquellen erzieherische Einflüsse, die später in Mörikes Schaffen spürbar werden. Nach einjährigem Besuch des Gymnasium illustre bezieht Eduard 1818 das Theologische Seminar in Urach.

Dort dringt zum erstenmal Natur als Landschaft mächtig an des Knaben Herz. Einsame Wälderhöhen überm weiten Tal, „alte Wolkenstühle" von zackigem Gefels, wo in weitem Niederblick die Landschaft romantisch-abständlich erlebt wird, dazu im alten Stadtbild und in der Burg Hohenurach das sehnlich-schwermütige Bild der geschichtlichen Vergangenheit — so redet der neue Ort Gemüt und Geist des Knaben an. Im Kloster herrscht viel Zwang und enge Lebensregelung, aber es wachsen für Mörike auch Freundschaften heran, die ein ganzes Leben lang dauern; so mit Wilhelm Hartlaub (1804—1885), der dem Dichter in späteren Jahren der Bedrängnis das treueste, hilfreichste Herz bewies, und mit Johannes Mährlen (1803—1871).

Auch Wilhelm Waiblinger, damals Kanzlist beim Oberamt in Urach, tritt in Mörikes Leben ein. Selbstbewußt, genialisch, voll ungezügelter Lebensgier, leidenschaftlich im Genießen, hochfahrend in der menschlichen und schriftstellerischen Gebärde, stellt er eine Gestalt dar, die Ähnlichkeit mit dem Literaten, mit dem Bohémien späterer Zeiten hat. Die erste persönliche Begegnung Mörikes mit Waiblinger fällt in den Februar 1822. Anregungen mannigfacher Art — in Richtung auf Lese- und Erörterungsstoff — sind zweifellos von Waiblinger an die

jungen Uracher Freunde ergangen. Aber Mörike zeigt bei aller Bewunderung für das stürmische Kraftgenie Waiblingers ein Zögern, eine geheime Grenzziehung, eine Selbstverteidigung. Die tiefe Gegensätzlichkeit seiner leisen, stillen, verweilenden Art zum lauten, eitlen und überall vorübergehenden Wesen Waiblingers wurde sogleich von ihm empfunden.

In Mörikes Bücherwelt erscheinen um diese Zeit neben den beiden großen Deutschen die neuen schwäbischen Dichternamen (Uhland, Matthisson, Conz, Haug, Kerner, Schwab usw.) und Jean Paul, von Fremden Shakespeare, Ariost, Goldsmith. Die alte Germanen-Sage wird sehr gepflegt. Hölderlin (von dessen Handschriften ihm Hölderlins Schwester später einmal „einen Korb voll" übergab) fesselte ihn stark, ebenso Lichtenberg, der ihm nicht nur durch seinen Humor, sondern gerade durch seinen einzigartigen psychologischen Tiefenblick und seinen Sinn für das Hintergründige, Abseitige im Alltag nahegerückt sein mußte. Nahrung fand in Urach auch seine erstaunliche schauspielerisch-mimische Begabung. Sie hat sich mehrfach im Teilnehmen an Theateraufführungen geäußert; aber wichtig ist vor allem, daß sie ihm sein ganzes Leben hindurch half, gegenüber der kindlich-quellklaren Reinheit seiner Seele das Schrullige, Kauzige, Verschrobene der Umwelt abzufangen, sich dagegen zu wehren und es doch auf eine gewisse Art zu lieben. Er ahmt nicht nur einzelne Leute mit zwerchfellerschütternder Treffsicherheit nach, er erfindet auch aus sich selbst eine Reihe närrischer Fabelgestalten, die ihn als ein lustiger, schellenklingender Hofstaat durchs Leben geleiten müssen. Die wichtigsten darunter sind der Riese Suckelborst, der schwäbische Kyklop, bekannt als der „sichere Mann", Vertreter alles Groben, Polternden, Genagelten und Doppelsohligen in Welt und Schwabenland, und der spindeldürre, ewig hüstelnde Barbier Wispel im olivgrünen Fräckchen und der abgeschabten Nankinghose, der ein so wunderbar verschnörkeltes, schief gewickeltes Rotwelsch der Halbbildung daherredet. Diese und andere Gestalten werden heraufbeschworen, sooft es Mörikes Laune will. Sie haben, wie Mörikes Humor überhaupt, eine bestimmte Rolle in der Auseinandersetzung dieser Dichterseele mit den harten Gegebenheiten der Umwelt gespielt. Sie haben geholfen, Störendes unschädlich zu machen und es sogar in Dienst zu nehmen.

Die Zeit in Urach bringt dem jungen Herzen die ersten zarten Liebesregungen; man sieht ihre Spuren in den Gedichten an Klärchen (Neuffer), die niedliche Base; eine Beziehung, die nach Art vieler Kinderlieben in den Farben von Jugendfreundschaft, Verwandtentraulichkeit und ungewissem, tieferem Verlangen schimmert. Aber auch die Geschichte seines langen körperlichen Leidens beginnt in Urach. Im Gefolge einer Scharlacherkrankung melden sich ein Augenübel und jene rheumatischen Beschwerden an, die seine lebenslange Empfindlichkeit für klimatische und Luftdruckverhältnisse zum erstenmal bezeugen.

1822 bezieht Mörike die Universität und das Stift Tübingen. Im Stift herrschte wieder allerlei Zwang. Aber das jugendliche Leben mit Freunden hat wohl nicht

sehr darunter gelitten, Verstöße waren mit Karzerstrafen leicht abgebüßt. In Mörikes Verhalten zum Lehrbetrieb erscheint eine „geistige Dickhäuterei", jene bestimmte Mörikesche Art, das ihm nicht Zusagende einfach an sich abgleiten zu lassen in einer Weise, die ihm manchmal als Trotz, manchmal als Trägheit oder als Willensschwäche ausgelegt wurde. Die weite, herrliche Natur um Tübingen ging ihn offenbar mehr an als die meisten Vorlesungen. Mag auch die Denkwelt des Mystikers und Dämonologen Eschenmayer verwandte Saiten in ihm berührt haben — das derbe, handgreifliche Spuk- und Geisterwesen, das damit auf schwäbisch verkauzte Art einherkam, kann dem viel echteren und wissenderen Wunderglauben des Dichters unmöglich gemäß gewesen sein.

Freundschaft wuchs in Tübingen reich um ihn auf. Mit Ludwig Bauer (1803 bis 1846) verband ihn eine Beziehung, die diesen sagen ließ (1823): „Die Poesie des Lebens hat sich mir in dir verkörpert" und: „Du bist mir schon so heilig wie ein Verstorbener" — Äußerungen, durch die nach Abzug des schwärmerischen Zeittones die von vielen erfahrene tatsächliche Wirkung von Mörikes Persönlichkeit durchschimmert. Rudolf Flad, eine einfache, fromme Natur, W. Nast, nachmals Methodistenführer, Christoph Blumhardt (der späterhin die erwähnte Wunderheilung an Mörike bewirkte), schließlich Vischer und David Friedrich Strauß, die mit Mörike und Justinus Kerner zusammen die „vier Berühmtheiten von Ludwigsburg" bilden, traten ihm nahe. Auch Waiblinger, der ebenfalls die Universität bezogen hatte, spielte wieder eine Rolle; er bewohnte tagsüber das Pressselsche Gartenhaus, wo er mit Mörike und Bauer manchmal auch den kranken Hölderlin empfing.

Etwa ein halbes Jahr war Mörike Tübinger Student, als die wunderbare junge Fremde, die als Peregrina durch seine Dichtung geht, in sein Leben kam. Es war eine Mädchengestalt von ergreifender Schönheit, schwarzlockig, dunkeläugig, bei aller Bildung ein elementares, beseeltes Geschöpf von schwärmerischer Religiosität und, wie es in Berichten heißt, einer auffallenden Liebe zu den Blumen. Sie hieß Maria Meyer, war aus einem guten Schweizer Hause, das sie verstoßen hatte, und kam nach Tübingen im Anhängerschwarm der Frau von Krüdener, jener abenteuerlichen Livländerin, die mit ihrer Wandergemeinde von Ort zu Ort Erweckungsversammlungen abhielt; die sonderbare Frau hatte zeitweilig Einfluß auf Kaiser Alexander und gilt als geistige Miturheberin der Heiligen Allianz (1764—1824). Mörike wurde von Peregrinas Erscheinung im Herzen aufs tiefste angerührt. Er sah sich wiedergeliebt, aber zugleich durch das Entwurzelte, Zweifelhafte, Schillernde der Person in schwere Zwiste äußerer und innerer Art gestürzt. Hatte er Peregrina erst als Heilige in Magdgestalt verehrt, so mußte sie ihm bald, als sich Zweifel an ihrer Reinheit einstellten, als „heilige Sünderin" erscheinen. Peregrina verschwand auf seltsame Weise aus Tübingen, tauchte in Heidelberg wieder auf, von wo der Maler Köster an Mörike schrieb: „Du mein Gott, was ist das für ein Geschöpf! Seinem Schöpfer gleicht es von außen,

inwendig ein Chaos!" Juli 1824 kam sie abermals nach Tübingen, elend und krank, in manchen Zuständen einer Epileptischen ähnlich. Aber Mörike hatte sich da schon nach schwerem Ringen innerlich von ihr geschieden; er verweigerte eine neuerliche Begegnung. Vom 6. Juli 1824 stammt sein Gedicht: „Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten / Einer einst heiligen Liebe, / Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug, / Und mit weinendem Blick, doch grausam / Hieß ich das schlanke / Zauberhafte Mädchen / Ferne gehen von mir." Hier wie in allen Peregrina-Liedern bezeugt sich, zumal wenn man die Handschriften heranzieht, die mächtige Aufwühlung des Gemüts, die das Erlebnis dem Dichter beschied. Der feierliche, fremdartige Gang der Sprache faßt einen gleichsam begeisterten Schmerz in sich und spricht für eine Erschütterung, in der die Seele sich selbst entrückt scheint. Mörike sprach später nie mehr von Peregrina; doch geht ihre Gestalt durch den „Maler Nolten", und das verbergende, an sich haltende Briefwort, daß sie ihm ein Traum gewesen sei, „der mir viel genützt", sagt eine Wahrheit aus. Denn es fallen in diese Jahre lyrische Hauptwerke: 1823 „Nächtliche Fahrt", „Der junge Dichter", „Tag und Nacht"; 1824 „Der Feuerreiter", „Peregrina", „Die Elemente", „Im Freien"; 1825 „An einem Wintermorgen", „Gesang zu zweien", „An den Schlaf".

Die Schwester Luise und die Freunde standen ihm in der Zeit des Peregrina-Kummers treulich bei. Sie sorgten für eine zeitweilige Übersiedlung zur Mutter nach Stuttgart (Juli bis Oktober 1824). Es kam ein langsames Gesunden, vielleicht eher gefördert als gestört durch den Tod des Bruders Adolf, durch die Verheiratung der ersten Jugendliebe, Klärchen Neuffer, durch die schmerzliche Entzweiung mit Waiblinger, der durch seine gewagten Liebeshändel nicht nur die Tübinger Schicklichkeitsbegriffe, sondern auch das feine, scheue Empfinden Mörikes verletzte.

Gegenüber all dem, was sich in der Umwelt als unzuverlässig und vergänglich erwiesen, tritt aber mit Heilkraft das hervor, was für Mörike das eigentlich Lebendige und Dauerhafte sein muß, die unschuldige Natur und die eigene Seelenwelt. Zusammen mit Ludwig Bauer taucht Mörike in die Lebensfülle der Landschaft um Tübingen unter; und eng mit ihr verbunden, in seligen Einsamkeiten am Berghang, in der selbsterbauten Mooshütte am Quell rechts der Reutlinger Straße schwebt ihnen die Insel Orplid empor, das Kinderland, das Abseits von der Welt, in das die zwei jungen Menschen alles Heimliche, Hohe und Unberührbare ihrer Seele flüchten. Hüttenbauen ist ein Kinderspiel; denn Kinder haben immer etwas Kostbares zu bewahren, sie haben immer etwas Wunderbares vor dem rauhen Zugriff der Welt zu schützen. Schon in Urach hat Mörike mit den Freunden Hütten gebaut. In Tübingen wiederholt sich das Spiel zu ernsterer Bedeutung. Indem es die Orplid-Welt entstehen läßt, gibt es dem wunderbaren Mörikeschen Vorbehalt gegen die Tagwelt, der gemütsinneren Erscheinung des Wahren, Echten, Reinen eine Heimburg. Dem Märchenquell, aus dem die „Schöne Lau",

Mörikes Haushaltungsbuch

(Mergentheim, Stadtbibliothek)

In dieses Wirtschaftsbuch aus den Jahren 1843—1847, von dem wir vier Seiten des Jahres 1846 wiedergeben, haben abwechselnd Eduard Mörike, seine Schwester Klara und Margarete von Speeth, seine spätere Frau, die Einnahmen und Ausgaben des bescheidenen Haushalts eingetragen. Da aber darüber hinaus alle drei dem Büchlein manche Herzensergießung anvertrauten, ist ein intimes Dokument ganz eigener Art entstanden. Auf vielen Seiten finden sich Randbemerkungen des Dichters, so manche hat seine zierliche Feder mit Zeichnungen bedacht. Und in allen diesen Kleinigkeiten spiegelt sich in größter Unmittelbarkeit das anmutige Innenleben des glücklichen Hausstandes.

Der Reisewagen am 16. März und der Koffer am 19. deuten auf eine Reise Klaras hin, ebenso die Brücke mit der Heiligenfigur und der Wolfgangskapelle bei Mergentheim am 23., der Abschied im Regen unterhalb der Burgruine Neuhaus bei Igersheim am 27., der Kirchturm der badischen Amtsstadt Adelsheim am 29./30. Der Reisewagen im eiligen Trab am 6. April zeigt an, daß Klara wieder zurückerwartet wird, darunter hat Gretchen die Zeilen geschrieben: „Gott u. die allerseligste Jungfrau M[aria] ... Hat geschlagen 11 Uhr." Am 18. März ist die vierteljährlich sich wiederholende Einnahme verzeichnet: „Vom Kameralamt 70 fl." Das ist die Pension Mörikes für ein Vierteljahr. Der Überbringer Monsieur Schmieg erhält ein Trinkgeld von 12 Kreuzern. Der Brief „An den König" mit dem Siegel am 4. April dürfte das Gesuch um Annahme der Widmung der „Idylle vom Bodensee" enthalten haben. Die drei Glocken am 9., es ist Gründonnerstag, mit der Inschrift „Margarete, Clara, Mein" deuten auf Ostern hin, ebenso der Hase mit den Eiern darunter. Die mehrfache Eintragung „kein Essen" besagt, daß Mörike während der Abwesenheit seiner Schwester auf das übliche Mittagessen, das aus dem Wirtshaus geholt wurde, verzichtete. Am 5. Juli verabschiedet sich Gretchen mit den Worten: „Adieu, liebs Büchlein, halt gut Ordnung!!!" Und Klärchen übernimmt es mit dem Seufzer: „O liebe, liebe treue Seele, Du bist jetzt so weit weit schon fort!!" Daneben steht eine Zeichnung Eduards, ein Reisewagen entfernt sich, „Adieu!!" ist sein letzter Gruß. Doch mit dem Gedanken „Scheiden und Meiden bringt des Wiedersehens Freuden!" sucht er sich zu trösten. Am 6. Juli ist der erste Brief aus Dinkelsbühl eingezeichnet, am gleichen Tag

ſagt Klara: „Mein Herzle iſt weit fort [in M[ünchen]." Dorthin führte die Reiſe Margaretes zur Regelung einer Erbſchaftsangelegenheit. Unter dem 5. iſt mit 440 fl. das Honorar für die „Idylle vom Bodenſee" eingetragen, das Mörike von ſeinem Verleger erhielt. „Donner und Blitz im Haus" bezieht ſich auf großen Ärger, den Gretchens Bruder Wilhelm Mörike verurſachte. Mit der „Fürſtin Olga" am 23. September, auf der vierten Seite, iſt die Königin von Württemberg gemeint, die in Mergentheim zur Kur weilte; ſie war eine ruſſiſche Großfürſtin; Mörike hat ſich ſpäter ihrer beſonderen Gunſt erfreuen dürfen. Die Seite ſchließt mit einem kleinen muſikaliſchen Lamentoso über die ſchwierige Frage „Was eſſe mer heut —?" Das reizende Porträt daneben ſtellt die Urheberin dieſes Seufzers, die Magd des Hauſes dar.

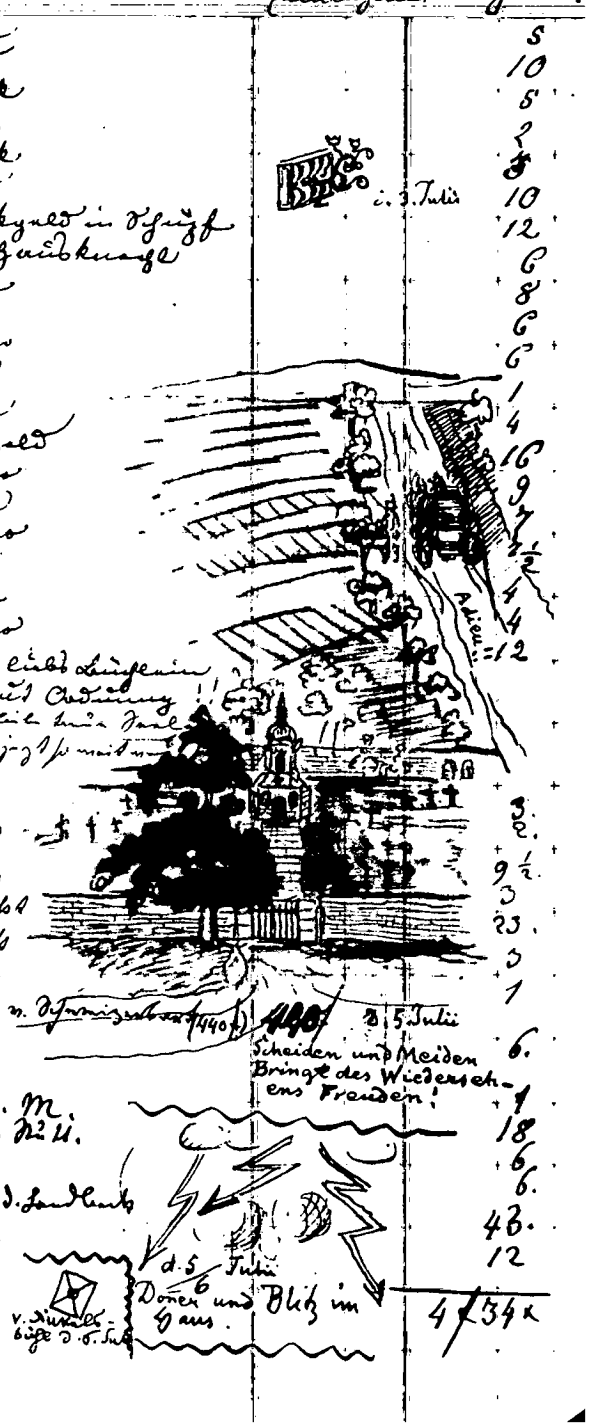
Mayenheim
1846.

Monat	Tag		Einnahme	Ausgabe
März	29	½jährigen Miethzins Pfarrhaus		27 f
kein Essen	30	Brot		3.
		Heim für Geld aus Clusa		2
		Bischof		6.
		Messias		3
		Mandelkaffe		5
	31	Brot		4
		Essig und Öl		2
		nach Heilbronn	5	6
		Porto Pakete		11
		Brod	Zwischenfrage:	10½
		Milchgeld	Ist bin der Schwester Frau Lisbeth - ?	12
			33 1 2½	
			4 – 18½	
			4 – 20½	
			2 – 38	
			44 f 19 ½ x	
April	1	Brot		3
kein Essen	2	Brot		3
		Salat		1
		Allmosen		2
	3	Brot		3
		Brief von Clusa		7
		Essig und Öl		2
kein Essen	4	Brot		3
	5	Brot		4
	6	Brot		4
		Salat		1
		Brief von Clusa		7
	7	Brot		3
	8	Brot		4
		Milch		1
		Porto		8
		Milchgeld		16
		Fuhrlohn		12
		Lund		8½
		Brod		2
		Suppe		1
		Eier		8
	9	Brot		3
		Lachsen		2
		Salat		1
		Porto		5
			1 f 55 x	



Mayenheim
1846.

Monat	Tag		Einnahme	Ausgabe
Juli	1	Brot		5
		Lohn		10
	2	Brot		5
		Porto		2
	3	Brot		3
		Lohn		10
		Trinkgeld in Pfingst		12
		dem Taubstumme		6
		Mage		8
		Öle		8
		Zucker		6
		Zimt		6
	4	Brot		1
		Milchgeld		4
		Lichter		16
		Käse		9
		Lichter		7
		Eier		2½
	5	Brot		4
		Zucker		4
		Adieu einen Leuchter		12
		setzt zur Ordnung		
	5.	Ob sie die Frau Jakob		
	6.	Brot		
		Lund		3.
		Münz		9½
		Confekt		3
		Münz		23.
		Porto		3
		Einsen u. Schmiedarbeit (440 f)		1
	6.	Brot		6.
		Milch		1
		Lein a. M. a. Dr. U.		18
		Fuhrlohn		6
		Reisegeld d. Landleute		6.
		Zu Haus		4B.
				12
				4 f 34 x



Mayenthaim 1846.

Monat.	Tag.		Einnahm	Ausgab
Septembre	22	Postumbaugau		4
		Zuckau		5½
		Porto		2
		Lichter		9
	23	Mark		6
		Milch		1
		Land		2
		Porto nach Mattsee		3
	24	Mark		5
		Küss		2
		Zündhölzgen		3
		Load		12
		Zuckau		11
	25	Mark		5
		Load		12
		Leichporto		7
		Fink		1
		Zeitungsau		1
		Land		3
		Pfefferminzzeltgen		1
		Milch		1
		Bier		4
		Porto		6
		Lichter		9
	26	Mark		6
		Lauf Lohn	1	24
		Schwefelhölzer		6
		Porto		6
		Mangl		3
		Bier		13
		Milchgeld		16
	27	Mark		6
		Küss		2
	28	Mark		5
		Ofe		4
		Land		12
	29	Zuckau		11
		Mark		5
		Mark		2
		Zins		2
		Nadeln		2
		Porto		26
				5 fl 26 ½

Postumbaugau
Ich bin die Tochter Olga
Und komm von der Wolga
Ich spiel von dem Quiegen,
Der Nachbar ist mir lieber

Lamentoso
Mad ossa mea Sud

Mayenthaim 1846.

Monat.	Tag.		
März	16	Mark	5
		Lichter	19
		Lautzgau	12
		Nachricht	1
		Milch	22
		allerhand	1
	17	Mark	2
	18	Mark	3
		Load	10½
		Vom Dampfschiff	70 kr
		Lösung Trinkgeld	12
beim Essen	19	Mark	3
		Porto für Briefgelegt	3
	20	Mark	3
		Load	10½
		allerhand	2
	21	Mark	3
	22	Mark	3
		Porto für Briefe	3
	23	Mark	3
		Load	10½
		Mark	1
	24	Mark	5
		Porto	5
		Porto	5
beim Essen	26	Mark	8
		Porto an Clemen	1
		Oze	3
	26	Mark	16
		Milchgeld	11
		Land	3
	27	Mark	3
		Porto nach M.	3
		Porto an das gute Kind	8
		Porto für Clemantine Josini	9
	28	Mark	3
		Josini an ihre Leute	18
		Schwefelhölzgen	1
		Zucker	3
		Zwiebeln	3
	29	Mark	4
		Schupfen Salzal	4
			44 18 ½

(HIRACH)

16. März

23 März

Porto

Von 21 März als auf's Land

26 März

27 März

29 März

das „Hutzelmännlein", die „Sage vom Schatz", der „Sichere Mann" entsprangen, wurde hier die feste Brunnenstube gebaut; dem Kindlichen in Mörike überhaupt, das verschwistert um das „reine Leben" wußte, errichtete sich in Orplid die nie versagende Zuflucht. Aber Orplid, Schwesterland von Avalun, von Wagners Gralsland, von Hölderlins Hellas, von Brentanos Vaduz, gehört nicht nur Mörike allein. Er hat es seinem ganzen Volk geschenkt. Es würde der Selbstbekundung der deutschen Seele etwas Kostbares fehlen, wenn es diese Insel Orplid nicht gäbe, über der mit Zaubergewalt der Gesang Weylas schwebt, wo das Gemeine nicht gilt und alle Träume von einem festlichen, tapferen Leben ihr ewiges Heimland haben.

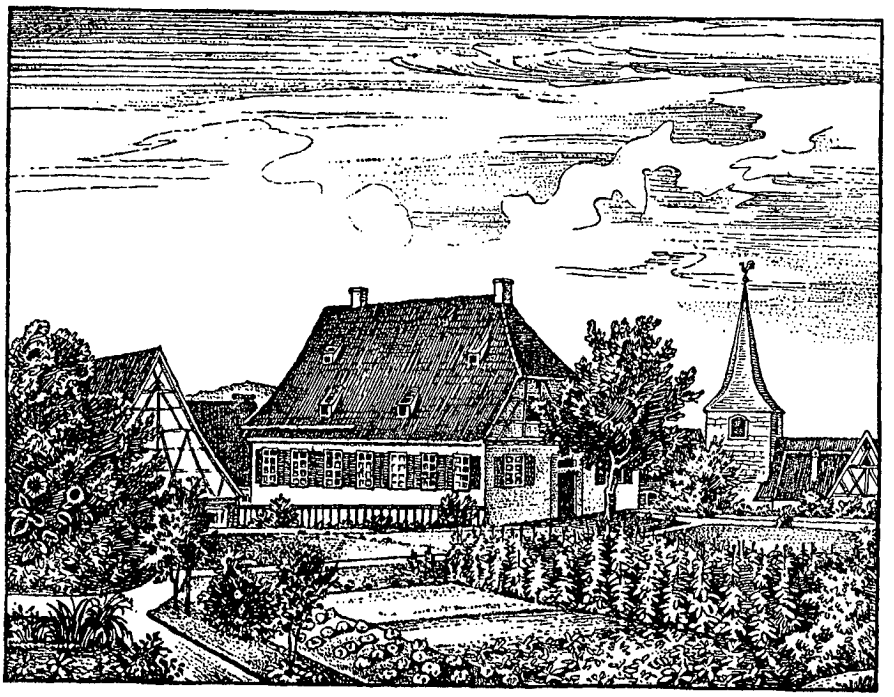
Mit dem Schlußexamen Oktober 1826 beginnt für Mörike eine lange Zeit des Wanderns von Ort zu Ort als Vikar. Oberboihingen, Möhringen, Köngen sind die ersten Stationen dieser Wanderung. Schon am Anfang stellt sich heraus, daß die Forderungen des Pfarramts hart mit dem Seelengesetz des Dichters zusammenstoßen. Namentlich das Predigen will sich zu seinem nach innen gekehrten, horchenden Wesen nicht schicken. Mit den Amtsbrüdern kann er sich kaum verständigen. Es sind wahre Verzweiflungsstimmungen, die er durchmachen muß. Dazu kränkelt er fast ohne Unterbrechung und wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Lage seelischer Ausweglosigkeit. Es bleibt nichts übrig, als sich nach einem anderen Beruf umzusehen, sehr zur Sorge der Mutter und zum heftigen Mißmut der treuen Oheime Georgii und Neuffer. Der Freund Mährlen macht ihm Hoffnung auf einen Korrektorposten bei Cotta. „Freund, Einziger", schreibt Mörike, „laß mich korrigieren! Um Gotteswillen, korrigieren laß mich! Ich bin der redlichste Kerl, dem's nicht darum zu thun ist, reich zu werden, sondern nur irgendwo unterzukommen, wo nicht gepredigt wird!"

Aber die eifrig betriebenen Pläne wollen sich nicht verwirklichen. Mörike erhält krankheitshalber einen längeren Urlaub. Er ist wechselnd bei Freunden und Verwandten zu Besuch; einmal (Februar bis Juni 1828) auch bei seinem Bruder Karl in Scheer an der Donau, wo er in einem katholischen Hochamt eine herrliche Frauenstimme hört; die flüchtige Neigung zu der Sängerin, Josephine, trägt eine duftende Frucht an Liedern. Nach einer kurzen Hauslehrertätigkeit bei seinem Onkel Mörike, Oberprokurator in Stuttgart, winkt dem Dichter endlich das ersehnte Arbeitsfeld. Er wird von der Franckhschen Verlagsbuchhandlung verpflichtet, für fünfzig Gulden Monatsgehalt Beiträge für eine von Karl Spindler geleitete „Damenzeitung" zu liefern. Aber schon nach kurzer Zeit schreibt er: „Ich bin die letzten Wochen hier fast krepiert vor Ekel an der Sache und vor Zorn über die Blindheit, worin ich mich bereden konnte, daß ich mir jemals, auch nur ein Vierteljahr, bei diesem Geschäft gefallen könnte, ohne daß meine Poesie sich die Schwindsucht dabei hole." Der unglückliche Ausflug in den vermeintlich freieren Beruf endet damit, daß Mörike sich Ende 1828 dem Konsistorium erneut zur Verfügung stellt und Februar 1829 als Vikar in Pflummern einzieht.

Sein dichterisches Schaffen kräftigt sich in diesen Jahren zu reicherem Ertrag. An Gedichten entstehen im Jahre 1827 u. a.: Besuch in Urach, Septembermorgen, Um Mitternacht, 1828: Der Jäger, Liebesvorzeichen, In der Frühe, Im Frühling, Mein Fluß, Josephine, Die traurige Krönung, Nimmersatte Liebe, die Schiffer- und Nixenmärchen. Pläne zu dramatischen Arbeiten (Schauspiele, Singspiele) haben ihn in dieser Zeit ebenfalls beschäftigt, ohne zu einem Ergebnis zu führen. Die häufige Verlocktheit zur Bühnendichtung, die Mörike empfand, mag man sich daraus erklären, daß er seine Naturanlage für die darstellende Gebärde und für das kurz bewegte Gespräch mit einer dramatischen Berufung verwechselt hat. Wahr ist, daß Mörikes Weltschau in keinem Punkt dramatische Wesenszüge trägt. Die Entfaltung eines Seins- oder Erlebnisbestandes in echten, letzten Gegensätzen ist ihr durchaus fremd. Seine Erlebnisweise ist von Grund aus verweilend und idyllisch, sie kennt weder Zeit noch echten Zwist und gipfelt überall in einer ruhenden Gesamtanschauung, in der die Entzweiungen schon längst aufgelöst sind.

Wohl aber überschreitet er um 1828 das bloß Subjektivische, das bloß Kindliche in sich nach einer anderen Seite hin. Er faßt den Gedanken zum „Maler Nolten", also zu einer breiteren, objektiveren Form (Romanform) der Selbstbekundung, und das bedeutet bei ihm ein neues Kenntnisnehmen von der wirklichen Welt, in die er gestellt ist, und ein geistiges Hinauswachsen über bisherige Grenzen. Er will „einige phantastische Elemente ans Licht bilden, die keine Verwandtschaft mit der orplidischen Periode haben, sondern auf reinerem und verständlicherem Weg mein Wesen aussprechen sollen, um mich dann für immer von dieser subjektiven Masse quitt zu machen". Ein solcher Satz ist, ganz abgesehen von seiner Beziehung zum „Nolten", wichtig für ein volles Verständnis der „Kindlichkeit" Mörikes. Er zeigt, daß auch Mörike das Herzudrängen der vollen Wirklichkeit und unsere Pflicht, uns ihr einzufügen, erlebt hat. Er zeigt, daß Mörike wohl König und Kind der glückhaften Insel Orplid war, aber nicht ihr Gefangener. Seine Kindlichkeit ist nicht mit einer unerlaubten Verkürzung des Bewußtseins, der Mannesform erkauft. Sie liegt weitab von jeder „Infantilität", sie ist bewährte, wesensechte Unschuld; sie ist unreflektiert, aber nicht geistfremd; sie ist des Geistes gewiß und des Geistes voll, doch ohne Bruch.

Als Vikar in Plattenhardt kommt Mörike 1829 in die Familie des kurz zuvor verstorbenen Pfarrers Rau. Er lernt dessen Tochter Luise kennen, die damals etwas über zweiundzwanzig Jahre alt war. Eine weiche Taube, sehr hübsch im weißen Kleidchen und den blonden Locken, schildert sie Vischer. Aber wenn er sie daneben „leider gar zu einfältig" findet, so entdeckt doch Mörike in ihr den „kindlichen, verborgenen, reinen Lebensgrund", der ihn nachhaltig anzog. Luise wurde Mörikes Braut. Eine lange Brautzeit folgte mit vielen Trennungen der Liebenden und mit vielen Briefen. Eine Festigung, eine Beruhigung tritt in diesen Jahren in Mörikes Wesen hervor. Lebensführung und Briefe zeigen männlichere Züge. Doch fehlt es



Mörikes Pfarrhaus und Garten in Cleverſulzbach. Nach einem alten Stich

nicht an äußeren Störungen. 1830 ſtirbt Waiblinger. Familienſorgen bringen ſchwere Bedrängnis. Der Bruder Auguſt, Schreiner, verfällt der Verwahrloſung, der Bruder Karl läßt ſich auf die revolutionären Wallungen der Zeit ein und kommt auf den Hohenasperg. Die ganze Familie wird in den Handel hineingezogen, auch Mörike ſelbſt, obſchon er „die zu den extremſten Schritten drängende Geſchäftigkeit der Demokratie" und „den immer wieder von neuem aufgeregten Geiſt des Liberalismus" entſchieden ablehnt. Nach einem Erholungsurlaub im Sommer 1831 kommt Mörike nach Eltingen, wo ein ſprechender Star und der Spitz Joli ſeine Hauptgeſellſchaft bilden. Endlich, im Januar 1832, erhält er eine Stelle in Ochſenwang als ſogenanntes „unveränderliches Vikariat". Hier arbeitet er den „Maler Nolten" aus, der im Auguſt 1832 erſcheint. Das Buch findet den begeiſterten Beifall der Freunde.

Sogleich betreibt er dann eifrige Bewerbung um ein endgültiges Pfarramt, welches ja die Vorbedingung ſeiner Verheiratung iſt. Aber immer deutlicher zeigt ſich, daß mit Luiſens Familie etwas an Bürgerlichkeit in ſein Leben ragt, das dem Geſetz ſeines Weſens fremd bleibt. Von den biederen Leuten ward ſeine Krankheit, die alten rheumatiſchen Beſchwerden, nicht geglaubt, ſeine gelegentlichen Gedanken an Urlaub und Eigenbeſchäftigung wurden nicht verſtanden, Luiſe ſelbſt glaubte die langen Pauſen zwiſchen ſeinen Beſuchen als Mangel an Liebe aus-

legen zu müssen. Nach allerlei Hangen und Bangen kam es im Herbst 1833 zur Aufhebung der Verlobung, just als von außen her sich alle Voraussetzungen zur Ansiedlung und Befriedung dieses Lebens erfüllen zu wollen schienen. Daß die Entscheidung für Mörike richtig war, braucht füglich nicht bezweifelt zu werden.

Juni 1834 zog Mörike als Pfarrer in Cleversulzbach ein, einem kleinen Dorf von etwa sechshundert Einwohnern in einem sanften, waldumrauschten Tal. Durch die 1852 entstandene Pfarrhausidylle vom „Turmhahn" ist Cleversulzbach berühmt geworden. Aber diese Idylle ist ein Wunschbild, kein Tatsachenbild. Sie sagt Wahres als Ausdruck einer Form von verweilendem Lebensglück in enger, bildklarer Fassung, auf die in der Tat Mörikes Wesen angelegt war. Aber dieses Glück hat sich für Mörike immer nur in einer sehr inwendigen, nicht vergegenständlichten Weise erfüllt. Er hat es tausendfach erfahren als „jene unerklärbar tiefe Herzensfreudigkeit, die aus dem innersten Gefühle unserer selbst hervorquillt" und die mit schlafheißen Wangen aus einem Gedicht wie dem „Wintermorgen" lächelt. Aber die Leistung, auch das Alltägliche, Dingliche, Pflichtgemäße real in diese Glücksform einzuarbeiten, ist ihm nie völlig gelungen, auch nicht in Cleversulzbach. Doch bringt wenigstens das erste Jahr daselbst eine möglichste Annäherung zum Ziel. Er lebt ausgiebig mit dem Garten und den Jahreszeiten, treibt Vogelschutz und Hühnerzucht, sammelt Altertümer und Versteinerungen, übt Schriftkunst und Wachszieherei — lauter Zeichen dafür, wie nahe sich seine Natur den Stoffen und den greifbaren Dingen fühlte, wie leicht eine wenn auch durchaus werttragende Kinderwelt um ihn entstand. In dieselbe Richtung deutet seine auffallende Vorliebe für das Gelegenheitsgedicht; es bezeugt liebenswürdig sein Haften am einzelnen Fall, am greifbaren Stück Leben. Im übrigen spielen die Bücher eine wichtige Rolle, wobei Mörike immer wieder gern zu längst Bekanntem zurückkehrt, zur Bibel, zum „Wilhelm Meister" — Zeichen für ein Leben, das seine Weltbeziehung lieber in die Tiefe als in die Breite ausbaut. Von Dichtern der Zeit verfallen Lenau und namentlich Heine seiner Ablehnung. Besuch und Briefverkehr häufen sich infolge des zunehmenden Ruhms. Daneben quälen ihn das treue Rheuma und bittere Geldsorgen, die er seiner Familie wegen auf sich nehmen muß. Ein Lichtblick ist das treffliche Einvernehmen mit seiner Gemeinde und das endliche Erscheinen des von Mörike und Mährlen lange geplanten und umsorgten „Jahrbuchs schwäbischer Dichter und Novellisten", das den „Schatz" und zwei Gedichte von Mörike bringt (1836). Die persönliche Beziehung zu Hermann Kurz spinnt sich an, die in langer Freundschaft und selbst in gemeinsamer Arbeit (an der Oper „Die Regenbrüder") fruchtbar werden sollte. Das lebensreichste Ereignis dieser Zeit in „Klepperfeld" ist aber das Aufleben der Jugendfreundschaft mit Wilhelm Hartlaub 1837. Der hilft gegen Krankheit und Not, er hilft mit Geld und Rat, mit nie versagender Treue und mit schwärmerischer Ehrerbietung für Mörikes Schaffen. Davon zeichnet Theodor Storm in seinen Erinnerungen an Eduard Mörike ein entzückendes Bild (das freilich aus späterer Zeit, 1855,

stammt). Mörike liest Storm sein erzählerisches Meisterwerk „Mozart auf der Reise nach Prag" vor, Hartlaub ist dabei. Dieser „folgte der Vorlesung mit einer verehrenden Begeisterung, die er augenscheinlich kaum zurückzuhalten vermochte. Als eine Pause eintrat, rief er mir zu: ‚Aber, i bitt Sie, ist das nun zum Aushalte!'" Einen Abglanz solcher schwärmerischen Ergriffenheit von Mörikes Werk und Person findet man in Äußerungen seiner Freunde oftmals wieder. Mit Hartlaubs in Wermutshausen spinnt sich ein inniger Familienverkehr an. Auch Kerner im nahen Weinsberg wird öfters aufgesucht, und es stellt sich unterm Einfluß der Weinsberger Geisterseherei heraus, daß Mörike selbst einen Poltergeist, den verstorbenen Pfarrherrn Rabausch, im Hause hat.

Die Jahre 1839 und 1840 zeigen Mörike in ausgedehnter Tätigkeit als Herausgeber eigener Werke (Teilausgaben), der Schillerschen Familienbriefe, einzelner Handschriften Waiblingers und Hölderlins. 1840 erscheint Mörikes „Classische Blumenlese", teils eigene, teils fremde und bloß überarbeitete Übertragungen griechischer und römischer Idyllendichtungen; Mörikes Beziehung zu diesen Strecken des antiken Schrifttums ist wesenhaft in dem idyllischen, behaglich ausmalenden Zug seines eigenen Schaffens begründet. Vielfach, in ständig zunehmendem Maße werden Mörikes Gedichte in Musik gesetzt. Eine geistesgeschichtlich fesselnde Einzelheit hat man vor sich, wenn man hört, daß Mörike Schuberts Erlkönig bei aller Bewunderung als „ein grelles, den Charakter des Gedichtes gleichsam aufhebendes Prachtierstück" empfindet. „Das Schreien des Kindes, wie es angefaßt wird, könnte Spiegel und Fenster zersprengen." Das Höchste an Musik ist ihm zweifellos in Mozart erschienen, dessen Lebensgewißheit und auch im Düsteren festgehaltene Menschenform seinem eigenen Wesen tief verschwistert sind.

1841 stirbt Mörikes Mutter, die zusammen mit Schwester Klärchen das Heim und das Leben des Dichters so treu gehegt hatte. Kurz darauf folgt eine einschneidende Veränderung. Mörike konnte schon lange seinen Dienst nur mit Hilfe eines Vikars versehen, schließlich überließ er diesem die sämtlichen Amtspflichten; das Konsistorium mochte das nicht länger hingehen lassen, und so reichte Mörike am 3. Juni 1843 sein Abschiedsgesuch ein. Es ward bewilligt mit zweihundertachtzig Gulden Ruhegehalt.

Es folgen Jahre, die für Mörike schwer im Schatten der körperlichen Leiden liegen. Gliederschmerzen, Gehunfähigkeit, Schwindel, Erschöpfung, Kopfdruck nach kurzer Arbeit sind die Erscheinungen, zwischen Rheuma, Gicht, Rückenmarksleiden schwankt das Urteil der Ärzte. Die Empfindlichkeit für klimatische Einflüsse steigt aufs höchste und zwingt ihn, von Hall, das er zunächst als Wohnort erwählt hat, nach Mergentheim überzusiedeln (November 1844). Die Bildnisse Mörikes zeigen mit zunehmender Deutlichkeit einen schlaffen, ängstlichen, betrübten Zug in Verstärkung des Ausdrucks von Scheu und Seelenzartheit, der ihm stets eigen gewesen. Auffallend bleibt dabei, wie wenig die Bildnisse den von

Freunden oft bezeugten Übergang der Miene von dem ängstlichen Ernst zum mutwilligsten Gebärdenspiel andeuten, auch zum Freundlichen, Herzwarmen und bezaubernd Menschlichen; offenbar genügte immer schon die Gegenwart des Zeichners oder Photographen, um das Kind in Mörike in sich selbst zurückzuscheuchen.

In Mergentheim hat Mörike den verabschiedeten und schwerkranken Oberstleutnant von Speeth zum Hausherrn. Um die Pflege des Kranken ist seine Tochter Gretchen besorgt, die bald mit Schwester Klärchen eine innige Freundschaft schließt. Bald entwickeln sich auch zwischen ihr und Mörike Herzensbeziehungen. Der Vater stirbt im August 1845; die Liebenden denken an eine Verbindung, die aber bei Verwandten und Freunden auf beiden Seiten wenig Gunst findet. Hartlaubs sahen in Gretchen „ein bis zur Verzweiflung eigensinnig, verwöhntes Geschöpf von zweideutigem Charakter"; andere Freunde schildern sie als aufgeregt, rasch, heftig und willensschwach. Die Sache bleibt einstweilen in der Schwebe. Das Jahr 1848 kommt mit seinen politischen Erregungen und findet Mörike mit ganzem Herzen auf der Seite der Volkssache, die ja die Sache der Reichs- und Volkseinheit war. Gegen eine fast völlige Lähmung der Beine sucht Mörike Heilung in Bad Teinach; unterwegs kehrt er bei Blumhardt in Möttlingen ein und erfährt jene wundersame heilende Einwirkung, die binnen vierundzwanzig Stunden aus einem an den Krankenstuhl Gefesselten einen rüstigen Fußgänger und Bergwanderer macht (Juli 1848). Inzwischen hatte aber das Gerede der „Leute" über den Mörikeschen Haushalt zu dreien die Lage in Mergentheim unhaltbar gemacht, und so entschließt sich Mörike (der in dieser Zeit das wahre, tiefreichende Wort von seiner „physischen und geistigen Gebundenheit" ausspricht) zur Übersiedlung nach Stuttgart, ohne jede feste Aussicht auf Stellung und Erwerb (1851).

Beides stellt sich aber in Stuttgart rasch ein. Mörike findet eine Anstellung am Katharinen-Stift, einer höheren Mädchenschule, wo er wöchentlich eine Literaturstunde zu halten hat. Am 25. November wird die Ehe zwischen Mörike und der um vierzehn Jahre jüngeren Margarete von Speeth geschlossen. Die Schwester Klärchen bleibt nach wie vor ein Bestandteil des Haushalts, und die unvermeidlichen Störungen des Friedens lassen nicht lange auf sich warten. Gretchen ist eifersüchtig auf Klärchen, auf die alten Freunde, die ihrerseits immer Klärchens Partei ergreifen; es entwickelt sich ein Zustand, wie er immer da entstehen muß, wo eine Person gleichzeitig Bezugspunkt zweier sonst geschiedener Gefühlskreise ist und wo diese Person mehr leidend-empfangend als tätig geartet ist. Mitarbeit an Zeitschriften, Übersetzungen (Anakreon), Herausgebertätigkeit, eigene Dichtungen, wie „Mozart auf der Reise nach Prag", „Turmhahn", „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", füllen Mörikes reichlich bemessene Freizeit aus. Titel, Orden, Ehrenmitgliedschaften stellen sich in Fülle ein. Freundliche Gesinnungen für ihn bilden sich am Münchener Hofe. Maximilian II. will ihn nach München ziehen und entsendet Emanuel Geibel, um mit Mörike darüber zu verhandeln. Die beiden Dichter unternehmen einen gemeinsamen Spaziergang nach

Cannstatt. Ein Augenzeuge berichtet: „Auf dem Heimwege bedeckte sich der Himmel mit Wolkenflocken, welche die untergehende Sonne bemalte. ‚Welch ein Schauspiel, lieber Mörike!‘ sagte Geibel, in dem er schwärmerisch dessen Arm ergriff, Dieser, von dem Gefühlsausbruch fast erschreckt, versetzte: ‚Das heißt man bei uns Schäfle!‘“ Hat die Geschichte auch nichts mit dem Münchener Plan zu tun, so zeigt sie doch auf ergötzliche Weise das beiderseitige Aneinandervorbeireden und das drollig-kindliche Zurückweichen Mörikes, der denn auch die ehrenvolle Berufung ablehnte. Ihm mochte an dem Leben und Treiben, das schon ohnehin um ihn war, genug und übergenug sein. Er, der in keiner Weise zum „Repräsentieren“ geeignet war und dem sich Leben nur im unmittelbaren Dasein erfüllte, mußte lernen, zu einem Teil seiner Zeit in der uneigentlichen Weise des berühmten Mannes, der gesellschaftlichen Größe zu existieren. Besuche mußten gemacht, mindestens erduldet werden, Ratsuchende, Neugierige drängten heran, Echtes und Unechtes an neuen Menschenbeziehungen spann sich in sein Leben. Eine Freude war es ihm, daß er damals Freunde aus dem Bereich der bildenden Kunst gewann. Ludwig Richter, Neureuther, Vautier, Moritz von Schwind illustrierten seine Schriften; zu dem letzteren faßte er eine herzliche, durch Briefe und Besuche genährte Freundschaft. Daneben kamen Dichter und Schriftsteller der Zeit in großer Zahl in sein Haus, Paul Heyse, Bodenstedt, Graf Schack, Moritz Hartmann, Hebbel und viele andere. Theodor Storm schildert bei seinem Besuch 1855 Mörikes Erscheinung: „Er war damals erst einundfünfzig Jahre alt; in seinen Zügen aber war etwas Erschlafftes, um nicht zu sagen Verfallenes, das bei seinem



Zeichnung von Moritz von Schwind zu Mörikes „Historie von der schönen Lau“, 1868. Stuttgart, Kupferstichkabinett

lichtblonden Haar nur um so mehr hervortrat; zugleich ein fast kindlich-zarter Ausdruck, als sei das Innerste dieses Mannes von dem Treiben der Welt noch unberührt geblieben."

Bedrückt vom städtischen Leben und von der alten Krankheit, gegen die er häufig homöopathische Kuren gebrauchte, nahm er 1866 seinen Abschied vom Katharinen-Stift, das ihm sein bisheriges Gehalt als Ruhegehalt beließ.

Häufige Aufenthaltswechsel, zum Teil durch die häuslichen Zerwürfnisse veranlaßt, stören auch diesen letzten Abschnitt seines Lebens. 1867 ist er in Lorch, wo er im Garten und an der Töpferscheibe arbeitet und wo ihm neben Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" die Schriften des alten tiefsinnigen Ötinger wichtig werden, mit ihrem grundlegenden Wissen um die „Leiblichkeit", die „das Ende der Wege Gottes ist". 1869 ist er in Stuttgart, 1870 in Nürtingen, 1871 wieder in Stuttgart, bis endlich der Unfriede im Haus im August 1873 zur Trennung von seiner Frau führt.

Jetzt beginnt sich Einsamkeit um ihn her auszubreiten. Die früh ausgesprochene Bitte „Laß, o Welt, o laß mich sein!" erfüllt sich in jener ironischen Weise, in der das Leben manchmal tiefliegende Wesenswünsche zu gewähren pflegt. Nicht die lebensvolle Einsamkeit, an die jene Bitte gedacht hat, verwirklicht sich, sondern eine langsame Verarmung seines Lebensraumes an Gestalten, an menschlicher Wärme, selbst an Dank der Mitwelt für das Wunder seines Schaffens. Viele alte Freunde nimmt der Tod hinweg, so Hermann Kurz, Lohbauer, D. Fr. Strauß. Nur die treue Schwester harrt, liebend und dienend bis zuletzt, bei ihm aus. 1875 befällt ihn zu den alten Leiden eine schwere Unterleibsentzündung. Er kann nicht essen, nicht schlafen; er kann weder lesen noch anhören. „Wie Reisach zerbrochen, zerkracht lieg ich da — gekrümmt, zerschellt." Vierzehn Tage vor seinem Tod söhnt er sich mit seiner Frau aus. Er stirbt am 4. Juni 1875, sanft, fast unmerklich erlöschend. Nur wenige Menschen waren im Grabgeleit, doch der Jugendfreund Vischer stand an der Gruft, geistesmächtig, und fand Worte, in denen nicht eine kleine oder große Trauergemeinde, sondern das ewige ganze Herz des deutschen Volkes gegenwärtig war.

„Du warst nicht und wirst nicht berühmt sein bei jenen, die nicht ahnen, welch ein Wesen es ist, das dir bei deiner Geburt die sanfte Geisteshand auf Stirn und Lippen gelegt hat, die nicht finden können, was der Dichter sinnt und meint, wenn er aus Licht und Äther magische Fäden spinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüsternde Bäume und rauschendes Wasser in ein Ganzes geheimnisvoll zusammenschlingt . . .

Aber es gibt eine Gemeinde — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein —, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen . . .

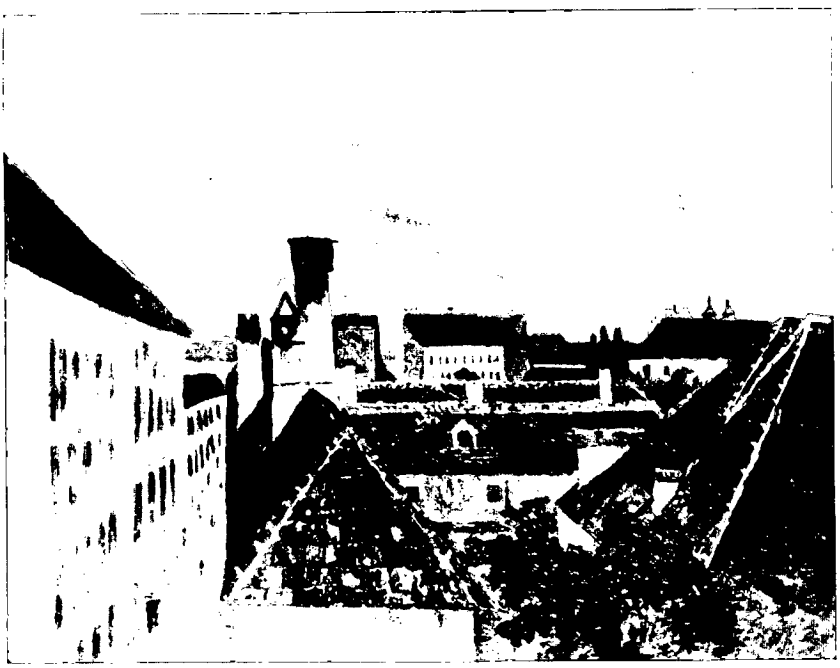
Da ist ein guter Mensch geschieden, — gut, wenn Gutsein doch etwas anderes als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe



Eduard Mörike
Photographie um 1865



Adalbert Stifter: Ungarische Landschaft
Gemälde, 1841. Wien, Adalbert-Stifter-Gesellschaft



Adalbert Stifter: Aussicht aus Stifters Wohnung in Wien,
rechts im Hintergrund die Türme der Rochuskirche. Gemälde, 1839
Wien, Adalbert-Stifter-Gesellschaft

bedeutet. Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichversetzen in jeden fremden Zustand, in alles und jedes, was Menschen sind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur ...

Dies Versetzen, Eingehen, Teilen, Geben und Wiedergeben und dazu sein Geist und der sprudelnde Scherz ... milde hinlächelnd über menschliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widersinn der Torheit hervorstellend, dies zusammen schuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechselverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem keiner anders als erfrischt, getröstet, verjüngt hinwegging ..."

*

Mörikes Schaffen findet seine Vollendung im Lied und im Gedicht. Er steht in der Geschichte unseres Schrifttums als der innigste Sprecher des deutschen Herzens, genauer: als der eingeweihteste Sprecher des Liebesgeheimnisses, das unvordenklich, in flüsternder Innigkeit, zwischen dem deutschen Herzen und der Natur besteht.



Eduard Mörike
Scherenschnitt von Luise Walther

In Mörikes Versdichtung heben sich verschiedene stilistische Anknüpfungen voneinander ab. Es sind breite Beziehungen da zum Volkslied und zur Volksballade (Beispiele: „Ach, wenn's nur der König auch wüßt'" und „Schön Rothraut"). Der kurze Reimvers Hans Sachsens klingt — über Goethe — mehrfach an (Beispiel: „Erzengel Michaels Feder"). Dazu gesellen sich Sprechweisen des Altertums, Fügungen nach Art der Ode und der Elegie, des Hexameters und des Distichons, der Idylle, der Satire und der Epistel; namentlich dem Briefton Mörikes zeigen sich diese antiken Maße (vierfüßige Trochäen und sechsfüßige Jamben) mit ihrer bezaubernden Leichtigkeit und ihrem eiligen, gelösten Sprechen oft sehr anmutig angepaßt. Während die Lieder im deutschen Volkston unmittelbares lyrisches Herzwort sind auf der Linie des schwäbischen Volks- und Grundlauts, verwalten die Dichtungen in antiken Maßen das stille Bewußtsein und die heitere, tägliche Besinnung. Sie werden im Zusammenhang von Mörikes Schaffen zum echten Ausdruck eines täglichen Strebens zum Maß, eines denkerischen Verfügens über das Erlebnis, eines liebenden, oft humoristischen Sichabfindens mit der Welt.

Aber zum eigentlichen und höchsten Dienst am deutschen Wesen steigt Mörikes Dichtung auf in den Hochformen seiner Lyrik, wie sie in „Wintermorgen", „Gesang zu zweien", „Im Frühling", „In der Frühe", „Jägerlied", „Peregrina", „Septembermorgen", „Um Mitternacht", „Mein Fluß" und andern gegeben sind.

Sie haben oft eine herzhafte Nähe zum Volkston und führen ihn doch auf eine Höhe, wo reife, volle Kunst erscheint und das Gedicht eine unüberbietbare geschöpfliche Selbständigkeit als tönendes Gebild erlangt. In Mörikes besten Gedichten begegnen sich äußeres Erklingen (Musik des Worttones und der Sprachbewegung) und inneres Erklingen (Fügung und Verschränkung der Vorstellungen, der Bilder und Wortsinne) auf so untadelige Weise, daß schlechthin Vollendetes an lyrischer Form entsteht. Zugleich ist diese Begegnung so einmalig und wesenhaft deutsch, daß man diesen Gedichten eine bleibende, menschenbildende Beispielkraft zusprechen muß. Sie zählen zu den „rettenden Bildern", die dem deutschen Menschen immer zur Erkenntnis und Bewährung seiner eingeborenen Seelenform durchhelfen werden.

Das Liebesgeheimnis, sagten wir, welches zwischen dem deutschen Herzen und der Natur besteht, nährt Mörikes dichterisches Schaffen. Überall, wo man in seine Lieder hineinhorcht, rauschen sie vom „flüsternden Gedränge der Erdenkräfte". Sie sind voll von Winken und Grüßen eines tiefen Einverständnisses zwischen Mensch und Element. Der Fluß murmelt durch sie hin, die nächtlichen Quellen kommen zu ihrem Wort. Was der Windhauch will, was die Mitternacht schwärmt, findet Gehör und Deutung. Eingetaucht in dichte Beziehung zu allen Geschöpfen, eingeweiht in ihre verschwiegensten Gebärden, erfährt hier der Mensch ein grenzenlos verknüpftes Dasein. Magische Querverbindungen ragen herein, das Dämonische meldet sich an mit Drohung und Warnung. Sehnliche Liebe, ein paradiesisches Wissen des einen vom anderen spricht hin und her. Das An-Sich der ewigen Dinge, das Kosen und Seligsein der Natur mit sich selbst tritt hervor in einer einzig frommen und liebenden Belauschung.

Es ist aber als sehr wesentlich festzuhalten, daß bei Mörike dieser Verkehr der Seele mit dem Elementaren niemals aus der menschengestaltigen Form herausgeht. Man hat nur die eine Seite seiner Naturbeziehung bestimmt, wenn man die großartige Einläßlichkeit des Menschen Mörike auf das Urleben herausgestellt hat. Die andere Seite ist die, daß das Menscheneigene, der Geist, sich in wunderbar ausgewogener Teilhabe hinzugesellt. Die Natur wird in Mörikes Erlebnis nicht unbotmäßig. Das Element übermächtigt den Menschen nicht, es zerbricht nicht das gefügte Wort, es zerstört nicht jenen letzten Bestandteil Besinnung, der überall da zugegen sein muß, wo der Mensch in Ehren bleiben soll. Gedichte wie „Mein Fluß" oder „Die Elemente" zeigen deutlich die Gegenwart des „Geistes", der Abstand hält und nicht nur um die abgründige Seligkeit der Kreatur weiß, sondern auch um das Dumpfe, Mühevolle und Unerlöste in ihr. Mörikes Natur-Erlebnis steht in jener hohen Form, die nicht ein Sich-Verlieren des Menschen an das untere Leben ist, sondern ein liebendes, kindliches und vertrauliches Spiel mit ihm.

Hier kommt zu seinem Recht und Gewicht, was unser Lebensabriß über die kindliche Seelenform Mörikes zu sagen versucht hat: Kindlicher Austausch zwischen Mensch und Geschöpf, wahrhafte kindliche Naturliebe, die doch des

Geistes mächtig ist, nährt Mörikes Lied, und ausnahmslos erklingt es, hier im helleren, dort im dunkleren Ton, von jenem ganz bestimmten kindlichen Daseinsglück, das er benannt hat als „eine unerklärbar tiefe Herzensfreudigkeit, die aus dem innersten Gefühle unserer selbst hervorquillt". Dieses Daseinsglück, welches das Sein unmittelbar als Freude erfährt, bildet das eigentliche Geheimnis in Mörikes Wesen. Hat man es als eine ausgesprochen kindliche Glücksform erfaßt, beruhend auf einer unerschütterlichen Wesensgesundheit, und hat man verstanden, daß diese Glücksform samt dem zugehörigen Lebensgefühl die Urmitgift des deutschen Volkswesens bildet, dann hat man die Quelle des Mörikeschen Liedes und den Ursprung seiner bleibenden nationalen Geltung umschritten.

Zugleich liegen hier auch Hinweise auf die Art der erzählenden Dichtungen Mörikes. Sie streben vielfach zum Märchen, nicht als zu einer besonderen Dichtungsart, sondern als zur eigentlichen und im Kern einzig entsprechenden Weltaussage dieses Dichters. Dafür spricht weniger „Der Bauer und sein Sohn", das bewußt an das deutsche Hausmärchen anknüpft, als „Der Schatz", „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", „Die Hand der Jezerte". Bei ihnen tritt diese bewußte Anknüpfung an die Märchenform zurück, aber gerade deshalb geben sie zu erkennen, wie tief der Märchenton dem Wesen Mörikes zugeordnet ist. Wenn das Volk Märchen ersinnt, so ergeht es sich nicht in Fabeleien von abgezirkeltem und gemindertem Anspruch, sondern es spricht auf maßgebende Weise sein volles wirkliches Weltbild und Lebensgefühl aus. Das Märchen ist gültige dichterische Hochform des Kinderzustandes bei den Völkern wie beim einzelnen Menschen; und auch mit dem, was im vollerwachten Kulturmenschen das „Kind" ist, bleibt es ewig und sehr ernsthaft verbunden. Ebenso ist bei Mörike das Märchen eine reine Ausatmung dessen, was er als wirklicher Mensch gelebt hat; Ausatmung des gläubigen Kinderwesens, das alles symbolisch erlebt, das der Beseeltheit der Welt, der Verwobenheit aller Geschöpfe und der Sinnerfülltheit des Daseins unmittelbar gewiß ist.

Anders, doch nicht gegensätzlich geartet ist diese Weltbeziehung in den zwei größeren Erzählungen, dem „Maler Nolten" und „Mozart auf der Reise nach Prag". Darüber nur ein kurzes Wort.

Im „Maler Nolten", dem „ersten Versuche eines pathologischen Romans nach Goethe", stellt sich Mörike bewußt unter das Streben, über das Ichbefangene der „orplidischen Periode" hinauszugelangen und der Selbsterfahrung etwas Allgemeingültiges abzugewinnen. Züge und Gestalten des eigenen Lebens gehen durch den Roman, die Bedrängung durch das Dämonische und Hintergründige, wie es in der Menschenbrust und in zauberischen Verflechtungen des Daseins gegeben ist, tritt überall hervor. In der Tiefe gesehen, sind die „pathologischen" Züge im „Nolten" Zeichen für die Bedrohtheit, unter der gerade das kindliche, wehrlose Leben sich stehen weiß, wofern es nicht, wie im Märchen, rein bei sich und über sein eigenes Glück gebeugt bleibt. Das Kindliche erscheint hier

als Zustand mangelhafter Sicherung gegen feindliche Einbrüche von seiten des Bösen im Menschen und von seiten koboldischer oder magischer Gewalten, die der kindliche Mensch nur unvollkommen beherrscht. Der „Nolten" ist kein „autobiographischer Roman", aber erlebnismäßig wahr ist darin die Erfahrung des Übermächtigen, Verborgenen, Unübersichtlichen, von der Mörikes Leben eben als ein kindliches Leben allseits durchwirkt ist.

Die Mozart-Novelle, ein Meisterstück der deutschen Dichtung, ist bei Mörike einzigartig als ein Fall völlig geklärter realistischer Weltbegegnung, durchaus klingend und quellend in der Sachbemeisterung, in der Erfindung, in der Seelenmalerei. In der gleichzeitigen Geltendmachung eines unerschöpflichen Bilderstroms, einer festen Tatsachenkenntnis, einer kräftigen Anschauung des gefaßten Augenblicks zeigt diese Erzählung den Schwung glücklicher Jahre und die goldene Spur des großen schöpferischen Geistes selbst, dem sie gewidmet ist.

Adalbert Stifter

1805—1868

Von

Max Mell

In Jacob Grimms Deutscher Mythologie findet man ausgeführt, wie der älteste sprachliche Ausdruck für den Begriff des Heiligtums ursprünglich die Bedeutung von „Wald" besaß; ebenso wie Marka, das ursprüngliche Wort für Grenze, zuerst Wald bezeichnet. Dies sind früheste urtümliche Zeugnisse für die innere und äußere Verbundenheit mit dem Wald, die sich dem Volk an den erwählten und beibehaltenen Sitzen mit Rodung und Nutzung, als Zuflucht und Andachtsstätte seit ältester Zeit in die Seele gelegt hat. Von solchem tiefem Grund her aber nährt sich die Kunst; dem Genius ist es gegeben, aus ihm die Gestalt zu holen, die allen erkennbar ist und die alle Seelenkräfte ergreift, das Leben erhöht und steigert und damit dem ganzen Volke wohltut. In der Entwicklung der neueren Zeit, in der deutsches Wesen sich selbst auszudrücken mächtig wurde, ist solche Innerlichkeit, zu deren Prägung der Wald und die gemüthafte Bindung an Heimat, Landschaft und Natur beitrug, in den Dichtungen Adalbert Stifters am schönsten und reinsten offenbar geworden. Adalbert Stifter war ein Kind des Böhmerwaldes, der auf ältestem europäischem Festlandboden, auf Granitgestein, steht und einer der wenigen ganz großen Wälder deutschen Landes ist, wo es in manchen Teilen noch Urwaldbestand gibt, und der den Ansiedlern einst harte Lebensbedingungen auferlegt hatte. In schwermütig-schöner Landschaft am Dämmerstreifen dieses Waldes, in einer der Ortschaften im oberen Tal der Moldau, ist Adalbert Stifter am 23. Oktober 1805 geboren worden; in Oberplan, das an einer freien und sanften Stelle des Tales liegt, zwei Wegstunden von der Grenze entfernt. Dorthin, nach Süden, ins österreichische Donautal, neigen sich sehr wesentliche Beziehungen jener Landschaft und ihres Volkstums, und der Weg, den Stifter ins Leben gegangen ist, hat ihn auch dort hinab, über die Wasserscheide, dem Anblick der Alpen entgegen, geführt. Der Urgroßvater wie der Großvater des Dichters, die beide zu hohen Jahren kamen, waren Leinweber; auch der Vater war es, betrieb aber daneben Landwirtschaft und einen Flachshandel. Die Mutter stammte aus demselben Ort und war Tochter des Fleischhauers Friepeß. Adalbert war das erstgeborene von den fünf Kindern des Paares, von denen nur das jüngste ein Mädchen war. Seiner Eltern gedachte er stets mit größter Verehrung und hat ihnen in seinen Dichtungen mehr als ein Denkmal gesetzt. Seine Mutter nennt er „einen unergründlichen See von Liebe", und er sagt, sie „hat den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Teil meiner

Schriften geworfen". „Edel und nur zu großmütig" nennt er den Vater. Auch dessen Mutter hat auf den heranwachsenden Knaben mit ihrer Erzählergabe und ihrem volkstümlichen Wissen großen Einfluß geübt. Auf diese glückliche Kindheit fiel ein schwerer Schatten, als der elfjährige Knabe den Vater verlor: auf einer Fahrt in Oberösterreich erschlug ihn sein umstürzender Flachswagen. Adalbert wollte damals aus Leid verhungern; die Natur freilich siegte zuletzt über diesen leidenschaftlichen Vorsatz. Der Knabe zeigte große Wißbegier und kam mit seinen Fragen nie zu Ende: so begrüßte sein Kindersinn die Wirklichkeit, zu der ihn eine tief bejahende Kraft trieb. Dem Dorfschullehrer war er als begabt aufgefallen, und der Großvater Friepeß trat für seine Fortbildung ein; er brachte den dreizehnjährigen Knaben zum Unterricht zu den geistlichen Herren nach Kremsmünster in Oberösterreich.

In dem berühmten, uralten Stift reihten sich dem Knaben an die Jahre einer glücklichen Kindheit Jahre einer glücklichen Jugend: er fand vortreffliche Lehrer, Männer von bedeutender Bildung, und es war nicht nur der alte klösterliche Humanismus, der dort den Zöglingen vermittelt wurde, sie wurden auch auf die Werke des letzten, noch nicht zu Ende gegangenen ruhmvollen Zeitalters der deutschen Dichtung gewiesen. Die wissenschaftlichen Sammlungen, aber auch die herrliche Lage von Kremsmünster, in lieblicher, fruchtbarer Landschaft vor der silbernen Kette der Alpen, nährten den Natursinn Stifters weiter; Wanderungen und Alpenfahrten lehrten ihn das Land kennen; ein verständiger Lehrer pflegte seine Begabung für das Zeichnen und leitete ihn an, Landschaften in Bleistift und in Wasserfarben wiederzugeben, wie der heranreifende Jüngling in diesen Jahren auch seine ersten kleinen dichterischen Versuche niederschreibt. Der Umgang mit den Vätern des Stifts und ihr Unterricht bekräftigten sein Wesen und unterstützten es, daß es sich gerade und unverkümmert aus sich selbst entwickle. Der Sinn für das Schöne — als für „das Göttliche im Kleide des Reizes" — wie für das Sittliche erfuhr in ihm hier entscheidende Ausbildung. Nach sehr gut beendeten Unterrichtsjahren in Kremsmünster ging er zu weiterer Ausbildung nach Wien.

In Begleitung zweier Freunde die Donau hinabfahrend, kam Stifter, einundzwanzig Jahre alt, ein Bursch vom Lande, „mit breiten Schultern und dem Ansatz zu einem felsenmäßigen Brustkasten", das Angesicht etwas blatternarbig von der eben überstandenen Krankheit, nach Wien. Er sollte sich an der Universität dem Studium der Rechtswissenschaft widmen, seinen Lebensunterhalt gedachte er durch Unterrichten zu erwerben, wie er dies schon im Stift getan hatte und wofür er Empfehlungen besaß. Über die erste Wiener Zeit gibt Stifters kleine Schilderung vom „Leben und Haushalt dreier Studenten" launige Auskunft, und andere gleichfalls später entworfene Darstellungen der Stadt und ihrer Bewohner belehren uns, mit welch hellem Blick und welch klarem Gemüt Stifter die neuen Erscheinungen auffaßte. Seine Beschreibung des Ausblicks vom Stephansturm

begreift die Stadt als Naturwesen und gibt die Merkmale ihres sichtbaren wie ihres inneren Lebens zu schauen; wie auch seine Darstellung der Katakomben der Stephanskirche oder des Wiener Wetters oder einer denkwürdigen Sonnenfinsternis oder was er sonst vom Wiener Leben und Treiben schildert einen von den zerstreuenden Eindrücken des großstädtischen Lebens unverwirrten, vielmehr mit der Kraft der Vereinfachung begabten Sinn zeigen. Ohne daß er dem Stadtwesen verfiel, aber genießend, was Wien bot, lebte er sich ein, und die Stadt wurde ihm eine zweite Heimat. Die Rechtswissenschaften traten für ihn bald zurück; er legte zwar einige Prüfungen ab, seine Eignung zum Beamten jedoch schien ihm gering, stärker zogen ihn die Naturwissenschaften an und immer die Künste, die ihm in den Gemäldesammlungen und an den Bühnen der Stadt, vor allem am Burgtheater, reichliche Anregung boten. Seine Neigungen und Bestrebungen, die von dem Wunsch nach allseitiger Ausbildung geleitet waren, ließen ihn einstweilen noch nicht mit allem Nachdruck nach der Sicherheit einer Anstellung trachten. Er hatte manchen vornehmen Gönner gefunden, das Herz seiner Schüler gewann er rasch, und viele wurden ihm Freunde fürs Leben. So blieb er „Kandidat des Lehramtes der mathematischen Physik", lebte sehr bescheiden, malte, nun auch schon in Öl, doch ohne daß er einen Lehrmeister dafür gesucht hätte; freilich war er von seinen Leistungen selbst keineswegs befriedigt und hielt seine Versuche ebensowenig für Kunst wie das, was er, angefeuert von dem Empfindungsmaß in Jean Pauls Schriften, niederzuschreiben begann. Ein eingewurzeltes Vertrauen bäuerlicher Art in das Reifen leitete ihn, „als liege etwas innerlich Gültiges und Wichtiges in der Zukunft". Diese seine harrende Berufslosigkeit freilich war es, die ihm eine leidenschaftlich gewünschte eheliche Verbindung mit einem Mädchen seiner Heimat vereitelte.

Die Sommermonate führten Stifter alljährlich nach Hause, in die „ursprüngliche Gegend", und bei einem solchen Aufenthalt faßte er eine tiefe Neigung zu einem Bürgermädchen aus dem Oberplan benachbarten Marktflecken Friedberg. Auch Fanny Greipl fühlte sich von ihm gefesselt, dem zarten Einverständnis konnte die Entfernung übers Jahr nichts anhaben, vielmehr besiegte die Liebe auch manche innere Ungewißheit und erfüllte den beiden in jahrelangem Wuchse das Gemüt voll und ganz. Als aber die Zeit verstrich und Stifter noch keine gesicherte Stellung erlangte, auch überdies nicht mit dem rechten Eifer danach zu trachten schien, billigten die Eltern des Mädchens die Verbindung nicht länger, das Mädchen gab ihren Bedenken nach, und das Verlöbnis wurde gelöst. Wie schwer dies Stifter traf, spiegelt sich ebenso in der frühen Erzählung vom „Heideknaben" wider wie in dem späten Bekenntnis des „Nachsommers". Der Lebensanblick trug für ihn dieses dauernde Merkmal. Er war trotzig genug, sich sogleich mit einem Mädchen, das er in Wien kennengelernt hatte, zu verloben. Da er dann noch einmal Hoffnung bei Fanny zu haben schien, hätte er das vorschnelle Verlöbnis wohl wieder aufgehoben; doch das Verlorene ließ sich nicht wiederherstellen. So

vermählte er sich mit Amalie Mohaupt, es waren elf Jahre seit seinem Eintreffen in Wien verflossen. Das mit so raschem Entschluß erwählte Mädchen hatte durch seine nicht gewöhnliche, regelmäßige Schönheit sein Auge gewonnen; sie stammte aus kleinen Verhältnissen, ihr Vater lebte als Fähnrich des Ruhestandes in Ungarn. Fanny ging eine Vernunftehe ein und starb nach drei Jahren im Kindbett. Die Nachricht hiervon war für Stifter eine schwere Erschütterung; sie vertiefte aber zugleich sein Pflichtgefühl gegen die Frau, die die Seine geworden war. Frau Stifter war „eine tiefe stille Natur, der alles klar, unverworren und eben sein mußte, sonst machte es ihr Pein". Für die Bewegung ihres eigenen Gemütes hatte sie keinen Ausdruck, und dieses Gebundene und nach außen Unbewegte ihres Wesens hat für die Freunde des Hauses wenig Anziehendes gehabt. Stifter schien ihnen keine ihm ebenbürtige Frau gefunden zu haben, und nicht immer haben sie sich freundlich über sie geäußert. Nichts aber weist darauf hin, als ob Stifters Ehe, die kinderlos blieb, nicht dennoch eine glückliche gewesen wäre. Vom Dichter selbst kennen wir keine anders lautende Versicherung, kennen wir nur Ausdruck der zartesten Sorge um seine Frau und der größten Rücksicht auf sie wie des Dankes und der Liebe, an der er Zeit seines Lebens festgehalten hat.

Die ersten Jahre der Ehe brachten manche Sorgen. Aber in diesen Zeiten, in der ersten Wohnung des Paares in dem Landstraße geheißenen Bezirke Wiens, schuf Stifter seine besten Ölbilder, den „Hausgarten" (heute in der Wiener Staatsgalerie) und die Aussicht aus seiner Wohnung auf die Türme der Rochuskirche (heute im Besitz der Adalbert-Stifter-Gesellschaft), und es gediehen ihm die ersten stürmischen Niederschriften von Erzählungen, die ihm die Entscheidung über seinen künstlerischen Beruf bringen sollten. Denn eine solche Handschrift hatte er einst, aus dem Schwarzenberg-Park kommend, bei sich, und sie lugte aus seiner Tasche, als er die Baronin Mink besuchte; das Töchterchen des Hauses nahm sie ihm unvermerkt heraus und las eine Weile darin: „Mama, der Stifter ist ein heimlicher Dichter; hier fliegt ein Mädchen in die Luft!" Stifter mußte vorlesen, was er von der Erzählung „Der Kondor" eben geschrieben, die Baronin wünschte Anfang und Ende dazu und meinte, Witthauer müßte es in seiner vielgelesenen „Wiener Zeitschrift" drucken. Dazu kam es denn wirklich, Witthauer bat sogleich um neue Beiträge, und Stifter schloß das „Heidedorf" ab. Nun wurde Stifter rasch bekannt. Der ungarische Schriftsteller und Geschichtsschreiber Johann Graf Mailáth suchte den Dichter auf und bat ihn um einen Beitrag für sein Taschenbuch „Iris". Hier erschienen denn auch die „Feldblumen", und Stifter, festgehalten und angeeifert, gab dann mit Ausnahme eines Jahres in jeden Jahrgang der „Iris" von 1842 an bis 1848 eine seiner großen Erzählungen, sie bedeuteten den Erfolg des Taschenbuches. Die „Iris" erschien bei Gustav Heckenast in Pest. Stifter war schon anläßlich des Buches „Wien und die Wiener" mit Heckenast in Verbindung getreten. Er hatte die Zusammenstellung dieser Wiener Lebensbilder von einem

ungeschickten Herausgeber übernommen. Stifter bot Heckenast auch den Verlag seiner Erzählungen an, deren bereits eine stattliche Anzahl in der „Iris" und in anderen Taschenbüchern und in Zeitschriften erschienen waren und die er als „Studien" in mehreren Bänden und weiterhin als „Jugenderzählungen" vorzulegen beabsichtigte. Und schon wollte er auch ins Große gehen, ein dreibändiger Roman schwebte ihm vor, unter dem Eindruck geschichtlicher Darstellungen ein Robespierre. Zunächst erschienen, in manchem neugeformt, sprachlich geglättet und von Fremdwörtern gereinigt, zwei Bände der „Studien" 1844 und in den Jahren 1847 und 1850 je zwei weitere Bände. Sie waren schön gedruckt, Stifter hatte viel Sinn dafür, daß sie schmuck aussähen, für die Titelblätter entwarf der Geschichtsmaler Johann Nepomuk Geiger Zeichnungen, Josef Axmann besorgte den Stahlstich, und Stifter setzte die Schrift auf die Platte. Die vertrauensvolle geschäftliche Verbindung mit Heckenast wurde eine Freundschaft fürs Leben; ihr Denkmal sind Stifters Briefe an ihn, in denen er sich über alles, was ihn bewegte, ausgesprochen hat.

Das Buch der Studien, welche Stifter als „erste Versuche" seiner Mutter und seinen Geschwistern widmete, erhob keinen Anspruch auf Schriftstellertum, „sondern sein Wunsch ist nur, einzelnen Menschen, die ungefähr so denken und fühlen wie ich, eine heitere Stunde zu machen, die dann vielleicht weiterwirkt und irgendein sittlich Schönes fördern hilft". Die Erzählungen waren in der Reihe ihres Entstehens geordnet, in ihrer Folge die starke menschliche und künstlerische Entwicklung des Dichters offen darlegend. Für die ersten Stücke, die, aus dem gesellschaftlichen Leben des alten Wien genommen, in reizvoller Farbengebung schwelgen, hat Jean Paul dem Dichter eine Hilfe geleistet, die bleibenden Wert für ihn behielt: wie nämlich vom gefühlsmäßigen lyrischen Ursprung her die erhöhte Sprachebene zu erlangen sei; sie zeigen auch, wie sehr sich der Fühlende in den empfindsamen Einzelgängern erkannte, noch ehe sich die Gestalten mit dem eigenen Lebensstoff Stifters füllen. Aber die Neigung Stifters, etwas zu wissen zu geben und mit seinen Merkmalen genau und vollständig sichtbar zu machen, ließ das lyrische Bekenntnis bald vor der erzählenden Darstellung zurücktreten. Hier leisteten Hilfe die guten Erzähler der Zeit, deutsche aus der Romantik, dann amerikanische wie Cooper und Irving, bis er reif war, ganz allein die Führerschaft Goethes zu wählen. Mit ihm konnte Stifter von sich sagen: „Das Auge war vor allem andern das Organ, womit ich die Welt faßte." Der erste Satz des ersten Werkes, das Stifter drucken ließ, ist Malerei: „Um zwei Uhr einer schönen Junimondnacht ging ein Kater längs des Dachfirstes und schaute in den Mond. Das eine seiner Augen, von dem Strahle des Nachtgestirnes schräg getroffen, erglänzte wie ein grüner Irrwisch, das andere war schwarz wie Küchenpech, und so glotzte er zuletzt, am Ende der Dachkante ankommend, bei einem Fenster hinein — und ich heraus." Es gilt für den Dichter selbst, wenn er eine seiner Gestalten bekennen läßt: „Von Kindheit an hatte ich einen Trieb zur Hervorbringung von Dingen, die

sinnlich wahrnehmbar sind ... diese sinnliche Regung, die wohl alle Kinder haben, wurde bei mir, als ich heranwuchs, immer deutlicher und stärker." Lange hatte er gesammelt und aufgespeichert; nun gab er mühelos aus seinem Besitz, nun ging sein Herz über von Bekenntnis und Gesprächigkeit, und so entstand aus echter Erzählerlust diese von naturhafter Reinheit leuchtende Reihe von Geschichten, die unter den Hervorbringungen deutscher Erzählerkunst ihren unverlierbaren Platz haben. Ihre besondere Art haben sie darin, wie sie den Menschen in das Lebensganze stellen. Der Dichter weist dem Menschen, seiner Erscheinung, seinen Anstalten nicht nur wie auf einem Gemälde ihren Platz zu — „so winzig und klein, als hätte man kaum mit der Spitze einer Nadel in das Waldland getupft" —, er sieht ihn nicht nur als Teil der Schöpfung in den Zusammenhängen mit den Jahreszeiten, den Himmelserscheinungen und den Gestirnen und so auch mit den Lebensaltern und den Jahrhunderten, sondern vor allem mit seinen sittlichen Aufgaben. Sogleich die früheste Erzählung „Der Kondor" läßt das schöne, stolze Mädchen, das sich in dem Luftschiff in die Wolken erhebt, begreifen, daß sie die Zusammenhänge nicht durchbrechen kann, daß sie den Platz, an den sie ihr Geschlecht weist, nicht verlassen darf. Der Platz des einzelnen in der Kette der Geschlechter wird als Verpflichtung in vielen der Erzählungen deutlich, und über die Art, wie er Leben zu Leben gestimmt sieht, sagt er das tiefe Wort: „Es wird ein Ding in dem kühlenden fließenden Wasser sein, es wird eins in der wehenden Luft sein, und es werden Zustimmungen zu unserem Körper aus der Eintracht aller Dinge jede Stunde, jede Minute in unser Wesen zittern und es erhalten." Solche Anschauung legte es ihm nahe, so Wunderbares zu erzählen wie im „Abdias" die Verschwisterung des blinden Mädchens mit dem Blitz, der einen Schein aus ihren Haaren zu locken pflegt, der ihr das Augenlicht schenkt und sie nach dem selig gewonnenen Genuß des Schauens wieder von der Erde entrückt. Es war ihm natürlich, den Ort, den der Mensch und das Menschengeschlecht innerhalb der Schöpfung einnimmt, zu betrachten und zu bestimmen; um dessentwillen hat er, namentlich zu Beginn seiner Dichtung, gern den einzelnen ins Auge gefaßt, den Strebenden und Forschenden, in dem die Anfänge sind, wie den einsam Hausenden in der Stadt, auf der Heide, in den Wäldern, und eine Spur der Robinsonade geht durch viele seiner Schriften. Das Anfangen und Grundlegen ist ein vornehmlicher Gegenstand seiner Dichtungen, und daß von diesen Dingen immer das Leben auf Erden voll ist, erscheint ihm groß: in der Geschichte der Menschheit sind es nicht die aufsehenerregenden und umstürzenden Ereignisse und Taten, die seine Betrachtung auf sich ziehen und ihn zur Darstellung locken, er liebt es vielmehr, einem erntegewohnten Bauern gleich, auf das zu blicken, was die Regel im Erdenleben ist, auf das immer waltende Naturhafte, das, worin sich die Menschheit erhält. „Der große goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden bis zu uns herabgeronnen, durch die unzählbaren Mutterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde, ist die Regel, und seine Aufmerkung ward vergessen;

das andere, der Haß, ist die Ausnahme, und dies ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden." Ihm galt die Würde des Menschen hoch unter den Lebewesen, schon in dem kleinen Zug seiner Sprache drückt sich das aus, daß er dem Wort Haupt des Menschen den Vorzug gibt und das Wort Kopf nur selten gebraucht — aber wohl bei dem nicht vollsinnigen, mißgeschaffenen Mädchen im „Turmalin". In seinen Schriften gibt es kein Bild eines bösen Menschen. Es wird Unheil und Verhängnis und Dunkel darin erzählt, aber der Feind ist nicht darin, und es sei bemerkt, daß Stifter, der uns so oft über die Natur des Böhmerwaldes unterrichtet, die dort häufige und gefährliche Kreuzotter niemals erwähnt. Nichts wäre irriger, als darin den Wunsch zu sehen, im Beschaulichen und Lieblichen zu beharren, oder es gar als Schwäche auszulegen. Wie sehr er auch um das Böse wußte, verraten manchmal kleine, aber starke Züge wie im „Abdias" in der Schilderung des Gefechtes der Satz: „Da flog eine wilde Lust heran, der Teufel des Mordens jauchzte"; — oder er überrascht in einer Erzählung der Spätzeit mit der Bemerkung, der Mensch habe „eine tigerartige Anlage". Aber er verzichtete darauf, die Einbildungskraft mit ihrer alle anderen Seelenkräfte ergreifenden Macht zur Ausmalung der Nachtseiten menschlichen Wesens zu gebrauchen und dem Verneinenden Gestalt zu geben von seiner Gestalt. Dennoch ist das Bild seiner Welt ein wahres und in seiner Wahrheit ergreifendes, denn er schuf aus einer fromm und großartig bejahenden Kraft, um deretwillen man sagen darf: wer in Adalbert Stifters Welt eingeht, weilt an heiliger Stätte.

Der Erfolg der „Studien" war groß. Gegenüber der damals herrschenden Richtung im Schrifttum, die Behandlung der Tagesfragen auch in die Werke der Dichtung zu tragen und allenthalben auf die Erörterungen und die Wünsche des Augenblicks anzuspielen, wirkte ihre gelassene, in sich beruhende Menschlichkeit erquickend und erlösend. Bilder wie die des Knaben auf seiner Heide, des Hochwalds als Zufluchtsstätte in gefährlichen Zeitläuften, der beiden im winterlichen Hochgebirge verirrten und geretteten Kinder prägten sich eben als Sinnbilder tief in die Herzen ein. Zwei der besten Dichter seiner Tage, die freilich in der Kunstanschauung der älteren, der eigentlichen Blütezeit der deutschen Dichtung wurzelten, Eichendorff und Grillparzer, haben sich zu Stifter bekannt; Grillparzer wurde durch ihn zu der in seiner Art geführten Meistererzählung „Der arme Spielmann" angeregt, mit der er ihm auch in die „Iris" folgte. Die Schriftsteller des „Jungen Deutschland", wie die neuzeitliche Richtung genannt wurde, begrüßten die Studien gleichfalls mit Wärme, allerdings um später kühler zu werden und ihn dann abzulehnen (Laube, Sigmund Engländer). Und Friedrich Hebbel, damals auf einem Höhepunkt des Erfolges, fand an dem neuen „Naturdichter" keinen Geschmack; er rügte in einem Epigramm: „Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?" „. . . damit ihr das Kleine vortrefflich liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt." Später ließ er sich noch heftiger aus gegen den „Nachsommer", und es wurde sehr bekannt, wie er in einer kurzen Kritik des Romans

meinte, es wäre nicht gewagt, dem die Krone von Polen zu versprechen, der die drei Bände wirklich ausgelesen habe. In einem Aufsatz „Das Komma im Frack" führte er noch besonders aus, wie sich neuerdings die Kleinmalerei („der Genre") im Schrifttum aufspiele und wie es hierin Stifter vorbehalten geblieben wäre, den Menschen ganz aus dem Auge zu verlieren. In der Anschauung, die die beiden Dichter von der Welt und dem Menschen hatten, war dieser Gegensatz zwischen ihnen ja tief begründet, und der Punkt in der Lebensansicht Hebbels, an dem sich ihre Wege scheiden mußten, war die Vorstellung von der Maßlosigkeit, die er jedem Leben triebhaft und notwendig in seine Vereinzelung mitgegeben sah, durch die ein jedes Leben schuldig, ein jedes tragisch würde, als auf dem Weg, auf dem es zum Ganzen zurückfände. Der tief leidenschaftliche Stifter hätte diesen Begriff der Maßlosigkeit in ihrer dem Leben zugehörenden Bestimmung nicht angefochten, aber er, dem die Umsturzzeit das große Wort abrang: „Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit", war überzeugt, daß ebenso tief und mit gleicher Bestimmung dem Menschen eine Empfindung für das Sittliche und für das Maß mitgegeben sei, seinem Leben die Würde gebe und alles Große und Schöne daraus hervorrufe. Daß Hebbel dies vernachlässigte, daß seiner Tragik, wie Stifter in einem Brief ausführte, die „Majestät der sittlichen Menschheit" als Widerlage fehlte und seinem Bild vom Leben der Widerschein des göttlichen Waltens, das trennte Stifter für immer von ihm und gab ihm das eigentliche Gefühl, in ihm einen Feind zu haben. Aber für ihn wurde dies nur ein Antrieb, das, was er bilden wollte, um so sicherer auszuführen und sich nun in der Wahl zwischen den Künsten endgültig für die Dichtkunst zu entscheiden. Nur ein einziges Mal trat er seinen Gegnern öffentlich entgegen. Indem er in der wundervollen Vorrede zu den „Bunten Steinen" sein Weltbild entwarf, hat er auch der Verneinung der Widersacher etwas Bejahendes entrungen.

Die acht Jahre vom Erscheinen des „Kondor" bis zum Sturmjahr 1848 waren für Stifter eine erste Erntezeit. Seine Unterrichtstätigkeit, vorzugsweise in Mathematik und Physik, setzte er fort, er war in die höchsten Kreise der Wiener Gesellschaft gekommen; so war er Vorleser bei der betagten Witwe des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, der den Oberbefehl in der Schlacht bei Leipzig gehabt, und durch drei Jahre unterrichtete er den Sohn des Staatskanzlers Fürsten Metternich. In diesen Häusern knüpfte er auch Beziehungen mit tüchtigen Männern an, die ihm wertvoll wurden, so mit dem Geographen Simony und dem Augenarzt Jäger. Er wird als außerordentlich beredt geschildert, es vermochte ihn nicht leicht etwas von den begonnenen Ausführungen abzubringen und seinen Redestrom einzudämmen. Er sprach in fließenden, schön gerundeten Sätzen und sein Vortrag war, wie Simony berichtet, „ein fortgesetztes Zeichnen und Malen von Personen und Dingen." Er faßte damals den Plan, in Wien Vorträge über Kunstlehre zu halten, aber die endlosen Schwierigkeiten, die ihm die Behörden bereiteten, machten ihm viel Verdruß. Er

hatte auf Sommerreisen die Heimat wiedergesehen, hatte seine Frau daheim vorgestellt, ihr das Salzkammergut gezeigt, München und Augsburg besucht; er entschloß sich, Wien mit Linz zu vertauschen. Er bereitete eben die Übersiedlung vor, da kam die Erhebung des Jahres 1848, die eine längst veraltete Staatsleitung und deren Träger hinwegfegte. Stifters anfänglicher Zustimmung folgte bald Ernüchterung, Enttäuschung und Trauer. Ihn widerten die schwätzenden Professoren, Journalisten und Staatskomödianten an; er litt unsäglich unter dem Schlechten, Frechen, Unmenschlichen und Dummen, das sich als Freiheit ausgab, ja durch lange Zeit war er ganz irre an den Menschen. „Das Ideal der Freiheit ist auf lange Zeit vernichtet", schrieb er damals. „Wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer, den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Es gibt nur eine Macht, die es kann: Bildung." Er wußte sehr wohl, daß seine Schriften zu ihr beizutragen vermochten, aber er wollte zu ihrer Beförderung auch im öffentlichen Leben seine Hand bieten. Er legte seine Gedanken über Erziehung und Schule in einer Reihe von Aufsätzen nieder, welche Wesen und Aufgabe der Schule wie ein Pflanzenwesen von der Wurzel bis zur Frucht im Lebenszusammenhang erläuterte; sie gaben dem hochgesinnten Minister Grafen Leo Thun den Anlaß, Stifter eine höhere Stellung im Wiener Schulwesen anzubieten. Stifter zog Linz vor, und so wurde er zum Inspektor der Volksschulen in Oberösterreich ernannt. Er ging mit Mut und Zuversicht ans Werk. Die Anfänge brachten ihm manche Befriedigung. Es gelang ihm, den Neubau von Landschulen durchzusetzen, die Lehrerschaft des Landes gewann er für sich, eine Realschule wurde in Linz gegründet und seiner Aufsicht unterstellt, und zu ihrem Lehrkörper ergaben sich gute Beziehungen. Die Amtsreisen brachten ihm auch den Gewinn, daß er das Land und seine Altertümer kennenlernte; er konnte, zum Konservator bestellt, zur Erhaltung und Rettung manches Kunstwerkes eingreifen, so für den bedeutenden Schnitzaltar in Kefermarkt, einem Werk aus dem Kreise des Tilman Riemenschneider, und für die Stadtpfarrkirche in Steyr. Im Kunstverein, der eine öffentliche Bildersammlung zu schaffen strebte, konnte er für Verständnis und Aufnahme zeitgenössischer Malerei eintreten. Freilich entbehrte er sehr den Verkehr mit hauptstädtisch und künstlerisch empfindenden Menschen und die Anschauung von Kunstwerken; was Linz zu bieten hatte, war und blieb unzulänglich. Es wurde ihm das Ritterkreuz des Franz-Josefs-Ordens verliehen, er rückte zum Wirklichen Schulrat vor, aber immer gewisser wurde ihm die Einsicht, daß seine wahrhaft ersprießliche Tätigkeit nur in der Ausführung seiner dichterischen Pläne zu bestehen habe. Er hatte zusammen mit dem Professor Aprent von der Realschule ein „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen" herausgegeben, dessen Stücke sie mit großer Liebe zusammentrugen. Das edle Buch begann mit deutschen Sagen aus der Grimmschen Sammlung, mit Theodor Storms Märchenszene „Schneewittchen" und Teilen aus dem Nibelungenlied, brachte Homer, viel Goethe und die anderen deutschen Dichter, Schilderungen von Natur- und

Kunstwerken, Aufsätze zu höherer innerer Bildung und schloß mit einigen Seiten aus Platons „Phädon". Allzusehr widersprach eine solche Zusammenstellung dem Gewohnten, und die Behörden versagten dem Buch die Zulassung für den öffentlichen Unterricht. Dies war eine Kränkung für Stifter, der sich gelobte, „kein Buch mehr zu machen, als zu dem als Begutachter das deutsche Volk berufen wird".

Die Heranbildung der Jugend hatte er auch im Auge gehabt, als er seine kürzeren Erzählungen, die in Zeitschriften und Taschenbüchern schon gedruckt waren, unter dem Titel „Bunte Steine" als „Festgeschenk" für die Jugend vereinigte; doch dachte er sie nicht Kindern, sondern den Jünglingen zu. Nur sehr langsam reiften ihm in diesen Jahren die großen Entwürfe, mit denen er schon aus Wien gekommen war; es waren Romane, deren jeden er sich im Umfang von zwei oder drei Bänden vorstellte. Das erste oder die beiden ersten dieser Werke sollten den Stoff aus der Vergangenheit Böhmens nehmen, das „eine der größten und merkwürdigsten Geschichten hat". Stifter wollte das Aufsteigen des mächtigen Geschlechtes der Rosenberger darstellen, deren Burg Wittinghausen in seiner Heimat stand, er hatte von ihr bereits im „Hochwald" erzählt; Vorarbeiten dafür hatte er in Linz schon vor seiner Betrauung mit dem Schulamt begonnen. Er meinte, der Abwechslung halber, diesen Plan vor einem anderen ausführen zu sollen, der in jüngstvergangener Zeit wie seine letzterschienenen Erzählungen spielte; er nannte ihn einen „sozialen" Roman. Allein dieser drängte dann die geschichtlichen in ihm zurück, und so erschienen im Jahre 1857 die drei Bände der Erzählung „Der Nachsommer".

Der „Nachsommer" erzählt ein Jugendleben von der Kindheit an bis zu seinem Abschluß mit jungem Eheglück. Es ist der Sohn eines Wiener Bürgerhauses, der sich in unabhängigem Bildungsstreben vor allem den Naturwissenschaften widmet und bei einer seiner Bergfahrten unvermutet im Vorland der Alpen das Rosenhaus und dessen Besitzer kennenlernt. Der alternde Freiherr von Risach war früher ein angesehener Staatsmann gewesen, der aber seine ursprünglich schaffenden Kräfte im Amt nicht hatte bewähren dürfen und nun, zwar um die Sommerhöhe des Lebens gebracht, doch in einem Nachsommer „mitten in den Strahlen des reichsten Schönen" steht. Die Begegnung mit ihm und seinem Lebenskreis entscheidet innerlich und äußerlich über den Weg des jungen Mannes, denn dort tritt ihm alles Höhere des Daseins bis zur Liebe in einer edlen, dank ihren durchdachten Einrichtungen und schönen Dingen still in sich ruhenden Ordnung entgegen, und er, von der tiefsinnig aufbauenden Hand des Freiherrn unmerklich geleitet, erweist, daß auch seine Wirklichkeit in ihr sei. Es ist ein kampfloser, aber ernster Werdegang in ein gehobenes, von Liebe verklärtes Dasein, das uns der Roman wie ein Naturereignis in sehr einfacher, ungebrochener Führung erzählt. Wir haben im deutschen Schrifttum noch zwei andere große Bildungsromane, den „Wilhelm Meister" und den „Grünen Heinrich", auch sie wie der „Nachsommer" eine dichterische

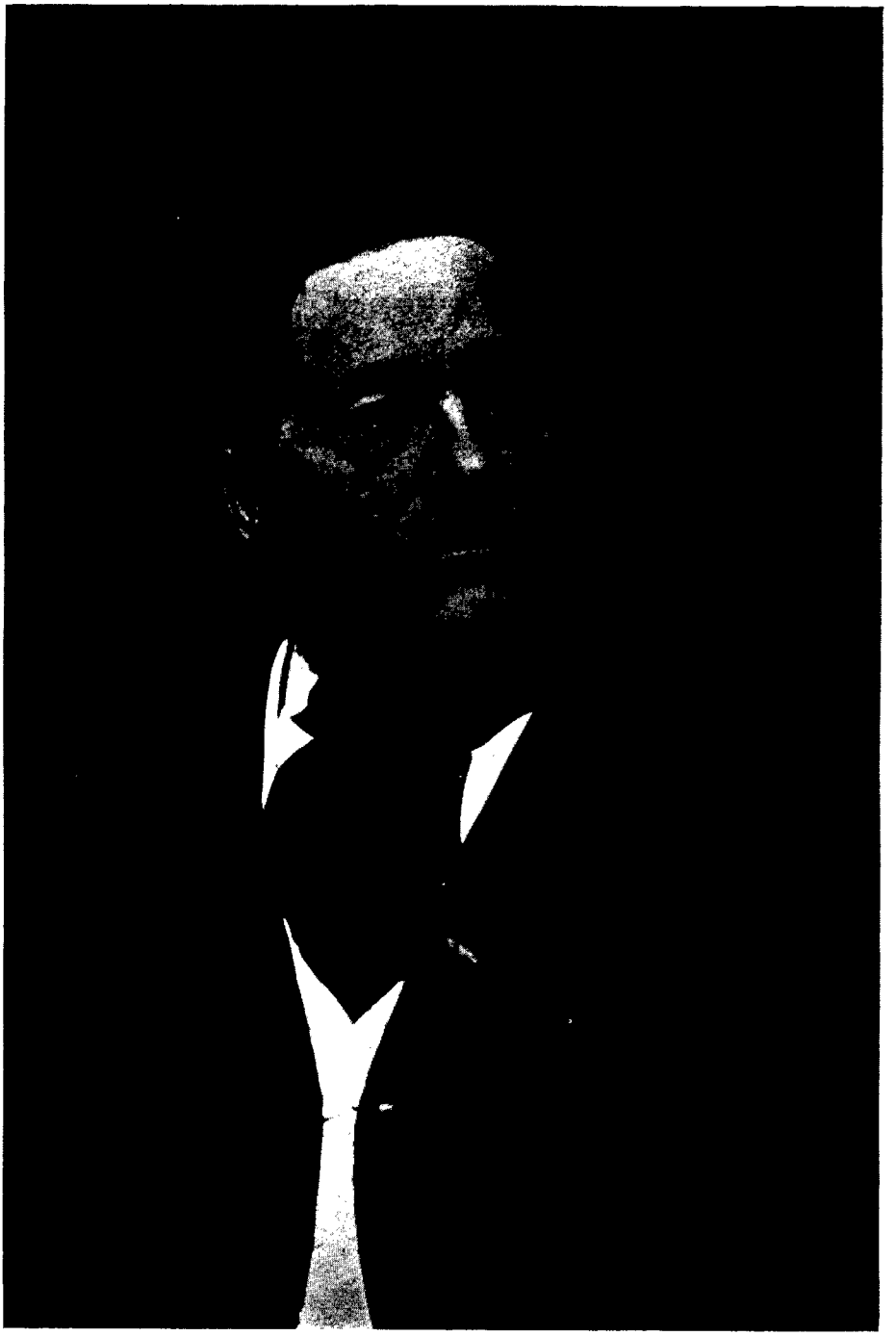
Umformung des Lebensstoffes, der dem Dichter in entscheidenden Jahren zugeflossen war. Daß die beiden anderen den Namen ihrer Hauptgestalt im Titel führen, das Buch Stifters aber eine Zeit des Jahreslaufs, mag schon bezeichnen, wie jene die Willenskräfte des einzelnen in entschiedener Auswirkung zeigen, der „Nachsommer" aber dem Gefühl, eingeschmiegt zu sein in naturhafte Zusammenhänge, größeren Raum zuweist. Es ist auch, als träte wie ein Naturgeist der Freiherr von Risach dem jungen Naturforscher entgegen und nähme ihn ganz in sein Walten: und ebenso wie Goethes dichterisches Selbstbekenntnis sich wiederholt zweier entgegenstehender Gestalten, wie Tasso und Antonio, Faust und Mephistopheles, bedient, so sind auch diese beiden die Träger von Stifters eigenstem Lebenswissen und Lebenswollen; er hat die zwei gegensätzlichen Altersstufen, die er als die wahrhaft glückhaltigen begriff, zu einem Wunschgemälde sich begegnen lassen: beide aus demselben, Stifters eigenem Leben gebildet, der überwundene, unreife, aber mit seinem Streben beglückte Zustand und die Stufe des tieferen Gewinnes, die nicht mehr wünscht, weil sie fördern und schenken kann; so nimmt der reife, der fünfzigjährige Dichter sein eigenes Jugendleben zur Verklärung beider ans Herz. Aber noch etwas erklärt den Titel dieses dritten deutschen Bildungsromans: daß seine innerliche Grundlage nach den Jahreszeiten gerichtet, also zuletzt bäuerlich ist.

„Wilhelm Meister" und der „Grüne Heinrich" beruhen auf städtischen, bürgerlichen Voraussetzungen, der „Nachsommer" geht nur von ihnen aus, und es ist bäuerliches Lebensgefühl, das in diesem Werk die vorgefundene bürgerliche Kultur durchgeht und richtigstellt. Es läßt ein gehobenes bäuerliches Schaffen als das wünschbare schauen, der Freiherr hat sich zu ihm entschlossen, und alle Gestalten der Erzählung werden dahin geführt. Die Ereignisse des Romans gehen aus der Tätigkeit hervor: wie Menschen es sich einrichten auf Erden. Dies ist die große Anlage des „Nachsommers", und Stifters folgende Arbeiten sind von demselben aller Lebensdinge nunmehr mächtigen Sinn geleitet: so wollen sich in der Erzählung „Der fromme Spruch" die Liebenden einander an solchem Einrichten beweisen, die neue Bearbeitung der Chronik „Die Mappe meines Urgroßvaters" sollte dies aus der früheren Form ganz hervorholen, und vor allem der zweite große Roman Stifters, „Witiko", erzählt aus einer längstvergangenen Zeit, wie der Gründer eines nachmals bedeutenden Adelsgeschlechtes es sich im Böhmerwald einrichtete. Die spöttische Bemerkung Hebbels zum „Nachsommer", daß er „offenbar Adam und Eva als Leser voraussetzt", hatte mehr Recht, als er selbst dachte. Es ging um ein Anfangen und Grundlegen, das mit seinen breitesten, auch das Selbstverständliche nicht weglassenden, ausführlich entwickelnden Darlegungen dem bloß Gegenständlichen verfallen schiene, schlösse sich dies nicht zu einem vollständigen und wohnlichen, weil beseelten Bau zusammen. Aus dem Tun und Leiden vieler Geschlechter von Bauern und Siedlern sind diese Gestaltungen emporgestiegen und haben sich in der sammelnden und vereinfachenden künstlerischen Kraft und dem Seelenadel dieses einen Mannes verdichtet, der

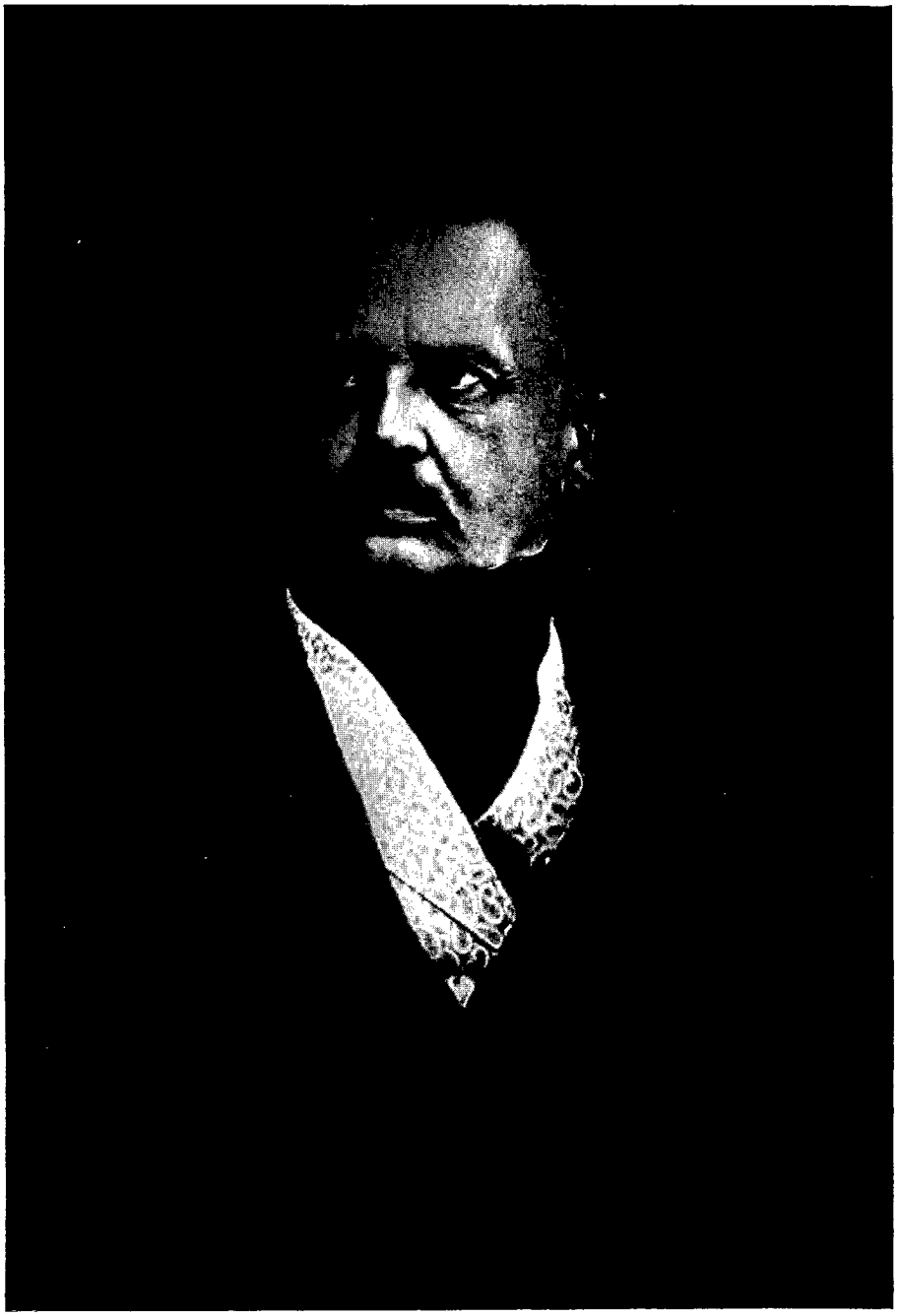
nicht zufällig seinen schlicht-bedeutsamen Namen von dem erhöhten Begründen trägt, das sein Werk war.

Mit dem vollen Gefühl innerer Befriedigung hatte Stifter den „Nachsommer" beendet. Damals ergab sich ihm die Möglichkeit einer Reise, der größten, die er gemacht; er hatte das Meer nicht gesehen, und nun, im Süden seines Vaterlandes, an der Grenze Italiens, von der Höhe von Optschina bei Triest sah er es und empfing den unauslöschlichen Eindruck, den er sich gewünscht hatte. Der Plan eines künftigen Werkes, nach dem „Witiko", zeichnete sich ihm vor, einer „Nausikaa". Dieser Reise folgten trübe Tage. Es starb ihm die Mutter, und seine Nichte Juliane verschwand spurlos aus dem Hause, das er dem krankhaft verworrenen Wesen zum Vaterhaus gemacht, und wurde nach Tagen als Leiche aus der Donau gezogen; sie hatte in einem Wahnsinnsanfall den Tod gesucht. Nur langsam richtete sich nach diesen Schicksalsschlägen des Dichters Gemüt wieder auf, doch zehrte weiter an ihm die Unbefriedigung über seine Amtstätigkeit, die ihm allmählich zur Zwangsarbeit geworden war. Denn Unverständnis und Übelwollen setzten seinem Tun unbesieglichen Widerstand entgegen; seine Berichte und Vorschläge wurden nicht beachtet, und die unabsehbaren Kleinlichkeiten, mit denen er sich abzugeben hatte, widerten ihn an. Er ersehnte einen Ausweg aus seiner bedrückten Lage, sein Traum war ein Leben, wie es in seinen „Feldblumen" steht. Besucher fanden einen behäbigen und schwer beweglichen, an einen Großbauern erinnernden Mann in einer äußerst sauberen bürgerlichen Häuslichkeit, in der es sich ausdrückte, daß er etwas von Bildern verstand und von Altertümern — deren Erhaltung und Wiederherstellung er sich sehr angelegen sein ließ — und daß er Tiere und Pflanzen liebte: in seiner Stube, die nach dem Donaustrom sah und die neben kostbaren alten nur schlichteste Einrichtungsgegenstände, dazu Staffeleien mit begonnenen Bildern, enthielt, standen an den Fenstern in Glasverschlägen große Familien von Kakteen, um derentwillen im Zimmer auch immer ansehnliche Wärme herrschte.

Inzwischen reifte in langsamer Arbeit der große Roman aus der Geschichte seiner Heimat heran. Er stärkte sich zu ihr an Homer; und es stand ihm der Bildungsgang Goethes vor Augen. Immer las er Goethe: „Die Ruhe und Größe und die tiefe und klare Innerlichkeit dieses Mannes ist meiner Seele ein erhebenderer Trost als alles, was in mich hineingeredet werden könnte." In der Zeit dieser Arbeit am „Witiko" machten sich die Anfänge eines Leidens, es schien ein Nervenleiden, bemerkbar; er mußte Krankheitsurlaub nehmen und ihn dann verlängern und ließ sich endlich in den Ruhestand versetzen. Es geschah unter ehrenvollen Umständen; er hatte nicht mehr als fünf provisorische und neun definitive Dienstjahre, und dennoch verlieh man ihm den Titel eines Hofrats, der in seinem Amtsbereich sehr selten vergeben wurde, und beließ ihm den Genuß des vollen Gehaltes. Dies schaffte fühlbare Erleichterung; der mehrmalige Besuch von Karlsbad tat Stifter wohl; er fuhr von dort seines Romans wegen auch nach



Adalbert Stifter
Photographie von Ludwig Angerer, 1863



Josef Maria von Radowitz
Daguerreotypie, um 1850. Berlin, im Besitz der Familie von Radowitz

Prag und nach Nürnberg, das ihn bezauberte und ihm die schönste Stadt erschien, die er gesehen. Einen ganzen Winter verbrachte er in dem hochgelegenen Kirchschlag unweit von Linz, und öfter weilte er in den Lakerhäusern im Bayrischen Wald. Dort erlebte er in einem Spätherbst einen ungeheuren Schneefall, der ihn durch neun Tage an der Abreise zu der erkrankten Gattin hinderte; er bestaunte und bewunderte das Ereignis, aber es griff ihn auch sehr an. Als dem vorausgegangenen ersten Band des „Witiko" die beiden anderen folgten, war Stifter ein schwerkranker Mann.

Die Erzählung „Witiko" brachte Stifter „mit treuer Liebe" als Gabe „seinen Landsleuten, insbesonders der alten ehrwürdigen Stadt Prag". Sie erhielt im engeren wie im weiteren zunächst nur spärlichen Dank, und die Geschichte dieses Werkes ist eine der seltsamsten, die ein bedeutendes Buch hatte. „Witiko" ist ein historischer Roman; die Gattung war zu Beginn des Jahrhunderts mit den Werken Walter Scotts in ganz Europa zur Aufnahme gekommen. Was an dieser Form nicht groß ist, darunter hatte Stifters Werk sogleich zu leiden, denn man maß es an den erfolgreichen Büchern der Art und vermißte ihr Gefälliges an ihm gänzlich. Er hatte mittlerweile diese Form in ganz andere Bereiche hinaufgeläutert und mußte freilich das erste Befremden hierüber erdulden, das sich unausbleiblich einstellte. Allein so wie wir heute es auch nicht mehr fühlen, daß es der Briefroman des achtzehnten Jahrhunderts ist, der Hölderlins „Hyperion" die Form geboten hat, so wird auch dem „Witiko" das Dauernde daraus kommen, daß er die deutsche Sendung, den Formen tiefsten Gehalt zu verleihen, auf das treueste vollzieht. Als ein solches Werk der Erfüllung stellen wir ihn heute zu den großen Dichtwerken unseres Volkes. Die reine Form kann sich nur vom Gestalthaften und vom Sinnlichen aus ergeben, dies nennen wir die klassische Darstellungskunst; ihr Inbegriff ist uns Homer, die deutschen Dichter der Blütezeit waren den Gesetzen der Kunst forschend und sehnsuchtsvoll in Homers volksnahem und ewigem Beispiel nachgegangen; hier im „Witiko" haben ihre künstlerischen Forderungen ihre Erfüllung gefunden und ist ein Menschenalter nach dem Hinscheiden Goethes das Homerische in Erscheinung getreten wie sonst nirgends im deutschen Schrifttum. Hatte Stifter von Kindheit an „einen Trieb zur Hervorbringung von Dingen, die sinnlich wahrnehmbar sind", so zeigt der „Witiko" die Ausbildung und Vergeistigung solcher Anlage, wie sie Lebensreife und eine ins Große gehende menschliche Entwicklung nur je zu schenken vermag, und jenes Kindliche hat sie als echten und unberührbar heiligen Schatz mitgeführt. Durchaus beschränkt sich die Erzählung im „Witiko" auf die Hervorbringung von sinnlich wahrnehmbaren Dingen, worin die Darstellung der sinnlich nicht wahrnehmbaren, also die Ereignisse in Seele und Geist und Willen, eben inbegriffen und vollkommen dargeboten sind. Um dies ganz deutlich zu machen: es wird in keinem einzigen Falle ausgeführt, was diese oder jene Gestalt der Dichtung empfunden, sich gedacht oder vorgenommen habe; es wird nur gesagt, wie sie sich verhält, was sie spricht

oder was sie tut. Witiko begegnet zu Beginn der Erzählung dem Mädchen Bertha, sie sprechen miteinander, und wir erfahren alles, was sie miteinander sprechen. Danach trennen sie sich, und Witiko geht ins Leben, an den Hof des Herzogs, an den Hof des Königs, in den Krieg. Niemals wird uns mitgeteilt, daß er einmal an Bertha dachte oder etwas getan hätte um ihretwillen und ob er sich einmal nach ihr gesehnt habe und glücklich oder unglücklich war, wie das die gewöhnlichen Schriftsteller zu wissen geben. Stifter nennt das Mädchen nicht ein einziges Mal, bis die beiden sich wiedersehen (das ist von Seite 51 bis Seite 426 der Insel-Ausgabe), und doch haben wir gewußt, daß sie in Witiko gegenwärtig geblieben ist, und der Leser harrt mit dem Helden der Geschichte dem Wiedersehen entgegen und wünscht sich und weiß, daß sie vereinigt werden. Mit tiefer Notwendigkeit hatte sich diese keusche Art der Darstellung aus Stifters innerem Wesen und künstlerischem Trachten ergeben. Es war eine Tat der oft geübten Überwindung des Ich, sich von den vertrauten Bildern aus eigenem Leben hinwegzubegeben und nun nur die Gebilde der herangebrachten Gegenstände und Tatsachen in der Vorstellung zu behalten; die Geschichte forderte von ihm „Vergessen seiner selbst", und er nahm es auf sich. Aber er hatte immer die Merkmale der Dinge ins Auge gefaßt und ihre Natur zu ergründen versucht; nun trat er an die Geschichte wie an einen ehrfurchtgebietenden Fels heran, und seine Frage ist die des Naturforschers: „Was ist er?" Sein Wandeln durch die Landschaften und Dinge der Frühe ist wie durch ein noch nie betretenes Land; aber sein erkennender Gang durch die Welt konnte nicht ohne das bleiben, daß er in die Vorzeit hinabstieg, und sein Schauen war viel zu genau und sein Gefühl viel zu deutlich, in einer Schicht des Lebens tief unter seinem Leben zu sein, als daß davon nicht das Licht im „Witiko" bestimmt worden wäre: es ist das Licht wie auf dem stillen, unbewegten Grunde eines Ährenfeldes und nicht wie das, in dem sich die reifenden Ähren schaukeln. Es ist keine Eigenschaft in dem Buch, die es der lauten Gesellschaft der geschichtlichen Abenteurerromane annäherte, die das Jahrhundert schätzte, und es sind nur Eigenschaften darin, die es mit seiner eigenen Einsamkeit umspinnen. Um den „Witiko" ist die Stille, die um den entlegenen Abschnitt der Geschichte ist, aus dem Stifter die Vorgänge entnahm; es ist um ihn die Stille des Waldes, dem er im tiefsten entsprungen und dem er als dem allein überdauernden zugedacht ist; es ist um ihn die Stille des Alters und des Alterswerkes, und es ist um ihn die Stille, die viele in Österreich geschaffenen Werke haben. Aber Werke dieser Art, zu deren Schönheit auch die Schönheit ihrer Einsamkeit tritt, haben ihre besondere Aufgabe im höheren geistigen Leben, wie es auch vom Alterswerk Goethes gilt. Er sagte zu Eckermann: „Meine Sachen können nicht populär werden. Wer daran denkt und dahin strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben." Dieses Wissen vertraute er aber Eckermann ohne jede Bitterkeit an, vielmehr zur Belehrung, die ihm „sogleich über vieles hinaushelfen" und ihm „lebenslänglich zugute kommen soll". So scheint es eine schöne Fügung,

daß die erste Freude, die Stifter an seinem neuen Werk erlebte, von Weimar kam: der Großherzog Karl Alexander, Karl Augusts Enkel, dankte Stifter für den „Witiko" mit dem Falken-Orden, der von Goethe seinen Wahlspruch erhalten hatte: „Seid wachsam."

Viel mehr an Erfolg brachte das Buch dem Dichter nicht, und nach den ablehnenden Stimmen kam die Stille. Sie dauerte über fünfzig Jahre. Dem leidenden Manne hatte die Welt nur mehr wenig Gutes zu bieten. Österreichs Niederlage im Kriege und das Ausscheiden seines Vaterlandes aus dem Deutschen Reich verdüsterte ihm das Gemüt, der Tod des habsburgischen Kaisers Max von Mexiko schmerzte ihn tief. Von den Dingen der Welt wollte er nichts mehr wissen. Es waren dreißig Jahre, daß Stifter in einer Ehe lebte, „in welcher die Liebe immer gewachsen ist". Seine Arbeit galt jetzt einer vollkommen neuen Fassung seiner Erzählung aus den Studien „Die Mappe meines Urgroßvaters". Sie hatte damit eingesetzt, daß ihre Hauptgestalt, der junge Doktor, aus Liebesschmerz Selbstmord begehen wollte; das sollte jetzt getilgt sein, es schwebte dem Dichter vor, ein paradiesisches Beisammensein der allbekannten geliebten Dinge vorzustellen. In die Heimat, zur Errichtung des Grabdenkmals für seine Mutter, ging die letzte Reise, die er unternahm. Seine Krankheit, die sich als Leberkrebs herausstellte, machte Fortschritte. Die Handschrift seiner Arbeit schließend, da er sie einmal durchblätterte, sagte er: „Hieher wird man schreiben: ‚Hier ist der Dichter gestorben'." In der Nacht auf den 28. Jänner 1868 griff er verdunkelten Sinnes nach dem Rasiermesser und brachte sich eine tödliche Schnittwunde am Halse bei, der er in den Morgenstunden erlag. Einem letzten Lebensrest gegenüber, der niemand mehr Nutzen, ihm selbst nur Qual versprach, mochte ein sittliches Gebot nicht mehr gelten, Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit zu bändigen.

Als bei der feierlichen Beerdigung der Sarg in die Erde gesenkt wurde, setzte dichtes Schneetreiben ein. Was die Menschen der Natur Reinstes nennen, und zugleich eine unendliche Anzahl kleinster und vollkommen geformter Kristallgebilde, hüllte die Natur um die Stätte, wo sie des Dichters Sterbliches zurückempfing.

Stifters literarischen Nachlaß betreute Johannes Aprent zusammen mit Heckenast; es konnten zwei Bände nachgelassene Erzählungen, zwei Bände Vermischte Schriften und die gesammelten Briefe in drei Bänden gedruckt werden. Auf den „Nachsommer" hat dann ein Ausspruch Friedrich Nietzsches mit größtem Nachdruck hingewiesen; er ließ nächst Goethes Schriften und dem Eckermann von deutscher Prosa nur gelten „Lichtenbergs Aphorismen, das erste Buch von Jung-Stillings Lebensgeschichte, Adalbert Stifters Nachsommer und Gottfried Kellers Leute von Seldwyla." Viel zur Kenntnis Stifters wirkte die große Ausgabe der Werke, die von der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" ausging, und der Gedenktag des hundertsten

Geburtstages des Dichters. Während des Weltkriegs fand er erschütterte Leser, und seither haben die, welche reine Sinne für den Blitz und den Äther in Hölderlins Dichtung hatten, auch zu der fünfblättrigen Waldrose des „Witiko" gefunden. Das ist die Jugend, auf die Stifter hoffte und von der er noch in einem seiner letzten Briefe sprach. „Mit der Jugend muß wieder Begeisterung für Edles in die Menschheit kommen. Seit einer Reihe von Jahren ist es schnell und erschreckend abwärts gegangen. Die Jugend hat die heilige Pflicht, die reinere Flamme wieder anzufachen und in sich fortzunähren. Von dem deutschen Volke hoffe ich es noch."

Josef Maria von Radowitz

1797—1853

Von

Wolfgang Windelband

Fast die Gesamtheit der die Zustände Deutschlands in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beherrschenden Fragen spiegelt sich in dem äußeren Lebensweg und der inneren Entwicklung Josef Maria von Radowitz', so daß seine Persönlichkeit ganz besonders geeignet erscheint, Einblick in den Charakter dieses großen Übergangszeitalters zu gewähren. Denn als Mann von einer selbst damals erstaunlichen Bildung und einem umfassenden Horizont, in dessen Geist das die Zeit Bewegende fruchtbare Verarbeitung erfuhr, hat er mitgewirkt im Brennpunkt der politischen Geschehnisse, hat versucht, den Strom zu lenken, und ist an der eigenen Geistesart schließlich gescheitert.

Von vornherein haben Herkunft und Verlauf seines Heranreifens die Eigenschaft in ihm ausgebildet, die ihn vor allen gekennzeichnet hat: jede Frage von vielen Standpunkten her zu betrachten, sie innerlich gründlichst zu verarbeiten und erst nach sorgfältigstem Abwägen aller Meinungen die eigene Ansicht zu bilden. Radowitz war kein Mann der Intuition und des Instinktes, aber dem aus ungarischem Blut stammenden Katholiken, der sich freudig der Welt des protestantischen Preußens einordnete, mußten auch Einseitigkeiten und Voreingenommenheiten des Urteils fernliegen. Sein Großvater war aus der preußischen Kriegsgefangenschaft, in die er bei Hohenfriedberg geraten war, nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt; in Blankenburg am Harz ist Radowitz am 6. Februar 1797 geboren, fast genau also ein Altersgenosse Kaiser Wilhelms I. Nachdem er gemäß dem Wunsch seines Vaters seit dem dreizehnten Lebensjahre im katholischen Bekenntnis erzogen worden war, hat er sich ihm Zeit seines Lebens gläubig hingegeben. Im Katholizismus ist eine der Grundsäulen seines Wesens zu erblicken. Auch die weiteren Jugenderlebnisse verstärkten in ihm die Neigung, die Dinge stets von mehreren Seiten zu betrachten. Seine militärische Ausbildung erhielt er als Angehöriger der westfälischen Armee auf französischen Kriegsschulen, machte auch den Feldzug 1813 auf französischer Seite mit, wobei er zweimal verwundet wurde; dann aber, nach Leipzig und dem Zusammenbruch des Reiches Jérômes, hat er unter kurhessischer Fahne gegen Napoleon gekämpft. Jedoch auch in Hessen, wo er trotz seiner Jugend infolge seiner ins Auge fallenden pädagogischen und theoretisierenden Neigungen als Lehrer an der Militärschule in Kassel verwendet wurde, hat sein Bleiben nur wenige Jahre gedauert, allerdings nach eigenem Zeugnis die fruchtbarsten Jahre seines Lebens, da er in ihnen durch Lesen

und Lernen den Grundstock seiner Bildung legte. Dann ist ihm durch den hessischen Familienstreit Kassel verleidet worden, wieder mußte er die Fahne wechseln, diesmal aber endgültig. Denn sein Eintreten gegen den Kurfürsten für dessen Gemahlin, die Schwester Friedrich Wilhelms III., und für den Kurprinzen wies ihm den Weg nach Preußen. Durch äußere Fügung also, und nicht wie so viele der großen Reformer durch freie Wahl, ist er 1823 nach Preußen gekommen, aber das hat nicht gehindert, daß er seitdem sich innerlich ihm völlig verbunden hat. „Das lebendige, jugendlich-kräftige und intelligente Treiben", das sich so abhob von dem Ton in Kassel, machte ihm großen Eindruck. Fortan ist Preußen für ihn der Staat geblieben, dem er seine ganze Kraft gewidmet hat, „mit dem er stand und fiel".

Leicht allerdings ist ihm der Anschluß nicht gemacht worden. Denn die Welt, in die er nun eintrat, stand seinem Wesen fremd und ablehnend gegenüber. Zwar seine Fähigkeiten wurden anerkannt, rasch stieg er im Generalstab empor, ohne jemals mehr zu eigentlicher Tätigkeit bei der Truppe zurückzukehren, seiner schon in Kassel entwickelten Art gemäß. Radowitz ist auch militärisch der Mann des Schreibtischs geblieben. Aber abgesehen von wenigen Persönlichkeiten, denen er nahetrat, empfand die neue Umgebung den Katholiken anderen Blutes, dessen Großvater gegen Friedrich den Großen und der selbst für Napoleon gefochten hatte, als Fremdkörper. Das Mißtrauen, über das er zu seinem bitteren Schmerz sein Leben lang nicht hat hinwegkommen können, das ihn zur Einsamkeit verdammt und die in seiner Natur liegende Neigung zu Verschlossenheit und Undurchsichtigkeit immer mehr verstärkt hat, kennzeichnet auch schon diese ersten Berliner Jahre. Um so inniger schloß er sich an seinen engeren Kreis, der ihm auch die Lebensgefährtin Gräfin Maria von Voß zuführte. Leidenschaftlich stürzte er sich in dessen Lebenselement, die politische Diskussion, etwas ihm völlig Neues, denn bisher waren ihm bei allem Umfang seines Lesens die politischen Ideen fremd geblieben. Die Reichweite seiner Interessen war auch jetzt noch außerordentlich, wie seine Veröffentlichungen über Formeln der Geometrie und Trigonometrie einerseits, über die Ikonographie der Heiligen andererseits beweisen. Aber den entscheidenden Lebensinhalt gewann er doch durch das Nachdenken über Sinn und Zweck des Staats. Er durchdrang sich ganz mit politischen Vorstellungen, und so stark wirkte das neue Interesse auf ihn, daß er die Anregung gab, zur Vertretung der in dem Freundeskreis lebendigen Gedanken ein eigenes Organ herauszugeben, das „Berliner Politische Wochenblatt", das seit 1831 erschien. Radowitz hat in ihm wesentlich die außenpolitischen Fragen behandelt, aber auch die innenpolitische Stellungnahme der Zeitschrift entsprach durchaus seinen Überzeugungen.

Es ist die konservative Romantik, der sogenannte christlich-germanische Kreis, zu dem Radowitz sich bekannte. Aufbauend auf den Lehren Karl Ludwig von Hallers stellte er als Grundgedanken voran die Wiederbelebung der Rechts- und Staatsformen der christlich-germanischen Völker, als deren echtesten Ausdruck er

den auf den altüberlieferten ständischen Rechten beruhenden Staat ansah. Zu ihm mußte zurückgefunden werden, und dies schien nur möglich durch den grundsätzlichen Kampf gegen die Revolution. Hiermit hatte Radowitz sich das politische Ziel gestellt, dem er unwandelbar, wenn auch mit wechselnden Mitteln, gedient hat. Aber durch diesen Kampf gegen die Revolution sollte keineswegs bloß die auf den Ideen von 1789 ruhende Demokratie getroffen werden, sondern ebenso der fürstliche Absolutismus, der den mittelalterlichen Ständestaat verdrängt hatte. Beides, absolutistischer Beamtenstaat und demokratischer Volksstaat, galten ihm als Abarten des gleichen verhängnisvollen Prinzips, der Überhöhung des Staatsbegriffs. Das Übermaß des Beamtenregiments hatte in den Untertanen das Verlangen nach Verfassung großgezogen und damit dem Schlagwort der Volkssouveränität freie Bahn geschaffen. Sie beide hatten die Ehrfurcht vor den historischen Rechten des Einzelnen, wie sie im Ständestaat gewährleistet war, untergraben und damit die einzig sichere Grundlage zerstört: den freiwilligen Gehorsam, aus dem allein in der Welt des Rechts der wahrhafte Staat, in der der Religion die Kirche auf Erden hervorgehen könne. Das sind die Gedanken, an denen Radowitz bis zu dem erschütternden Eindruck der Revolution von 1848 seine Staatsauffassung gebildet und nach denen er sein politisches Handeln einzurichten gesucht hat — Gedanken, gegen die trotz der gemeinsamen konservativen Überzeugung Leopold von Ranke im Sinne der wahren historischen Entwicklung Einspruch erhoben hat. Aber für Radowitz ist das Bekenntnis zu ihnen auch insofern Schicksal geworden, als er durch sie die für sein Leben entscheidende Freundschaft gewonnen hat zu dem preußischen Thronfolger, dem künftigen Friedrich Wilhelm IV.

Dessen Einfluß ist es auch gewesen, der den Freund aus Schwierigkeiten, die aus den Widerständen gegen seine Persönlichkeit erwachsen waren, durch die Verpflanzung in einen anderen Wirkungskreis befreit hat: 1836 wurde Radowitz zum Militärbevollmächtigten beim Frankfurter Bundestag ernannt. Für diesen Posten, der ihm sowohl militärische wie politische Aufgaben stellte, war er durch seine bisherige Entwicklung aufs beste vorbereitet. Aber er konnte nicht ahnen, daß damit auch innerlich für ihn ein völlig neuer Lebensabschnitt begann. Denn nun erfuhr er den aufrüttelnden Anstoß durch die unmittelbare Berührung mit dem brennenden Problem allen deutschen Lebens, mit der nationalen Frage. Fortan hat sie all sein Tun beherrscht. Verständnis für sie hatte er schon früher besessen, aber wie sein ganzer Kreis hatte er den nationalen Gedanken wesentlich kulturell verstehen wollen und sich gegen die praktisch-politische Anwendung aus Ehrfurcht vor den bestehenden Formen gewehrt. Jetzt gingen ihm die Augen dafür auf, daß die stärkste Durchschlagskraft des Nationalismus gerade auf staatlichem Gebiete lag und daß sich deshalb für das konservative Prinzip eine schwere Gefahr ergab, wenn diese Macht in Gegensatz zu den herrschenden Gewalten geriet. Unermüdlich hat er seitdem die Notwendigkeit gepredigt, den Kampf für den besseren nationalen Staat nicht bloß dem Liberalismus zu überlassen.

So ist Radowitz in Frankfurt aus dem preußischen zum deutschen Politiker geworden. Handgreiflich die Ähnlichkeit mit Bismarcks Entwicklung: Beide ringen sich am Bundestag angesichts der Realitäten zu Ansichten durch, die ihren bisherigen durchaus zuwiderlaufen, und beide sind dadurch zum Bruch mit den dogmatisch gebundeneren alten Freunden gekommen, die ihnen den Vorwurf machten, der revolutionären Ansteckung erlegen zu sein. Für Radowitz ist die Kluft zu ihnen unüberbrückbar geworden durch den Kölner Kirchenstreit, den Vorläufer des Kulturkampfs. Mit tiefster Trauer erfüllte ihn der Zwist zwischen katholischer Kirche und preußischem Staat, den beiden Gewalten, denen er sich hingegeben hatte. Aus dem Kreis des „Wochenblatts" hat er sich unter diesen Eindrücken losgelöst. Nur die Freundschaft mit Friedrich Wilhelm hat standgehalten, und auch dessen Thronbesteigung 1840 hat daran nichts geändert.

Der Anstoß, den die nationale Bewegung durch das Ausscheiden Friedrich Wilhelms III., dieses Gegners jeder Veränderung, und durch die Hoffnungen auf seinen Nachfolger erfuhr, war um so gewaltiger, als gleichzeitig durch Frankreichs Verlangen nach dem Rhein sich die Kriegsgefahr erhob, wobei Gesamtdeutschland sich einheitlich zur Verteidigung seines Bodens entschlossen zeigte. Radowitz' Empfindungen hierbei lassen deutlich erkennen, wie bedenklich er dazu neigte, auch in solchen außenpolitischen Fragen sich Wunschvorstellungen hinzugeben, die von der Wirklichkeit weitab führten. Denn er meinte, daß die Frucht des siegreichen Kriegs der Wiedergewinn nicht nur des Elsaß, sondern auch der Schweiz und der Niederlande für den deutschen Staat sein könnte, und empfand es deshalb schmerzlich, als das Gewitter sich verzog. So sehr verkannte dieser kluge Mann die europäische Lage und ihre Möglichkeiten. Nachdem auf diese Weise die Gelegenheit, am Feuer des Kriegs die deutsche Einheit zu schmieden, nach seiner Auffassung verpaßt war, setzte er seine Kraft daran, an ihrem Ausbau von innen heraus mitzuarbeiten. Er hat auch nicht unwichtige Erfolge bei seiner unmittelbaren Aufgabe, der Verbesserung des Bundesheeresweſens, erzielt. Aber neben dem Militärischen stand ihm stets die Politik, und durch die Ernennung zum Gesandten in Karlsruhe wurde diese Seite seiner Wirksamkeit entscheidend verstärkt. Hierbei beherrschte ihn die neugewonnene Einsicht in die Notwendigkeit, durch eine allgemeine Bundesreform den nationalen Wünschen entgegenzukommen. Über den Bundestag, „diese betrübende Erscheinung", hatte er schon bald ein hartes Urteil gewonnen. „Schon in ihrer Geburt verwahrlost, unter widerstrebenden und sich wechselseitig aufhebenden Einflüssen entstanden, trug die ganze Institution den Keim des Todes in sich." Er klagte über die unaussprechliche Geistlosigkeit der Geschäftsform, und mit dem gleichen Ausdruck wie vor ihm der Freiherr vom Stein und nach ihm Bismarck verdammte er als Grund allen Übels den Souveränitätsschwindel der kleinen Staaten, die kein Opfer zugunsten der nationalen Einheit bringen wollten. Aber er sah auch das andere Hemmnis einer handlungsfähigen Zentralgewalt, die Eifersucht zwischen Österreich und Preußen. An diesem

Punkte jedoch zeigt sich deutlich die Grenze, über die Radowitz bei seinem Vordringen aus Wunschträumen zu einer Meisterung der Gegebenheiten entsprechend seiner theoretischen Staatsauffassung nicht hinwegkam: Er erkannte nicht die Unmöglichkeit eines wirklich lebensfähigen einheitlichen Staates, der zwei gleichberechtigte Großmächte in sich vereinigte, sah nicht, daß bei dem Wesen der Großmacht ein solches Nebeneinander in ein Gegeneinander umschlagen mußte. Wie sein König hielt er an Österreich fest, und so hat er sich an der unlösbaren Aufgabe zerrieben, die fruchtbare Zusammenarbeit beider Staaten herbeizuführen, die er auf Grund der großen Vergangenheit für die nationale Zukunft als unentbehrlich ansah. Je länger er mit diesem Problem rang, um so deutlicher wurde ihm die Tatsache, daß Österreich nicht mehr als eigentlich deutscher Staat angesehen und daß daher zum Träger der nationalen Entwicklung nur Preußen werden konnte. Aber vor der letzten Folgerung, die sich hieraus ergab, verschloß er sich; inbrünstig suchte er den Weg, der für beide gangbar sein und doch die nationale Sehnsucht erfüllen würde. Er glaubte ihn darin zu erkennen, daß er für Preußen nur moralische, keine materielle Verstärkung wünschte. Zweifellos hat hierbei die Rücksicht auf den König und dessen Anschauungen sehr stark mitgespielt. Aber die Unermüdlichkeit seines Strebens läßt deutlich erkennen, daß auch die eigene Überzeugung ihn in diese Richtung wies.

Allerdings hat die räumliche Trennung seinen Einfluß auf den König in den Jahren nach 1840 zunächst stärker zurücktreten lassen. Voller Sorge beobachtete Radowitz, wie die Schwierigkeiten sich für Friedrich Wilhelm häuften und wie die Zweifel, die er von Anfang an auf Grund der Eigenart des Königs in seinen politischen Erfolg gesetzt hatte — von Radowitz stammt das viel zitierte Wort von der Hamletnatur Friedrich Wilhelms — sich bestätigten. An seinen eigenen Anschauungen hielt er im wesentlichen noch fest und vertrat sie der Öffentlichkeit gegenüber glänzend und geistvoll in seinen „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" (1846). Nach wie vor stand im Mittelpunkt seines Denkens der Kampf gegen die Revolution, wobei er wieder von der „Szylla des administrativen Despotismus und der Charybdis der Parteienherrschaft" sprach. In der Verfassung, dem Allheilmittel des Liberalismus, sah er auch jetzt nur eine Gefährdung der echten Freiheit, da sie Eingriffe in die ursprünglichen Rechte ermögliche, ebenso wie die Volkssouveränität ihm als „die brutalste aller Sklavereien" galt. „Keine Zeit hat mehr von der Freiheit gesprochen als die jetzige, und keiner ist ihr wahrer Begriff mehr abhandengekommen." Darum bezeichnete er das Repräsentativsystem als Vertretung der Meinungen gegenüber der Vertretung der wirklichen Rechte durch das historische Ständetum. Aber so sehr er damit an seinen alten Idealen festhielt, es regten sich doch bereits bei ihm leise Zweifel, ob sie in der Welt des neunzehnten Jahrhunderts noch zu verwirklichen seien. Gleichzeitig erkannte er, daß ein der romantischen Auffassungsweise entsprechender Verzicht auf jeden künstlichen Eingriff in das Geschehen Preußen in Gefahr brachte,

hinter der Entwicklung zurückzubleiben. Infolgedessen verstärkte er seine Mahnrufe, daß in der nationalen Frage stärkere Aktivität erforderlich sei, und nach den Enttäuschungen mit der Einberufung des Vereinigten Landtags 1847 fand er bei Friedrich Wilhelm Gehör. In einer ausführlichen Denkschrift vom 20. November 1847 hat er seine Politik entwickelt. Sein Ziel war die Stärkung der Bundeseinrichtungen auf dem Gebiet des Heereswesens, des Rechts und der Wirtschaft, um auf diese Weise die Kräfte des Nationalismus den Händen der Umsturzpartei zu entwinden. Peinlichst alles vermeidend, was als Streben nach preußischer Vorherrschaft hätte gelten können, mußte er dennoch damit rechnen, daß Metternichs Österreich zur Beteiligung an dieser Reform nicht zu bewegen sein werde. Für diesen Fall schlug er ein alleiniges Vorgehen Preußens auf dem Wege von Sonderverträgen mit den deutschen Staaten vor, in der Hoffnung, daß dann nachträglich Österreich ebenfalls seinen Anschluß vollziehen werde. Den Bruch mit dem Kaiserstaat wollte er unbedingt vermeiden. Das war ein Programm, das zwar von richtiger Einsicht in die Gefahr reiner Ablehnung gegen die nationalen Wünsche getragen war, aber nicht nur im Verhältnis zu Österreich von unrichtigen Voraussetzungen ausging, sondern auch in den Einzelmaßnahmen der Reform eine Halbheit, vor allem durch das Vermeiden einer Volksvertretung aufwies; denn dies war nicht geeignet die Anhänger des Nationalstaats zu befriedigen und für Preußen zu gewinnen. Damit erweist die Denkschrift die enge geistige Verwandtschaft zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Berater. Denn alle bisherigen Schritte des Königs in der deutschen Frage hatten ebenfalls durch ihr halbes Entgegenkommen mehr Unzufriedenheit als Zustimmung hervorgerufen und waren deshalb erfolglos geblieben. Verständlich aber ist es, daß der König sich an Radowitz' Vorschlägen begeisterte. Auch das Ministerium erkannte sie als Grundlage für die Verhandlungen mit Österreich amtlich an, und so erhielt Radowitz seine eigene Denkschrift als Instruktion mit auf den Weg, als er nach Wien geschickt wurde, um Österreichs Zustimmung zu der Bundesreform zu erwirken. Es sah auch aus, als ob er dabei vollen Erfolg haben würde: Am 10. März 1848 kam zwischen Metternich und ihm eine Vereinbarung zustande, wonach in besonderen Konferenzen die nötigen Maßnahmen beraten werden sollten. Das Prinzip der Reform war also damit anerkannt, der Kaiserstaat schien den von Radowitz gewiesenen Weg zu beschreiten. Da hat die Revolution in Wien und Berlin alles von Grund aus verändert.

Daß der Sieg der Revolution in Paris auch für Deutschland von schwersten Folgen sein müsse, hatte Radowitz alsbald erkannt. Deshalb sein verstärktes Eintreten für nationale Reform, deshalb aber auch sein Rat an Friedrich Wilhelm, Preußen freiwillig eine Verfassung zu verleihen. In schärfstem Widerspruch zu seiner gesamten bisherigen Stellungnahme hat er also jetzt um der praktischen Notwendigkeit willen befürwortet, dem Verlangen nach Verfassung entgegenzukommen. Nachdem er das ihm selbst so Unerwünschte als unabwendbar erkannt

hatte, setzte er sich für rechtzeitiges Nachgeben ein, ehe es erzwungen würde. Nur auf diese Weise würde es möglich sein, die alten Ideale in der neuen Welt lebendig zu erhalten und die Führung für sie zurückzugewinnen. In der Schärfe seines Gegensatzes gegen die Demokratie ist ein Wandel nicht eingetreten, aber er hielt es für unvermeidlich, sie mit anderen Mitteln, auf dem von ihr selbst bereiteten Boden zu bekämpfen. Auch hier also hat er seine theoretische Überzeugung preisgegeben und sich der tatsächlichen Entwicklung gefügt. Aber als am 19. März das preußische Königtum sich vor der Revolution demütigte, waren alle Voraussetzungen der von Radowitz betriebenen Politik zusammengebrochen.

Die Wendung gegen Österreich, die Preußen nunmehr nahm, indem Friedrich Wilhelm es an die Spitze Deutschlands zu stellen suchte, mißbilligte Radowitz entsprechend der ganzen Richtung seines bisherigen Handelns; als „rasendes Unternehmen" bezeichnete er diese Pläne des neuen Außenministers Arnim. Auch trat alsbald ein, was er vorhergesagt hatte: das erzwungene Nachgeben machte Preußens Führerstellung zunächst unmöglich. Nicht mehr bei den Regierungen lag die Leitung, sondern das Bürgertum nahm die Lösung des deutschen Schicksals in die eigene Hand. Die Monate bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung hat Radowitz, allgemein angefeindet als der Berater bei den reaktionären Plänen des Königs, zurückgezogen auf dem Lande verbringen müssen. Ihre Frucht war die Schrift „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.", in der er auf Grund seiner Denkschrift vom 20. November 1847, die er hier abdruckte, den Nachweis erbringen wollte, wie stark die preußische Politik auch schon vor dem 19. März unter dem Leitgedanken der nationalen Reform gestanden habe. Vielleicht hat gerade dieser Nachweis dazu beigetragen, daß Radowitz ohne jedes sonstige eigene Zutun von dem Wahlkreis Arnsberg in die Paulskirche entsendet wurde. Nun galt es, im gesamtdeutschen Rahmen die Revolution auf parlamentarischem Boden zu bekämpfen, wie er es für Preußen bereits angeraten hatte.

In dieser Überzeugung, daß nach den Ereignissen des März eine Lösung der deutschen Frage ohne Verfassung und ohne Volksvertretung unmöglich und daß nur auf diese Weise die Quelle der Revolution zu verstopfen sei, ist Radowitz nicht mehr schwankend geworden. Verfassung und Volksvertretung waren ihm jetzt „eine schlechthinnige Notwendigkeit um der Krone und um des Landes, um Preußens und um Deutschlands willen", „die gegebene Grundlage, auf der Weiteres aufgerichtet werden kann, ein gewiesener Weg, den man aufrichtig betreten muß, um das Mangelhafte auszuscheiden und durch Vollkommeneres zu ersetzen". So sehr er sich dadurch in Widerspruch zu den eigentlich Konservativen setzte, änderte sich doch äußerlich nichts an seiner Zugehörigkeit zur Rechten, weil er ja nach wie vor an dem Ziel des Kampfes gegen die Revolution festhielt. An dem neugegründeten Organ der Konservativen Partei, der Kreuzzeitung, hat er mitgearbeitet, und in Frankfurt ist er sogar nach anfänglicher, durch das ihm von allen Seiten entgegenschlagende Mißtrauen gebotener Zurückhaltung bald durch

sein Wissen, seine Rednergabe und die Geschicklichkeit seines Auftretens zum anerkannten Führer des rechten Flügels geworden.

Als solcher hat er sich stets bemüht, nicht einseitigen Parteirücksichten zu verfallen. Sein Bekenntnis zum Verfassungsstaat führte ihn keineswegs zur Kapitulation vor dem Parteiregiment. Im Gegenteil, politische Parteien, diese „einzelnen von dem lebendigen und lebengebenden Organismus abgesonderten Elemente", galten ihm von Haus aus als „etwas Verwerfliches und Sträfliches", gleichgültig welches ihr Zweck und welches ihre Mittel. Darum wehrte er sich gegen das Überwuchern des Parteistandpunktes, dieses Grundübel des gesamten festländischen Parlamentarismus. Ebenso hat er es strikt abgelehnt, konfessionelle Gesichtspunkte in die Politik hineinspielen zu lassen. Den Ausbau der Interessengemeinschaft, zu der sich die Katholiken der Paulskirche zusammengefunden hatten und deren Vorsitzender er war, zu einer Partei hat er zu verhindern gewußt.

Von besonderem Interesse ist es, zu beobachten, wie ein Gedanke, mit dem er sich schon ein Jahrzehnt beschäftigt hatte, durch seine Tätigkeit in der Nationalversammlung festere Gestalt gewonnen hat, so daß er seitdem zum Grundstock seiner Anschauungen zu rechnen ist: durch systematische soziale Arbeit des Staates die Massen für die revolutionäre Propaganda unempfänglich zu machen. Mit offenen Augen verfolgte Radowitz den gewaltigen Umschwung, der damals in Deutschland durch die Entstehung der starken Industrie und damit des Proletariats vor sich ging. Schon in den dreißiger Jahren hatte er geschrieben, daß ein richtig behandelter vierter Stand für die Monarchie eine Stütze gegen die Forderungen des Bürgertums werden könne; 1846 hatte er Sozialismus und Kommunismus als „ganz unabweisliche Konsequenzen aus dem Wesen des modernen Staates" bezeichnet. Daher wünschte er eine gerechtere Verteilung des industriellen Gewinnes und bezeichnete als oberste Aufgabe des Staats die Fürsorge für alle seine Angehörigen. Dem Großherzog von Baden riet er, ein umfassendes soziales Programm ausarbeiten zu lassen: „Hier liegt das Mittel, den vulgären Liberalismus der Mittelklassen in seiner Nichtigkeit aufzudecken und ihn der magischen Kraft zu entkleiden, die er als Vertreter der reellen Volksinteressen usurpiert hat". Auch Friedrich Wilhelm hat er im März 1848 den Rat erteilt, durch energische Sozialpolitik die Stimmung der Arbeiterschaft zugunsten der Krone zu beeinflussen und auf diese Weise eine bessere Zukunft vorzubereiten. Hier hat also Radowitz einen Scharfblick erwiesen, der ihn weit über die anderen Verfechter konservativer Ideale in seiner Zeit hinaushebt. Er ist ein Vorläufer des sozialen Konservativismus, wie er sich theoretisch eigentlich erst in den sechziger Jahren und praktisch durch Bismarck durchgesetzt hat. Wie dieser und wie in England der „Torysozialist" Disraeli hoffte er den Konservativismus zu retten, indem er die Massen für ihn gewann und sie gegen das Bürgertum ausspielte. Allerdings ist es für Radowitz kennzeichnend, daß er auch hier auf halbem Wege stehenblieb: Die Bewilligung politischer Rechte für die Arbeiter lehnte er ab, eine Ausdehnung des

Wahlrechts hätte allzusehr seinen Grundideen des von oben her in väterlicher Fürsorge geleiteten Staats widersprochen. Darum würde auch, hätte er Gelegenheit gehabt sein Programm in die Tat umzusetzen, der gewünschte politische Erfolg sicherlich nicht eingetreten sein. Immerhin bleibt seine Einsicht in die Notwendigkeit bemerkenswert, diese die Zukunft bestimmende Kraft zu berücksichtigen.

Aber für die achtundvierziger Bewegung in Deutschland ist die soziale Frage noch nicht das Entscheidende gewesen. Das Bürgertum hatte die Dinge in die Hand genommen, und ihm standen im Vordergrund die Errichtung des nationalen Staats und sein Aufbau auf einer die Regierungsgewalt beschränkenden Verfassung. Das waren die Hauptfragen, die in der Paulskirche gelöst werden sollten und vor die damit auch Radowitz gestellt wurde. An der Verfassung konnte er, seitdem er den grundsätzlichen Widerspruch gegen die Volksvertretung aufgegeben hatte, durchaus positiv mitwirken. Es kam ihm darauf an, daß der ihm so verhaßte Gedanke der Volkssouveränität sich nicht auswirke. Zu diesem Zweck suchte er ein möglichst hohes Maß von Rechten für die Regierungen als Mitglieder des neuen Bundes durchzusetzen und vor allem die Verfassung nicht durch einseitigen Beschluß der Nationalversammlung, sondern durch eine Übereinkunft mit den Ländern zustande kommen zu lassen. Denn haltbar, so legte er dar, könne das neue Recht nur sein, wenn es aus freier Vereinbarung erwüchse. In folgerichtiger Anwendung dieses Gedankens hat er in Frankfurt davor gewarnt, ohne die Regierungen vorzugehen, und in Berlin von der Oktroyierung der preußischen Verfassung abgeraten. Jedoch an beiden Orten lief die Entwicklung in einer seinen Wünschen widersprechenden Richtung. In Preußen wurde die Verfassung durch das Ministerium Brandenburg kraft königlicher Gewalt erlassen, und daß auch in der Paulskirche Radowitz' Standpunkt sich nicht durchsetzen würde, konnte als entschieden gelten, seitdem auf Heinrich von Gagerns Antrag aus eigener Machtvollkommenheit des Parlaments die Berufung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser erfolgt war. In voller Deutlichkeit klaffte der Gegensatz auf, den Radowitz hatte überbrücken wollen.

Auch in der Frage der äußeren Gestalt des zu errichtenden nationalen Staates ist das Ergebnis sehr anders gewesen als Radowitz' Wunsch. Zäh hielt er zunächst weiter an Österreich fest. Als aber geklärt war, daß die Paulskirche sich nicht mit der bloßen Verbesserung des bisherigen Bundes begnügen werde, sondern daß ein wirklicher Bundesstaat das Ziel war, da erkannte er, daß in diesem die gemeinsame Leitung durch die beiden Großmächte sich nicht mehr beibehalten ließ, und es war nur der Rückgriff auf die schon früher gewonnene Einsicht, wenn er sich nunmehr für die kleindeutsche Lösung entschied. Daß nur Preußen Träger der eigentlichen nationalen Entwicklung sein konnte, war ihm ja längst klar. Aber deshalb auf Österreich einfach zu verzichten, lag ihm fern. Durch ein verwickeltes Schema hoffte er doch um die stark empfundene Tragik der Trennung herumzukommen und Österreichs Kraft Deutschland zu erhalten. Dem engeren Bundesstaat

unter Preußens Führung sollte ein Reich deutscher Nation angegliedert werden, innerhalb dessen auch Schleswig, Posen und Deutschösterreich ihren Platz fänden, und ihm sollte sich schließlich ein völkerrechtlicher Verein mit dem österreichischen Gesamtstaat angliedern. Jede dieser drei Gruppen sollte durch ihr besonderes Direktorium geleitet werden. Daß sich für diesen schwerfälligen Plan in der Nationalversammlung gegenüber dem einfacheren Gagernschen Gedanken des engeren Bundesstaates unter Preußen und des weiteren Bundes mit Österreich keine Anhänger fanden, ist begreiflich; Radowitz selbst hat ihn schließlich fallen gelassen.

Aber auch die Lösung Gagerns wurde zunichte, als Österreich nach der Bezwingung der Revolution im eigenen Hause durch Fürst Felix Schwarzenberg wieder den Anspruch auf Leitung des deutschen Staates erhob, indem es den Eintritt aller seiner Länder forderte. Das hat wie für viele Großdeutsche auch für Radowitz den Ausschlag gegeben, sich nun mit aller Entschiedenheit für die uneingeschränkte kleindeutsche Lösung als die bei der neuen Sachlage einzig mögliche Form des nationalen Staats einzusetzen. Allerdings führte es ihn zur Trennung von seinen katholischen Freunden, die sich nicht mit ihm zu der Ansicht bekennen wollten, daß die preußische Führung des deutschen Staates mit den katholischen Interessen vereinbar sei. Aber Radowitz hat sich dadurch nicht irremachen lassen, er stimmte dem preußischen Erbkaisertum zu. Das Ende der Nationalversammlung findet ihn also weit ab von seiner anfänglichen Stellungnahme. Es ist durchaus richtig, wenn Radowitz von sich selbst geschrieben hat, daß er aus der Paulskirche herausgekommen sei „schroffer gegen seine alten Freunde und sanfter gegen seine alten Feinde".

Schwere Gewissenskämpfe waren es gewesen, in denen er sich zu solchem Frontwechsel durchgerungen hatte. Um so härter traf es ihn, sich in diesem entscheidenden Augenblick in anderem Lager zu finden als seinen königlichen Freund: Die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm zerstörte das Werk der Paulskirche, dem Radowitz zugestimmt hatte. Aber wenn darin auch eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit sich äußerte, so dachte der König doch nicht daran, sich von dem Manne zu trennen, mit dem er so eng zusammengearbeitet hatte. Im Gegenteil, auf die Übereinstimmung in den Grundansichten vertrauend, berief er Radowitz als seinen Berater nach Berlin, als er gleichzeitig mit der Ablehnung seinen Versuch einleitete, von oben her, ohne die Volksvertretung, durch Vereinbarung mit den Regierungen die deutsche Frage zu lösen. Er bot ihm das Außenministerium; aber Radowitz lehnte es ab aus Besorgnis, das Mißtrauen, das ungeschwächt gegen ihn bestand, könnte der Sache schaden, und begnügte sich mit der unverantwortlichen Stellung des Ratgebers für die deutsche Politik. Dennoch ist er es gewesen, der dem preußischen Vorstoß den Stempel aufgedrückt hat. Denn wenn er auch jetzt erst recht auf Friedrich Wilhelm Rücksicht zu nehmen hatte, so darf man doch die Fehler, die zur Katastrophe hingeführt haben, nicht

bloß dem König zur Last legen. Obwohl Radowitz manche Einzelhandlungen mißbilligte, stimmte er mit der Grundrichtung überein. Richtig ist allerdings, daß er von Anfang an wegen der Eigenart des Herrschers schwere Gefahren vorhersah und sich trotzdem aus persönlicher Treue verpflichtet fühlte, die eigene Überzeugung zu opfern, wenn er mit ihr nicht durchdrang. Darum ging er auch mit dem Gefühl sicheren Mißerfolgs an seine Aufgabe. „Ich selbst habe das Gefühl eines Soldaten, der in die Schlacht geht mit der Gewißheit, geschlagen zu werden." Das war nicht die Stimmung, um aus schwerer politischer Krise den Sieg heimzutragen, und dieser Stimmung ist er nicht mehr Herr geworden. Als Heimsuchung Gottes empfand er die ihm zugewiesene Rolle, seine intimen Äußerungen zeigen die Stärke seines Wunsches, aus der Politik auszuscheiden, wie er es auch mehrfach amtlich dem König angeboten hat.



Herr v. Radowitz. Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Dr. Brenneke aus Berlin vorzustellen. Lassen Sie sich nun weiter nicht stören. Herr Doktor, Sie sind für heute Abend mein Gast.

Brenneke. Sehr obligirt im Namen Deutschlands! Wenn Sie erlauben, werd' ick hier mank de Weinpullen een Bisken revidiren helfen, un den Boomkuchen da, mit de Simsonsche Marzepankrone nehme ick ohne Revision am Block an.

Von
A. Hopf.

Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Berlin, 1850.
Verlag von S. Löwenherz, Kronenstraße 32.
Preis 2½ Sgr.

Titel eines Volksstückes, in dem die Politik des Außenministers v. Radowitz und des deutschen Bundestages durch die Berliner Possenfigur des Brenneke verspottet wird

Beiden gemeinsam war der Wunsch, den neuen deutschen Staat nicht in Widerspruch zu Österreich geraten zu lassen. Nach dem Scheitern des kleindeutschen Werkes der Paulskirche knüpften sie wieder an ihren vormärzlichen Versuch an, durch direkte Verständigung mit dem Kaiserstaat weiter zu kommen. Der Gedanke, durch den neuen Vorstoß etwa Österreich gewaltsam auszuschließen, lag auch Radowitz so fern, daß er für die „Union", die er anstrebte, nicht nur dessen

Mitgliedschaft für unentbehrlich hielt, sondern ihm den Vorsitz, sogar in der Form der Kaiserwürde überlassen wollte. Erst als Schwarzenberg unmißverständlich zu erkennen gab, daß er nicht daran dachte, Preußen materielle Gleichberechtigung zuzugestehen, ist Radowitz wieder auf den kleindeutschen Boden getreten, aber auch jetzt noch die Hoffnung festhaltend, daß Österreich vor der vollendeten Tatsache des Bundesstaates unter preußischer Führung sich zu einer Lösung in der Art des Gagernschen Planes bereit finden werde. In diesem Sinne hat er die neue Unionspolitik eingeleitet, jetzt ohne Österreich, und hat mit Hannover und Sachsen das Dreikönigsbündnis als Kern der deutschen Einheit geschlossen.

Aber wenn auch diesem unter dem Druck Preußens die große Mehrheit der deutschen Länder beitrat, allerdings mit der schwerwiegenden Ausnahme der süddeutschen Königreiche Bayern und Württemberg, so ist es doch zu festem Zusammenhalt nie gekommen, zumal Radowitz den schlimmen Fehler begangen hatte, Hannover und Sachsen beim Abschluß Vorbehalte zu bewilligen, die ihnen den Rücktritt jederzeit ermöglichten. Darum hatte Schwarzenberg es leicht, Hebel anzusetzen; die Union zerbröckelte rasch. Zwar hat sich die erbkaiserliche Partei für Radowitz' Pläne ausgesprochen, nachdem es ihm gelungen war, Friedrich Wilhelms Zustimmung zu einer Volksvertretung im neuen Bunde zu erlangen; obwohl diese nicht mehr aus allgemeinem Wahlrecht hervorgehen sollte, konnten die Männer der Paulskirche hoffen, so wenigstens einen Teil ihrer Ziele zu verwirklichen. Aber gerade hierdurch hat Radowitz die unversöhnliche Feindschaft der preußischen Konservativen auf sich gezogen. Den Haß, den sie ihm entgegenbrachten, können wir ermessen nach den damaligen Briefen Bismarcks, aber auch nach den Urteilen, die noch in den „Gedanken und Erinnerungen" über ihn gefällt wurden. Sicher ist es völlig unzutreffend, wenn darin sogar Radowitz' Loyalität gegen den preußischen Staat in Zweifel gezogen wird. Seine Ehrenhaftigkeit steht außer aller Frage. Aber es ist bezeichnend für die Empfindungen von Bismarcks Kreis. So standen gegen Radowitz Österreich, unter der Führung eines energischen und zielbewußten Staatsmanns, der Partikularismus der Mittelstaaten, die zu eigenem Vorteil die Fortdauer des Dualismus der beiden Großmächte wünschten, und die mächtigste Partei des eigenen Landes. Daneben der schwankende, unentschlossene, zum Handeln unfähige König — kein Wunder, daß das Ende die glatte Niederlage war.

Im allerletzten Stadium, in dem Radowitz schließlich mit dem Außenministerium auch formell die Verantwortung übernahm, hat er, der sein Leben lang hartnäckig um die Erhaltung Österreichs für Deutschland gerungen hatte, bei der Zuspitzung der Lage kein anderes Mittel mehr gesehen, als um der Ehre Preußens willen vor dem Appell an die Waffen nicht zurückzuschrecken. Auch hier also das Endergebnis in krassem Widerspruch zu seinen eigentlichen Wünschen. Weil dem aber so ist, weil der Versuch gewaltsamer Verdrängung Österreichs sich ihm nur zwangsläufig aus der Entwicklung ergab und nicht sein Ziel darstellte, deshalb

darf Radowitz auch nicht als Vorläufer für Bismarcks Lösung der deutschen Frage bezeichnet werden. Ganz gegen seinen Willen war er in diese Richtung hineingedrängt worden, während Bismarck sie eingeschlagen hat, nachdem er sie mit unendlicher Vorsicht, Geduld und Geschicklichkeit gründlich vorbereitet hatte. Die Wiederanknüpfung an Geist und Methoden der Politik Friedrichs des Großen, die den Weg des Reichsgründers bestimmt hat, lag Radowitz fern.

Aber vor die letzte Kraftprobe ist Radowitz nicht erst gestellt worden, denn als schließlich auch Zar Nikolaus von Rußland sich gegen seine Politik wendete, weil sie ihm ebenso wie den preußischen Konservativen revolutionär erschien — eine besondere Tragik für den grundsätzlichen Bekämpfer der Revolution, der Radowitz sein Leben lang gewesen ist —, ließ Friedrich Wilhelm ihn fallen. Nach Radowitz' Ausscheiden am 2. November 1850 hat der Olmützer Vertrag mit der Wiederherstellung des Bundestages diesen Versuch beendet, Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen. Der Grund des Scheiterns lag in der unrichtigen Einschätzung des Kräfteverhältnisses sowie in der Unfähigkeit, die eigenen Mittel restlos zu erfassen und entschlossen einzusetzen.

Das menschliche Band zwischen Herrscher und Berater ist auch jetzt nicht zerrissen. Friedrich Wilhelm entsandte Radowitz nach London, um ihn aus der Schußlinie der Kritik zu entfernen, und allen Ernstes hat dieser sich der Hoffnung hingegeben, daß England jetzt, nachdem sein großer Gegner Rußland sich wider Preußen gewendet hatte, für ein Bündnis zu haben sein werde. Er hätte sich sagen müssen, daß das gedemütigte Preußen erst recht keine Anziehungskraft auf die kühl rechnenden britischen Staatsmänner ausüben konnte. Nach der Heimkehr von der völlig ergebnislosen Sendung hat Radowitz bis zu seinem Tode am 25. Dezember 1853 ins politische Treiben nicht wieder zurückgefunden. So kennzeichnet das Ende seiner außenpolitischen Tätigkeit eine Utopie, kaum geringer als die von 1840, mit der er sie begonnen hatte, und damit schließt sich der Kreis. „Halb im Traum, halb im Tageslicht", so ist Radowitz' Wirken richtig charakterisiert worden. Heiß und ehrlich hat er darum gerungen, aus dem Traum herauszukommen ins Tageslicht, die Welt der Wirklichkeit nicht zu behandeln nach den Maßstäben der Ideale. Abstrakte Prinzipien hat er das Grab jeder wahren Politik genannt. Aber er hat sich von ihrem Zwange nicht freimachen können und ist deswegen nicht fähig gewesen zu der vorwärtsführenden Tat.

Kaiser Wilhelm I.

1797—1888

Von

Karl Pagel

Die Gestalt Wilhelms I., die durch den Krieg und vorher schon durch den „Neuen Kurs" des Enkels den Deutschen über Gebühr entrückt war, ist ihnen durch eine Erscheinung von ganz ähnlicher Art wieder ins Gedächtnis gerufen worden. Die historische Parallele: der alte Kaiser — Hindenburg drängt sich heute jedem Betrachter auf. Beiden Männern war ähnliches Geschick auferlegt, und beider Aufgabe war, ihr Volk in eine neue Welt zu führen, wiewohl sie selbst einer abgelaufenen Zeit verhaftet waren.

Das Schicksal hat Wilhelm I. auf einen Platz von entscheidender Bedeutung gestellt. Die Aufgaben, die es ihm zu lösen aufgab, hat er erfüllt; er bestand seine Lebensprobe.

Als er ein Kind war, lag Deutschland in hoffnungsloser Entmannung am Boden; als sich sein Leben endete, betrauerte es in ihm das Symbol seiner Größe und Einheit.

*

Am 22. März 1797, noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms II., wurde Prinz Wilhelm geboren. Seine erste Kindheit fiel in die stillen Regierungsjahre seines Vaters, der im November 1797 den Thron bestieg. Unter der Hut der Mutter floß sie dahin, unberührt von der fortschreitenden Auflösung des friderizianischen Staates, dessen Machtstellung versank. Ein schönes Familienleben von äußerlich anspruchslosem Zuschnitt umhegte die Jugend des Prinzen und seiner Geschwister. Hinter den Familienkreis, dessen Mittelpunkt die reiche und hochgestimmte Königin Luise war, trat für die Kinder der Hof weit in den Hintergrund. Wurde der Kronprinz Friedrich Wilhelm von der Mutter früh als problematische Natur erkannt und umsorgt, so war sie über die ruhige Entwicklung des Prinzen Wilhelm ohne alle Ungewißheit. Schon als Kind war er von der schlichten und eindeutigen Haltung, die sein Wesen auszeichnet.

Das Schicksal des preußischen Staates, der bei Jena unter den Schlägen Napoleons zusammensank, störte jäh die Stille dieser Jugend und zwang zur Flucht nach Königsberg und Memel. Die Eindrücke dieser Jahre blieben in des Prinzen Denken und Fühlen unauslöschlich eingegraben: die Niederlage, die Fremdherrschaft und das verehrungswürdige Heldentum der Mutter, das ihm zeitlebens als Beispiel vorleuchtete.

Als die königliche Familie um Weihnachten 1809 nach Berlin zurückkehrte, zählte Wilhelm dreizehn Jahre. Bald traf die königliche Familie neues Unglück. Am 19. Juli 1810 stand Prinz Wilhelm mit dem Vater und dem älteren Bruder am Sterbebett der Mutter. Von der Liebe seiner Mutter blieb seiner Jugend nur mehr eine kostbare Erinnerung.

Nicht lange währte die Ruhepause, die dem preußischen Staat vergönnt war. Napoleons Niederlage in Rußland führte Preußen an dessen Seite. Den Prinzen lockte die Vergeltung. Aber wegen seiner körperlichen Schwächlichkeit durfte er erst am Winterfeldzug 1813/1814 teilnehmen. Sechzehnjährig begleitete er die siegreichen Truppen in Frankreich und erlebte stolz im Gefecht von Bar-sur-Aube seine Feuertaufe. Die Rückkehr Napoleons von Elba bringt ihm von neuem die Teilnahme am Feldzuge. Vorher war er in der Schloßkapelle zu Charlottenburg eingesegnet worden. Mit schlichter Selbstverständlichkeit legte er das Bekenntnis seines Glaubens ab. Zweifel an seinem Gott hat er sein Leben hindurch nicht gekannt. Erziehung und Ausbildung galten jetzt als beendet. Fortan stand sein Leben im Dienst der Armee.

Die Erlebnisse und Erfahrungen seiner Kindheit hatten ihn reifer gemacht, als die bloße Spanne der Jahre es erwarten ließ. Es war damit ein gewichtiges Pfund in seine Hand gelegt, das er ernst und treu verwaltete. Die Höhe des Menschentums, die er in seinem Leben sich gewinnen sollte, ruhte auf einem festen Grunde.

*

Prinz Wilhelm sollte zum ersten Soldaten Preußens erzogen werden. Seine Stellung in der Familie, seine Stellung im Staate wies ihm diese Rolle zu. Er selber fand in ihr vollste Befriedigung; sie entsprach seinen Neigungen und seinen Fähigkeiten.

Seit er als Knabe in die Armee aufgenommen worden war, hat er rasch die Stufenleiter der militärischen Grade durchlaufen. Den Pflichten seiner Ämter gab er sich mit Eifer und Beharrlichkeit hin. Gleichmäßig war sein Interesse für die Einzelheiten des praktischen Dienstes und für die Gesamtheit der Armee und für ihre Stellung im Rahmen des Staates. Als er älter wurde, wandte sich sein Blick auch den politischen Dingen zu, denen er lange gänzlich ferngestanden hatte.

Das dritte Jahrzehnt ist in seiner zweiten Hälfte erfüllt von den Hoffnungen und Enttäuschungen einer tiefen Liebe. Die Liebe des Prinzen Wilhelm zu Elisa Radziwill hat von allen seinen Erfahrungen sein Innerstes zutiefst und am nachhaltigsten aufgerührt. Niemals hat sonst sein von Natur so gefestigtes Gleichgewicht ähnliche Erschütterungen zu bestehen gehabt als in den Verwicklungen dieser Liebe. Ihre Erfüllung wurde durch das sachliche Recht der Krone verhindert, nachdem die unentschlossene Bereitwilligkeit eines im Grunde gütigen und wohlwollenden Vaters sie hatte nahe erscheinen lassen. Das kühle Temperament des Prinzen aber

sicherte ihn vor Zerwürfnis und offenem Konflikt. Er gehorchte dem Willen des Königs und unterwarf sich.

Er war nicht der Mensch, an den Nöten einer Herzenstragödie zu scheitern; die pathetische Rolle eines Stiefkindes des Schicksals konnte er nicht spielen.

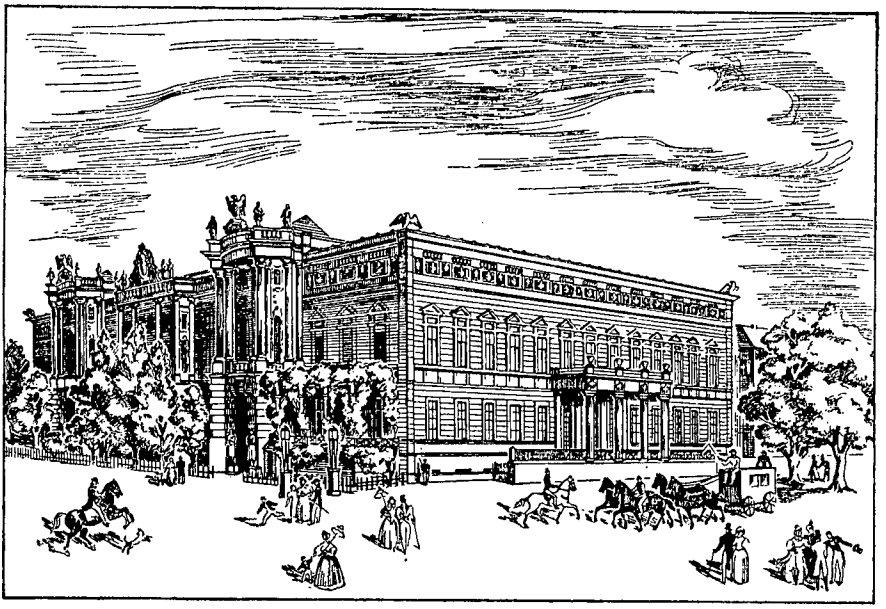
Die Prinzessinnenschau, der er sich auf Wunsch seiner Familie bald nach der Lösung von Elisa unterziehen mußte, war ihm zuwider. Doch er fügte sich auch da. Im Sommer 1829 vermählte er sich mit Augusta von Weimar, der Enkelin Karl Augusts. Die frühen Jahre seiner Ehe brachten ihm häusliches Glück. Die beiden Kinder, die ihm Augusta schenkte, bereicherten es. Aber der Schwerpunkt seines Lebens lag auch in dieser Zeit in ihm selber, mehr noch: in seiner Pflicht, in seinem Beruf, den er verkörperte.

Für den Sohn des Königs war es selbstverständlich, daß sein Leben nicht auf den militärischen Dienst beschränkt blieb, mochte dieser noch so sehr im Vordergrunde stehen. Er war notwendig mit der politischen Welt des Hofes verbunden und erlebte die politischen Ereignisse nicht nur als Soldat, sondern auch als preußischer Prinz. Daß er ohne Einschränkung Monarchist war, versteht sich für ihn von selbst. Aber wir sehen keine Berührung mit dem romantisch-ständischen Ideenkreis seines geistreichen Bruders Friedrich Wilhelm und dessen Getreuen. Er war eine viel zu praktisch-nüchterne Natur, als daß er seine Anschauungen von einer Idee her bestimmen ließ. Er blieb eng auf dem festeren Boden der nahen Wirklichkeit. Das war in mancher Hinsicht ein Mangel. Aber eine solche Veranlagung gestattete ihm einen freien, unvoreingenommenen Blick in die politischen Zusammenhänge. Nur so konnte er, wie es sein Leben erforderte, ohne Bruch veränderte Wirklichkeiten anerkennen und auf ihnen weiter bauen. Friedrich Wilhelm war nach dem Erlebnis von 1848 im Grunde ein gebrochener Mann. Sein Bruder hat es vermocht, diese und spätere tiefgreifende Umbildungen der politischen Situation zu ertragen. Denn er sah in allem die gemeinsame Grundtatsache, auf die allein es ihm ankam. Das war der preußische Staat.

Der Gedanke der preußischen Großmacht stand ihm immer und in allem vor der Seele, verschleiert vielleicht einmal und mit verminderter Bestimmtheit, aber nie ausgelöscht und immer von neuem wirksam. Von dieser Grundlage aus will sein Wirken für die preußische Armee verstanden sein.

Mehr als der inneren Politik wandte sich sein Interesse den Fragen der auswärtigen Politik zu. Der Tradition des Hauses entsprach es, daß er der Freundschaft mit den Staaten der Heiligen Allianz größere Bedeutung beimaß, als sich vielleicht mit seinem preußischen Selbstbewußtsein vertrug. Namentlich nach der Julirevolution von 1830 schien ihm monarchische Solidarität gegen den Ansturm der Revolution das erste Gebot der Politik, so daß er in jenen Jahren nicht wesentlich verschieden war von einem doktrinären Legitimisten.

Bei einem vierzigjährigen Manne, das war er am Ende der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III., konnte man seine politische Entwicklung als abgeschlossen



Palais des Prinzen Wilhelm in Berlin, Unter den Linden. Nach einem alten Stich

betrachten. In ihm selber lagen keine Notwendigkeiten zu einer Umkehr. Aber die Ereignisse haben ihn in den kommenden Jahrzehnten seines langen Lebens noch mehrmals gezwungen, sich mit neuen politischen Situationen auseinanderzusetzen.

*

Als Friedrich Wilhelm III. gestorben war, wurde Prinz Wilhelm von seinem königlichen Bruder, nach Friedrichs des Großen Vorbild, zum „Prinzen von Preußen" ernannt. Da die Ehe Friedrich Wilhelms IV. mit Elisabeth von Bayern kinderlos geblieben war, war er der mutmaßliche Thronfolger in Preußen und deshalb berufen, über seinen bisherigen Wirkungskreis hinaus eine Stellung im politischen Leben des Staates einzunehmen. Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn zum Vorsitzenden des Staatsministeriums. In amtlicher Eigenschaft eröffnete sich ihm ein weiter Bezirk des staatlichen Lebens.

Da er aus innerstem Beruf Soldat war, verzichtete er nicht auf seine militärischen Ämter, sondern vermehrte sie. Er war Kommandeur des Gardekorps und Leiter zahlreicher militärischer Kommissionen, deren Arbeiten er sich nach wie vor mit hingebendem Interesse zugewandt hielt. Auf das politische Gebiet hinüber spielten Auseinandersetzungen mit dem wiederberufenen Kriegsminister Boyen über die Landwehr und ihre Stellung zur Armee, die er, anders als der Reformer Boyen, rein militärisch ansah und regeln wollte.

Unter den politischen Fragen, die der Lösung harrten, nahmen die Verfassungspläne Friedrich Wilhelms IV. die erste Stelle ein. Prinz Wilhelm hatte sich gewöhnt,

in der Regierungsweise seines Vaters den Gipfel der Staatsweisheit zu sehen. Der staatliche Zustand seines Preußen erschien ihm keiner Änderung bedürftig. Deshalb wies er die von mittelalterlichen Gedanken durchsetzten romantischen Pläne des Bruders ebenso weit von sich, wie er die Ansprüche einer liberalen Opposition für unerträglich hielt. Das Verfassungsversprechen Friedrich Wilhelms III. von 1815 galt ihm durch die bestehende Einrichtung der Provinziallandtage erfüllt, jeder Weiterbau überflüssig und gefährlich. So mußte er als Warner den Plänen des Königs begegnen. In seinen Briefen klingt erregt und grollend die Unzufriedenheit auf.

Er wich dann doch vor dem König und seinen Ratgebern im Ministerium zurück und setzte seinen Namen unter das königliche Dekret, das die Einberufung des Vereinigten Landtages ankündigte.

Friedrich Wilhelm IV. selbst hatte sich erst nach vielem Schwanken und Zögern zur Einberufung des Vereinigten Landtages entschlossen. Nur die dringende Notwendigkeit, staatliche Aufgaben zu erfüllen, wie sie die wirtschaftliche Entwicklung im Bau von Eisenbahnen und anderen Verkehrsanlagen stellte, zwang ihn, auf die Stände zurückzugreifen. Aber die Halbheit des Königs sollte sein Werk zum Scheitern verdammen. Er wollte den Vertretern des Volkes nicht die Rechte einräumen, die sie verlangen mußten: die Periodizität ihrer Sitzungen, die Aufsicht auf den Staatshaushalt, die Aufhebung der Ausschüsse. So gingen die Kämpfe des Vereinigten Landtages ohne Ergebnis zu Ende. Der Prinz von Preußen stand zur Krone. Der Widerspruch der Volksvertretung gegen den königlichen Willen bedeutete ihm nur Ungehorsam.

Das Hin und Her löste das Jahr 1848. Die Revolution, wieder ausgehend vom alten Herd des Aufruhrs, Paris, drängte zu Entschlüssen. In der Nacht vom 17. zum 18. März rang sich Friedrich Wilhelm IV. die volle Zusicherung einer Konstitution ab. Auch der Prinz von Preußen gab seine Unterschrift her. Aber es war zu spät. Die Dämme der Gesetzlichkeit waren auch in Berlin nicht mehr zu erhalten. Es folgte die Unterwerfung der Krone. Der Prinz von Preußen erlebte sie in England, wohin ihn die Wut des Volkes und die Rücksicht auf den König trieben. Das Volk fühlte mit sicherem Instinkt, daß er seinen Wünschen entgegenstand; freilich hatte es seinen Einfluß gewaltig überschätzt.

Der nationale Schwung, der diese Revolution des Jahres 1848 durchbebte, hat dann selbst den Prinzen mitgerissen. Er war bereit, für Deutschland Preußen zu opfern, ähnlich wie sein Bruder, der Preußen in Deutschland aufgehen lassen wollte. Unter diesem Eindruck hieß er das Programm der Frankfurter Paulskirche gut und ertrug auch die preußische Konstitution. Sein Preußenstolz fand eine Brücke zur Zukunft in dem offenbaren Vortritt Preußens an Deutschlands Spitze — denn Österreich lag zertrümmert am Boden. Prinz Wilhelm wollte den König von Preußen als Kaiser sehen.

Aber die verfassungsmäßige Stellung, die dieser Kaiserkrone in Frankfurt dann gewährt wurde, genügte auch ihm nicht, und so billigte er ihre Ablehnung

durch Friedrich Wilhelm durchaus. Die Ansprüche der Revolution waren ihm verhaßt. Er hatte die Genugtuung, in der Pfalz und in Baden ihr neues Aufflackern ersticken zu können. Von der Zustimmung seiner Londoner Tage war er weit abgerückt. Geblieben aber war die Erkenntnis: nicht Österreich, nur Preußen kann die deutsche Einheit bringen. So stellte er sich bis zum letzten Augenblick hinter Radowitz' und Friedrich Wilhelms IV. Unionspolitik. Schmerzerfüllt hat er dann die Tage von Olmütz erlebt, die alle preußischen Hoffnungen begruben. Vor Rußland und Österreich wich Preußen zurück. Er litt unter der Niederlage, die er bereit gewesen ist, mit dem Schwerte zu hindern, aber er war kühl und sachlich genug, die Dinge zu nehmen wie sie waren. Er versank nicht in unfruchtbare Verbitterung, wenn er sich auch in den nächsten Jahren von der amtlichen Politik fernhielt, die jetzt auf selbständige Regungen verzichtete. Österreich herrschte wieder in Deutschland. Als ihm der Vorsitz im wiederzuerrichtenden Staatsrat angeboten wurde, lehnte Prinz Wilhelm ihn ab.

Er blieb, was er seit der Revolution war, Gouverneur der Rheinlande und Westfalens. Wesentlich ist, daß er die preußische Wirtschaftspolitik in ihrer politischen Bedeutung erkannt hat. Den Zollverein wollte er gegen Österreich, das dessen Wirkung durch den eigenen Eintritt aufheben wollte, verteidigt wissen. Er sah in einer Angliederung Österreichs an den Wirtschaftsbund eine wirtschaftliche Unmöglichkeit; aber die Frage des Zollvereins war ihm auch eine Frage der Ehre.

Erregten Anteil hat er genommen an dem großen Ereignis des Jahrzehnts nach der Revolution, an dem Krimkrieg. Er ist von weittragender Bedeutung gewesen für des Prinzen politische Formung. Er war zwar von seinem Vater her gewohnt, mit den Augen des Freundes auf Rußland zu sehen, auf das mächtige, ehrwürdige Rußland, das einst an der Befreiung Preußens mitgeholfen hatte. In der Beurteilung des Krimkrieges aber hat Prinz Wilhelm sich nicht von solchen gefühlsmäßigen Bindungen leiten lassen. Er nahm allein das Interesse Preußens als Maßstab, das er im Lager der Westmächte sah.

In dieser Frage stand er in Opposition zur Politik seines Bruders; er kam in die Opposition schlechthin. Notwendig war er dadurch in Berührung gekommen mit der liberalen Parlamentsopposition, auch wenn der äußeren Gemeinsamkeit verschiedenartige Motive zugrunde lagen. Er, der 1830 keinen Orleans auf dem Thron Frankreichs hatte dulden wollen, hatte 1852 den Staatsstreich Louis Napoleons anerkennen können. Das war namentlich der Einfluß seiner Gemahlin und ihrer liberalen Freunde. Die Selbständigkeit seiner Haltung gegen die Politik der Krone war in gewissem Sinne eine Abhängigkeit von dem Ideenkreis des „Koblenzer Hofes", dem er verfallen war, nachdem er in Berlin den Rückhalt verloren hatte. Völlig zugehörig wird er diesem Kreise nicht gewesen sein, aber er argumentierte auf seine Art und stimmte praktisch mit ihm überein, und von jenem konservativen Legitimismus, der ihn beim Tode des Vaters umfangen gehalten hatte, war er weit abgerückt.

Die Russenfreunde des Hofes aber, die Gerlach und Genossen, bekämpften ihn deshalb aufs heftigste und suchten die Männer, die in seinem Sinne wirkten, aus der Regierung und ihrem Amtskreis zu beseitigen. Tief gekränkt verließ der Prinz Berlin, um auch äußerlich kundzutun, daß er an der Politik des Hofes, die das ganze Volk mißbilligte, keinen Teil hatte.

Die persönliche Differenz mit dem Bruder war zwar bald beseitigt, aber der sachliche Gegensatz blieb bestehen. Er trat nicht wieder zurück an die Seite des Königs und seiner Freunde.

Nur in einem hatte er sich durch seine politische Umorientierung nicht beirren lassen. Das war seine Stellung zur Armee. Stand er auch politisch im Gegensatz zur Regierung, so blieben seine Arbeit und sein Eifer für die Armee gleich hingebend. Und es wurde ihm in diesen Jahren der Enttäuschungen die Genugtuung, das Ziel erreicht zu sehen, für das er ununterbrochen gewirkt hatte. Die volle Durchführung der dreijährigen Dienstzeit war möglich geworden. An der Überzeugung von ihrer Notwendigkeit hatte die Berührung mit dem Liberalismus des Koblenzer Kreises nicht zu rütteln vermocht.

Der als Vierzigjähriger am Ende einer Entwicklung angelangt schien, stand jetzt als Sechzigjähriger auf gänzlich anderem Boden. Er war nicht stehengeblieben. Er hatte der jungen Zeit einen Schritt nachgetan. Auch weiterhin sollte er sich jünger erweisen, als er sich selber glaubte. Er nannte sich einen Greis und hielt sein Leben für abgeschlossen. Von der Zukunft, deren Inhalt er spüren mochte, erwartete er vieles für seine Kinder, nichts mehr für sich. Das Schicksal wollte es anders.

*

Während eines Aufenthaltes am sächsischen Hofe im Juli 1857 war Friedrich Wilhelm IV. von einem Schlaganfall betroffen worden, dessen zweimalige Wiederholung während der nächsten Monate ihm die Führung der Regierungsgeschäfte unmöglich machte. Der Prinz von Preußen mußte mit der Stellvertretung beauftragt werden. Da keine Aussicht bestand, daß der Zustand des Königs sich jemals endgültig besserte, erhob sich bald die Notwendigkeit, für die bloße Stellvertretung die vollverantwortliche Regentschaft eintreten zu lassen. Aber erst nach dreimaliger Erneuerung der auf je drei Monate sich erstreckenden Stellvertretung hat der Prinz zu der verfassungsmäßig notwendigen Regelung sich verstanden. Schwer spürte er die Last der Verantwortung, die er übernahm. Am 7. Oktober 1858 hat Friedrich Wilhelm IV. die Urkunde unterzeichnet, die den Bruder zum Regenten in Preußen bestellte.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Prinzregent, der seit einer Reihe von Jahren in vielen Fragen von Belang der alten Regierung oppositionell gegenübergestanden hatte, der preußischen Politik eine andere Richtung vorschreiben würde. Das Ministerium des Freiherrn von Manteuffel, das er so lange geduldet hatte, fiel. Die neuen Männer gehörten zumeist der Partei des „Koblenzer Hofes" an.



Wilhelm I. als Prinz beim Ausritt mit dem Maler Franz Krüger
Gemälde von Franz Krüger, 1836. Berlin, Nationalgalerie



Cercle bei Kaiser Wilhelm I.
Gemälde von Adolph Menzel, 1879. Worms, Sammlung Schön-Renz



Kaiser Wilhelm I. und seine Schwester,
die Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, in Bad Ems, 1883



König Wilhelm empfängt am 1. September 1870 bei Sedan den Kapitulationsbrief Napoleons
Gemälde von Anton v. Werner für das Panoramagebäude am Alexanderplatz in Berlin (Landschaft von Eugen Bracht). M. Gen. d. Photogr. Ges. Berlin

Der Einfluß der Prinzessin Augusta bei der Bildung des Ministeriums war deutlich sichtbar. In den feindlich gesinnten Kreisen des alten Hofes und des konservativen Adels sprach man wohl von dem „Ministerium der Prinzessin". Die Öffentlichkeit jedoch begrüßte es als das der „Neuen Ära". Das Ende der Reaktion schien endlich gekommen.

Aber der Prinzregent hatte sich so viel Selbständigkeit bewahrt, daß er dem Ministerium mit einem eigenen Programm entgegentreten konnte. Es hatte wohl Raum für liberalen Ausbau des Staates, im Grunde aber war es das Zeugnis einer gemäßigt konservativen Gesinnung: Durchführung der Verfassung, aber Behauptung der monarchischen Rechte. Doch in Verbindung mit dem praktischen Verhalten des Regenten bei der Kabinettsbildung verhieß dieser Regierungsbeginn die Erfüllung der Hoffnungen, die auf ihn gesetzt waren.

Nicht lange nach der Übernahme der Regentschaft sah sich der Prinz vor eine schwere Entscheidung gestellt. Um italienischer Angelegenheiten willen erhoben Frankreich und Österreich gegeneinander die Waffen. Österreich verlangte Preußens Hilfe. Unter der Parole: der Rhein müsse am Po verteidigt werden, suchte es Preußen seinem Interesse dienstbar zu machen, aber der Prinzregent hatte keine Neigung, mit den preußischen Waffen die österreichische Vormacht in Italien zu schützen. Er behauptete seine ablehnende Haltung auch vor der Forderung des kriegslustigen Patriotismus in allen deutschen Landen. Dagegen war er bereit, für die Unversehrtheit des Bundesgebietes mit allen Machtmitteln seines Staates einzutreten. Er begehrte dafür den Oberbefehl über alle nichtösterreichischen Bundestruppen. Österreich aber, in blinder Eifersucht, wollte ihn nur als Bundesfeldherrn unter der Aufsicht des Bundestages zum Verbündeten. Anstatt die angebotene Hilfe Preußens anzunehmen, streckte Österreich vor den siegreichen Franzosen die Waffen und schloß einen Frieden, für den es eine Provinz hergeben mußte. Als den Schuldigen für diesen Frieden mühte es sich den Prinzregenten hinzustellen. Wilhelm hat die Vorwürfe Österreichs zurückgewiesen. Er war völlig überzeugt von der Rechtlichkeit seiner Politik; wie niemals sonst beruhte sie ohne Einschränkung auf eigener Erkenntnis und auf eigenem Wollen.

Die nächste Zeit bewies es, daß die Verdächtigung, er habe durch sein Verhalten den Deutschen Bund sprengen wollen, unbegründet war. Seine Politik ging vielmehr auf dessen Stärkung hinaus. Freilich eine Stärkung, die dem preußischen Egoismus Spielraum gewährte. Er machte die Anerkennung der Gleichberechtigung Preußens neben Österreich zur Voraussetzung. Da er mit militärischen Augen sah, zielte er auf eine Reform des Bundesheeres ab, dessen Schwäche im italienischen Kriege von neuem sichtbar geworden war. Er hielt einen militärischen Dualismus der beiden Großmächte für die beste Gewähr. Die politischen Auswirkungen dieses Programms überblickte er wohl nicht in voller Konsequenz. Er wollte damit ganz im Rahmen des alten Bundes bleiben. So sehr er ein Gefühl für den preußischen Gegensatz zu Österreich hatte, die Kühnheit des

Gedankens einer Lösung der Rivalität zugunsten des deutschen Volkes auf gesamtdeutschem und auf europäischem Boden hat er nicht besessen. Er sah weder die Möglichkeit noch suchte er sie zu schaffen. Zu sehr stand er im Banne der Bundesordnung, als daß er imstande gewesen wäre, sich von ihrem Boden zu erheben, obwohl er preußischen Ehrgeiz genug besaß.

Die Befürchtungen, Preußen werde alle deutschen Länder verschlucken — diese von Österreich seit einem Jahrhundert geweckten Befürchtungen —, fanden in der Gesinnung des Prinzregenten keine Stütze. Um ihnen deutlich zu begegnen, trat er Napoleon, der in Baden-Baden eine Begegnung mit ihm erwirkt hatte, inmitten der meisten deutschen Fürsten entgegen. Der Verdacht sollte nicht aufkommen, er paktiere auf deren Kosten mit dem begehrlichen Nachbarn. Ihm kam es darauf an, den deutschen Mitfürsten, als er sie nach Baden lud, seine Friedfertigkeit und Aufrichtigkeit zu zeigen, mochte es nach außen hin auch scheinen, als stehe er an ihrer Spitze.

Daß gerade er die Umwälzung der deutschen Staatenordnung durchführen mußte, war in seinem Wesen nicht begründet. Es bedurfte des folgerichtigen Denkens und der entschlosseneren Hand eines anderen, um ihn die Schranken, die seiner Natur gesetzt waren, überwinden zu lassen.

Bis er Bismarck an die Spitze seines Ministeriums berief, war er selber durch die Verschärfung der politischen Lage vorangetrieben worden: durch die Gegenaktion der Mittelstaaten, eine Bundesreform anzubahnen, die Preußen in seiner Großmachtstellung matt setzen sollte, und durch Österreichs Streben nach einer Sprengung des preußischen Zollvereins durch den Eintritt seiner Länder. Beides, der Angriff Österreichs und das Vorgehen der Mittelstaaten, traf Wilhelm in seinem preußischen Stolz. Allein von diesem aus konnte er den Aufgaben des nächsten Jahrzehnts entgegenreifen.

Ein anderes kam hinzu. Das war die Entwicklung im Innern. Auch hier hatte seine Politik ihren Ausgang genommen von einer militärischen Frage, der Heeresreform: dreijährige Dienstzeit, Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, enge Verbindung von Landwehr und Linie. Von hier aus rollte er die Position auf, in welcher er als der Mann der „Neuen Ära" seine Regierung begonnen hatte. Mehr noch als die Vorgänge der deutschen Politik drängte ihn die Frage der Heeresreform, die zu einer Verfassungsfrage von größter Tragweite wurde, auf sein Altpreußentum zurück, das seines Wesens Kern ausmachte. Nur in den Jahren der Opposition hatten fremde Einflüsse ihn verschleiern können. Sein Ministerium, mit dem er begonnen hatte, zerrieb sich an dieser Frage, die die Kammer zum Prüfstein der Macht erwählte. Krone oder Parlament? Die Militärreform war ihm eine persönliche Sache. Er war in dem Kampf um sie mit seiner ganzen Persönlichkeit beteiligt, nicht nur als Inhaber der Regierungsgewalt.

Er führte ihn entschlossen und zäh, aber nach seiner Art doch wieder nur zögernd und Schritt um Schritt. Nach und nach ersetzte er die liberalen

Minister durch Männer, die ihm in ihrer Auffassung näherstanden. So gewann er Roon, der ihn stützte und auch im Zweifel und in vorübergehender Schwäche zur Festigkeit anhielt. Die Kammer war ebensowenig zum Nachgeben bereit wie der Prinzregent. Immer geringer wurde die Aussicht auf Verständigung. Es änderte nicht den Gang der Dinge, daß Friedrich Wilhelm IV. starb und der Prinzregent die Krone sich aufs Haupt setzte. Er war jetzt nur noch mehr von seinen Königspflichten durchdrungen, noch unnachgiebiger. Der Konflikt verschärfte sich. Schließlich war niemand mehr da, der an des Königs Seite ausharren wollte. Nur Albrecht von Roon. Der König war zur Abdankung entschlossen. Er hatte schon früher mit diesem Gedanken gespielt. Dann machte er unter dem Einfluß Roons noch einen letzten Versuch, den Kampf weiterzuführen. Er berief Bismarck. Im Bunde mit ihm errang er den Sieg, der für Deutschlands Geschicke bestimmend werden sollte.

*

Der Kampf um die Macht der Krone im preußischen Staat, den Wilhelm als Prinzregent zu führen gezwungen wurde, hatte alle Hoffnungen des Volkes zunichte gemacht, mit denen sein Regiment begrüßt worden war. Die „Neue Ära" war bald vergessen. Der Vorwurf eines Frontwechsels aber traf Wilhelm nicht. Er hatte mit uneingeschränkter Ehrlichkeit gehandelt. Er folgte nur seiner Natur, seiner tiefsten Überzeugung, wenn er mit seiner ganzen Kraft die Würde des Königtums zu wahren suchte, als das Parlament ihm seine hauptsächliche Stütze zu entwinden trachtete. Der Angriff auf die Armee traf ihn in seinem Kern: er war wieder, was er im Grunde einzig und allein war, der altpreußische Soldat.

Das war zukunftbestimmend für den preußischen Staat und auch für Deutschland: der Grund wurde gelegt für Deutschlands Einigung unter der Führung Preußens. Allein hätte er den Weg, der dahin führte, nicht zu Ende gefunden. Die Grenzen und die Schranken seines Wesens, das sich in diesen Jahren wieder klar herausstellte, mußten überwunden werden durch die Schwungkraft seiner Helfer. Als er Roon gewann, bedeutete das eine Verstärkung und Verfestigung seines Preußentums. Als er Bismarck berief, verknüpfte er sein Schicksal mit dem Manne, der über das Eng-Preußische hinaus ihn der größeren und weiteren deutschen Welt zuführen sollte. Roon war nur Helfer und Freund gewesen, Bismarck wurde mehr: Führer. Keiner von Bismarcks Vorgängern hatte Wilhelm durch seine Fähigkeiten so sehr überragt, daß dadurch auch der Vorsprung seiner königlichen Stellung eingeholt wurde. Bismarck legte ein ganz anderes Gewicht für sich in die Waagschale. Er war in allem ein Überlegener. Zudem hatte er für sich den Umstand, in einem Augenblick größter Hilflosigkeit mutig in die Bresche getreten zu sein. Von vornherein verpflichtete er sich dadurch den König. Und dieser König war kein Jüngling mehr. Es waren schon ein paar Jahre vergangen, seit er sich einen Sechziger nennen mußte, er war fast ein Greis. Die Jahre seiner

eigenen und alleinigen Regierung hatten ihn nicht zu einer Überschätzung seiner Fähigkeiten geführt. Jetzt erkannte er dankbar die überlegene Sicherheit seines Ratgebers an und gab die Führerschaft dem Minister, der es freilich nie leicht gehabt hat, des Königs Willen, der immer den Ausschlag geben mußte, für sich zu gewinnen.

Leicht war es, einen Zusammenklang herzustellen in der innerpreußischen Politik. Bismarck war gekommen, den Kampf des Königs zu Ende zu führen. Das war ein klares Ziel, Meinungsverschiedenheiten konnte es nicht geben. Schwieriger lagen die Dinge in der deutschen Politik. Hier begann das Ringen der beiden. Er fand wohl Ansätze, von denen aus er den König vortreiben konnte, aber das Entscheidende blieb ihm zu tun. Bismarck erkämpfte die Absage an die Frankfurter Fürstenversammlung, mit der Österreich dem preußischen Gegner eine gefährliche Falle stellte. Bismarck zwang den König auch an seine Seite auf dem listenreichen Wege, der über die schleswig-holsteinische Frage nach Nikolsburg führte und den König von Preußen zum Herrn von Deutschland machte. Und dann auch nach Frankreich. Bismarck zwang dem König in Versailles die Kaiserkrone auf, nach der Deutschland verlangte. Die Klugheit des Ministers hat immer von neuem des Königs abweichende Meinung zu überwinden verstanden. In all den Kämpfen und Siegen des großen Jahrzehnts war Wilhelm ein Geführter, ein unwilliger Kämpfer, ein Sieger ebensosehr aus Zwang wie aus eigenem Willen. Seine Größe ist es, daß er sich selber besiegte und sich unterordnen konnte: den Forderungen des preußischen Staates und des deutschen Volkes, die Bismarck vor ihm emporhob. Er unterwarf sich nicht willenlos, nicht widerstandslos, nie ohne inneren Kampf. Denn er war völlig durchdrungen von seinem königlichen Verantwortungsgefühl vor Gott. Niemals hätte er etwas gutheißen können, für das er sich nicht voll verantwortlich fühlte. So war er der König und blieb es immer. Er war auch neben Bismarck kein wesenloser Schatten. In all seiner edlen Bescheidenheit und Selbstlosigkeit, die ihn erhebt, vergab er nichts seiner Königswürde. Niemand hätte gewagt, sie auch nur durch Zweifel anzutasten. Er behauptete immer und überall seine Persönlichkeit, und die oberste Entscheidung behielt er stets in der Hand. Das ist sein Anteil an den großen Ereignissen jener Epoche deutscher Geschichte.

*

Selten ist wohl ein Sieger demütiger und bescheidener gewesen als Wilhelm I. Als er nach den unvergleichlichen Erfolgen des Feldzuges heimkehren konnte, hätte auch der mißgünstigste Beobachter nicht den leisesten Zug von überhebendem Hochmut an ihm gewahren können. Der Stolz, den er mit Recht über den Gewinn des Krieges empfand, berührte nicht im geringsten die ehrwürdige Haltung des greisen Kaisers. Für sich selbst nahm er keine Verdienste in Anspruch. Er schrieb sie seiner Armee und ihren Führern zu und Bismarck, den er in aufrichtiger Dankbarkeit und neidloser Anerkennung durch die Erhebung in den Fürstenstand ehrte.

Telegramm König Wilhelms an Königin Augusta
nach der Schlacht bei Sedan
(Berlin, Brandenburg-Preußisches Hausarchiv)

Der Königin Augusta in Berlin
Auf dem Schlachtfelde vor Sedan 1. 9. 70. 7¼ Uhr

Die französische Armée ist in Sedan eingeschloßen u. der Kaiser Napoléon hat mir seinen Degen angebothen. Ich habe ihn angenommen u. verlange die Capitulation der Armée als Kriegsgefangne. Gott hat uns sichtlich gesegnet!

Wilhelm

Norddeutsche Geb. ..... Thlr. ..... Sgr.
Vereins- " ..... " ..... "
Ausländische " ..... " ..... "
..... " ..... " ..... "
Summa ..... Thlr. ..... Sgr.
Angenommen durch .....

Telegraphie
des
Norddeutschen Bundes.

Reims **Befördert**
den 2/9 1870 Uhr ..... M.
an ..... in Ltg. .....
durch .....

Berlin von ~~Berlin.~~ Sedan aller Varennes № 1. W. 1/9 1870 Uhr ..... Min.

Den Königen Augusta in Berlin
Auf dem Schlachtfelde vor Sedan 1. 9. 70. 7¼ Uhr

Die französische Armee ist in Sedan eingeschlossen
u. der Kaiser Napoleon hat mir seine Dienste
angeboten. Ich habe sie angenommen u. verlangen
die Capitulation der Armee als Kriegsgefangene.
Gott hat uns sichtlich gesiegt!

[illegible]

Lit. B. № 1a. Berlin.

1. C. 24/12 95

Am 5. Mai 1871 sollte im Opernhaus ein Wagnerkonzert stattfinden, bei dem der Kaiser zu erscheinen zugesagt hatte. Man wollte mit dem Kaisermarsch und einer Hymne auf den Kaiser beginnen. Dem Grafen Waldersee, seinem Adjutanten, sagte er darüber: „Ich kenne so etwas schon und habe mir glücklicherweise die Worte, die man singen will, geben lassen. Lesen Sie mal diesen Unsinn. Es ist natürlich nichts als Lobhudelei, und ich will unter keinen Umständen zugegen sein. Gehen Sie hinüber und arrangieren Sie, daß man zu bestimmter Zeit anfängt. Sagen Sie nur, ich würde wahrscheinlich gar nicht kommen. Sonst wartet man, und das Publikum wird unruhig. Ich richte mich dann so ein, zu erscheinen, wenn das erste Stück vorüber ist."

Dem neuen Reiche, das in den Königssälen von Versailles seine feierliche Begründung erlebt hatte, stellten sich mannigfache Aufgaben. Die außenpolitische Situation war durch den Erfolg des Krieges klar. Ernstliche Gefahren drohten dem Reiche nicht. Die Überlegenheit des Bismarckschen Deutschland war allen sichtbar. Im innerpolitischen Ausbau des Reiches dagegen lag eine Fülle von schwierigen Aufgaben. Das Werk des Norddeutschen Bundes war noch unvollendet, und schon forderte die Angliederung des Südens neue Anstrengungen. Wohl war als wertvollste Grundlage das gemeinsame Erlebnis eines siegreichen Krieges da, aber es gab doch Gegensätze zu überbrücken und Unterschiede auszugleichen. Der behutsamen und sicheren Hand Bismarcks und seinem staatsmännischen Geschick gelang es, den Boden zu bereiten. Deutschland wuchs über die Grenzen der Länder hinweg zusammen. Schwieriger war die Abstimmung und der Ausgleich der Parteifaktoren zu zweckvoller Leistung. Das Reich war das Ziel des Liberalismus gewesen. Es war nur natürlich, daß sein Einfluß jetzt vorherrschend wurde — in den Grenzen, die Bismarcks persönliches Gewicht ihm setzte.

War es zu erwarten, daß der Kaiser, der durch den preußischen Heeres- und Verfassungskonflikt Seite an Seite mit Bismarck in die schärfste Opposition zum Liberalismus gedrängt war, die Rückkehr zur eigenen liberalisierenden Ära seines Regierungsbeginnes vollzog? War er noch spannkräftig genug, innerlich den Weg zu beschreiten, den die Staatsräson seinen Minister gehen hieß? Es genügte, daß er die Politik der Regierung duldete und persönlich deckte. Er konnte das, weil er Bismarck vertraute. Aber sein Herz blieb dieser Wendung fremd. Gab es doch auch bald nach dem Kriege (1874) etwas wie einen neuen Heereskonflikt mit dem Reichstag, wenn auch in milderen Formen und mit abgeschwächter Heftigkeit. Wieder mußte der Kaiser um sein Heer kämpfen, bis das Parlament das Septennat bewilligte. Für sieben Jahre war die Friedensstärke der deutschen Armee gesichert. Der Kaiser hatte durch ein „Äternat" den Grundbestand des Heeres für immer dem Machtkampf der Parteien entziehen wollen, aber am Ende tröstete er sich: in unseren Tagen sind sieben Jahre fast ein halbes Jahrhundert! Und er erkannte auch versöhnlich an, daß der Reichstag „Pietätsgefühle" gezeigt hatte.

In diesem Ringen, das weite Kreise zog, war eines klargeworden: die tiefe Verbundenheit des ganzen Volkes mit seinem Kaiser. Das tat ihm wohl, und er vermerkte es mit Dankbarkeit. Er fühlte, daß er der Mittelpunkt der Nation war. Er konnte es sein, weil er, aufgeschlossener als mancher seiner preußisch-konservativen Getreuen in der Armee, unter dem Gewichte seiner Kaiserwürde nun doch gänzlich ein Deutscher geworden war. Er hatte sein Altpreußentum in das weitere deutsche Gewand kleiden können, auch wenn er diesen Kern unerschütterlich festhielt. Und wiederum: die Durchdringung des Reiches mit altpreußischem Geist und altpreußischer Kraft und Strenge im besten Sinne hatte in seiner lauteren Persönlichkeit eine der wesentlichsten Quellen.

Engen inneren Anteil hat er genommen an jener Auseinandersetzung des neuen Deutschland mit dem Katholizismus. Der Kulturkampf, emporgewachsen aus dem entschlossenen Abwehrwillen des Staates gegen übergreifende weltliche Ansprüche Roms, sah den Kaiser, im Gegensatz zu seiner Gemahlin, als Parteigänger. Sein Staatsbewußtsein war empfindlich getroffen. Überdies lebte in ihm ein überzeugtes protestantisches Empfinden, das ihn wohl bis zur Ungerechtigkeit gegen die katholische Kirche führen mochte.

Spannungen zwischen Kaiser und Kanzler, die freilich ebensosehr wie von politischen Differenzen von der nervösen Gereiztheit und Ungeduld Bismarcks herrührten, konnten nicht ausbleiben. Denn trotz seines hohen Alters behauptete der Kaiser neben Bismarcks Riesengestalt immer noch zäh und unvermindert seine Geltung. Bismarck konnte in den Jahren nach dem Kriege sogar davon sprechen, er fühle seinen Einfluß auf den Kaiser schwinden, und er hatte oft den Widerspruch und auch den Zorn seines Herren gegen sich. Mehrfach half erst das Druckmittel des Entlassungsgesuches den Widerstand überwinden. Es ist überhaupt wohl so, daß niemals, höchstens in den letzten Jahren des Kaisers, die beiden Männer in völliger innerer Übereinstimmung nebeneinander standen. Bei aller Ergebenheit und Verehrung, die der Kanzler ehrlich und aufrichtig dem Monarchen bewies, blieb es doch deutlich, daß sie von zweierlei Maß waren. Eine Herzensverbundenheit zu gleich und gleich konnte es zwischen ihnen kaum geben.

Dem Herzen des Kaisers nahe stand der getreue Roon, der unbeirrbar an dem altpreußischen Konservatismus festgehalten hatte und 1873, der neuen Politik des Reiches abhold und durch Krankheit geschwächt, aus dem Dienste schied. Roon war das eigentliche Gewissen des Königs und Kaisers, wenn dieser sich unter dem Drängen Bismarcks zu weit von sich selber entfernte. Er war sein Warner und Mahner und bedeutete auch rein menschlich für Wilhelm vieles. Als der Kaiser im Februar 1879 an Roons Sterbebett trat, selber noch leidend unter den Nachwirkungen des Nobilingschen Attentates, sind seine Augen naß geworden. Er verlor einen Freund.

Das Jahr vorher hatte bittere Erfahrungen für den greisen Herrscher gebracht. Zweimal hob fanatischer Wahnwitz die Waffe gegen das ehrwürdige Haupt

Deutschlands. Gottes Hand ließ den Frevel nicht zu. Der Kaiser genas. Er genas nicht nur, er stand von seinem Krankenlager auf gleichsam verjüngt und erfrischt. Und noch ein volles Jahrzehnt war ihm zu leben vergönnt. So tief auch die Attentate sein Herz verwundet hatten, ihre Aufnahme im ganzen Volke zeigte ihm auch wohltuend und tröstend dessen Liebe und Mitgefühl.

Es traf sich, daß mit jenen Ereignissen das Absinken der liberalen Welle zusammenfiel. Bismarcks Politik schlug sich wieder in konservativere Bahnen. Sozialistengesetz, Schutzzoll und Sozialreform bezeichnen diesen Umschwung. Die wirtschaftspolitischen Maßnahmen sollten, nachdem erst mit den liberalen Bundesgenossen partikulare Hindernisse beiseite geräumt waren, dem Reiche den festesten Zusammenhalt verleihen. Aktiver Anteil wird dem Kaiser an dieser Richtung in bedeutendem Umfange nicht zukommen. Die treibende Kraft allein war Bismarck. Der Kaiser aber stimmte ihm hier mit freudiger Seele zu. Schwerer ward ihm die Zustimmung zu der außenpolitischen Wendung der Bismarckschen Politik. Vor der Gefahr des Zweifrontenkrieges schloß Bismarck das österreichische Bündnis, nachdem seine beherrschende Stellung in der europäischen Politik durch die Entfremdung Rußlands nach dem Berliner Kongreß und durch das Erstarken Frankreichs den ersten noch kaum sichtbaren Stoß erhalten hatte. Der Kaiser, groß geworden in der Verehrung Rußlands, gab erst nach schwerem Kampf seine Einwilligung zu dieser Politik, die, wenn auch nur in der Abwehr, gegen Rußland sich wandte. Es war daher ganz in seinem Sinne, daß Bismarck den Draht nach Petersburg trotzdem nicht zerriß, sondern ihn zu festigen suchte. Die Rückversicherungsverträge mit Rußland, die Bismarcks Ansehen und Kunst trotz dem Bündnisse mit der Donaumonarchie zustande brachte, erleichterten dem Kaiser das Festhalten an der neuen Außenpolitik. Die Anlehnung an das Zarenreich war ihm Herzensbedürfnis.

Bismarcks kunstvolle politische Führung sicherte im letzten Regierungsjahrzehnt dem Reiche einen gesättigten Frieden, der seine Kräfte gewaltig aufschwellen ließ und seine Macht befestigte. Alle gefährlichen Spannungen in der Innen- und Außenpolitik waren abgedämpft. Stetigkeit und selbstsicheres Maßhalten strömten von dem Reiche Wilhelms und Bismarcks aus.

Auf schlichte und gedämpfte Harmonie war auch die Lebensführung des alten Kaisers gestimmt, in seinem persönlichen Lebensbezirk herrschte die versöhnliche Stille des Alters. Die politischen Stürme, die früher auch sein persönliches Leben berührt hatten, waren abgeebbt. Das Verhältnis zu Bismarck gewann freundschaftliche Färbung, und die Reibungen in seiner Familie, die den fein empfindenden Mann bedrückt haben mochten, hatten ihre Schärfe verloren. Die Gatten standen sich in diesen letzten Jahren herzlich nahe, herzlicher als es je sonst der Fall gewesen war. Der Kaiser blieb in seinen Amtsgeschäften und ließ sich den Faden nicht entgleiten. Mehr, als sein hohes Alter es vermuten läßt, sieht man seine Teilnahme an schwierigen Geschäften. Er war immer bereit, dem Wandel der Zeit

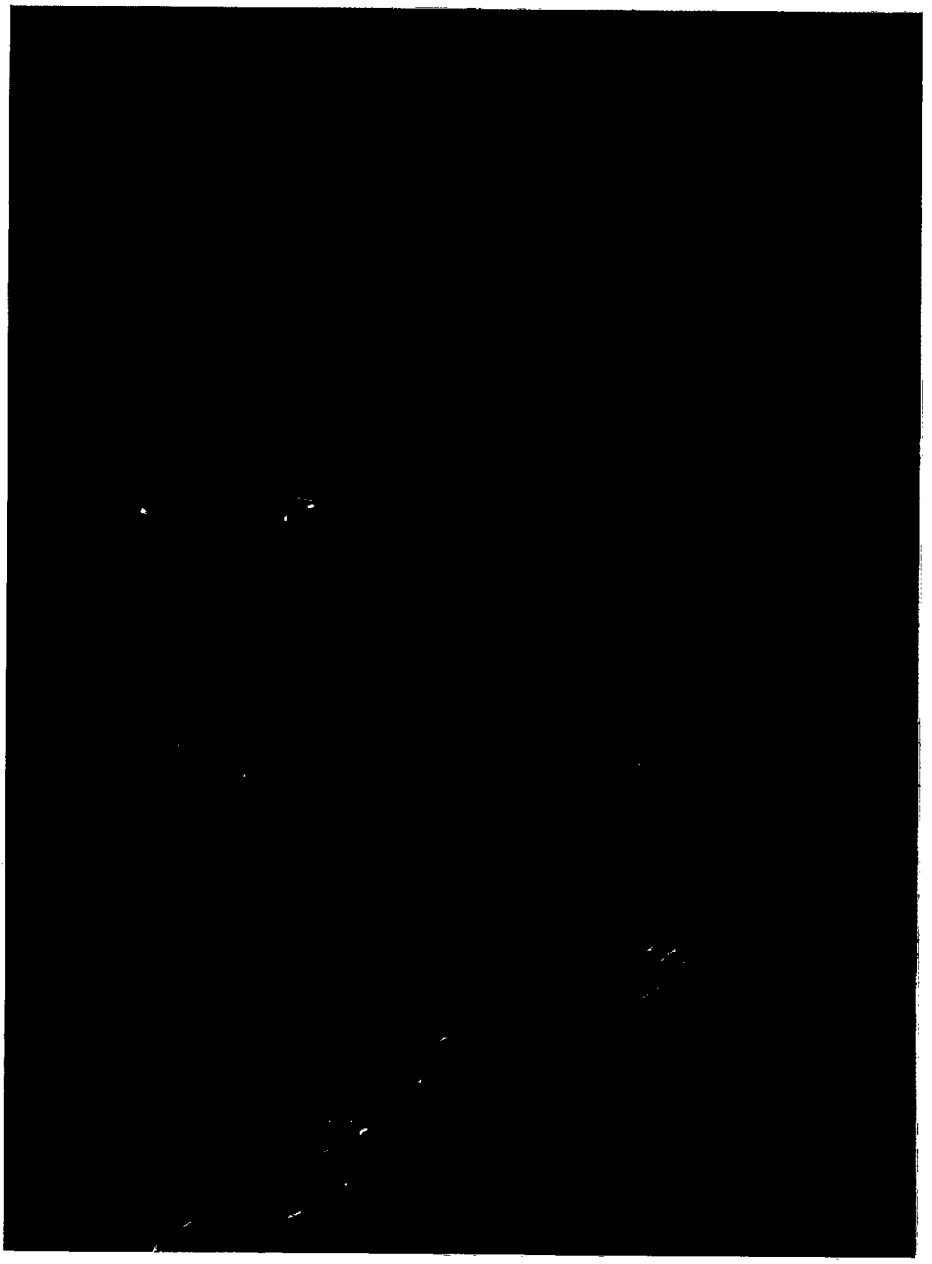
zu folgen. Praktiker und Gelehrte kamen zu ihm, und er ließ sich dankbar durch sie belehren. Er erlaubte sich bis in sein hohes Alter keine Feierstunde, war immer tätig und schaffensbereit.

Als Greis fast schon hatte er die Regierung Preußens übernommen. Und doch war es ihm noch vergönnt, am Ende seines Lebens auf ein Vierteljahrhundert seines Königtums zurückzublicken. Die Fürsten Europas kamen in seine Hauptstadt, um ihm zu huldigen. Mehr noch wohl beglückte ihn die ständig wachsende Liebe des deutschen Volkes. Überall, wo er im weiten Deutschen Reich erschien, strömte sie ihm zu. Seine Fahrten und Reisen waren unaufhörliche Huldigungen. In ihm ehrte und liebte das Volk das neue Deutschland. In unvergleichlicher Bescheidenheit genoß er die Anhänglichkeit und die ausdrucksvolle Verehrung der Massen, die sich vor seinem Fenster sammelten, um sein Bild mitzutragen.

Dann senkte sich doch ein Schatten auf diesen von mildem Licht erfüllten Lebensabend. Unheilbare Krankheit befiel den Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Es war doch nur ein unvollkommener Trost für den alten Kaiser, der in stolzem Glück drei Thronfolger hinter sich hat sehen dürfen, wenn er in seinem Enkel Wilhelm die Fortsetzung seines Werkes gesichert glaubte.

Während er dann schon selber das Nahen des Todes ahnte — seit dem Sommer 1887, seit der Weihe des Nordostseekanals, rang er vergeblich um die völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit, und Prinz Wilhelm mußte ihn in den Regierungsgeschäften vertreten —, traf ein neuer unvermuteter Schlag sein Haus: im Februar 1888 starb der jüngere badische Enkel, dessen Verlust ihn aufs tiefste erschütterte. Bald danach warf ihn die Krankheit von neuem nieder. Sie ließ ihn diesmal nicht mehr frei, und am 9. März 1888 starb er einen leichten Tod. Wenige Tage trennten ihn von der Vollendung seines 91. Jahres.

Das deutsche Volk stand trauernd an der Bahre seines ersten Kaisers, in dem es seine Einheit und seine Größe verkörpert sah. Selten hat der Tod eines Fürsten in seinem Volke so viel ehrliche Trauer erweckt als der Tod Wilhelms I. Jedermann sah es: er hatte die Krone, die ihm das Schicksal verliehen, mit dem milden Licht eines edlen Menschentums umgeben und ihren Glanz vielfältig erhöht. Ein großer Mensch und ein großer Fürst war dahingegangen.



Otto von Bismarck
Gemälde von Franz von Lenbach, Ende der 80er Jahre

Otto von Bismarck

1815—1898

Von

Arnold Oskar Meyer

Otto von Bismarck ist ein Sohn niedersächsischer Erde und ein Sproß altmärkischen Adels. Das freie, erdverbundene Leben des Landedelmanns war sein wertvollstes Erbgut von Urväterzeit her. Nur widerstrebend hat das trotzige Herrengeschlecht sich in die straffe Ordnung des Hohenzollernstaates eingefügt und ist ihm völlig, in treuem Friedens-, lieber noch in tapferem Kriegsdienst, erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zu eigen geworden. Niedersächsischer Herkunft waren auch die mütterlichen Vorfahren, die Mencken, ein weitverzweigtes Bürgergeschlecht von stark akademischem Gepräge. Geistige Güter, gelehrte Bildung, Stadtkultur bestimmten hier die Lebensform, bis in dem Höchstgestiegenen der Mencken, dem Vater von Bismarcks kluger und kühler Mutter, die politische Laufbahn das Akademische zurückdrängt: er steigt auf zum Kabinettssekretär Friedrichs des Großen und seiner Nachfolger.

Bismarcks Geburtstag, der 1. April 1815, fällt in die bewegten Tage, als die europäischen Mächte zum letzten, entscheidenden Schlage gegen Napoleon rüsteten. Sieben Träger seines Namens kämpften in den Freiheitskriegen mit, drei gaben ihr Leben hin, die anderen vier kehrten mit dem Eisernen Kreuz heim. Sein Geburtsort war das Ahnenschloß Schönhausen an der Elbe; zur Stätte seiner Kindheit wurde ihm vom zweiten bis zum siebenten Jahre das pommersche Gut Kniephof (im Kreise Naugard), und die leicht gewellte Landschaft Hinterpommerns, mit Heide, Busch und Seen, Feldern und Wäldern, blieb ihm stets die liebste von allen. Er war Landkind und in tiefster Seele naturverbunden. „Wenn ich die Bäume nicht so liebte, so wüßte ich nicht, wie ich leben sollte", hat er im Alter gesagt. Menschen ohne Naturliebe waren ihm eine Enttäuschung und beinahe verdächtig. Die Natur war ihm nicht, wie dem Stadtkinde, nur eine Stätte der Erholung, der Freude für das Auge und die Sinne, sie war ihm Lebensgrundlage, gottgewollte Ordnung dieses kampferfüllten Daseins, Gleichnis des Ewigen wie des Vergänglichen, Lehrerin, Freundin, Urquell seiner Kraft. Er brauchte die Berührung mit ihr, auch in der Stadt, auch im Drange der Arbeit, weil er selber nur ein Stück von ihr war. Keiner der großen Staatsmänner unserer Geschichte ist in seinem Denken und Fühlen so wenig zeitgebunden und so tief erdverbunden gewesen wie Bismarck. Was seine Zeit dem Knaben und Jüngling an geistigen Werten mitgeben konnte, zunächst die Bildung des humanistischen Gymnasiums, hat er zwar willig und mühelos aufgenommen, hat auch den

Wert dieser Bildung stets zu schätzen gewußt; aber sein Wesen ist dadurch nicht geformt worden. Auch der Religionsunterricht, den er in seinem fünfzehnten Lebensjahr, als Vorbereitung zur Einsegnung, durch den größten evangelischen Theologen der Zeit, Schleiermacher, erhielt, blieb ohne tiefere Einwirkung: das Abendmahl, das der Konfirmand an seinem sechzehnten Geburtstag zum erstenmal empfing, blieb auf lange Zeit sein letztes. Zwei Jahre später verließ er die Schule als Pantheist oder Atheist, wie er, ohne Unterscheidung der beiden Begriffe, später rückblickend erzählte. Wie der Glaube an die göttliche waren ihm auch Wert und Recht der irdischen Autorität ins Wanken geraten: er sah keinen Grund, warum der König Macht über die Menschen haben sollte, und hielt die Republik für die vernünftigste Staatsform. „Ich hatte immer einen furchtbaren Freiheitsdrang und Gleichheitsschwindel." Dieser Drang zur Freiheit, die Abneigung, sich unterzuordnen, die Unfähigkeit, zu verehren, zu Menschen als Vorbildern aufzublicken, waren der natürliche Ausfluß einer geborenen Herrschernatur, die sich selber früh erkannte und zu Großem berufen fühlte. „Ich werde entweder der größte Lump oder der erste Mann Preußens", sagte der Göttinger Student zu seinem Korpsbruder Scharlach.

Die Universität hat so wenig wie Schule und Kirche ihren Geist dem jungen Bismarck aufprägen können. Göttingen, im achtzehnten Jahrhundert führend in den Geschichts- und Staatswissenschaften und daher die hohe Schule des jungen deutschen Adels für den Staatsdienst, pflegte noch immer seine große Überlieferung, und durch den letzten der alten Schule, den greisen Geschichtschreiber Heeren, hat auch Bismarck sich in die Länder- und Völkerkunde einführen lassen. Doch er suchte nicht Wissenschaft, nicht akademische Bildung: er wollte die Bühne kennen lernen, zu der es ihn damals schon zog, und auf die Frage, was er studiere, gab er die Antwort: „Diplomatie". Nicht sein Fachstudium, die Rechtswissenschaft, sondern die Geschichte zog ihn an, damals und zeitlebens, doch nicht um ihrer selbst willen, sondern weil aus ihr zu lernen war für das politische Handeln. Und noch mehr als aus Büchern und Atlanten fand der Student am lebendigen Menschen zu lernen. Göttingen bot seinem jungen Leben zum erstenmal den Blick in fremde Welten: der Umgang mit angelsächsischen Kommilitonen, mit adligen Standesgenossen aus dem Baltenlande, mit flüchtigen polnischen Politikern öffnete ihm neue und weitere Horizonte, als er sie bisher überschaut hatte. Über dem allen aber steht leuchtend, stärker als aller Wissensdrang, die Freude an der Freiheit, die der bisher Strenggehaltene nun in vollen Zügen trinken durfte, brausend von Jugendkraft und doch immer beherrscht, ein fröhlicher Zecher und schneidiger Reiter, auf dem Fechtboden gefürchtet als unüberwindlich, bereit zu allem Übermut und doch in tiefstem Grunde ernst, schon im Kreise seines Korps ein Leiter seiner Gefährten. Seine seelische Entwicklung ging auf dem Wege zur Skepsis weiter „bis zum Extrem", wie der Jugend- und Lebensfreund Graf Alexander Keyserling bezeugt. Den Leidenschaften des

Naturtriebes gab er die Bahn frei bis zu der Grenze, die Lebensklugheit und angeborener ritterlicher Sinn ihm zogen.

Der faustische Trieb zum Genuß und zur Tat, der Hunger nach Leben wurden in den nächsten Jahren nur immer stärker, und als der Aachener Regierungsreferendar in die geselligen Strudel des vornehmen Weltbades geriet, da riß ihn sein heißes, gegen Frauenschönheit wehrloses Herz doch um ein Haar aus der Bahn, die ihm Klugheit und Ehrgeiz zugleich vorgezeichnet hatten. Sein Ziel war damals der Aufstieg im Staatsdienst; er wollte auf dem kürzesten Wege in die diplomatische Laufbahn hinein. Fleiß, Leistung und persönliche Beziehungen sollten ihn emportragen. Auch im günstigsten Falle aber führte der Weg nur langsam zu dem lockenden Ziel, Stufe um Stufe, ging durch Amtszimmer und Stadtluft: ein Schreiberseelendasein. Der junge Bismarck grollte daher dem alten bürokratischen preußischen Staate, der den Adlerflug seiner Wünsche hemmte. Er sehnte den Staat mit freier Verfassung herbei, nicht so sehr aus liberalen Grundsätzen als wegen der Möglichkeit rascheren Aufstiegs, die sich dann dem Talente bot. Vielleicht schlug auch für Preußen noch die Stunde der Verfassung — er rechnete im stillen damit. Zunächst aber hat er dem Staate den Rücken gewandt: die Freiheitsliebe siegte über den Ehrgeiz. Das Erbgut der Väter wog schwerer als das von der Mutter herstammende und durch mütterlichen Ehrgeiz verstärkte: Bismarck kehrte aufs Land zurück (1839).



Bismarck als Korpsstudent in Göttingen. Silhouette, 1832

Was er als Landwirt nun leistete, die schwerverschuldeten väterlichen Güter durch sparsame Wirtschaft und Neuerungen wieder hoch bringend, wie er in der ländlichen Selbstverwaltung, als Kreisdeputierter in Pommern, als Deichhauptmann in Schönhausen, tätig war, Mitarbeiter auch an der Reform der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit: das alles würde ein Durchschnittsleben voll ausgefüllt haben — ihn ließ es innerlich leer. Er hat in jenen Jahren, in denen er „nichts zu tun hatte", unendlich viel gelesen, vor allem historische, geographische und politische Werke, doch auch philosophische und theologische, Spinoza, Voltaire, D. F. Strauß, Ludwig Feuerbach, Bruno Bauer, dazu deutsche und englische Literatur, mit starker Vorliebe für Shakespeare und Byron. Viel von dem Wissen, das er damals erwarb, ist später dem Redner und Staatsmann fruchtbar geworden, seiner Kunst des treffenden geschichtlichen Beispiels und Vergleichs, seiner seltenen Gabe, aus der Geschichte zu lernen. Aber der Hunger nach Leben und Tat, der in ihm brannte, war aus Büchern so wenig zu stillen wie durch nächtliche Gelage mit Freunden und Nachbarn oder durch wilde Ritte, in denen der „tolle Bismarck" mit seiner überschäumenden Kraft bis zur Verwegenheit spielte. Auch

auf Reisen trieb es den Ruhelosen: nach Schottland, England, Frankreich — ja er dachte daran, „einige Jahre Asiat zu spielen", nach Ägypten, Syrien, vielleicht noch weiter zu gehen und in Indien unter englischen Fahnen Kriegsdienste zu nehmen — nur um seinem Leben mehr Inhalt zu geben, als das Landjunkerdasein ihm bot. Dreifach war die Leere, die ihn quälte: kein Glaube an einen tieferen Sinn dieses Lebens; kein Beruf, der ihn ausfüllte; kein Weib, das ihm die ersehnte Häuslichkeit schenkte.

Es ist ein wunderbares Schauspiel, wie im Laufe weniger Jahre, in innerem Zusammenhang miteinander, alle drei Fragen Klärung und Lösung fanden. Aus der Skepsis, die keine ewigen Werte anerkannte, rang der angehende Dreißiger sich allmählich los, nicht durch Vernunftschlüsse, sondern kraft seines Willens zum schaffenden Leben: der zur Tat Bestimmte konnte seiner Bestimmung nur genügen, wenn er an einen Sinn des Handelns in dieser Welt glaubte, wenn das Menschenleben ihm mehr war als „nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder". Er *brauchte* den Sinn — darum begann er zu *glauben*. Der Eintritt in den pietistischen Kreis des Hauses Thadden auf Trieglaff, der Anblick von Menschen, die kraft ihres Glaubens wurzelfest dastanden, die Seelenfreundschaft mit Marie von Thadden, der frühvollendeten Gattin seines Jugendfreundes Moritz von Blanckenburg: all das führte den des Zweifels Müden dem Christentum näher, half ihm mit zum Glauben an den persönlichen Gott, an Jenseits und Erlösung. Das Entscheidende aber war der *Wille*: los vom Zweifel! Als ihn nach Jahren sein philosophischer Freund Keyserling fragte, wodurch er seinen radikalen Unglauben überwunden habe, da gab er, dem sein Glaube auch später kein kampfloser Besitz war, die eindeutige Antwort: „Den Vortrab meiner Zweifel, der sich zu weit hinauswagt, rufe ich zurück." Der Wille war die beherrschende Seelenkraft in ihm, die, wenn es nottat, den Einspruch des Verstandes zum Schweigen bringen konnte. Aus seiner innersten Natur also entsprang der Durchbruch des Religiösen in Bismarck; vollendet aber wurde er durch seine Liebe zu der unbefangen-gläubigen Johanna von Puttkamer, die im Juli 1847 seine Gattin wurde: ein naturgewachsenes Landkind, tief an Gemüt und von sonnigem Humor, leidenschaftlich im Lieben und Hassen, voll Güte des Herzens, ganz Weib wie er ganz Mann. Der Pietismus ihrer Umwelt nahm weder sie noch ihn gefangen. Mit Buchstabengläubigkeit und dogmatischen Sätzen hatte Bismarcks Christentum nichts gemein. Ihm genügte der Glaube an Gott und Christi Heilswerk. Er wahrte sich auch der Schrift gegenüber die protestantische Freiheit der persönlichen Auslegung und verwarf jedes kirchliche Glaubensgericht.

Zwei der großen Lebensfragen waren nun gleichzeitig gelöst. Die dritte, der Weg zu dem einzigen Beruf, der ihn ausfüllen konnte, zu dem des Staatsmannes, gewann ein neues Gesicht, als Preußen im April 1847 durch Zusammentritt des Vereinigten Landtags den ersten Schritt in die Reihe der Verfassungsstaaten tat.



Schloß Schönhausen. Holzschnitt von Ludwig Pietsch

Neben die Beamtenlaufbahn trat jetzt die parlamentarische als Weg zum politischen Wirken. Bismarck hat dem Ersten und dem Zweiten Vereinigten Landtag, vom April 1848, angehört; er wurde im Februar 1849 in die Zweite Kammer des neu geschaffenen Preußischen Landtags gewählt, im März 1850 auch in das Deutsche Parlament zu Erfurt. Vom ersten Augenblick seines Auftretens an, und immer wieder von neuem, zwang in diesen Parlamenten sein Kämpfergeist die Blicke der Freunde und vor allem die Pfeile der Gegner auf seine Gestalt. Kein anderer wirkte so wie er als Ritter des Preußentums und des monarchischen Gedankens. Immer schwamm er gegen den Strom, war immer in der Minderheit und doch immer der Überlegene. Kein Redner im üblichen (ihm verächtlichen) Sinn des Wortes, wirkte er durch die logische Kraft und die scharf geschliffene Form des Gedankens, durch die Bildkraft seiner Sprache, durch schlagenden Witz und ätzenden Spott. Hinter allem, was er sagte, stand Kenntnis des Lebens und der Geschichte. Völlig unabhängig nach oben wie nach unten und völlig furchtlos kämpfte er nicht für Ideen oder Parteiziele, auch noch nicht für den deutschen Gedanken, der damals die Besten der Nation erfüllte, sondern für die äußere Freiheit und die innere Festigkeit des preußischen Staates. Wohl lebte in ihm ein urwüchsiges deutsches Nationalgefühl, das ihm von Jugend auf allem fremden Wesen gegenüber eine nie versagende selbstbewußte Sicherheit gab. Es lebte in ihm ein starker Glaube an die Kraft und den Wert seines Volkes, ein Glaube, der später, zugleich mit dem Erstarken seiner Gottverbundenheit, einen religiösen Klang annahm: als Glaube, daß Gott „diese deutsche Nation zu etwas Gutem

und Großem bestimmt hätte". Doch sein Nationalgefühl war nur der mütterliche Erdboden, dessen Berührung ihm stets neue Kraft lieh, gleich der Natur selber — richtunggebend für den Staatsmann war und konnte nur sein der Träger der politischen Macht: der Staat. Und daß Bismarck es wagte, vom Rechte des staatlichen Egoismus einem Geschlechte zu reden, dem am höchsten der Begriff der Nation stand, einem Geschlechte, das die staatliche Macht zugunsten der bürgerlichen Freiheit einschränken wollte, daß er weiterhin eine deutsche Einheit ablehnte, die Preußens staatliches Eigenleben bedrohte: das machte ihn für den Liberalismus, nach Beckeraths Wort, zum verlorenen Sohn des großen deutschen Vaterlandes.

Bismarck ist schon als Student mit dem Amerikaner Coffin eine Wette eingegangen, daß Deutschland binnen fünfundzwanzig Jahren einig sein werde. Aber an das Gelingen des Frankfurter Einigungs- und Verfassungswerks von 1848/1849, das das lebendige Leben aller Einzelstaaten einem Deutschen Reichstag unterwerfen wollte, hat er weder geglaubt noch es gewünscht. „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde." Dazu erkannte er, was den wenigsten Männern der Paulskirche klar zum Bewußtsein kam: welch Wagnis voll europäischer Gefahren die Einigung Deutschlands darstellte. Jene sahen wohl, daß ein gesamtdeutsches Reich nur möglich war, wenn Österreich sich entschloß, seine deutschen Länder aus der staatlichen Gemeinschaft mit den nichtdeutschen zu lösen und zwischen beiden nur das lockere Band der Personalunion bestehen zu lassen. Doch Österreichs Weigerung, das zu tun, zwang zur Beschränkung auf ein kleindeutsches Reich unter preußischer Führung. Dieses Reich wiederum konnte nur werden, wenn Österreich auf seine geschichtliche Stellung in Deutschland verzichtete, und ehe es das tat, war es entschlossen, die Entscheidung der Waffen anzurufen. Damit drohte ein deutscher Krieg inmitten feindlicher Nachbarn, die kein starkes Deutschland wünschten und obendrein, als Teilhaber an den Wiener Verträgen von 1815, bei einer Änderung der deutschen Bundesverfassung mitreden durften. Ein solcher Krieg führte an Abgründen vorbei, in denen das Chaos lauerte. Zweimal hat ein Verzicht König Friedrich Wilhelms IV. den Gefahren dieses Krieges vorgebeugt: der Verzicht auf die von der Frankfurter Nationalversammlung angebotene Kaiserkrone im April 1849 und der Verzicht auch auf den bescheidenen Plan einer „Union" norddeutscher Mittel- und Kleinstaaten unter preußischer Führung im November 1850. Der zweite Verzicht, besiegelt im Vertrage von Olmütz, bedeutete den Zusammenbruch der deutschen Politik Preußens. Bismarck, der diese Politik von Grund aus verworfen hatte und daher ihr Scheitern begrüßte, nahm es auf sich, die als tiefe Schmach empfundene Unterwerfung von Olmütz im Preußischen Landtag zu verteidigen. Seine Rede, diplomatisch und wuchtig zugleich, voll preußischen

Stolzes und schneidender Verachtung der Demokratie, stellte ihn so entschieden in die vorderste Reihe der Konservativen Partei, die für friedliche Zusammenarbeit Preußens und Österreichs arbeitete, daß der Generaladjutant des Königs, Leopold von Gerlach, es wagen konnte, seinem Herrn den erst fünfunddreißigjährigen Abgeordneten für den damals wichtigsten Posten der preußischen Diplomatie vorzuschlagen, für die Gesandtschaft am Bundestag zu Frankfurt a. M.

So war das ersehnte Ziel des jungen Bismarck, der Eintritt in die diplomatische Laufbahn, ohne sein Zutun erreicht, als Frucht seines parlamentarischen Wirkens. Der Gedanke an die Trennung vom Landleben und aus seinem norddeutschen Lebenskreise wurde ihm zwar sehr schwer: „Mir ist, als sollten wir auswandern nach Amerika und aus allen lieben Gewohnheiten scheiden." Doch zögerte er keinen Augenblick, den Ruf anzunehmen, und mahnte die bekümmerte Gattin: „Lichte die Anker Deiner Seele und bereite Dich, den heimischen Hafen zu verlassen ... ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht." Die acht Frankfurter Jahre, die nun folgten, vom Mai 1851 bis Februar 1859, wurden für ihn wie für seine Gattin vielleicht die glücklichsten des Lebens: Jahre, in denen noch nicht unter dem Druck einer fast übermenschlichen Arbeitslast das häusliche Leben und die Freude an den Kindern zu leiden hatten, Jahre noch unerschütterter „Löwengesundheit" (wie Johanna von ihrem Gatten rühmte), reich an froher Geselligkeit, an freundschaftlichen Beziehungen, die fürs Leben geknüpft wurden. In ihrer Villa an der Bockenheimer Landstraße, damals eine Viertelstunde vor der Stadt gelegen, lebten sie wie auf dem Lande. Bismarck ging viel auf die Jagd, machte Ausflüge, genoß die schöne Rheinlandschaft. „Ich lebe hier wie Gott in Frankfurt", schrieb er übermütig an Gerlach, „und dieses Gemisch von Regensburger Zopf, Eisenbahn, Landjunker (bei Bockenheim), diplomatischem Republikaner und kammermäßigem Bundestags-Gezänk behagt mir so, daß ich auf dieser Welt höchstens mit meinem allergnädigsten Herrn den Platz tauschen würde, wenn mich die Königliche Familie mit unerträglicher Dringlichkeit darum bäte."

Politisch bedeuteten diese acht Jahre für ihn eine Schule, wie es für die Erkenntnis der deutschen Frage keine bessere gab. Der Bundestag, bis 1848 die Stätte einträchtiger Zusammenarbeit der beiden deutschen Großmächte, die sich über alle wichtigen Anträge an die Versammlung vorher untereinander verständigten, drohte jetzt, bei dem ungleich höheren Ansehen des Kaiserstaates, zum Hebel der österreichischen Vorherrschaft in Gesamtdeutschland zu werden. Blieb Preußen so fügsam wie in Olmütz, so wurde der Deutsche Bund unter Fürst Schwarzenbergs fester Leitung leicht zu einem verlängerten Österreich, und Preußens vorläufiger Verzicht auf seine deutsche Sendung wurde endgültig, ohne daß doch Österreich, der Nationalitätenstaat, imstande gewesen wäre, die deutsche Sehnsucht nach dem Nationalstaate zu erfüllen. Es ist Bismarcks Werk, daß das gedemütigte Preußen,

obwohl am Bundestag nur durch eine zaghafte Minderheit unterstützt, dennoch von Anfang an jedem Versuch einer Ausdehnung der Bundesgewalt auf Kosten der einzelstaatlichen Rechte erfolgreich widerstand. Bismarck hat die mehrmals drohende Gefahr einer Niederstimmung Preußens in grundsätzlichen Fragen mit allen Mitteln beschworen, hat nötigenfalls auf eigene Faust mit Bundesbruch gedroht und dabei die Vorstellung zu wecken gewußt, hinter seiner Drohung stehe der entschlossene Kampfeswille der preußischen Regierung. In Wahrheit war es Bismarck, der diesen Willen verkörperte: er ging sehr bald aus der Verteidigung zum Angriff über. Seiner kampfscheuen Regierung aber wußte er sich selbst nur als den wachsamen Hüter der bedrohten preußischen Souveränität hinzustellen, während er auch das in die Verteidigung gedrängte Österreich stets in der Rolle des Angreifers zu zeigen verstand. Bismarck war Diplomat auch seiner eigenen Regierung gegenüber und wurde durch die zwingende Gedankenkraft seiner Berichterstattung zum eigentlichen Leiter der preußischen Bundespolitik. Dreimal ist es ihm auch gelungen, die zeitweilige Führung am Bundestag zu erlangen und Österreich in die Minderheit zu drängen: im Kampf um eine neue Geschäftsordnung, die die präsidialen Machtbefugnisse stark einschränkte, im Kampf gegen Österreichs Versuch, während des Krimkrieges den Deutschen Bund aus seiner Neutralität herauszulocken und an Österreichs Seite gegen Rußland ins Feld zu führen: hier war Preußen den Mittel- und Kleinstaaten unschätzbar als Bollwerk des Friedens gegen die Gefahr eines Krieges für deutsch-fremde Belange der Donaumonarchie. Ein drittes Mal endlich führte Bismarck siegreich die Mehrheit, als es darum ging, die durch den österreichischen Präsidialgesandten allzusehr überschattete Stellung der übrigen Bundestagsgesandten zu heben und ihre Gleichberechtigung auch den fremden Diplomaten gegenüber zur Geltung zu bringen.

Allein seine Erfolge konnten ihn nicht darüber täuschen, daß auf die Dauer Österreich, als Präsidialmacht, doch stärker im Bunde war als das mit vielfachem Mißtrauen beobachtete, weil als Macht noch nicht gesättigte Preußen. Für Preußen war der Deutsche Bund eine Schranke seiner Bewegungsfreiheit und seines Wachstums, für die Mittel- und Kleinstaaten ein Schutzdach gegen äußere und innere Sturmgefahr. Kein Staat hatte von der Zerschlagung des Bundes weniger zu fürchten und mehr zu hoffen als Preußen, dessen europäische Stellung seit dem Krimkrieg der österreichischen weit überlegen war. Österreich war mit Rußland zerfallen, hatte Frankreich zu fürchten, von England nichts zu hoffen. Preußen war mit allen drei Mächten befreundet, von Frankreich geradezu umworben. Bismarck zog den Schluß, Preußen müsse Österreichs europäische Schwierigkeiten nutzen, um ihm Zugeständnisse in Deutschland abzuringen, das heißt den Verzicht auf jeden nicht vorher von Preußen gutgeheißenen Antrag an den Bundestag. Er ging so weit, seinem österreichischen Kollegen, dem Grafen Rechberg, im Juni 1857 zu drohen, wenn Österreich dieses Entgegenkommen verweigere, werde es im Falle eines europäischen Krieges Preußen auf seiten von



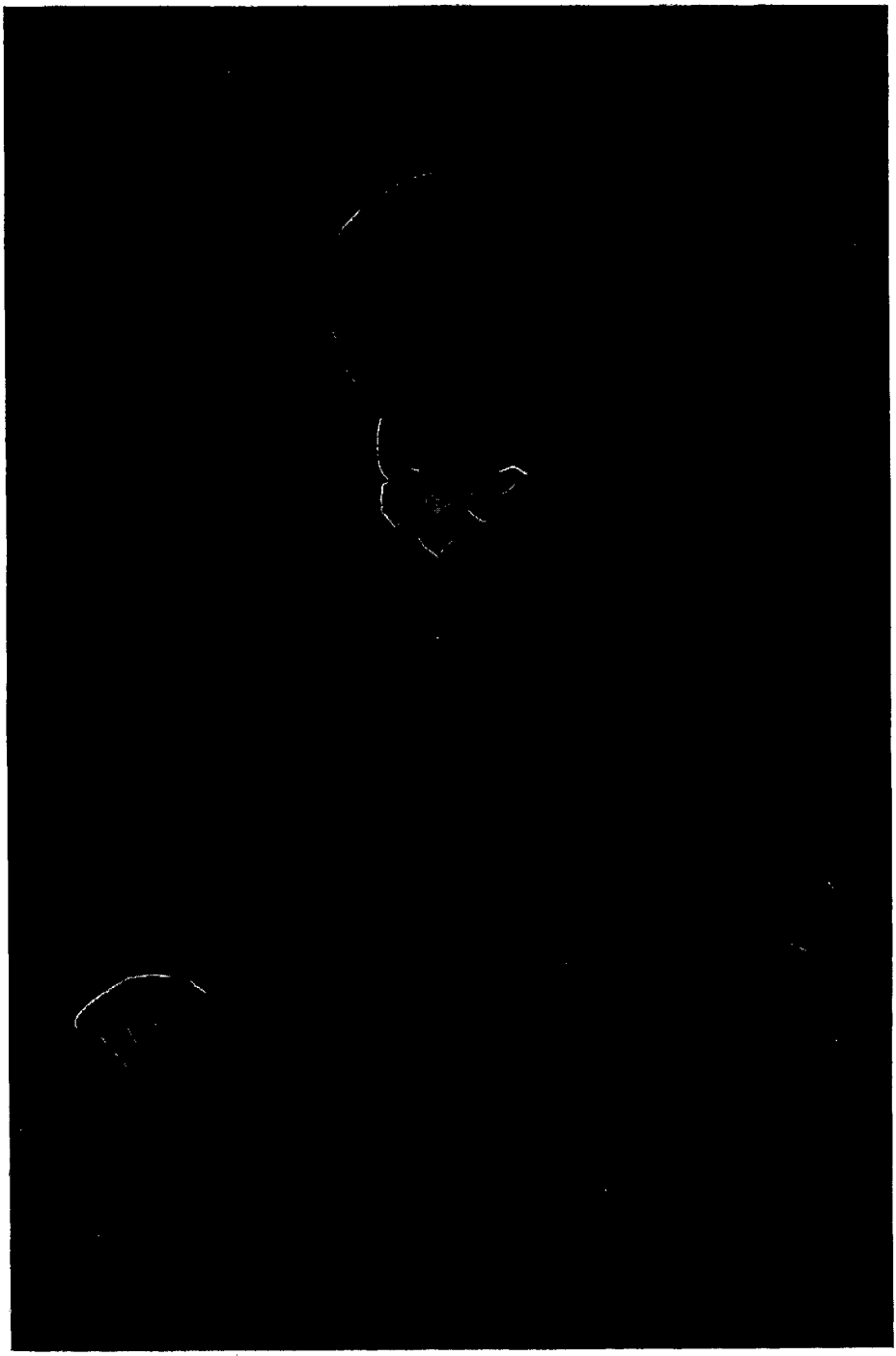
Bismarck geleitet den gefangenen Kaiser Napoleon III. am 2. September 1870 nach der Schlacht bei Sedan zu König Wilhelm
Gemälde von Wilhelm Camphausen, 1876. München, Bayerisches Armeemuseum. M. Gen. d. Photogr. Ges. Berlin



Otto von Bismarck
Photographie, 1862



Otto von Bismarck
mit der Großherzogin Anastasia von Mecklenburg-Schwerin in Friedrichsruh, 1895



Otto von Bismarck
Photographie, 1894

Österreichs Gegnern finden! Es war die Drohung, die Bismarck als Ministerpräsident im Dezember 1862 wiederholte und 1866 wahrmachte. Wäre es nach ihm gegangen, so würde Preußen schon im Frühsommer 1859, als Österreich im Kriege mit Frankreich und Sardinien lag, die Gelegenheit genutzt haben, um Österreich aus Deutschland hinauszudrängen, die preußischen Grenzpfähle bis zum Bodensee zu tragen und ein „Königreich Deutschland" zu begründen. Doch so friderizianisch dachte man in Berlin nicht, und der neue Herr, Prinzregent Wilhelm, hatte kurz zuvor, im November 1858, seine „Neue Ära" mit dem feierlichen Bekenntnis eingeleitet, in Deutschland müsse Preußen moralische Eroberungen machen. Als Opfer dieses Willens zum deutschen Frieden mußte der Mann weichen, der im Kriege das Mittel sah, die deutsche Uhr richtig zu stellen: im Februar 1859, kurz vor Ausbruch des italienischen Krieges, wurde Bismarck nach St. Petersburg versetzt, „an der Newa kaltgestellt".

Noch drei und ein halbes Jahr hat Bismarck warten müssen, bis ihm der Hammer der Macht zufiel, den kein anderer hätte schwingen können gleich ihm. Von gewöhnlichem Ehrgeiz war nichts in ihm — der Wille zur Macht war der Wille des Künstlers zu seinem Werk. „Ja, wenn man so über das Ganze disponieren könnte!" stieß er gegen Robert von Keudell hervor, der den Frankfurter Kämpfer im Mai 1857, kurz vor jener Drohung an Rechberg, besucht hatte. „Tag und Nacht Träume von Portefeuille!" war das Bild, das Kurd von Schlözer, Bismarcks Legationssekretär in St. Petersburg, von seinem Chef gewann. Die reichlich drei Jahre an der Newa und die vier Monate an der Seine, die sich anschlossen, waren eine Zeit, während der Bismarck, jetzt fast ohne Einfluß in Berlin, die preußische Außenpolitik aus dem Strome der großen Gelegenheiten abtreiben und anscheinend hoffnungslos auf Sand laufen sah. Weder in der deutschen Frage, genannt Bundesreform, noch in der schleswig-holsteinischen, dem wundesten Ehrenpunkt Preußens, ein fruchtbarer Gedanke, ein wagender Schritt. Es hätte nahegelegen, zur Belebung der festgefahrenen Außenpolitik den kundigsten Diplomaten, über den Preußen gebot, ins Ministerium zu berufen. Und doch war es nicht das außenpolitische Bedürfnis, was den König und seinen Staatsmann endlich zusammenführte, sondern die aufs höchste gestiegene innere Not. König Wilhelm, politisch ungeschult, aber militärisch durch und durch Fachmann, war mit seinen gesunden Gedanken über Heeresreform auf den hartnäckigen Widerstand des im Abgeordnetenhause herrschenden liberalen Bürgertums gestoßen. Der Konflikt steigerte sich schließlich zum Kampf um die Macht im Staate und gipfelte in der Frage: monarchische Führung oder parlamentarische Regierung? Preußen stand an einem Scheideweg von unermeßlicher Bedeutung. Der Glaube an Wert und Sinn der monarchischen Staatsform war weithin erschüttert. Ein so konservativ denkender Mann wie Ranke meinte, der Sinn für wirkliches Königtum sei so gut wie erloschen. Der Erbe der preußischen Krone und seine englische Gemahlin standen im Lager des Liberalismus. Der König sah sich

fast allein; aber er blieb fest. Nachzugeben verbot ihm ebenso sein militärisches Gewissen wie seine religiöse Auffassung der Königspflicht. Fand er keinen Minister, der den Konflikt mit der Volksvertretung durchzukämpfen bereit war, so sah er nur einen Ausweg: die Abdankung.

Es war das Verdienst des unermüdlich drängenden Kriegsministers von Roon, daß der König sich in letzter Stunde entschloß, seine Scheu vor dem dämonischen Manne zu überwinden und einen Versuch mit Bismarck zu machen. Dieser gewann in den Babelsberger Gesprächen vom 22./23. September 1862 das Vertrauen des Monarchen dadurch, daß er sich ihm vorbehaltlos zur Verfügung stellte, „nicht als konstitutioneller Minister in der üblichen Bedeutung des Wortes", sondern „wie ein kurbrandenburgischer Vasall, der seinen Lehnsherrn in Gefahr sieht". Auf einem persönlichen Treuverhältnis ruhte der Bund der beiden Männer, der zur Wiedergeburt deutscher Größe führen sollte. Germanische Gefolgschaftstreue, christlicher Glaube an das gottgewollte Herrscherrecht seines Monarchen, Liebe zu dem starken und tapferen Geiste des geborenen Königs vereinten sich in Bismarcks stolzer Herrennatur, um ihn zu dem treuen deutschen Diener seines Herrn zu machen, als den er sich noch in seiner Grabschrift bekennt. Auch für ihn gilt das Bekenntnis von Goethes Tasso:

„Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein,
Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen."

Und wenn der Diener auch durch seine überlegene Geisteskraft zum Führer geworden ist, so hat er doch rückblickend dankbar bekannt: „Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener."

Bismarck war überzeugt, daß unter einem tapferen König die preußische Monarchie stark genug sei, dem Parlamentarismus zu widerstehen, und daß der innere Konflikt durch Erfüllung der deutschen Sendung Preußens überwunden werden könne. Die deutsche Frage aber war eine europäische Frage, lösbar nur bei einer Mächtegruppierung, die Preußen gegen feindliche Eingriffe des Auslandes schützte. Damit war der Primat der Außenpolitik über die Innenpolitik gegeben. Einst, in den Tagen von Olmütz, hatte Rußland hinter Österreich gestanden und wesentlich dadurch die Unterwerfung Preußens entschieden. Jetzt stand das Zarenreich Preußen näher als Österreich, und Bismarck nahm die erste Gelegenheit wahr, um die Annäherung zu verstärken. Er benutzte den polnischen Aufstand von 1863, um durch die Alvenslebensche Militärkonvention das Band zwischen Preußen und Rußland fester zu knüpfen: die Grenztruppen beider Mächte sollten einander bei Niederkämpfung des Aufstandes in die Hand arbeiten, nötigenfalls die Grenze überschreiten dürfen. Der tiefere Sinn der Konvention lag jedoch im Politischen, nicht im Militärischen: die liberale, polen- und zugleich franzosenfreundliche Richtung in Rußland wurde dadurch zurückgedrängt (was Frankreich

sofort sehr übel vermerkte), und der Zar, Alexander II., wurde bestärkt in seiner Überzeugung, daß er an Preußen den besten Freund habe, die starke Stütze des monarchischen Gedankens. Bismarck nennt daher die Konvention einen gelungenen Schachzug, der die Partie entschied. Die Gefahr einer Autonomie für Russisch-Polen, die verhängnisvoll auf die polnischen Untertanen Preußens zurückgewirkt haben würde, war ebenso beschworen wie die Gefahr einer russisch-französischen Annäherung. Die Entrüstung der Westmächte, besonders Frankreichs, über diese Politik wurde jedoch leidenschaftlich geteilt durch die preußischen Liberalen. Ihnen ging der liberale Staatsgedanke über alles; sie wurden, bewußt oder unbewußt, beherrscht durch den Primat der Innenpolitik und suchten ihre außenpolitische Orientierung im Anschluß an die liberalen Mächte, vor allem an England, obwohl dessen Freundschaft nicht von ferne den Wert für die Bewegungsfreiheit Preußens in Deutschland und Mitteleuropa hatte wie die russische Freundschaft. Das absolut regierte Rußland war ihnen verhaßt, und Bismarck erschien ihnen als Diener und Helfer der russischen Knute. Sie sahen nicht, daß erst die Sicherung des russischen Wohlwollens die außenpolitische Voraussetzung für die Lösung der deutschen Frage durch Preußen schuf. Bismarck aber, unverstanden selbst von seinen Ministerkollegen, befehdet von der königlichen Familie, beschimpft durch die Mehrheitsparteien des Abgeordnetenhauses, blieb all diesen inneren Anfeindungen gegenüber ebenso unbeugsam wie gegenüber dem diplomatischen Druck der Westmächte. Nur einer stand hinter ihm: sein König.

Im November 1863 begann die erste große Probe auf die Stärke der europäischen Stellung Preußens. Friedrich VII. von Dänemark starb, der letzte vom königlichen Mannsstamm des Hauses Oldenburg, und die Krone des Gesamtstaats ging an Christian IX. von der weiblichen (Glücksburger) Linie über. So hatten es die Mächte im Londoner Protokoll von 1852 bestimmt, ohne Rücksicht auf das alte Landesrecht Schleswig-Holsteins, nach dem die jüngere männliche (Augustenburger) Linie erbberechtigt war. König Christian unterzeichnete unter dem Druck der dänischen Volksstimmung das neue Grundgesetz für Dänemark und Schleswig, die „Novemberverfassung", die das alte Band zwischen Schleswig und Holstein zerschnitt. So wurde Erb- und Verfassungsrecht der Herzogtümer gleichzeitig gebrochen. Ganz Deutschland aber sah die Rettung in der Erhebung des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg auf den Herzogsthron. Wieder, und jetzt in einer Herzensfrage des deutschen Volksempfindens, warf Bismarck sich der Strömung entgegen. Hätte er die schleswig-holsteinische Frage beim Erbrecht angefaßt, so würde er nicht nur seinem Staate den Weg zum Erwerbe der Herzogtümer verbaut, sondern obendrein Preußen als Partner des Londoner Protokolls vertragsbrüchig gemacht und in Europa isoliert haben. Griff er sie bei dem durch Dänemark verletzten Verfassungsrecht an, so war seine Stellung völkerrechtlich unantastbar, doch das Ziel der nationalen Wünsche, die Lösung der Herzogtümer von Dänemark, scheinbar verleugnet. Allein Bismarck rechnete mit

dem dänischen Starrsinn, der auf den einmal verlassenen Boden des Verfassungsrechtes nicht zurücklenken und ihm damit den Weg für höhere Ziele frei machen würde. „Der Krieg hebt bekanntlich alle Verträge auf", erklärte er vielsagend schon im Dezember 1863. Der erste Gewinn dieser Politik, die sich nicht die geringste völkerrechtliche Blöße gab, war das Bündnis mit Österreich — eine tiefe Enttäuschung für Dänemark, eine Überraschung für Europa. Eben noch, im August 1863, hatte Preußen den österreichischen Plan einer deutschen Bundesreform vereitelt, dem der Frankfurter Fürstentag unter Vorsitz des Kaisers Franz Josef Gestalt geben sollte: der Plan zerrann in nichts, weil König Wilhelm dem Fürstentag fernblieb, anfangs aus eigenem Entschluß, zuletzt nur unter Bismarcks Druck der dringend wiederholten Einladung sich versagend.

Und dennoch versagte Österreich sich nicht, als Bismarck es einlud, zusammen mit Preußen über die Eider zu ziehen? Es würde seine Geltung als deutsche Macht verspielt haben, wenn es Preußen allein die Ehre des Kampfes für das gute Recht Schleswig-Holsteins überließ. In diesem Kampfe aber waren jetzt, dank Bismarck, anders als in den Jahren 1848 bis 1850, die europäischen Schachfiguren so gestellt, daß nicht wieder Preußen, sondern diesmal Dänemark auf der schwächeren Seite stand. Rußlands eben neu befestigte Freundschaft mit Preußen wirkte sich als wohlwollende Neutralität aus; Frankreich aber begünstigte Bismarcks Ziel der Erwerbung Schleswig-Holsteins, weil es sich von einer Vergrößerung Preußens auch eigenen Gewinn versprach und in Bismarck den Partner sah, der gern mit ihm zusammenarbeiten würde. Österreich war der wenn auch zögernde Bundesgenosse seines alten Nebenbuhlers und Nachbarn. So blieb auf Dänemarks Seite nur England, und ihm bot die völkerrechtlich einwandfreie Politik des preußischen Staatsmannes keine Handhabe, seinem dänischen Schützling zu helfen. Die Londoner Konferenz der Unterzeichner des Protokolls von 1852 unterbrach nur auf einige Wochen den siegreichen Krieg der beiden deutschen Mächte, konnte ihnen aber den Siegespreis, die Herzogtümer, nicht mehr entwinden.

So hatten Klugheit und Kraft vereint die verwickeltste der europäischen Fragen gelöst, und das Joch war gebrochen, das mit Schleswig-Holstein ganz Deutschland schmerzlich bedrückt hatte. Und dennoch folgte auf den äußeren Sieg kein innerer in Preußen. Unversöhnt kämpften die alten Gegner, Liberale und Demokraten, weiter gegen den Mann, der durch Befreiung der Nordmark eine alte Ehrenschuld eingelöst und die Führung der deutschen Dinge endlich für Preußen gewonnen hatte. Eins aber hatte alle Parteidoktrin nicht ersticken können: den preußischen Ehrgeiz, der die deutsche Einheit schaffen wollte. Der Kleinstaaterei in Schleswig-Holstein einen neuen Stützpunkt zu geben, waren auch die Demokraten nicht gewillt. Daher wandelte sich ihre Stimmung gegenüber dem Augustenburger Erbrecht, das sie zu Beginn der schleswig-holsteinischen Krise nur als Mittel zur Lösung der Herzogtümer von Dänemark begrüßt hatten, nicht aus Eifer für den Gedanken der Legitimität. So gewann Bismarck in der öffentlichen Meinung

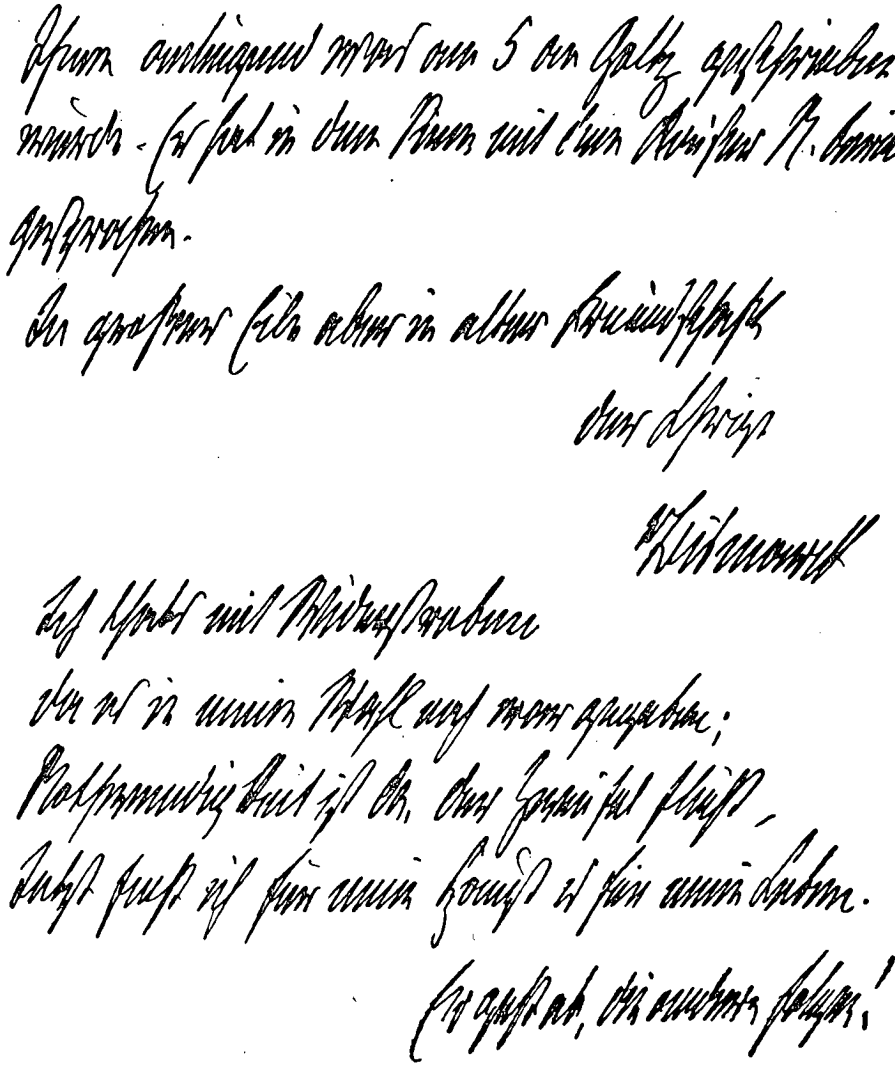
Preußens einen Bundesgenossen in seinem Kampfe für Einverleibung der Herzogtümer. Österreich aber nahm Partei für eine verlorene Sache, als es nun den Prätendenten unter seinen Schutz nahm und ihm den Rücken gegen Bismarck stärkte. Der Zwist, der damit über das künftige Schicksal der befreiten Lande zwischen ihren Befreiern ausbrach, führte im Mai 1865 bis hart an die Schwelle des Krieges. Der Friede blieb nur darum erhalten, weil König Wilhelm ihn ohne zwingende Not nicht brechen wollte und weil nach Bismarcks Willen der deutsche Krieg, wenn er kommen mußte, nicht aus einem Streit um die Beute, sondern aus der deutschen Frage entstehen sollte. Der Gasteiner Vertrag vertagte daher im August 1865 die Entscheidung über die Herzogtümer und brachte eine Zwischenlösung, die Bismarck Zeit ließ, das größte seiner Wagnisse diplomatisch vorzubereiten.

Einst, in den Tagen von Olmütz, hatte er selber gemeint, bei einem Kriege zwischen Preußen und Österreich könne es nicht anders sein, als daß die Geschicke Deutschlands in die Hände der Fremden gelegt würden. Und das war auch im Jahre 1866 die — nur zu begreifliche — allgemeine Überzeugung. Die Geschichte wie die geographische Lage warnt kein Volk ernster vor innerem Zwist als das deutsche, das Volk der europäischen Mitte. Auch Bismarck hat daher jede Möglichkeit einer friedlichen Lösung des deutschen Dualismus, den Gedanken einer Teilung mit Österreich in die Macht über Deutschland, ernstlich erwogen. Nur die Tatsache, daß Österreich seinen geschichtlichen Anspruch auf den ersten Platz in Deutschland kampflos nicht preisgeben wollte, zwang ihn, den gefährlichsten Weg zu gehen, die Waffenentscheidung zu wagen. Sein sicheres Gefühl für die lebendigen Kräfte der Staaten gab ihm das Vertrauen auf den militärischen Sieg Preußens. Unberechenbar aber blieb die größte politische Gefahr, die der Einmischung Frankreichs, das nur auf die Stunde des deutschen Bruderkrieges lauerte, um dann wieder, wie zur Zeit des ersten Napoleon, seine Rosse am Rheine zu tränken. Die beste, aber keine volle Sicherung gegen diese Gefahr bot ein Bündnis mit Frankreichs Schützling Italien, dessen Blicke auf das noch österreichische Venetien gerichtet waren. Das Bündnis brachte zugleich militärischen Gewinn, zwang Österreich, seine Streitkräfte zu teilen. Damit war ausgeglichen, daß auch Preußen auf zwei Kriegsschauplätzen, dem böhmischen und dem deutschen, zu kämpfen haben würde. Am Tage nach Abschluß des Bündnisses, am 9. April 1866, legte Preußen auf den Tisch des Bundestages zu Frankfurt den Vorschlag einer Bundesreform, der den Gedanken der Paulskirche wieder aufnahm: ein deutsches Parlament aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht. Das bedeutete die Bereitschaft Preußens, den Bund mit dem nationalen Geiste Deutschlands zu schließen; es bedeutete zugleich aber die Herausforderung Österreichs, das als Nationalitätenstaat den Weg zum nationalen Parlament nicht mitgehen konnte. Und es bedeutete schließlich eine Warnung Frankreichs vor den schlummernden Kräften der deutschen Revolution. König Wilhelm war anfangs über das verwegene Spiel seines Ministers tief bestürzt gewesen: „Aber

das ist ja die Revolution, was Sie mir vorschlagen!" Bismarck scheute den damals als revolutionär empfundenen Gedanken des demokratischen Wahlrechts nicht, weil er auf den monarchischen Sinn des deutschen Volkes vertraute und sich von der großen Masse der ländlichen Wähler sogar eher eine Stärkung des konservativen Gedankens und des gemäßigten Liberalismus versprach. Die ersten Erfahrungen mit dem neuen Wahlrecht sollten ihm auch recht geben.

In den zwei Monaten, die bis zum Kriegsausbruch noch hingingen, stieg der Haß gegen Bismarck in Preußen und noch mehr außerhalb Preußens aufs höchste. Dieser Mann, der die preußische Verfassung ständig verletzte, vermaß sich, Deutschland eine Verfassung zu geben? War dieser Entfesseler des Bruderkrieges nicht ein gewissenloser Spieler, der aus den Wirrnissen seiner inneren Politik keinen anderen Ausweg mehr sah als das Würfelspiel des Krieges? War er nicht vielleicht gar ein Volksverräter, der die Neutralität Napoleons erkauft hatte durch heimliche Preisgabe süddeutschen Grenzlandes an den Erbfeind? Niemand konnte ahnen, wie tief gottverbunden und gottvertrauend der einsame Kämpfer diese Zeit nervenzerreißender Spannung durchlebte. Am 7. Mai entging er wie durch ein Wunder einem Attentat auf sein Leben. Vor seinem Hause brachte eine bewegte Menge die ersten Hochrufe auf den Geretteten aus — ihn erfreute die Huldigung; doch was ihn am Abend des Tages am tiefsten bewegte, war die Frage an sein Gewissen, ob er imstande sei, die fünfte Bitte des Vaterunsers mit dem Bekenntnis „wie wir vergeben unseren Schuldigern" heute zu beten wie sonst. Dann las er in seinem Andachtsbuch unter dem Datum des Tages das Wort Christi an seine Jünger: „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen." Sein vertrauter Rat, Robert von Keudell, erzählt: „Die Folge des Attentats war eine gehobene Stimmung Bismarcks. Mehrmals hatte ich den Eindruck, daß er sich jetzt als Gottes auserwähltes Rüstzeug fühlte, um seinem Vaterlande Segen zu bringen. Ausgesprochen aber hat er das nicht."

Nie ist Bismarck, als Mensch und als Staatsmann, größer gewesen als in diesem Schicksalsjahr der deutschen Frage. Kein Mittel, das er nicht geprüft hätte, kein Weg, den er nicht gegangen wäre, wenn er nur zum Ziele führte. War er 1859 bereit gewesen, mit Frankreich gegen Österreich zu gehen, so erwog er im Frühjahr 1866, noch im Waffenlärm der Mobilmachung, den Gedanken eines deutschen Nationalkrieges gemeinsam mit Österreich gegen Frankreich: Eroberung des Elsaß und Zwieherrschaft der Sieger über ein mitteleuropäisches Großreich, das die österreichischen Fremdvölker eingeschlossen, auch die Herrschaft Habsburgs über Venetien gesichert hätte. Und dann ging er doch den entgegengesetzten Weg des Bundes mit Italien gegen Österreich: alle Mächte waren ihm nur Werkzeuge, die benutzt und wieder weggeworfen wurden. Aber dieser dämonische Wille zum Gebrauch aller irdischen Waffen war kein frevles Spiel um die Macht, sondern blieb gebändigt durch ein tiefes Bewußtsein der Verantwortung vor Gott und Volk. Als die Entscheidung gefallen war, Preußen auf dem böhmischen wie auf



Brief Bismarcks vom 9. Juni 1866 an Edwin von Manteuffel, den Generalgouverneur von Schleswig. Das „Wallenstein"-Zitat sollte dem Schillerkenner Manteuffel die Unvermeidlichkeit des Krieges mit Österreich dartun. Berlin, Geheimes Staatsarchiv

dem deutschen Kriegsschauplatz vollen Sieg gewann, da erst zeigte sich die größte Kunst des Staatsmanns, die Mäßigung im Siege. Jeder Gedanke an Vergeltung, wie er den König gegenüber Österreich und Sachsen als den angeblich Hauptschuldigen bewegte, lag dem politischen Denken Bismarcks ebenso fern wie seinem religiösen Empfinden: „Die Rache ist nicht unser." Wir hätten nicht eines Richteramts zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben, mahnte er den König, Österreichs Rivalitätskampf gegen uns sei nicht strafbarer als der unsrige gegen Österreich.

Seine Mäßigung war politisch zunächst durch die Möglichkeit französischer Einmischung geboten, weiterhin durch den Wunsch, die Feindschaft mit Österreich zu begraben, nachdem ihr Grund, die Nebenbuhlerschaft in Deutschland, beseitigt war. Den norddeutschen Gegnern Preußens kamen solche Rücksichten nicht zugut. Mitleidlos wurden die Dynastien ausgelöscht, deren Länder die westlichen Provinzen Preußens von den östlichen trennten. So heilig Bismarck die Krone seines angestammten Königs hielt — „Ich glaube Gott zu dienen, indem ich meinem Könige diene" —, allen anderen Monarchen gegenüber fühlte er „in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben". Nicht die Logik des Götzen Legitimität, sondern der Staatsgedanke gab seinem Handeln das Gesetz.

Als Frankreich in letzter Stunde noch mit Gelüsten nach deutschem Lande hervortrat, das Saargebiet, die Pfalz und Rheinhessen begehrte, da wies Bismarck es drohend zurück und zeigte damit den preußischen Staat seinen süddeutschen Gegnern als den Wächter am Rhein, den Beschützer auch der Südstaaten. So gelang das für unmöglich Gehaltene: der Deutsche Krieg zerriß nicht Nord und Süd, sondern führte sie zusammen. Die Mainlinie des Prager Friedens — ein Zugeständnis an Napoleon —, die den Norddeutschen Bund von den Südstaaten trennen sollte, war tatsächlich schon überschritten, als der Prager Friede unterzeichnet wurde: geheime Schutz- und Trutzbündnisse verbanden Süd und Nord zur Einheit gegen den äußeren Feind. Das wichtigste und schwerste Stück der deutschen Frage, Preußens Vorherrschaft und die Gewinnung Süddeutschlands, war also in einem einzigen Wurf von unerhörter Kühnheit gelungen. An Abgründen von Gefahren entlang, mit hellseherischem Blick für die Grenzen des Möglichen, hat Bismarck sein Volk zur Einheit geführt. Den Sieg des Schwertes und der Diplomatie aber sollte der Friede im Innern krönen und festigen: Bismarck suchte nach und erhielt Bewilligung der Indemnität für die vier Jahre lang ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Regierung. Nach vier Jahren des Druckes, der Spannung, des verständnislosen Hasses teilte sich jetzt überall das Gewölk: Bewunderung, Dank, Liebe trugen den großen Sieger empor. Und mit Deutschland begann die Welt in dem Manne, den sie für einen politischen Abenteurer gehalten hatte, den staatsmännischen Genius seiner Zeit zu erkennen. Er selber aber blieb frei von aller Überhebung. Nie, weder damals noch später, hat er rühmend von seinem Werke gesprochen, und wer in den Wochen nach der weltgeschichtlichen Entscheidung, die er herbeigeführt, im Zwiegespräch mit ihm zusammenkam, fand in dem Gewaltigen „kindliche Liebenswürdigkeit", „unermüdliche Geduld", „fast verklärte Heiterkeit". Wir wissen es aus den intimsten Zeugnissen seines Innenlebens, aus seinen Andachtsbüchern: es war seine Demut vor Gott, die ihn vor Überhebung bewahrte.

Die Verfassung, die Bismarck dem Norddeutschen Bunde gab, war aus dem Geiste des preußischen Staatsgedankens geboren: parlamentarische Gesetzgebung,

aber keine parlamentarische Ministerverantwortlichkeit. Der Hebel der Macht blieb in Bismarcks Hand. Und nie fand der große Führer so willige Gefolgschaft im Reichstag wie jetzt, da das Werk den Meister offenbart hatte. Gefahren drohten von außen, von der Möglichkeit eines französisch-österreichisch-italienischen Dreibundes gegen Preußen. Gelang es dem österreichischen Revanchemininister Grafen Beust, die schleichende orientalische Krisis zum Ausbruch zu bringen, so konnte leicht auch England sich zu den drei Mächten gesellen, und dann stand Preußen mit Rußland isoliert in Europa. Bismarck hat daher in den folgenden Jahren den Orient scharf beobachtet und damals schon seine Meisterschaft in der Verhütung eines von dorther genährten Völkerbrandes bewiesen. Er hat für Erhaltung des Friedens aber auch dann gearbeitet, als sich — während der luxemburgischen Krisis im Frühjahr 1867 — Gelegenheit bot, Deutschlands Norden und Süden im Bunde gegen ein isoliertes Frankreich zu führen und im Feuer des Nationalkrieges die Einheit des Reiches zu schmieden. Alles Forschen nach außen- und innerpolitischen Gründen, die für seine Friedenspolitik damals den Ausschlag gegeben hätten, hat schließlich doch nur den entscheidenden Grund um so heller herausgehoben: solange Bismarck den Krieg nicht für notwendig hielt, konnte er ihn vor Gott nicht verantworten. „Man darf nicht Krieg führen, wenn es mit Ehren zu vermeiden ist. Die Chance günstigen Erfolges ist keine gerechte Ursache, einen großen Krieg anzufangen." Erst als er erkennen mußte, daß Frankreich die friedliche Vollendung der deutschen Einheit unter keinen Umständen zulassen würde, daß es nur auf einen Kriegsgrund wartete, der Preußen allein verletzte und Hoffnung auf Süddeutschlands Neutralität bot, erst da hat er den hingeworfenen Handschuh aufgehoben und die französische Herausforderung so schneidend durch die Emser Depesche pariert, daß ganz Deutschland jubelte, erlöst von der Sorge, Preußen könne als Hüter seiner und der deutschen Ehre versagen. So wurde Frankreichs Hoffnung zuschanden, die Frage der spanischen Thronkandidatur eines Hohenzollern werde den Süden nicht berühren, sondern ihn vom Norden wieder trennen.

Nur Bismarck ist zu danken, daß das Gegenteil Wirklichkeit wurde, nur der unfehlbaren Sicherheit, mit der er damals jene unwägbaren Werte der Politik, die er für wichtiger hielt als die materiellen Waffen, in ganz Deutschland wachrief: das Gefühl für nationale Ehre und Würde, die Entrüstung über Frankreichs Anmaßung und frivoles Spiel mit dem Frieden — eine Entrüstung, die weit über Deutschlands Grenzen hinausging und Frankreich auch moralisch in Europa isolierte. Politisch war es isoliert, weil Österreich die wichtigste Voraussetzung für sein Zusammengehen mit Frankreich nicht erfüllt sah: die Neutralität seiner süddeutschen Bundesgenossen von 1866. Auch die deutschfreundliche Haltung des Zaren hielt den österreichischen Degen in der Scheide. So gelang nach dem Wunder von 1866, nach einem deutschen Krieg, in den Europa nicht eingriff, auch das zweite Wunder: zum erstenmal in seiner Geschichte konnte Deutschland mit dem alten Erbfeinde abrechnen, ohne daß seine geographische Mittellage ihm zum

Verhängnis wurde und ohne daß ein Kongreß der Neutralen bei dem Friedensschluß mitsprach. Wie Zuschauer im Zirkus blickten die Mächte gespannt auf den Ausgang des gewaltigen Zweikampfes; doch keine Hand rührte sich, zu helfen, als Frankreich blutend im Sande lag.

Der schönste Siegespreis war die Vollendung des Reiches, das Kaiser-Hoch im Spiegelsaal Ludwigs XIV. Aber auch der andere Preis, dessen wir heute nur mit Wehmut gedenken, die Heimführung Elsaß-Lothringens, die ganz Deutschland verlangte und die Mehrheit Europas als billig erkannte, war nur ein Gebot nationaler Sicherheit und Ehre und bestand völkisch zu Recht. Welche Nation würde in gleicher Lage darauf verzichtet haben, ein verlorenes Glied zurückzugewinnen? Auch im Frankfurter Frieden hat Bismarck die Grenze weisen Maßes nicht überschritten; er hat jeder Versuchung widerstanden, dem Besiegten entehrende Bedingungen, wie Rüstungsbeschränkung, aufzuerlegen, und hat auch diesmal so wenig wie 1866 Politik mit Strafjustiz verwechselt. Er hat Frankreich nur genommen, was es ohne Schaden an Ehre und Lebensraum entbehren konnte. Er hat Deutschland nur gegeben, was ihm zukam und seiner Sicherung diente. Kein Volk hat seine nationale Einheit schwerer erkämpft als das deutsche; aber in keines Volkes Einigungsgeschichte klingt ein ähnlich Hohes Lied von staatsmännischer Weisheit und kriegerischer Größe wie in der deutschen.

Der Mann, der in sieben Jahren die größte Aufgabe unserer politischen Geschichte gelöst, dem Volke der Dichter und Denker Kaiser und Reich geschenkt hat, der dann in den beiden Jahrzehnten, die er noch wirken durfte, das Vertrauen und die friedliche Führung Europas gewonnen hat wie kein Staatsmann vor ihm oder nach ihm — er ist dennoch über eins nicht Sieger geworden: über die inneren Gegensätze, die unser Volk in Parteien zerklüfteten. Im Kulturkampf stieg aus dem Erbe alter Vergangenheit, aus der religiösen Spaltung des deutschen Volkes, neuer Hader empor. Die katholische Kirche erlebte damals eine innere Erneuerung und kämpfte zugleich gegen die alten Mächte der Reformation und gegen die neuen des Liberalismus und der naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Im Siege Preußens über das katholische Österreich und vollends im Aufstieg eines protestantischen Kaisertums zur stärksten Macht des Kontinents sah sie eine Gefahr für die katholische Sache, der nur durch politischen Zusammenschluß der religiösen Kräfte begegnet werden konnte. Aus den Reihen des politischen Katholizismus, die sich in der Zentrumspartei sammelten, blitzten schon im ersten Deutschen Reichstag drohende Wetterzeichen. Bismarck hat den unvermeidlichen Kampf nicht entzündet, doch er hat ihn als Angreifer geführt und über Gebühr verschärft. Und nun sah der Sieggewohnte sich zum erstenmal vor einen nicht faßbaren, weil innerlich ihm fremden Gegner gestellt, vergriff sich in den Mitteln des Kampfes und schlug seinem Staate tiefere Wunden als der katholischen Kirche. Wenn er auch schließlich die Hand zum Frieden bot und unhaltbare Stellungen preisgab, so blieb doch als dauernde Belastung des Reiches die unnatürliche Erstarkung des

politischen Katholizismus, der das Gefühl der bedrohten konfessionellen Minderheit nie mehr ganz verlor und das protestantische Kaisertum zwar nicht verneinte, aber doch nie ganz freudig bejahte.

Bedrohlicher noch war, daß es nicht gelang, die großen Massen der Industriearbeiter für den Staat zu gewinnen. In ihnen war ein Stand emporgekommen, den das agrarische Deutschland aus Bismarcks Jugendzeit noch nicht kannte, ein Stand, dessen naturferne Lebens- und Denkweise dem Landkinde Bismarck ebenso fremd blieb wie die katholische Weltanschauung seiner freien protestantischen Glaubens- und Gedankenwelt. Und nun schuf die Reichsgründung, vollends nach dem Übergang zum Schutzzoll im Jahre 1879, Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten für die deutsche Industrie, die zu einem nur mit amerikanischem Wachstum vergleichbaren Aufschwunge führten. Die riesigen Arbeitermassen, die nun die Großstädte füllten und ungesund aufblähten, entglitten dem Staate, weil der gemeinsame Boden der Weltanschauung hier noch mehr fehlte als zwischen dem katholischen Zentrum und dem preußisch-protestantischen Kaisertum. Bismarck hat die Gefahr erkannt und bekämpfte sie mit allen Mitteln, die damals im Bereich des Möglichen lagen. Unter dem Eindruck der Attentate auf den greisen Kaiser suchte er „die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" durch das Sozialistengesetz von 1878 niederzuhalten. Doch neben das negative stellte er das positive Mittel einer sozialen Gesetzgebung, die den „Soldaten der Arbeit" — das Wort stammt von Bismarck — gegen die Sorgen der Krankheit, des Alters und der Erwerbsunfähigkeit sichern sollte. Diese Gesetzgebung, bei der Bismarck mehr als auf irgendeinem anderen Gebiete der Innenpolitik der führende, schöpferische Geist war, hat zwar in die Nachtseiten der übersteigerten Industrialisierung Deutschlands so viel Licht gebracht, daß der deutsche Arbeiter besser versorgt und geschützt war als sein Berufsgenosse in den übrigen großen Industriestaaten; aber die Seele des deutschen Arbeiters, der dem Evangelium des internationalen Verbrüderungswahnes verfallen war, hat diese Gesetzgebung nicht erobert. Sie entsprang dem patriarchalischen Geiste des preußischen Königtums und verzichtete auf den Kampf mit weltanschaulichen Waffen, mußte auf ihn verzichten, weil es in dem parteienzerrissenen Deutschland keine große, werbende, die Nation tragende Weltanschauung gab. Bismarck stand hier vor einer unlösbaren Aufgabe.

In der Sorge um sein Werk stärkte ihn vor allem seine Überzeugung von der überragenden Bedeutung der Außenpolitik, die geschichtliche Erkenntnis, daß noch jedes große Volk, das nach außen stark war und gesicherten Lebensraum hatte, schließlich auch aller inneren Gegensätze Herr geworden und mit der Zeit zu immer festerer Einheit zusammengewachsen ist. In der Außenpolitik liegt daher auch nach der Reichsgründung das Schwergewicht von Bismarcks staatsmännischer Leistung. Sicherung der deutschen Macht gegen die Gefahr von Koalitionen war sein vornehmstes Ziel. Die bisher bewährte russische Freundschaft verlor an Zuverlässigkeit mit dem Erstarken des Panslawismus, der zunächst die unter

österreichischer und türkischer Herrschaft lebenden Slawen befreien wollte, weiterhin aber auch die polnischen Gebiete Preußens ins Auge faßte. Nur der monarchische Gedanke konnte noch als Bindeglied zwischen den drei Kaisern dienen, und er führte 1873 auch wirklich zu einem Einvernehmen der Souveräne. Bismarck hat stets vorausgesagt, daß bei einem Zusammenstoß zwischen den Kaiserreichen die Monarchie alles zu verlieren, nichts zu gewinnen habe. Aber diese konservativ-dynastische Politik erhielt in den siebziger und achtziger Jahren immer neue und gefährlichere Stöße von den vulkanischen Brandherden auf dem Balkan. Entzündete sich aus diesen ein Krieg, so stand die Großmachtstellung Österreichs auf dem Spiele. Dem durfte Deutschland nicht ruhig zusehen, da es sonst Gefahr lief, zwischen einem übermächtigen Rußland und einem revanchelüsternen Frankreich allein zu stehen. Es konnte also in die Lage kommen, um Österreichs willen in einen Zweifrontenkrieg eintreten zu müssen, der ihm kein anderes Kriegsziel bot als das der Selbsterhaltung. Bismarck sah daher mit Recht in der gütlichen Beilegung jeder Balkankrise ein Gebot der deutschen Politik. So wurde er seit dem Berliner Kongreß (1878) zum anerkannten Hüter des europäischen Friedens, zum Vermittler zwischen Rußland einer-, Österreich und England andrerseits. Die Kraft seiner Stellung lag darin, daß Deutschland allein keine eigenen Ziele im Orient verfolgte und daher die anderen Mächte, je nach Bedarf, durch Gewährung oder Versagung seiner Gunst fördern oder hemmen konnte. Auf Bismarck richteten sich so in zunehmendem Maße die Blicke aller europäischen Staatsmänner, zunächst in den orientalischen, bald auch in anderen Fragen. Odo Russell, der englische Botschafter in Berlin, schrieb 1880: „In Sankt Petersburg ist sein Wort Evangelium ebenso wie in Paris und Rom, wo seine Aussprüche Achtung, sein Schweigen Besorgnis einflößen." Sogar in der größten kolonialen Frage der Zeit, der Aufteilung Afrikas, gewann Deutschland — zum Erstaunen Englands in enger Zusammenarbeit mit Frankreich — die anerkannte Führung: in Berlin, wo über die Machtverteilung im Orient entschieden worden war, wurde auf der von vierzehn Mächten beschickten Kolonialkonferenz (1884/1885) auch das Problem der Aufteilung Mittelafrikas gelöst. Die Landmacht Deutschland gewann ein wertvolles Kolonialreich, das an Umfang das Mutterland um das Fünffache übertraf.

Ein Bündnissystem, allmählich ausgebaut in den Jahren 1879 bis 1887, wie es kunstvoller und zugleich heilsamer für Europa niemals bestanden hat, deckte nicht nur Deutschland nach allen Seiten, sondern wurde in Bismarcks Hand auch zum Hebel für die Leitung der fremden Kabinette, machte ihn zum „Minister Europas". Der Dreibund bildete das Kernstück, ein Bollwerk gegen Ost und West, in der Ostfront verstärkt durch Rumäniens Beitritt, zuletzt (seit 1887) auch der englischen Unterstützung gewiß in allen Streitfällen, die aus einer orientalischen oder Mittelmeerfrage mit Rußland oder Frankreich entstehen konnten. Da jede der fünf Mächte durch die Verträge in lebenswichtigen Fragen gedeckt wurde,

keine aber Gefahr lief, für fremde Belange kämpfen zu müssen, so war die Haltbarkeit der Verträge bis zur Grenze des Möglichen verbürgt. Daneben aber hat Bismarck die Brücke nach Rußland offen gehalten, zuerst (1881) in Gestalt eines erneuerten Drei-Kaiser-Abkommens, und als dieses in der großen Orientkrisis von 1885/1887 zerbrach, in Gestalt der deutsch-russischen Rückversicherung. Diese war in der Hauptsache ein Neutralitätsabkommen für den Fall des Angriffs einer dritten Macht auf eine der beiden vertragschließenden, widersprach also nicht dem nur zur Verteidigung geschlossenen deutsch-österreichischen Bündnis. Wohl aber hielt der deutsch-russische Vertrag Frankreich in Schach und verriegelte die letzte noch offene Möglichkeit einer gegen Deutschland gerichteten Koalition. Im Orient kam Bismarck den russischen Wünschen bis dicht an die für Österreich und England erträgliche Grenze entgegen, versagte ihnen aber jede Unterstützung darüber hinaus. Sein ganzes, vielfach verschlungenes Bündnissystem, wie seine Außenpolitik überhaupt, erstrebte ein Verhältnis der Staaten zueinander, bei dem keiner ungestraft in die Lebensnotwendigkeiten eines anderen hinübergreifen konnte. Der Gedanke ist einfach — seine Verwirklichung war unendlich schwer. Nur ein ganz großer Staatsmann, von weltweitem Horizont, von klarem Blick für die Daseinsbedingungen auch des Gegners und dazu von Verständnis auch für fremde nationale Gefühlswerte, im Besitz der größten Macht, aber gefeit gegen ihren Rausch, weil ganz durchdrungen vom Bewußtsein einer Verantwortung ohnegleichen, kurz — nur ein Bismarck vermochte nach diesem großen Gedanken, der Politik und Ethik zur Einheit verschmilzt, die zerklüftete europäische Staatengemeinschaft aufzubauen und zu lenken. Die uralte Frage, ob staatlicher Egoismus und Sittengesetz miteinander vereinbar sind, ist durch Bismarck in praktischer Arbeit bejaht worden, nicht nur seinem eigenen Staate, sondern allen zum Segen.

Es war ein unsagbar trauriges Schicksal, für Deutschland wie für Europa, daß dieser Mann durch einen unreifen Herrscher, dem jedes Verständnis für seine Unersetzlichkeit abging, vor der Zeit vom Amte gedrängt und daß gleichzeitig dem einzigen, der in Bismarcks Gedankenwelt lebte und einen Funken seines Geistes in sich trug, seinem Sohne Herbert, die Nachfolge versagt und auch die bloße Mitarbeit moralisch unmöglich gemacht wurde. Jählings brach die Tradition ab. Stein um Stein aus dem stolzen Bau wurde gelöst oder gelockert, und den Gestürzten traf der bitterste Schmerz, der einen schöpferischen Menschengeist treffen kann: er sah sein Werk zerfallen. „Ich bin traurig wie am Bett geliebter, aber hoffnungsloser Kranker, denen ich nicht helfen kann, auch wenn ich der geschickteste Arzt wäre." Der Jubel unzähliger Huldigungsfahrten des Deutschtums der gesamten Welt nach Friedrichsruh war schwacher Trost für so unheilbaren Schmerz. „Die Trompete ist durchschossen, sie gibt keinen Ton mehr." Der Greis hatte noch einmal, wie einst der reifende Mann, um seinen Glauben zu ringen, und die Bitte im Vaterunser „Dein Wille geschehe!" fiel ihm schwer wie nie. In den „Losungen und Lehrtexten der Brüdergemeine", die Bismarck auch jetzt noch täglich las wie

einst im Amte, strich er einmal den Spruch an: „Wie kann ich zusehen dem Übel, das mein Volk treffen würde!" Er hat auch diesen letzten Kampf in seinem Innern siegreich zu Ende gekämpft und hat auch den Glauben an das deutsche Volk nicht verloren. Die Macht des Reiches und die Krone des Kaisers sah er im Geiste zerfallen, nicht aber die deutsche Einheit. Seine Gedanken gehörten Deutschland bis in die Fieberphantasien seiner Todeskrankheit. Und Deutschlands gedachte er in seinem letzten Gebet, das seine Tochter gehört hat: „O Gott, nimm mein schweres Leiden von mir, oder nimm mich auf in dein himmliches Reich. Behüte meine Geliebten und behüte auch mein Land und laß es nicht verlorengehen!"

Am Abend des 30. Juli 1898 ging er zur ewigen Ruhe ein. —

In Bismarck, dem größten Staatsmann unseres Volkes, ist Urgestein germanischer Art wieder lebendig geworden. Tiefe Natur- und Gottverbundenheit, unbändige Kraft und unfaßbare List, Leidenschaft der Liebe und des Hasses, Herrschergewalt und hingebende Treue im Dienst, ritterliche Großmut und unversöhnliche Feindschaft, Zartsinn und Härte, Menschenverachtung und Herzensgüte — all das sind Züge in Bismarcks Charakter, die bald an diesen, bald an jenen Helden der germanischen Sage und frühen Geschichte erinnern. Es sind zugleich Züge, von denen manche in ihrer vulkanischen Kraft nicht selten über menschliches Maß hinauszugehen scheinen und Naturgewalten gleichen. Es sind Züge, die sich zwar trotz der Spannung stärkster Widersprüche zu einem Charakterbilde von eherner Geschlossenheit verbinden, die aber jeden Gedanken an friedliche Harmonie der Seele, an innere Loslösung von den Kämpfen dieser Erde ausschließen. Es gab kein stilles Ausruhen, kein schmerzloses Verzichten für dieses Titanenleben — Kämpfer zu sein bis zuletzt war Bismarcks Schicksal, Kämpfer mit der Welt und mit sich selbst: das Schicksal des Deutschen.

Helmuth von Moltke

1800—1891

Von

Walter Jost

Auf dem Königsplatz in Berlin steht das Denkmal, das die dankbare preußisch-deutsche Armee ihrem berühmtesten Generalstabschef und einem der größten Heerführer der Weltgeschichte setzte. Die Örtlichkeit des Standbildes, seine Ausführung und seine Umgebung sind sinnvoll gewählt. Alles hat irgendwie inneren oder äußeren Bezug auf Moltke. Fünf preußischen Königen hat dieser Offizier in einem Leben gedient, das beinahe das neunzehnte Jahrhundert füllte. Er wurde geboren am 26. Oktober 1800 und ist gestorben am 24. April 1891. In dem persönlichen Treueverhältnis zwischen Herrscher und Gefolgsmann lag eine der wesentlichen Antriebskräfte seines Fühlens, Denkens und Handelns. Unweit von seinem Denkmal stehen die Bildnisse Bismarcks und Roons. Letzterer schuf mit Wilhelm I. das Werkzeug, das der Kanzler für die Durchsetzung seiner Politik brauchte; Moltke krönte diese Politik mit seinen Waffenerfolgen. Die Siegessäule in der Mitte des Platzes ist das Sinnbild der drei Einigungskriege und ihrer Frucht, des Zweiten Reiches. Die prunkvolle Front des Reichstagsgebäudes ragt gegenüber dem Standbild Moltkes, schräg hinter diesem steht der nüchterne Bau des Roten Hauses. Dem Reichstag — und dem Preußischen Herrenhaus — gehörte der alte Moltke an. Manche seiner Warnungen und Vorhersagen, die er den Volksvertretern gab, wurden zum Schaden des Reiches mißachtet oder verfielen der Vergessenheit. Im Backsteingebäude des Generalstabes aber entstanden in jahrelanger stiller Arbeit die Pläne Moltkes für die Führung des Kampfes um Deutschlands Zukunft.

Und doch steht das Denkmal dieses Mannes auch in einem Gegensatz zu seiner Umgebung. Es hat nichts gemein mit dem heroischen Bildnis des eisernen Kanzlers, nichts mit dem Pomp der Siegessäule und des Wallotbaues, nichts auch mit dem steinernen Kitsch der Siegesallee. Ungezwungen, fast lässig steht Moltke da, schmucklos in Mütze und Überrock, das ruhige Auge blickt in unbekannte Fernen. Es ist, als habe der Künstler zwei Aussprüchen Gestalt geben wollen, die von diesem Offizier stammen und denen er neunzig Jahre nachlebte, zwei Sätzen, die von Philosophen und nicht von einem Feldherrn geprägt sein könnten und die trotzdem Richtpunkte wahrhaften soldatischen Führertums sind. Der eine ist zum Wahlspruch des deutschen Generalstabes geworden: „Mehr sein als scheinen"; der andere, menschlich ebenso allgemeingültig: „Heiterer Gleichmut ist nicht nur ein großes Glück, sondern auch, soweit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienst."

Graf Schlieffen, einer der Amtsnachfolger Moltkes, schrieb einmal, zum Feldherrn werde man nicht ernannt, sondern geboren. Aber niemand hätte dem mecklenburgischen Junker Helmuth von Moltke, als er zu Parchim das Licht der Welt erblickte, die Berufung zum preußischen Feldmarschall prophezeit. Gewiß entstammte er einem alten Geschlecht, das tüchtige Soldaten und gute Landwirte hervorgebracht hatte. Auch Moltkes Vater bewährte sich in preußischen und dänischen Diensten als tapferer Haudegen, daneben aber war er ein unsteter, vom Unglück verfolgter und immer unter Geldsorgen leidender Mann, der für die Erziehung seiner Kinder wenig übrig hatte. Um so segensreicher wirkte die aus altem Lübecker Patrizierhaus kommende Mutter, eine treu besorgte, an inneren Werten reiche Frau auf die Nachkommenschaft ein. Ihr Gottvertrauen und die Vornehmheit ihres Geistes spiegeln sich im Charakter ihres größten Sohnes wider. Alle äußeren Umstände aber waren für Moltkes Fortkommen widrig. Der Vater steckte ihn ins dänische Kadettenkorps zu Kopenhagen, wo ein mehr als rauher Wind wehte. Moltke hat sich später über diese Zeit, wo er „keine Erziehung, sondern nur Prügel" erhalten und die seinem Charakter „unheilbare Wunden" geschlagen habe, in bitteren Worten ausgesprochen. „Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war."

Der Umschwung bahnt sich an, als der dänische Leutnant innerem Trieb und verwandtschaftlicher Anregung folgend 1822 in preußische Heeresdienste übertritt. Wie Blücher, Gneisenau und Scharnhorst ist Moltke also Wahlpreuße. Er wurde bald Preuße aus ganzem Herzen. Mit ungewöhnlicher Willenskraft muß er sich aber auch im neuen Wirkungskreis gegen zahlreiche Widerstände durchsetzen. Ohne Zuschuß von Hause überwindet er die dauernden Geldnöte durch einfachste Lebensführung und schriftstellerische Arbeit. Häufige Krankheit zwingt den schwächlichen Körper zum Verzicht auf viele Genüsse, zu Anspruchslosigkeit und Maßhalten. Sieben Einladungen, denen er folgen mußte, waren für ihn — so bekennt er einmal — „sieben Übungen in der Enthaltsamkeit". Dieser Selbstzucht freilich verdankt es Moltke, daß er als Siebzigjähriger frisch wie ein Jüngling war, daß er hoch in den Achtzigern noch zu Pferde sein Regiment in der Parade führte, daß er im Alter von neunzig Jahren, wie eine Zeitung damals schrieb, vor dem Reichstag „ohne Manuskript in einer das ganze Haus fesselnden Weise in ganz freiem, musterhaft klarem und formvollendetem Vortrag" sprach. Eine gute äußere Erscheinung ist für das militärische Fortkommen meist recht vorteilhaft. Aber als der Prinz von Preußen den hoch aufgeschossenen, spindeldürren Leutnant von Moltke zum erstenmal in der Parade sah, lautete der Spruch: „Keine gute Akquisition!" Allerdings reiht dieses absprechende Urteil Moltke in die Gemeinschaft mancher Feldherren ein. Weder Prinz Eugen noch Friedrich der Große und Bonaparte genügten in dieser Hinsicht auch nur durchschnittlichen Anforderungen. Auch Graf Schlieffen glaubte wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht imstande zu sein, eine Schwadron zu führen, und wurde später doch der Lehrmeister des deutschen



Helmuth von Moltke
Photographie, 1886



Moltke und Bismarck in Donchery bei den Kapitulationsverhandlungen von Sedan
in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870. Diorama-Gemälde von Anton von Werner, 1885. M. Gen. d. Photogr. Ges. Berlin

Heeres für den neuzeitlichen Krieg. Wichtig ist im Leben des Menschen immer nur, „daß man ein großes Wollen hat und Geschick und Beharrlichkeit besitzt, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig" (Goethe zu Eckermann).

Dieses Wollen und diese Beharrlichkeit hatte Moltke. Ein fester Wille verlangt Beschränkung auf das Wesentliche, oft sogar bewußte Einseitigkeit. Moltke durchlief die Kadettenschule, der man weder damals noch später in Preußen, Dänemark oder sonstwo umfassende Allgemeinbildung als Erziehungsideal nachrühmen konnte. Das neunzehnte Jahrhundert wurde zur Epoche des Fachmannes, der Auflösung eines großen Weltbildes in eng umgrenzte sachliche Arbeitsgebiete. Auf allen menschlichen Daseinsgebieten traten Absonderungsbestrebungen hervor, im guten und im schlechten Sinne. Wie sich aus den weltumspannenden Plänen Napoleons das Zeitalter der nationalen Staaten entwickelte, so folgte auf die völkerverbindende Gedankenwelt der Aufklärung die Zeit der Partei- und Klassenkämpfe. Es wurde das Jahrhundert der Technik und der Naturwissenschaften mit dem großartigen Aufschwung in der Kenntnis und in der Beherrschung von Raum, Kraft und Zeit, zugleich aber auch das sogenannte „ökonomische" Zeitalter, dessen geistiger Zerfall in Kunst, Literatur und Philosophie und in der Zielsetzung des menschlichen Lebens überhaupt zu einem Niedergang führte, um dessen Überwindung das heutige Deutschland mit allen Kräften ringt. Da war es ein unverdientes Glück für Moltke, daß seine Entwicklungsjahre in jene Zeit fielen, in der der preußisch-deutsche Geist in den universalen Männern Goethe, Kant und Hegel, Fichte, Kleist und den Brüdern Humboldt, Scharnhorst, Gneisenau und Clausewitz sich Weltgeltung eroberte; ein Geheimnis seiner Persönlichkeit aber bleibt es, wie Moltke über die Schranken von Erziehung und äußerer Lebenslage hinweg die Brücke zu dieser Geisteswelt schlagen konnte.

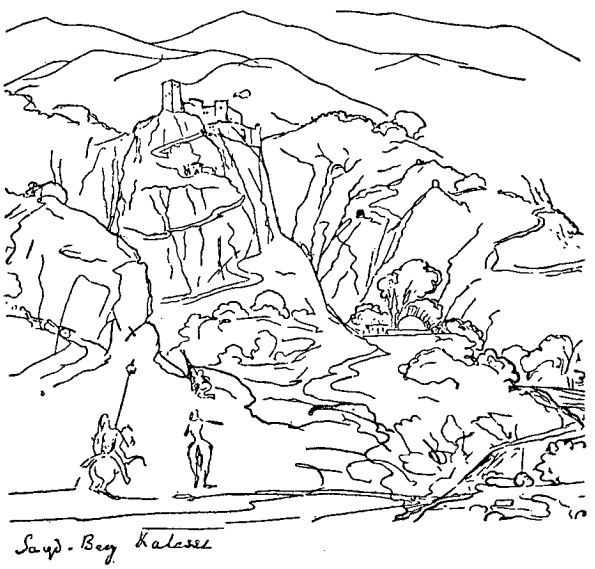
Denn alles das, was man unter den Fremdwörtern Universalität, Idealismus und Humanismus begreift, machte die geistige Heimat des jungen Offiziers aus, der er zeitlebens treu blieb. Und auch die Romantik hinterließ sichtbare Spuren in den ersten schriftstellerischen Proben Moltkes. Seine klassischen Reisebeschreibungen bezeugen das ebenso wie seine schöngeistigen Versuche in Prosa und Reimen. Werke von Montaigne und Byron bilden auf langen Ritten gelegentlich den Inhalt der Satteltaschen. Der Musik und hierin besonders Mozart war Moltke immer zugetan. Die Belagerung von Paris läßt ihm genug Mußestunden für den Besuch der Gemäldesammlungen von Versailles. Lehrreich ist die Antwort, die der Neunzigjährige auf die Frage gibt, welchen Büchern er viel verdanke. An erster Stelle nennt er die Bibel. Echte, jedem Dogma abholde Religiosität war ein Grundzug seines Wesens. Dann kommt Homers „Ilias", es folgen Werke über Himmelskunde und Chemie und dann erst Clausewitz' Buch „Vom Kriege". Schiller, Goethe, Shakespeare, Scott, Ranke, Treitschke und Carlyle ergänzen jene Namen.

Moltkes Streben zielt zunächst auf das Umfassende und Allgemeine. Auch im Beruf! Er will in den Generalstab und erreicht das Ziel dank gut bestandener

Prüfungen. „Der Generalstab" — schreibt Generaloberst von Seeckt in seinem Buch über Moltke — „ist wie jede Schule eine Schule für die Mittelmäßigkeit, nicht eine Schule bestimmt für Genies. Eine solche wäre eine Unmöglichkeit oder ein Unglück ... Das Eigentümliche dieser Schule ist, daß sie nie aufhört, sondern im organischen Aufbau immer neue Aufgaben stellt. Jeder Aufstieg ist mit einer Auslese verbunden ... Eine Eigentümlichkeit der Generalstabsschule ist, daß sie Theorie und Praxis miteinander verbindet, ja daß nicht die Theorie, sondern die Praxis ihr der wichtigere Lehrstoff ist." Um den möglichen Gegensatz zwischen dem „grünen Tisch" und der Wirklichkeit des Lebens zu überbrücken, hat Moltke als Chef des Generalstabes es durchgesetzt, daß bei den Generalstabsoffizieren die Arbeit in den Stäben jeweils mit einigen Jahren Frontdienst wechselte. Seine eigene Laufbahn führte ihn allerdings, von kurzen Frontjahren als junger Offizier abgesehen, nur in Generalstabsstellungen in die Höhe. Fast in allen dienstlichen Beurteilungen wird die gründliche und vielseitige wissenschaftliche Bildung Moltkes gerühmt; im Urteil von 1833 heißt es, er sei „geistreich". Dieses Wort hatte damals nicht den Beigeschmack wie im heutigen Sprachgebrauch. Aber 1852, fünf Jahre bevor Moltke Chef des Generalstabs wurde, versah sein Amtsvorgänger, der General von Reyher, das Urteil, Moltke sei ein „selbst für höhere Dienststellungen brauchbarer Generalstabsoffizier", mit dem Nachsatz: „Allein einesteils fehlt es ihm an Übung, andernteils scheint er sich körperlich der Invalidität zu nähern, und endlich mangelt ihm die Kraft und Lebendigkeit, ohne welche ein Truppenbefehlshaber seine Autorität auf die Dauer nicht zu behaupten vermag." Moltke hat selbst einmal gesagt, es fehle ihm das Auge für das Detail; der selbstgefällige General von Blumenthal bezeichnete ihn 1866 als einen „genialen Mann, der keine Idee vom praktischen Leben hat und von Truppenbewegungen nichts versteht". Moltke gehörte zu jener Reihe gelehrter preußischer Offiziere, die mit Scharnhorst und Clausewitz begann, denen die Armee unendlich viel verdankte und gegen die doch immer wieder der Vorwurf mangelnder Praxis erhoben wurde. Das gleiche absprechende Urteil, das Reyher über Moltke fällte, hat der General von Brandt über Clausewitz hinterlassen. Letzterer hat nie Gelegenheit gehabt, sich als Schlachtenlenker zu bewähren. Er hat nur sein unsterbliches Buch „Vom Kriege" geschrieben. Auch Moltke konnte sich nicht als Truppenführer betätigen, er war nur der erste militärische Ratgeber seines Königs, der allerdings die Vorschläge des Generalstabschefs immer befolgte. Sicher fehlte diesem das mitreißende Feuer seines mecklenburgischen Landsmannes Blücher, aber die Vorwürfe der Invalidität und der mangelnden Praxis hat Moltke durch seine späteren Taten einwandfrei widerlegt. Möglich, daß die Bescheidenheit und die Schweigsamkeit Moltkes, der immer nur die Sache, nie seine Person im Auge hatte, Reyher zu obigem Urteil führte. Ein Glück war es jedenfalls für Preußen und Deutschland, daß dieser Mann 1857 die Nachfolgeschaft Reyhers antrat. Clausewitz schließt sein Kapitel über den kriegerischen Genius mit dem Satz, „daß es

mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe sind, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und die Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten". Wahrscheinlich schwebte ihm das Bild seines väterlichen Freundes Scharnhorst vor Augen, als er diese Worte schrieb, sie gelten aber auch für Moltke.

Die Übung im Truppendienst ersetzte Moltke durch andere Vorzüge. Er war Menschenkenner. „Er konnte Häßliches überhören und Bitteres stillschweigend herunterschlucken; er verstand, die Schlange unter Rosen zu servieren, und faßte nie einen heißen Brei an. Denn er besaß die große Gabe des Abwartenkönnens. Nie hat er sich durch Heftigkeit und Plötzlichkeit, durch Empfindlichkeit oder Nachträglichkeit etwas verdorben" — sagt Karl Ludwig von Oertzen über ihn. Auch hier wieder die Ähnlichkeit mit Scharnhorst, der mit den gleichen Eigenschaften die Hemmungen Friedrich Wilhelms III. überwand. Und wie Scharnhorst und Clausewitz hat auch Moltke im Buch der Geschichte gelesen, immer wieder Feldzüge der Vergangenheit durchforscht, um Lehren für die Gegenwart und Zukunft zu gewinnen, und wie jene Männer hat er mit offenem Blick das Ausland bereist. Moltke war ein Mann der Feder. Als junger Offizier schrieb er Abhandlungen über Belgien, Holland, Polen und übersetzte ein vielbändiges englisches Geschichtswerk ins Deutsche. Dann, als die allgemeine Grundlage des Wissens und der Weltanschauung gelegt ist, kommt das „Fachliche" zum Durchbruch, aber auch dieses im „umfassenden", nicht im „einseitig verfolgenden" Sinne. Der preußische Offizier und Junker aus dem reaktionärsten Landstrich des späteren Deutschland war natürlich zeitlebens konservativ. Aber mit dieser politischen Grundeinstellung vertrug es sich durchaus, daß Moltke schon zu Beginn der vierziger Jahre Aufsätze über die verkehrspolitische und strategische Bedeutung der Eisenbahnen schrieb, daß er die Fortschritte der Waffentechnik eifrig verfolgte



Zeichnung Moltkes vom Kurdenschloß des Sayd-Bey in der Türkei, an dessen Belagerung er 1838 teilnahm

und auswertete. Später wandte er sich den großen kriegsgeschichtlichen Zusammenhängen zu und beschrieb kritisch den Ablauf mehrerer Feldzüge. Dabei kam ihm die Beherrschung von sieben Fremdsprachen ebenso zustatten wie sein durch Topographie geschulter Blick für das Gelände, sein Zeichen- und Maltalent, seine Fähigkeit, die verwickeltsten Dinge auf einfachste Weise in hervorragendem Sprachgefühl darzustellen, und nicht zuletzt eine Kenntnis des Auslandes aus eigenem Augenschein, die für den Generalstabsoffizier besonders wertvoll ist. Moltke hat fast ganz Europa und Teile von Asien bereist. Dem jungen Hauptmann gab ein vierjähriges Kommando nach der Türkei (1835 bis 1839) Gelegenheit, nicht nur den Krieg gegen Kurdenstämme und den Statthalter von Ägypten kennenzulernen, sondern auch den Balkan, Kleinasien und das Zwischenland von Euphrat und Tigris bis zu den Grenzen Irans. Und das in wochenlangen Gewaltritten und bei dem Zustand von Verkehrswegen, Unterkunftsmöglichkeiten und gesundheitlichen Bedingungen, wie sie eben vor einem Jahrhundert in jenen Gegenden üblich waren. Später weilte Moltke als Adjutant eines preußischen Prinzen ein Jahr in Rom. Er hat den englischen und russischen Hof besucht, Eindrücke von Spanien, Frankreich und Belgien gewonnen. Seine Reisebriefe zeigen den aufgeschlossenen Blick für Land und Leute, für Kultur und Kunst. Die „weltmännische Höflichkeit", die Bismarck an Moltke rühmt, ist dem adligen Offizier sicher nicht fremd, aber sie wurde durch den Umgang mit dem eigenen und fremden Herrscherhäusern ebenso sicher geschult. Moltke war ein Mann von Welt, aber kein Weltbürger. Er ist „ein sehr bedeutender Kopf, und ich bin überzeugt, er hätte anfangen können, was er wollte, er würde immer etwas Respektables geworden sein" — sagt der Kanzler von ihm. In zahlreichen Urteilen klingt die universale und humanistische Grundfarbe seines Wesens durch, politisch aber wurzelt Moltkes Weltbild ganz in Preußen und in Deutschland. Er war weder Weltbürger noch Liberalist und Fortschrittsmann. Dem heutigen Völkerbund hat der alte Moltke das Urteil gesprochen, als er sagte, er habe mehr Vertrauen zu der „Einsicht und der Macht der Regierungen selbst" als zu „einer dauernden Versammlung von Auserwählten der Völker"; denn besser als dieser „Areopag" seien jene in der Lage, „die so mehrfach sich kreuzenden Interessen der Nationen auszugleichen, ihre Schwierigkeiten zu schlichten und somit die Kriege zu verhindern".

Den Krieg betrachtete der Feldherr als ein „Glied in Gottes Weltordnung", der ewige Friede war ihm „ein Traum, und nicht einmal ein schöner".

Der französische Außenminister Briand hat diesen bekannten Satz Moltkes vor einigen Jahren anklagend von der Genfer Tribüne zitiert, der gleiche Mann, der von der gleichen Stelle aus das auf das entwaffnete Deutschland und nicht auf sein übermächtig gerüstetes Vaterland gemünzte Wort „Fort mit den Kanonen, fort mit den Maschinengewehren!" verkündete, der Vertreter Frankreichs, das in den letzten Jahrhunderten mehr Kriege führte als jedes andere Volk der Erde und das auch in den vergangenen fünfzehn Jahren durch die Tat bewies, daß der Krieg

aus dieser vermaledeiten Welt weder durch schöne Worte noch durch Sicherheitsverträge hinwegzuzaubern ist.

Als der Generalmajor von Moltke im Alter von siebenundfünfzig Jahren Chef des Generalstabes wurde, kam ein fertiger, aber fast unbekannter Mann an die Spitze einer Einrichtung, die damals keine allzu große Bedeutung hatte. Moltke kannte den Krieg europäischer Großmächte nur aus Büchern. Aber in den verschiedensten Dienststellungen des Generalstabes hatte er seinen strategischen und taktischen Blick geschärft. Als Chef des Stabes des IV. Armeekorps in Magdeburg und als Abteilungsleiter im Großen Generalstab konnte er auch organisatorische und politische Erfahrungen sammeln. Die ereignisreichen Jahre 1848 und 1849, die Mobilmachung von 1850 und die politische Niederlage von Olmütz fielen in jene Zeit. In den allgemeinen Wirrnissen und dem Übermaß der Arbeit bot ihm die Familie Ruhe und Erholung. 1842 hatte er die eben sechzehn Jahre alt gewordene Marie Burt geheiratet, eine durch Schönheit und Charakter ausgezeichnete Frau. Mit ihr lebte er bis zu ihrem Tode am Weihnachtsabend 1868 in glücklicher, aber kinderloser Ehe. In seinen Briefen an die Braut und Gattin öffnet sich das tiefe Gemüt und der feine Humor des sonst so zurückhaltenden und verschlossenen Mannes. Mit ihr und seinen Brüdern bespricht er auch seine politischen Ansichten und Sorgen in den spannungsvollen Jahren. Die Revolution ist dem königlichen Offizier verhaßt. Die deutsche Aufgabe Preußens sieht er klar. „Es handelt sich nicht mehr um Monarchie oder Republik, sondern um Gesetz oder Anarchie. Nicht von außen kommen unsere Feinde, wir haben sie im Innern — die Proletarier sind der Zauberbesen, den der Liberalismus heraufbeschworen und den er nicht mehr bannen kann." — „Schade, daß an der dreifarbigen Fahne (Schwarz-Rot-Gold) so viel Schmutz klebt und daß sie uns durch die Hand der Demagogen gereicht wird." — „Das Wahre in der großen Bewegung Deutschlands ist der unleugbare Drang nach Vereinigung, und wenn die Kabinette den einzig möglichen, ihnen jetzt gebotenen Weg zu diesem Ziel, mag man ihn das Aufgehen in Preußen nennen oder anders, nicht einschlagen, so kann allerdings in einer späteren Periode ein neuer Ausbruch erfolgen." Das sind Urteile Moltkes, die beinahe ein Jahrhundert zurückliegen und die doch gegenwartsnah sind. Ohne politischen Weitblick kann ein Feldherr nicht bestehen.

Bei der Ernennung zum Generalstabschef war er in der Armee so gut wie unbekannt. Seine schriftstellerischen Arbeiten hatte er meist ohne Namensnennung veröffentlicht. König Wilhelm nahm später für sich das Verdienst in Anspruch, Moltke „entdeckt" zu haben. Auch der Chef des Militärkabinetts, der General von Manteuffel, förderte die Berufung. Der Generalstabschef hatte zunächst keine großen Wirkungsmöglichkeiten. Der Große Generalstab bestand nur aus achtzehn Offizieren, das gesamte Generalstabskorps der Armee zählte vierundsechzig Köpfe. Moltkes Arbeitsfeld beschränkte sich auf die Ausbildung dieser Offiziere und die Fertigung der Feldzugsentwürfe; auf den Heeresaufbau und die Ausbildung der

Truppe hatte er keinen Einfluß. Die große Heereserneuerung in den Jahren des preußischen Verfassungskonfliktes führte der König mit Bismarck und Roon ohne seine Mitwirkung durch. Unauffällig und still arbeitete Moltke in dem gegebenen engen Rahmen. Die Schulung der Führergehilfen und die beschleunigte Verwendungsbereitschaft der Armee stellte er sich als erste Aufgaben. Kriegsmäßigkeit der Übungsanlagen für die Generalstabsreisen, Abkehr von der bisher üblichen Stellungsreiterei und der einseitigen Überbewertung des Geländes, eigene Denkarbeit und Entschlußkraft der unteren und mittleren Führung im Rahmen des Gesamtplanes, schnelle Auswertung der Kriegserfahrungen fremder Armeen, Beschleunigung der Mobilmachung durch Übertragung wichtiger bisher vom Kriegsministerium bearbeiteter Fragen an die Generalkommandos, Ausbau des Eisenbahnnetzes für den Aufmarsch, Neuordnung der Marschtechnik unter dem Gesichtspunkt, daß das Wesen der Strategie in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung in der Schlacht liege — in allen diesen Forderungen Moltkes offenbart sich sein Wirklichkeitssinn für die neuen Bedingungen der Kriegführung.

Die gewaltige Vermehrung der Bevölkerung im neunzehnten Jahrhundert führte im Zusammenhang mit den demokratischen Ideen das Zeitalter der Massenheere herauf. Preußen hatte den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht am reinsten verwirklicht, obschon von einer Ausschöpfung der Volkskraft nicht entfernt die Rede sein konnte. Aber in Frankreich und in anderen Ländern war man noch rückständiger geblieben. Der Berufssoldat bildete dort das Kernstück der Wehrverfassung. Die Neuordnung des preußischen Heeres zu Beginn der sechziger Jahre vergrößerte den Rüstungsvorsprung gegenüber der Umwelt. In Zahl und Güte der Soldaten war Preußen seinen Gegnern überlegen. Der Ausbau des Straßennetzes, der Eisenbahn und der Fernmeldetechnik erleichterte Bewegung, Versorgung und Führung der Massenheere. In der Taktik brachte die Einführung des gezogenen Hinterladers bei Gewehr und Geschütz eine gewaltige Verstärkung der Feuerkraft. Auf diesen neuen Grundlagen mußte sich Moltkes Strategie aufbauen. Gewiß hatte der Generalstabschef eine der wesentlichen Voraussetzungen des Sieges, nämlich die zahlenmäßige Überlegenheit über den Gegner, gleichsam als Mitgift der Bismarckschen Politik mit auf den Weg bekommen. Der Staatskunst des Kanzlers war es auch zu verdanken, daß Moltke die Feinde Preußen-Deutschlands nacheinander aufs Haupt schlagen konnte, daß es ihm erspart blieb, gegen übermächtige Staatenbündnisse anzugehen. Aber wie Moltke diese Überlegenheit der Mittel anwandte, wie er den Krieg gegen Österreich in knapp zehn Tagen, den Feldzug gegen die Armee Napoleons III. in wenigen Wochen entschied, wie seine Vernichtungsstrategie es verhinderte, daß dem geschlagenen Feind neue Bundesgenossen entstanden — darin liegt seine Feldherrngröße.

Mühelos sind die Siege Moltke nicht in den Schoß gefallen. Er mußte sich gegen tausend Widerstände durchsetzen, nicht nur im feindlichen, sondern auch im

eigenen Lager. Auch vor seine Erfolge hatten die Götter den Schweiß gesetzt.

Clausewitz hatte gelehrt, kein Feldzugsplan könne „ohne Einsicht in die politischen Verhältnisse" gefertigt werden, er forderte vom Staatsmann Einsicht in das Kriegswesen, vom Feldherrn politische Urteilskraft. Kriegführung und Politik sind nach ihm eine untrennbare Einheit; da aber der Krieg „nur ein Werkzeug der Politik" ist, so verlangte er auch das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter den politischen.

Diese Sätze des großen Kriegsphilosophen sind zeitlos gültig. Aber wohl nirgends ist es schwerer, die Wirklichkeit der Theorie anzupassen, als in dem Verhältnis zwischen Staatsmann und Feldherr. Wir haben es im Weltkrieg bitter verspürt, daß der Einklang zwischen Politik und Kriegführung fehlte, ja daß die Theorie in ihr Gegenteil verkehrt wurde, indem sich in grundsätzlichen Fragen die Politik der Strategie beugen mußte. Weder Bethmann-Hollweg noch seine Nachfolger hatten genügende „Einsicht in das Kriegswesen", sie vermieden es ängstlich, die Grenzen ihres „Ressorts" zu überschreiten, und ließen fast widerstandslos die Führung auch der politischen Geschäfte in die Hände der Obersten Heeresleitung gleiten. Vor und im Weltkrieg hat die politische Führung Deutschlands eindeutig versagt.

Da war Bismarck aus anderem Holz geschnitzt. Er beanspruchte und erhielt „totale" Führung. Bismarck und Moltke waren grundverschiedene Männer, einig eigentlich nur im Ziel der Arbeit und in der Verehrung ihres königlichen Herrn. Menschlich traten sich Kanzler und Generalstabschef kaum näher, gesellschaftlich mieden sich beide in den letzten Jahrzehnten. In den politischen Grundansichten stimmten sie freilich überein. Den gleichen Weitblick, den Moltke in der inneren Politik bewies, zeigte er auch außenpolitisch. Seine Denkschrift vom Jahre 1862 schloß mit dem Urteil: „Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen." Der Alpdruck übermächtiger feindlicher Bündnisse, der Bismarck schlaflose Nächte bereitete, lastete auch auf Moltke. Schon 1860 sah er den „Titanenkampf", der sich „aus dem Zusammenwirken des slawischen Ostens mit dem romanischen Westen gegen das Zentrum Europas" ergeben mußte, voraus. „Es bliebe nur übrig, mit möglichst wenigen Front nach der einen Seite zu machen, möglichst stark und schnell den Krieg nach der anderen zu führen und dann zurückzuerobern, was inzwischen in der ersten Richtung verloren sein wird." Das ist der Grundgedanke des Schlieffen-Planes für den Weltkrieg, den leider der jüngere Moltke nicht im Geiste seines Onkels und nicht im Geiste Schlieffens durchführte. Wir Heutigen wissen, daß Moltkes Wort von 1859, in dem er das Militärbündnis Frankreich-Rußland als „die größte Gefahr, die Preußen überhaupt drohen kann" bezeichnete, auch für die Gegenwart gilt. Wir erkennen aber auch die Tragweite des deutsch-polnischen Vertrages vom Januar 1934.

Raum genug für sachliche und persönliche Reibungen zwischen Bismarck und Moltke blieb trotz der Übereinstimmung im Grundsätzlichen. Gegensätze mußten sich ergeben aus dem Zwiespalt zwischen politischem und militärischem Kriegsziel.

Bonaparte hatte Vernichtungspolitik und Vernichtungsstrategie getrieben. In Preußen-Deutschland konnte und kann kein Generalstabschef Ermattungsstrategie treiben. Die geographische Lage unseres Landes, das immer von einem Ring mißgünstiger Nachbarn umlagert bleibt, zwingt den Feldherrn, in raschen Vernichtungsschlägen die Entscheidung herbeizuführen. Aber kein preußischer und kein deutscher Staatsmann konnte und kann Vernichtungspolitik verfolgen. Österreich und Frankreich waren 1866 und 1871 militärisch für einen politischen Vernichtungsfrieden reif. Aber die Friedensschlüsse von Prag und Frankfurt zeigen die politische Mäßigung des Siegers. Wie ein Vernichtungsfriede aussieht, hat Deutschland 1919 in Versailles erfahren.

Bismarck setzte 1866 in Nikolsburg seine Versöhnungspolitik gegen den verzweifelten Widerstand des Königs durch und gebot der Vernichtungsstrategie Moltkes Halt. Auch 1870 wollte der Kanzler nach Sedan von einem Vormarsch auf Paris nichts wissen, vielmehr nach Eroberung des Elsaß den französischen Angriff in strategischer Defensive abwarten. Er führte starke politische Gründe für seine Ansicht ins Feld, aber gewichtigere Gründe der gleichen Art sprachen für die Fortführung der Moltkeschen Operationen auf Paris. Haltmachen und Abwarten hätte nicht nur den französischen Kriegswillen gestärkt, sondern auch anderen Mächten Gelegenheit zum Eingreifen gegeben. Der Kanzler scheute sich durchaus nicht, in strategischen Dingen mitzureden. Mehrfach hat er 1866 auch über den Kopf Moltkes hinweg in die Truppenbewegungen eingegriffen. Der Generalstabschef hatte dabei einige Mühe, die Dinge wieder einzurenken. Im Feldzug gegen Frankreich verstärkten sich die Spannungen zwischen Bismarck und Moltke. Der Kanzler beklagte sich über ungenügende Unterrichtung durch den Generalstab, Moltke über unberechtigte Eingriffe des Staatsmannes in die Operationen. In der Frage, ob das eingeschlossene Paris durch Aushungerung — wie Moltke es wollte — oder durch Beschießung zur Übergabe gezwungen werden könne — wie Bismarck und Roon forderten —, kam es zu ernsten Reibungen. Sicher ist damals von beiden Seiten gefehlt worden. Das Kriegsministerium und der Generalstab hatten nicht rechtzeitig Vorsorge für die Heranschaffung von Belagerungsgeschütz und Munition getroffen, Moltke sperrte sich dagegen, den artilleristischen Angriff mit unzureichenden Mitteln zu beginnen. Schließlich fiel Paris am 27. Januar 1871 mehr durch Hunger und Aufruhr als durch die Beschießung. In den Tagen der Reichsgründung drohte der Bruch zwischen Kanzler und Generalstabschef unheilbar zu werden. Erneute Beschwerden Bismarcks hatten zu einem scharfen königlichen Schreiben an Moltke geführt. Schon hatte dieser sein Abschiedsgesuch aufgesetzt, aber nach schweren inneren Kämpfen verzichtete er auf die Absendung und ließ es zu den Akten nehmen. Als gehorsamer Diener seines Königs stellte er die Sache über die Person. Der Sieger in klassischen Vernichtungsschlachten bezwang sich selbst. Moltke hat später das Verhältnis zwischen Politik und Strategie dahingehend erläutert, daß die Politik wohl entscheidend auf den Beginn und



Helmuth von Moltke
Studie von Anton von Werner zu dem Gemälde „Moltke bei Sedan", 1884
Berlin, Nationalgalerie



Albrecht von Roon
Photographie, um 1875

das Ende des Krieges einwirke, daß aber im übrigen der Feldherr völlig unabhängig in seinem Handeln sei. Moltke stellte sich damit in einen Gegensatz zu seinem Lehrmeister Clausewitz, der einen „unabhängigen" Feldherrn nicht kennt und der gelehrt hatte, daß die Politik den ganzen kriegerischen Akt durchdringt. Der Weltkrieg hat Clausewitz recht gegeben. Aber nicht in der Theorie, sondern im Charakter der handelnden Menschen liegt die Lösung des Rätsels. In der Persönlichkeit des Obersten Kriegsherrn fanden, wie es Moltke später in vornehmer Zurückhaltung aussprach, „die politischen und militärischen Forderungen ihren Ausgleich". So schien es auch im Weltkrieg zu sein. In Wirklichkeit war es aber kein „Ausgleich", sondern Politik und Strategie, Kanzler und Oberste Heeresleitung blieben durch Welten voneinander getrennt.

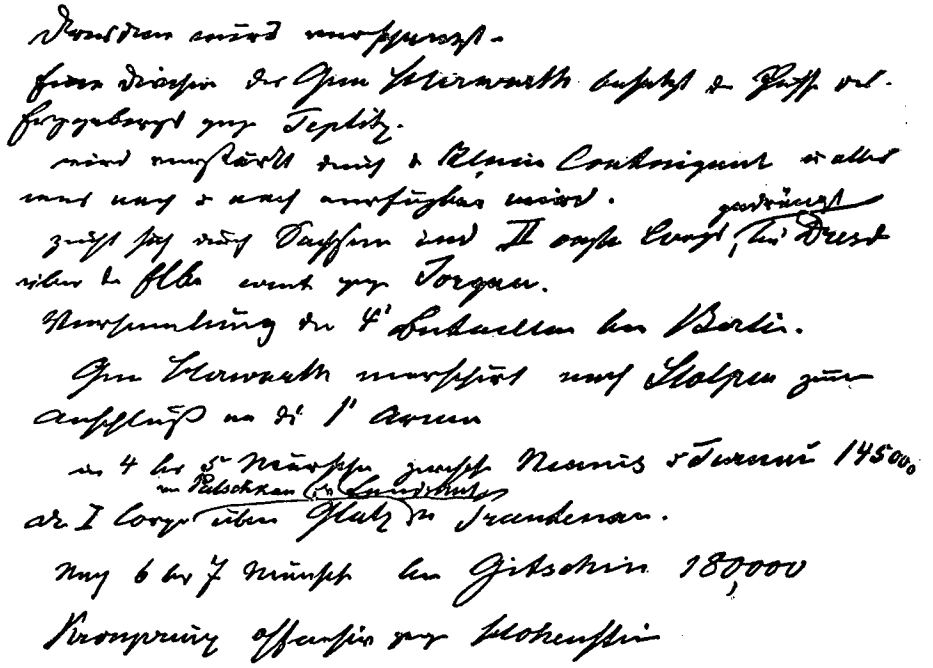
Auch in seinem ureigenen Arbeitsfeld, in der Heerführung, konnte sich Moltke nur allmählich durchsetzen. Er war ein unbedingter Anhänger der Selbständigkeit der Unterführer. Schon 1858 hatte er den Grundsatz vertreten, daß ein Befehl „alles das, aber auch nur das enthalten darf, was der Untergebene zur Erreichung eines bestimmten Zweckes nicht selbständig bestimmen kann". Diese Richtlinie Moltkes kehrt mit manchen anderen seiner Kriegslehren seither in den Gefechtsvorschriften des deutschen Heeres immer wieder. Die Freiheit der Unterführer findet selbstverständlich ihre Grenze dort, wo sie sich den Absichten der Heeresleitung unterordnen muß. Sonst wird Selbständigkeit zur Willkür. Das sollte auch Moltke erfahren. Im Feldzug von 1864 gegen Dänemark kamen die Ratschläge des Generalstabschefs kaum zur Geltung. Moltke war in Berlin zurückgelassen worden, über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz mußte er sich durch Privatbriefe und aus den Zeitungen unterrichten, da man ihn amtlich nicht auf dem laufenden hielt. Später wurde er dann zum Oberkommando gerufen. „Es ist zu wichtig, daß die richtige Organisation in das Hauptquartier kommt", schrieb Manteuffel dem Kriegsminister, während er von Moltkes Vorgänger meinte, dieser „habe die Oberkommando-Sachen mehr oder minder verwickelt". Erst 1866 befahl der König, daß der Generalstabschef operative Befehle unmittelbar, nicht wie bisher durch Vermittlung des Kriegsministeriums, an die Armee erteilen durfte. Geklappt hat aber die Sache auch in diesem Kriege noch nicht. Mehrfach artete die Freiheit der Unterführer, die auf eigene Faust Krieg führen wollten, in Eigensinn aus. Im Feldzug gegen die Hannoveraner konnte Moltke die Sturheit des Oberkommandierenden nur durch unmittelbare Befehle an die unterstellten Einheiten überwinden. In Böhmen antwortete ein Divisionskommandeur dem Überbringer eines Moltkeschen Befehles: „Ganz recht! Aber wer ist denn dieser General Moltke?" Der General von Steinmetz zeigte sich noch 1870 so widerborstig, daß er seiner Stelle enthoben werden mußte. Ein Teil der Armee- und Korpsführer war noch in alten Vorstellungen befangen und konnte dem Gedankenflug Moltkes nicht folgen. Trotzdem ließ sich dieser nicht von seiner Überzeugung abbringen. Nur durch selbständige, im Rahmen des Ganzen handelnde Unterführer

konnte die Aufgabe, Massenheere richtig zu führen, gelöst werden. Voraussetzung für diese neue Führungsart war die Schule des Generalstabs. Eine einheitlich denkende und handelnde Führerschicht mußte in selbständiger Mitarbeit alle Kräfte im Sinne des Feldherrn zur Entfaltung bringen. Die Überlegenheit der deutschen Führung trat 1870/1871 deutlich hervor. Führern wie Constantin von Alvensleben, Goeben, Albert von Sachsen, Manteuffel, von der Tann hatten die Franzosen nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen. „Es gab bei der deutschen Heerführung ein wahres geistiges Syndikat, so daß wir weniger durch das Talent eines Moltke als durch eine Institution, den Generalstab, besiegt worden sind" — schrieb ein französischer Kritiker vor dem Weltkrieg. Ein Menschenalter lang, von 1857—1888, hat Moltke an der Erziehung dieses „Syndikats" gearbeitet. Ihm verdankt der deutsche Generalstab sein Ansehen in der Welt. Schlachtenerfolge sind vergänglich, Schule und Zucht wirken in alle Zukunft. Moltke hat die Schule des deutschen Generalstabes als lebendiges Erbe hinterlassen, Bismarck machte nicht „Schule". Das Wesen der Generalstabsschule beleuchtet das Nietzsche-Wort: „Denn es unterscheidet die harte Schule als gute Schule von jeder anderen: daß viel verlangt wird; daß streng verlangt wird; daß das Gute, das Ausgezeichnete selbst, als normal verlangt wird; daß das Lob selten ist, daß die Indulgenz fehlt; daß der Tadel scharf, sachlich, ohne Rücksicht auf Talent und Herkunft, laut wird... Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und befehlen!"

Der Generalstab ist das Werkzeug, mit dem der Feldherr seine Strategie in die Tat umsetzt. Moltke hat die Strategie als ein „System von Aushilfen" erklärt, als „die Kunst des Handelns unter dem Druck der schwierigsten Bedingungen". Diese Begriffsbestimmung deutete Schlieffen als einen „Protest gegen diejenigen, die in einer Theorie, einer Methode, in inneren und äußeren Linien, in Umfassung oder Durchbruch und so weiter das alleinige Heil sehen. Es ist die Behauptung, daß für jeden Fall das Zweckmäßigste gesucht werden muß, und es ist die Herstellung voller Freiheit für den Feldherrn, das zu tun, wodurch er den Sieg gewinnen zu können glaubt."

Moltkes Strategie ist frei von jeder vorgefaßten Meinung. In den Leitsätzen strategischen Handelns erblickte er kaum mehr als die Anwendung des „gesunden Menschenverstandes". Für sich selbst spannte er allerdings diesen Maßstab sehr hoch. Dem Wagen geht gründliches Wägen voraus, aber nie dauert dieses zu lange. Politische Einsicht, sorgfältige Berechnung von Raum, Kraft und Zeit, Einsatz aller Mittel für die Schlacht und ein erbarmungsloser Siegeswille paaren sich in seinem Planen und Handeln.

1864 schlug er vergeblich Wrangel die Vernichtung der dänischen Armee durch doppelte Umfassung vor. Als er 1866 die preußische Armee in weitem Bogen an den Grenzen Sachsens und Böhmens aufmarschieren ließ, begegnete die Ausführung starken Einwänden. Man befürchtete von dieser „Zersplitterung der Streitkräfte" die Gefahr von Teilniederlagen der getrennten Armeen. Moltke



Moltkes Operationsplan vom 14. Juni 1866 für den Feldzug gegen Österreich.
Potsdam, Reichsarchiv

Dresden wird verschanzt. Eine Division des Gen(erals) Herwarth besetzt die Pässe des Erzgebirges geg(en) Teplitz. wird verstärkt durch d(ie) kleinen Contingente u(nd) alles, was nach u(nd) nach verfügbar wird. zieht sich, (wenn) durch (die) Sachsen und II oester(reichisches) Corps gedrängt, bei Dresd(en) über die Elbe, event. geg(en) Torgau. Versammlung der 4. Bataillone bei Berlin. Gen(eral) Herwarth marschiert nach Stolpen zum Anschluß an die 1. Armee in 4 bis 5 Märschen zwisch(en) Niemis (Niemes) u(nd) Turnau 145000 (Mann). Das I. Corps von Patschkau über Glatz ev. Landshut n(ach) Trautenau. nach 6 bis 7 Märsch(en) bei Gitschin 180000 (Mann). Kronprinz offensiv gegen Hohenstein (Hohenstadt).

dachte weiter. Am 22. Juni erging das knappe Telegramm: „Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung Gitschin suchen." Die Wirkung dieser Vereinigung nach vorwärts zeigte sich einige Tage später in dem noch kürzeren Telegramm Benedeks nach Wien: „Bitte Euer Majestät dringend, Frieden zu schließen. Katastrophe für Armee unvermeidlich." Wien verlangte trotzdem die Schlacht, und Königgrätz entstand so, „daß von verschiedenen Seiten aus ein letzter kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt. Dann hat die Strategie das Beste geleistet, was sie zu erreichen vermag, und große Resultate müssen die Folge sein". Das alles klingt einfach. Aber das Einfachste ist im Kriege schwer. Auch die Schlacht von Königgrätz brachte eine gefährliche Krise. Das Eingreifen der Kronprinzenarmee verzögerte sich. Erinnerungen an Jena und Auerstedt wurden laut. Schon wollte der König den Rückzug befehlen, da trat Moltke dazwischen: „Majestät! Hier

handelt es sich um das Schicksal Preußens, hier wird nicht zurückgegangen!" Kurz darauf konnte er dann dem König melden: „Eure Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug."

In ganz anderer Weise wie 1866 versammelte Moltke 1870 die Armeen in der Pfalz und plante, zwischen zwei feindlichen Gruppen stehend, einen Vormarsch gegen die Saar „in engster Konzentration", aber doch so breit, daß aus dem Anmarsch unmittelbar zur Umfassung geschritten werden konnte. Zu der beabsichtigten einheitlichen Entwicklung der Kräfte ist es nicht gekommen. Aber Moltke verstand es, sich veränderten Lagen anzupassen. Trotz den Fehlern der Armee Steinmetz, die sich bei Saarbrücken vor den rechten Flügel der II. Armee schob, trotz dem verspäteten Antreten der Armee des Kronprinzen und ihrem allzu zögernden Folgen hinter dem bei Wörth geschlagenen Feind gelang es dem Generalstabschef in den Tagen vom 14. bis 18. August, die 1. und die 2. Armee bei Metz zu vereinigen und, mit völlig verwandter Front, den Rücken nach Westen, die Schlacht von Saint-Privat zu schlagen und Bazaine in Metz einzuschließen.

Nach Neugliederung der Armeen wurde der Vormarsch gegen Paris in breiter Front fortgesetzt. Metz blieb umschlossen. Aus dem Vormarsch heraus erfolgte dann jener berühmte Rechtsabmarsch gegen Mac Mahon, der in den Schlachten bei Sedan durch doppelte Umfassung das Schicksal des Kaisers Napoleon und seines letzten Heeres besiegelte.

Am 19. September erschienen die Deutschen vor Paris und schlossen die Riesenfestung ein. Moltkes Führungskunst hatte die zahlenmäßig unterlegene kaiserliche Konskriptionsarmee in reißend schnellem, strategischem und taktischem Angriff zertrümmert; die der Zahl nach beträchtlich überlegenen Volksaufgebote der Republik schlug er in strategischer Verteidigung, taktisch aber in der Hauptsache durch Angriff. In überstürztem Handeln führte Gambetta die neugebildeten Armeen zum Entsatz der Hauptstadt heran. Sie wurden eine nach der anderen geschlagen. Mit beschränkten Mitteln verstand es hier Moltke, Großes zu vollbringen. Nach dem Äußersten konnte er der ganzen Lage nach nicht streben. Das zeigt seine Weisung an die mit der Deckung der Einschließung von Paris betrauten Armeen, „nach erfochtenem Sieg die Verfolgung des Feindes nur so weit fortzusetzen, wie erforderlich, um seine Massen der Hauptsache nach zu zersprengen". „Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit ist der Stempel des Helden", sagt Clausewitz.

Kühnheit und Geist sind auch die Kennzeichen der Moltkeschen Feldzugsentwürfe vor und nach den Einigungskriegen. „Ohne Gefahr machen sich keine weltgeschichtlichen Umformungen", hatte er 1859 geschrieben, als er vergeblich das Eingreifen Preußens gegen Frankreich in dessen Krieg mit Österreich wünschte. Mehrfach hat er in späteren Jahren von Bismarck den Vorbeugungskrieg gefordert. Der Kanzler hat dazu nie seine Hand gegeben, aber er stellte das Zeugnis aus, daß Moltkes Kampflust und Schlachtenfreudigkeit ihm zwar zu Zeiten unbequem, doch in

entscheidenden Augenblicken für die Durchführung seiner Politik ein starker Beistand gewesen seien.

Moltke ist in seiner Heerführung über Bonaparte hinausgewachsen. Er mußte andere Wege zum Schlachterfolg beschreiten, weil sich die Bedingungen der Kriegführung gewandelt hatten. „Das Fortschreiten der Technik, erleichterte Verbindungen, neue Bewaffnung, kurz, völlig veränderte Umstände, lassen die früheren Mittel zum Siege und selbst die von den größten Feldherren aufgestellten Regeln vielfach als unanwendbar auf die Gegenwart erscheinen" — schrieb er einmal und forderte an anderer Stelle, daß die Kräfte der Technik und der Wissenschaft „Vasallen der Kriegführung" sein müßten. „Alle müssen zusammenwirken, um aus dem Riesenkampf der Nationen siegreich hervorzugehen." Unermüdlich hat Moltke daran gearbeitet, die Kräfte der Wissenschaft und Technik dem Kriege dienstbar zu machen. Sein Verdienst ist es mit, daß Preußen-Deutschland 1866 und 1870 über ein viel leistungsfähigeres Eisenbahnnetz verfügte als die Gegner. Mehr Wert als auf die Anlage von Festungen legte Moltke auf den Ausbau der Schienenwege. Mobilmachung und Aufmarsch wurden erheblich beschleunigt. Damit war die erste Grundlage für die Schlachtenerfolge geschaffen. In Frankreich mißglückte bekanntlich 1870 der Eisenbahnaufmarsch gänzlich. Moltke ist der erste große Eisenbahnstratege seiner Zeit. Schnelligkeit und Beweglichkeit vervielfältigten die Kraft der Truppe. Im Telegrafen sah er das Mittel, „getrennte Heeresabteilungen nach einheitlichem Willen zu gemeinsamem Ziel zu leiten". Daß die Verbesserung der Feuerwaffen mehr der Verteidigung als dem Angriff zugute kam, hat der Generalstabschef früh erkannt. Der Weltkrieg hat diese Ansicht erneut bekräftigt.

Zwei Jahrzehnte hat der Feldmarschall nach seinen siegreichen Kriegen noch gelehrt und gewirkt. Sein Geist blieb bis zur Todesstunde klar und wach. Der kommenden Bewährungsprobe des jungen Reiches galt sein ganzes Mühen. Warnend erhob er seine Stimme im Reichstag und wies auf den Krieg der Zukunft hin, der ein „Siebenjähriger oder ein Dreißigjähriger werden könne". Ein starkes Deutschland war ihm die sicherste Gewähr für den Frieden. „Nur ein waffenstarkes Deutschland kann den Bruch des Friedens verhindern, nur eine starke Regierung heilsame Reformen durchführen, nur eine starke Regierung kann den Frieden verbürgen."

Nachhaltiger als durch die Lehre wirkte Moltke durch das Vorbild seines Charakters. Feindschaft und Mißgunst fanden an seiner Persönlichkeit keine Angriffsfläche. Er blieb schlicht, anspruchslos und vornehm auch auf der Höhe des Ruhmes. Der spätere Kriegsminister, General von Verdy, einer der engsten Mitarbeiter Moltkes 1870/1871, rühmt an ihm, daß während des ganzen Feldzuges niemand ein unfreundliches Wort von Moltke zu hören bekam. „Mit uns ist er auch munter in seiner einfachen Heiterkeit und völligen Anspruchslosigkeit. Wir fühlen uns alle wohl dabei und verehren ihn so, daß wir ihn auf Händen tragen

möchten. Aber auch außerhalb unseres kleinen Kreises gibt es nur eine Stimme der Anerkennung für ihn; ein jeder sagt, er sei ein wahrhaft klassischer Charakter." Moltke hat selbst in einem bekannten Wort geäußert, daß im Kriege die Eigenschaften des Charakters schwerer wiegen als die des Verstandes, mancher trete auf dem Schlachtfeld glänzend hervor, der im Garnisonleben übersehen werde. Gewiß hat Moltke mit diesem Wort keinen Freibrief für Dummköpfe ausstellen wollen. Aber allem Schein und allem Äußerlichen war dieser Mann abhold.

An der Grenze seines langen und arbeitsreichen Lebens wandte sich sein Wahrheit suchender Geist den Letzten Dingen zu. In seinen „Trostgedanken", die er schriftlich niederlegte und immer wieder durcharbeitete, gab er sich Rechenschaft über sein Verhältnis zu Gott. Das Bibelwort, daß Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist, war einer seiner Leitsprüche, in der Liebe sah er das höchste Gottesgesetz. Bis zum letzten Tag war der Körper ein williger Diener seines Geistes. Am Nachmittag des 24. April 1891 wohnte Moltke noch einer Sitzung des Herrenhauses bei. Abends ist er dann sanft entschlafen. „Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und in der Weltentwicklung führt er auch durch verlorene Feldzüge zum Ziel" — hatte der sieggewohnte Feldherr, der mit stahlhartem Willen gläubige Demut zu vereinigen wußte, als Mahnwort für die Zukunft hinterlassen.

Der Generalstab hat das Erbe des alten Moltke gut behütet. Er hat im Weltkrieg das deutsche Heer zu Erfolgen geführt, denen selbst die Niederlage den Glanz nicht nehmen konnte. Aber auch der Generalstabsoffizier ist nur ein Mensch und der Generalstab als Gemeinschaft und Schule nur Menschenwerk. Auch ihm haften Schwächen an. Auch seiner Wirksamkeit sind Grenzen gesetzt. „Der vollkommenste Generalstab mit den richtigsten Anschauungen und Grundsätzen bedingt noch nicht die ausgezeichnete Führung einer Armee, wenn die Seele eines großen Feldherrn fehlt" (Clausewitz). Große Feldherren kann auch die Generalstabsschule nicht züchten. Sie kann ihnen nur den Weg ebnen und das Rüstzeug mitgeben. Daß die beste Armee der Welt 1914 nicht von einem großen Feldherrn geführt wurde, war ihre Tragik; aber sie darf nicht dem Generalstab zur Last gelegt werden. Die Namen Hindenburg, Ludendorff und vieler anderer Armeeführer, die Schlachten von Tannenberg und Masuren, die Feldzüge in Rußland, Rumänien und Italien, das gewaltige Ringen an der Westfront, die Mobilmachung von 1914 und die Rückführung des Heeres nach dem Zusammenbruch von 1918 — das alles sind eindeutige Beweise dafür, daß die Schule des deutschen Generalstabes besser war als die der Gegner.

Der Feind hat Moltkes Schöpfung das ehrenvollste Urteil gesprochen im Artikel 160 des Diktates von Versailles: „Der deutsche Große Generalstab und alle ähnlichen Behörden werden aufgelöst und dürfen in keiner Form wiederhergestellt werden."

Vergeblich suchte man den Geist zu knebeln. Er blieb lebendig und hat den Kampf um Freiheit und Ehre des Volkes vom ersten Tage an wieder aufgenommen.

In einem Schreiben des Generals Groener an den Reichswehrminister Noske vom 24. August 1919 heißt es: „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß es den Generalstabsoffizieren in erster Linie zu verdanken ist, daß wir bisher am Bolschewismus vorbeigekommen sind. Wie kein zweiter habe ich den zähen und aufreibenden Kampf gerade dieser Offiziere mit jeder Art von Räten und sonstigen Revolutionserscheinungen beobachten und ihre fast aussichtslos erscheinenden Bemühungen um die Gesundung von Heer und Volk verfolgen können. In einer Zeit, wo jede Autorität zusammengebrochen war, wo fast alle Behörden völlig energie- und mutlos das Staatsschiff treiben ließen und nur verzweifelt die Hände rangen, in einem Augenblick, wo ich in Berlin im Kriegsministerium geradezu anarchische Zustände vorfand, sind diese Offiziere mit verbissener Energie und größter Selbstverleugnung an die Arbeit gegangen und haben den Kampf gegen Unvernunft, schrankenlose Selbstsucht und Verbrechen ohne geringste Macht- und Hilfsmittel hinter sich aufgenommen. Diese Tat sollte den Generalstabsoffizieren nie vergessen werden!"

So war es 1919, und so hat der Generalstab die folgenden fünfzehn Jahre hindurch trotz Kontrollkommissionen und den tausend Fesseln des Friedensdiktates das kleine Berufsheer zu einem Werkzeug gemacht, das die eiserne Klammer des Reiches und eine Pflegestätte der deutschen Mannestugenden bildete, bis die Zeit kam, in der Adolf Hitler ihm mit dem Neuaufbau des deutschen Volksheeres der allgemeinen Wehrpflicht eine der größten, dankbarsten und ehrenvollsten Aufgaben seiner Geschichte zuweisen konnte.

So wirkte Moltkes Geist im deutschen Heere fort bis auf unsere Tage, und so wird er auch, das hoffen wir, in Zukunft lebendig bleiben.

Albrecht von Roon

1803—1879

Von

Erich Marcks

Von den „drei Paladinen" des alten Herrschers, Kaiser Wilhelms I., die man dereinst nur miteinander zu denken gewohnt gewesen, ist Roon, der ihm am frühesten zur Seite trat und der ihm herzlich am nächsten gestanden hat, dem allgemeinen Bewußtsein am ehesten fremder geworden. Roon ist bereits 1873 zurückgetreten, bereits 1879 gestorben; der volle Schwung der monarchisch-nationalen Empfindungen, der die achtziger Jahre erfüllte und der damals die hohen Greisengestalten aus Kaiser Wilhelms Kreis erst ganz in das Heroische emporhob, traf ihn nicht mehr an. Überdies, er ist zeitlich enger bedingt und enger begrenzt als seine großen Genossen; und vollständiger als bei ihnen allen ist seine eigentliche Leistung mit dem bittersten Streite verknüpft, den Preußens Verfassungsleben durchgemacht hat. Er hat nicht das Leuchtende der beiden oder der drei anderen. Und doch ist seine allgemein geschichtliche Bedeutung erstaunlich groß und reich. Es ist ja der eine herrschende Zug unseres neunzehnten Jahrhunderts gewesen, daß das alte Preußen sich und seine Eigenart in das alte Deutschland hineingebildet hat. Preußen ist dabei innerlich deutscher, noch mehr aber Deutschland innerlich preußischer geworden: durchtränkt mit organisatorischer Kraft, mit Zucht, Festigkeit, Staatlichkeit. Unser Vaterland ist aus der Welt des Geistes in die der staatlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit übergetreten. Der größte Träger dieses Wirklichkeitssinnes und Wirklichkeitsstrebens, das Deutschland erzog und durchdrang, ist sicherlich Bismarck gewesen. Aber in seiner dichten Nähe wird eine jede Nachwelt Albrecht von Roon finden. Um Roon, eckig und mächtig inmitten der Strömungen seiner Tage, wird keine Betrachtung des vergangenen Jahrhunderts herumkommen: wenn sie ihn nicht ganz erfassen wollte, in aller herben Eigentümlichkeit und allem Reichtum seines Daseins, sie würde sich selber berauben. Der Historiker, der seinem Werden und Wesen nachgeht, folgt dabei ganz von selber zugleich dem Gange des alten Preußens in das neue Deutschland hinein.

*

Albrecht von Roon stammt aus altniederländischem Blute; seine Voreltern sind als stramme Kalvinisten im sechzehnten Jahrhundert aus Holland ausgewandert, sie haben dann als Bürger und Kaufleute zu Frankfurt am Main gelebt, spätere Generationen wandten sich nach Frankfurt an der Oder und wurden

preußische Beamte und Offiziere. In höchst unerquickliche Verhältnisse hinein ward Roon (30. April 1803) zu Pleushagen bei Kolberg geboren. Die Eltern lebten in einer zerrütteten Ehe. In früher Kindheit des Sohnes sind beide aus dessen Dasein geschieden. Der Knabe ward dann einem Landpfarrer in Pflege gegeben; der Schulmeister war zugleich Dorfschneider und komische Figur. Aus allen Jämmerlichkeiten holte 1812 den Neunjährigen die Großmutter heraus: es war die frühere Oberhofmeisterin von Borcke, eine strenge, energische und stolze Frau. Bei ihr erfuhr der Enkel zuerst festen, geregelten Ernst; er meinte noch als Siebziger, ihr Beispiel sei ihm unvergeßlich geblieben. Nur anderthalb Jahre lang lebte er unter ihren Augen; dann verlor er die Großmutter durch den Tod, und die Mutter verfiel in Schwachsinn. Nun endlich begegnete er liebevoller Pflege. Verwandte seiner Mutter nahmen sich des Vereinsamten und Verwahrlosenden an; sie brachten ihn 1814 auf die Schule nach Berlin und 1816 in das Kadettenhaus zu Kulm in Westpreußen. Für sein Leben fruchtbar wurde die väterliche Sorge, die ihm der Hauptmann von Chappuis zuwandte, ein jugendlicher Invalide aus dem Freiheitskriege, ein reiner und fester, ideal und streng gerichteter altpreußischer Offizier von reicher Bildung und warmem Herzen. Er ersetzte seinem Zögling einigermaßen den Vater und blieb ihm mit Rat und Liebe nahe. Sein junger Freund hat ihm Ehre gemacht; den Unterricht wie die Charakterzucht der Kadettenbildung genoß er mit Freuden, er wuchs in Sparsamkeit und Frische kräftig heran. Er wurde 1821 Leutnant und lernte im Laufe der Jahre den Frontdienst im Osten und Westen kennen, noch mehr freilich die zentralen Bildungs- und Arbeitsstätten in Berlin. Er besuchte seit 1824 die Allgemeine Kriegsschule und hörte zugleich an der Universität, er trat zumal Karl Ritter, dem Geographen, nahe. Er wurde 1828 Lehrer am Kadettenkorps und war ein eifriger und gestrenger Erzieher; „Albrecht mit der offenen Stirn" nannten ihn wohl die Kameraden, die Schüler „den groben Roon". Und er gelangte, an der Hand pädagogischer Arbeit für sein militärisches Lehramt, zu literarischer Tätigkeit, die für viel weitere Kreise fruchtbar wurde: er schrieb (1832 bis 1844) eine Anzahl geographischer Werke, zwei Lehrbücher zumal; man benutzte sie lange als den „großen und kleinen Roon".

Wie Moltke also ist Roon groß geworden: ein gut Teil geistiger und schriftstellerischer Tätigkeit vereinigt sich mit der militärischen, und die Honorare, die nicht eben fett sind, helfen doch auch wirtschaftlich nach. 1832 trat angesichts der niederländischen Wirren eine Art Mobilmachung in der Rheinprovinz dazwischen, die Roon mitmachen durfte und aus der er lernte. 1833 aber wurde er zum Generalstabe kommandiert, von 1835 an ihm dauernd zugeteilt; zugleich lehrte er an der Allgemeinen Kriegsschule. Reisen, die mit der Generalstabsarbeit zusammenhingen, führten ihn einmal im Jahre 1835, in Hinterpommern, in seines Neffen Moritz von Blanckenburg Gesellschaft, dem jungen, neunzehnjährigen Studenten Otto von Bismarck zu; sie brachten ihm im Jahre darauf, bei einem Besuche von Verwandten in dem schlesischen Pfarrhause von Großtinz, in der

achtzehnjährigen Anna Rogge die Braut. Sie haben, beide ohne Vermögen und ohne Rang, den zuversichtlichen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Dem ernsten und wuchtigen Manne blieb bis an sein Lebensende die liebenswürdig helle Gefährtin erhalten.

Seine Laufbahn führte ihn das erste Ehejahrzehnt in stillen, aber sicheren Geleisen aufwärts. Dann wurde 1846 der Major von Roon zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Karl ernannt; neue, weitere Aussichten begannen sich aufzutun. Was war Roon bis dahin geworden? Er war vor allem ein durchgebildeter militärischer Fachmann, erzogen in der Schule des preußischen Heeres. Eine Familienheimat im vollen Sinne hatte ihm gefehlt, seine eigentliche Heimat war vom Eintritt in das Kadettenkorps an das Heer gewesen. Hier hatte er sich seine reiche Geistesbildung geholt; er nahm teil an der Welt, auch an der Welt der Forschung, am allgemeinen Leben seiner Zeit; aber sein Daseinskreis blieb die Armee.

*

Die Welt jedoch, inmitten deren er so zum Manne herangereift war, war das Preußen des alternden Friedrich Wilhelms III., das letzte Zeitalter des patriarchalisch altpreußischen Königstums. Aber überall reifen auch schon neue Gestaltungen heran: liberal die neuen staatlichen Gedanken; bürgerlich die aufsteigende Macht eines neuen wirtschaftlichen Lebens; ein Bürgertum als vornehmster Träger des geistigen wie des ökonomischen Daseins, mit eigenen Ansprüchen und Idealen. Aus dem Allgemeinen wendet der deutsche Geist sich langsam zum Besonderen hinüber, vom humanistischen Ideal des allumfassenden Menschentums und der allseitigen Durchbildung der Persönlichkeit zum Praktisch-Fachlichen, vom weiten und freien Gedanken zur einzelnen Tat, zum Einzelberuf. Der Philosoph tritt zurück, der Fachmann vor.

Auch im preußischen Heere scheiden sich die beiden Generationen, die sich in ganz Deutschland abgelöst haben: auf ein idealistisches Geschlecht, die Kinder der großen Bildungsepoche, folgt ein Geschlecht der Fachmänner und der Realisten: auf Boyen folgten König Wilhelm I. und Roon.

Der große Kriegsminister der preußischen Reformzeit Hermann von Boyen, der Nachfolger und Erbe Scharnhorsts, der Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814, der Bildner des preußischen Volksheeres mit seiner allgemeinen Dienstpflicht, mit seiner Linie und Landwehr, auch er war ein durchgebildeter Offizier aus der Schule Friedrichs II. Aber bei ihm, der zugleich den ganzen Inhalt der Aufklärung und des Idealismus in sich aufgenommen, der zu den Füßen Kants gesessen hatte, stand auch die militärische Organisationsarbeit im Zusammenhange einer großen idealen Weltanschauung. Er hegte die humanistische Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, der Freiheit und Freiwilligkeit, vor der Volksmäßigkeit und Volkstümlichkeit, vor Menschengleichheit und Menschenrecht; er wollte auch den Heeresneubau völlig in den Gesamtbau der sittlichen, sozialen und politischen Reformen

einfügen, dem er und die geistesverwandten hohen Männer seines Kreises ihre ganze Seele gewidmet hatten. Deshalb war ihm über der Zucht des Linienheeres die Landwehr der eigentliche Liebling; sie sollte möglichst frei auf sich selber stehen, als das Volksheer im eigentlichsten Sinne. Aber seine politischen Ideale sind 1819 gescheitert: die Reformpartei wurde aus der Leitung Preußens verdrängt. Und das jüngere Offizierkorps hörte auf, boyensch zu sein. Auf die liberalen Reformen von 1807 und 1814 folgte der Rückschlag der alten Monarchie: das alte Preußen, streng königlich, mit starkem aristokratischem Beisatz, betätigte sich von neuem, auch im Heere. Das Offizierkorps wurde wieder ganz, wovon Boyen es gern entwöhnt hätte: der feste aristokratische Berufsstand. Der oberste Führer dieses jüngeren Geschlechts wurde ziemlich früh der junge Prinz Wilhelm. Gegen das alte Ideal der weiten Menschlichkeit und manche ideologische Übertreibung erhob sich hier das neue, das jetzt modernere der strammen Berufsdurchbildung: keineswegs mit tauber Einseitigkeit, aber mit bewußter Konzentration. Es fand seine eifrigen Vertreter in den Söhnen der alten monarchisch-konservativen Schichten Preußens. Es war von früh auf, in Prinz Wilhelm und in so manchem seiner Waffengenossen, verbunden mit einem starken Gefühle für staatliche Macht, mit einem friderizianischen Zuge, der Preußen und seinem Heere neue Betätigung in der Welt ersehnte: nur eine Großmachts- und Waffenpolitik könne den kleinsten der Großstaaten lebendig und zukunftsvoll erhalten.

Das waren die entscheidenden Bewegungen innerhalb des preußischen Heerwesens der Jahrzehnte nach 1815. Das war zugleich die Welt Roons: die Welt des alten Preußens: konservativ im sozialen wie im politischen Sinne, und gleichzeitig doch vorwärtsdrängend, von jener neuaufsteigenden, realistisch-fachlichen Geistesart des Jahrhunderts erfüllt. Roon selber war ganz ein Kind und ein Vertreter dieser Welt: all sein geistiges Leben, soweit es auch hinausblickte, doch in diese Schranken gebannt, mit diesen Zielen verbunden. Auch äußerlich ganz der Offizier, dem man den Schriftsteller wenig ansah: von hoher, breiter Gestalt mit „Bärenkräften", jeder Anstrengung gewachsen und gesund; ein prachtvoller Kopf mit ernsten, blauen Augen, festen Zügen, mächtiger Stirn. So zeigt ihn das Jugendbildnis in den „Denkwürdigkeiten", so zeigen ihn seine Briefe. Sie stehen an Anmut, an silberner Klarheit denen Moltkes, an Wucht und Tiefe des inneren Lebens denen Bismarcks vielleicht nicht ganz gleich; sie erzählen vielleicht — auf Reisen — etwas viel Tatsachen; aber auch sie spiegeln, und von Anfang an, eine kraftvolle und in sich arbeitende Natur. Und seit die großen Gegenstände in Roons Dasein traten, von 1848 an, wächst wie ihr Inhalt, so die Empfindung und die Form: sie öffnen den Einblick in ein starkes, leidenschaftliches Herz und packen dann durch eine wundervolle Kraft und Größe der Bilder, durch den schlichten und doch dröhnenden Klang der Sprache, durch das elementare Überströmen einer Persönlichkeit, die sich sonst gewöhnt hat, sich selber zu erziehen und zu beherrschen.

*

Zwei Jahre lang hat Roon den schwierigen Prinzen Friedrich Karl zu leiten gehabt: er war der Mann für die Aufgabe. Sie führte ihn nach Bonn und in die Universitätskreise hinein, dazwischen in das Ausland, nach Italien, Frankreich, in die Alpenländer, sie bereicherte sein Weltbild, sie brachte ihn auch dem Hofe nahe. Dann aber riß ihn, den Mann des alten Preußens, die achtundvierziger Revolution in ihre Wirbel. Er hat sie zu Potsdam, Berlin, Koblenz mit durcherlebt. Erst nimmt er die Bewegungen in der Hauptstadt leichter; dann überrascht ihn jäh die Unterwerfung Friedrich Wilhelms IV. Es siegt in Deutschland und in Preußen die neue Zeit, das liberale Bürgertum, der Gedanke der politischen Freiheit, und, wie es scheint, der nationalen Einheit. Die alten konservativen Gewalten sind geschlagen. Der König erreicht es weder, die neuen Kräfte niederzuschlagen noch sie zu leiten, er demütigt sich selber und seine Truppen vor der Barrikade. Roon war außer sich. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen?" Aber er ist kein Mann der bloßen Klage. „Jetzt gilt es die Zähne zusammenzubeißen und sich wiederzufinden in der neuen Lage der Dinge; jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen." Es ist der Entschluß des Offiziers. Roon hat dann Friedrich Wilhelms Potsdamer Ansprache an die Offiziere mitangehört, die Bismarck so packend schildert; er blieb tief unbefriedigt und hat die kommenden Monate in Groll und Sorge durchlebt. Sein Trost war die Armee: „Ja, das Heer, das ist jetzt unser Vaterland."

Der Sturm brauste vorüber; die Stimmung Roons blieb grimmig. Als der Prinz von Preußen und seine Gemahlin ihm Ende 1848 die Führung ihres Sohnes Friedrich Wilhelm antrugen, lehnte er sie ab: er meinte, für ein solches Amt nicht „zeitgemäß" genug zu sein. Der schöne Briefwechsel mit dem Elternpaare klang in eine hochherzige Würdigung von Roons charaktervoller Offenheit durch seinen künftigen Kaiser aus.

Das Schicksal Roons aber hielt ihn auch so in Wilhelms Kreisen fest. Unter des Prinzen Augen, als Generalstabschef des einen preußischen Armeekorps, machte er 1849 den badischen Feldzug mit. Dann erlebte er in Koblenz, der Residenz des Prinzen, den Einbruch der Reaktionszeit. Er beklagte mit Wilhelm die Demütigung von Olmütz bitter, er neigte in den fünfziger Jahren nicht eben der halbliberalen Opposition zu, wie der Prinz sie machte, aber seiner preußischen Opposition durchaus. Er stand äußerlich und innerlich der Gruppe des Thronfolgers nahe; mehrere seiner militärischen Freunde gehörten ihr zu, politisch brachte ihn sein Bonner Freund, der Rechtslehrer Clemens Theodor Perthes, mit ihr in Verbindung. Das bedeutsamste Ergebnis dieser Beziehungen war eine Denkschrift über die Erweiterung von Preußens militärischem Einfluß in Deutschland, die Roon für die Koblenzer verfaßte. Von der wissenschaftlichen Schriftstellerei hatte er sich abgewandt; die schriftstellerische Schulung, die er ihr verdankte, hat er für seine politische Arbeit auch künftig gut brauchen können. Seine Denkschriften sind vortrefflich geschrieben, wohlgegliedert im Aufbau und kräftig, lebensvoll, gelegentlich

von straffer Größe in der Form, gleich und über seinen Briefen. Der Aufsatz für Prinz Wilhelm erklärt die Lage Deutschlands, die Machtlosigkeit, die Zersplitterung, die Anmaßung der Kleinen, den Dualismus zwischen den Großen für unerträglich: Preußen muß früher oder später Deutschlands Schirmherr werden. Dafür muß ihm die Leitung des deutschen Kriegswesens zufallen. Nicht mit der Bundesverfassungsreform, sondern mit der der Heeresorganisation wird die deutsche Reform dann zu beginnen haben. Roon dachte an Militärkonventionen, an eine Gleichmachung des Heerwesens unter Preußen; auch Bismarck hat der Methode preußischer Militärkonventionen neben dem Bunde gelegentlich das Wort geredet; vor allem aber die politische Gesinnung führte die beiden zusammen. Auch in Roon war der ausschließliche Stolz des Preußentums, der ungeduldige Ehrgeiz des Großmachtgefühls: eine handelnde preußische Politik wird, so meint er, je nach ihren Leistungen, „uns entweder zur vollen weltmächtigen Ebenbürtigkeit oder von neuem nach Olmütz oder gar weiter führen". Aber wer vor solcher Gefahr zurückbebt, verurteilt Preußen zu einer „rein vegetierenden Fortdauer" und zum ruhmlosen Tode. Das zerrissene Deutschland wird der stärksten innerlichen Umkehr oder der „Heldentaten und Leichenhügel" bedürfen. Das waren Worte und Gedanken voll preußisch-deutschen Schwunges und kräftiger Einsicht: Gedanken eines deutsch, aber zunächst preußisch gesinnten Realisten und Offiziers; sie verdienen ihren Platz in der Vorgeschichte der Einigung, in der Nähe Bismarcks.

Da ward ihm endlich der Ruf zu höherer Tätigkeit. Im Herbst 1857 erkrankte der König, und noch vor dem Antritt der eigentlichen Regentschaft, im Juni 1858, ließ sich Prinz Wilhelm von Roon seine Klagen und Pläne entwickeln; er forderte ihn auf, sie schriftlich aufzusetzen; Roon verfaßte seine Denkschrift zur „vaterländischen Heeresverfassung". Seine große Zeit brach an.

*

Um welche Gebrechen des preußischen Heerwesens es sich handelte, ist oben angedeutet worden. Mängel der ersten Jahre waren seit 1819 ungeheilt geblieben; im einzelnen hatte Wilhelm vieles bessern dürfen — an die Gesamtreform konnte er erst jetzt herangehen, da er die Macht erhielt. Und es war gewiß: das Instrument der preußischen Größe war mannigfach eingerostet; die Landwehr war zu matt, zu wenig militärisch geschult; noch immer bedurfte es ihres festeren Anschlusses an die Linie; noch immer war das Heer als Ganzes zu klein, die Heeresziffer der seit einem halben Jahrhundert erheblich gestiegenen Bevölkerungsziffer nicht nachgefolgt. Roons Denkschrift griff in schneidender Kritik und eindringlich vorgetragenen Änderungsvorschlägen das Problem in allen seinen Teilen an: Vermehrung des Bestandes an Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften für das stehende Heer, enge Verschmelzung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr mit der Feldarmee, in die sie tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, „einverleibt"

werden sollten, zeitigere Entlassung der älteren Landwehrleute in das zweite Aufgebot, Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit, Entwicklung des Kadettenwesens zugunsten der Söhne des armen Militäradels. Roons Plan und Roons Persönlichkeit haben in den kampfesreichen Vorberatungen der Militärreform während der Jahre 1858 und 1859 eine bedeutende Rolle gespielt, wenn es auch nicht Roon gewesen ist, der den Dingen den entscheidenden ersten Anstoß gab, und wenn auch seine Vorschläge nicht unmittelbar angenommen worden sind. Aber die Neuorganisation entsprach den Hauptsachen und dem Geiste nach seinen Wünschen durchaus. Es wurde erreicht, was man lange erstrebt hatte, und was auch Roon vor allem wollte: Vergrößerung und erhöhte Schlagfertigkeit der Armee, straffere Durcherziehung aller ihrer Teile, Stärkung des Berufsoffizierkorps und seines Einflusses: was an der älteren Einrichtung milizartig gewesen war, verschwand so gut wie ganz. Von all dem Neuen gehört, militärisch und vollends politisch, die eigentliche Urheberschaft dem Prinzen von Preußen zu: die Heeresreform war sein Werk. Aber unter seinen Mitarbeitern hat Roon sachlich an einer der ersten Stellen gestanden, persönlich an erster. Was er hauptsächlich hinzutat, das war die Geschlossenheit und feurige Kraft seines Charakters, des unbedingt auf das Ziel gerichteten Willens, die rastlose Mahnung, die über alle die Bedenken, die Widerstände am Hofe und im Ministerium, über die zögernde Milde des Regenten hinweg ihr stetes, ungeduldiges, schöpferisches Vorwärts hallen ließ. An dem Verdienste der Tat hatte er so, nächst Wilhelm I., den entscheidendsten Anteil.

Die Heeresreform ward beschlossen; der liberale Kriegsminister Bonin nahm seine Entlassung: es war so gut wie selbstverständlich, daß Roon in seine Stelle einrückte. Schon ein Jahr vorher hatte der Prinz es ihm angekündigt. Roon graute ein wenig vor den Schwierigkeiten des Amtes, aber Kraftgefühl und hoher Ehrgeiz, mit dem Pflichtgefühl des Königsdieners und des Reformators vereint, trieben ihn doch zugleich vorwärts: er nahm „mit Seufzen" und dennoch freudig an; er trat auf den Platz, für den er gemacht war. „Es gilt, Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden." Am 5. Dezember 1859 wurde er zum Kriegsminister ernannt. Von da ab hat er für die Durchführung der Reorganisation das Entscheidende getan. Und diese Leistung war die eigentlich große in seinem wie in seines Herrschers Leben. Das historisch und seelisch Besondere daran aber sei hier noch einmal ausdrücklich formuliert. Die reformierenden Offiziere waren Fachmänner: sie wollten feste fachmäßige Ordnung und feste Zucht, sie schoben das Volkstümliche zugunsten ihrer Berufsauffassung und ihres Berufsstandes in den Schatten. Das alles aber geschah ja bereits in einem neuen Preußen. Seit 1848 hatte es eine Verfassung, das Volk nahm an seiner Regierung teil, ein Stück der liberalen Ideale war verwirklicht, das Bürgertum drang politisch vor. Neben ihm erhob sich jetzt die konservative Gegenmacht, das konservative Heer. Die Männer der Heeresreform vertraten neben dem Neuen das fortwirkende Alte, das

Altpreußentum, die Gedanken der Disziplin und der Autorität, das altpreußische Staatsgefühl; sie vertraten das alles im Geiste moderner Technik; und sie erfaßten das Staatsleben unter dem Gesichtspunkte der Macht, des großstaatlichen Ehrgeizes. So tat es Wilhelm I. selbst, so seine Offiziere. Der Ehrgeiz der Macht aber erwies sich auch ihnen, wie allen ihren Vorläufern in der großen Geschichte des preußischen Staates, als schöpferisch zugleich nach innen hin. Roon wollte in seiner Denkschrift die Notwendigkeit von Preußens Stärke und Selbstbehauptung aus den gottgewollten, menschheitlichen Aufgaben Preußens begründen, für die es sich erhalten müsse; er brachte aus seiner wissenschaftlichen Vergangenheit diesen Drang zum allgemeinen, teleologischen Denken mit. Aber das hinderte ihn nicht, seine weiteren Folgerungen im vollen Maße realistisch zu ziehen. Das Heer ist für Preußens Bestand und Schutz notwendig; wohl muß Preußen zugleich sparsam sein, aber es darf nicht kleinlich rechnen; Vernachlässigung der Waffenrüstung ist eine falsche und kostspielige Ersparnis, und auch die Wirtschaft gedeiht besser „unter den mächtigen Schwingen des Adlers als in dem engen Pfahlbürgertum eines machtbeschränkten Handels- oder Industriestaates". Für Roon war Macht, ihre Entfaltung und ihre Erweiterung gleichbedeutend mit Leben überhaupt; und sein Herrscher stimmte ihm bei.

Diese realistische Hochschätzung der Waffenmacht, der politischen Macht, der Weltstellung eines Landes ist das Neue, das von der konservativen Seite kam, oder, wenn man will: das erneuerte Alte, das wiederbelebte Erbe Friedrichs II., das Roon in seinen Tagen von entscheidender Stelle aus befürwortet, durchgesetzt, verkörpert hat: eine eigene, preußische, staatliche, eine realistisch-politische Weltanschauung.

*

Doch gegen die konservative Neuerung erhob sich der Widerstand. Das Bürgertum war in Deutschland von jeher dem Militarismus abhold; auch das preußische Bürgertum traute den Militärplänen nicht. Der preußische Liberalismus idealisierte in Boyens Sinne die Landwehr, die als das eine der wenigen ganz ausgeführten und bisher unzerstörten Vermächtnisse der großen Reformperiode für heilig galt. Unter den Offizieren selber gab es Liberale, die das alte „Volksheer" gegen Roon verteidigen zu müssen glaubten; sein Vorgänger Bonin teilte ihre Ansicht; er warf Roon vor, daß er das „Heer vom Lande trennen" wolle. Im Lande selber klagte man über die drohende finanzielle Last, die den Volkswohlstand erdrücken müsse; über die Offiziers- und Adelsreaktion, der hier das große Werkzeug geschaffen werde — und in der Tat sind ja Monarchie und Aristokratie in der Reorganisation die leitenden und unmittelbar gewinnenden Mächte. Ganz natürlicherweise schloß sich an die Heeresfrage die Verfassungsfrage an. Denn im neuen Preußen war das Verhältnis von Krone und Landtag tatsächlich noch ungeklärt und unentschieden. Die Liberalen wünschten die Parteiherrschaft in ihrem Sinne;

sie wollten sich durchsetzen. Dem Regenten schwebte von vornherein eine selbständige Stellung der Krone über den Parteien und über dem Parlamente vor. Der Zeit aber erschien es fast selbstverständlich, daß Preußen in die Reihe der parlamentarischen Länder einzutreten hätte. Überall im Westen regierten die Parlamente, in England, den Niederlanden, Italien, zu normalen Zeiten in Frankreich; mußte nicht auch Preußen, groß und lebensvoll, wie sein Staat doch ebenfalls war, in das gleiche Fahrwasser einlenken? Oder würde es eigene, erst noch zu findende Formen des konstitutionellen Wesens ausbilden? Die Frage war ungelöst; die Art ihrer Lösung konnte von vielerlei Einwirkungen abhängen: da rollte ihr gleich in den ersten Tagen des neuen Systems der Felsen der Militärreform in ihren Weg. Sollte diese Reform dem Königtum einen neuen, starken Zuwachs an Macht bringen? Oder dem Abgeordnetenhause? Der unausgetragene Gegensatz der Macht stand hinter der Heeresfrage. An das Heer war im brandenburgisch-preußischen Staate seit zwei Jahrhunderten auch alle innere Fortbildung des Staatswesens vornehmlich gebunden gewesen; es war in diesem Staate das bedeutendste, das maßgebende Organ. Nunmehr zeigte sich, daß der Kampf um das Heer zum Kampf um das Übergewicht in der Verfassung führte: jenes Machtverhältnis von Krone und Landtag wurde immer deutlicher zum eigentlichen Gegenstande des Ringens um das Wehrgesetz. Gewollt haben das von Anfang an weder der Herrscher noch die liberalen Parteien; aber es lag in den Dingen begründet: in wessen Sinne die Militärreorganisation mit ihren anscheinend technischen und finanziellen Streitfragen geregelt wurde, der wurde der Sieger überhaupt. Diesen weiteren Kampf hat Roon sehr früh aufgegriffen; untrennbar von der Heeresreform bildet diese Verfassungsentscheidung den zweiten, nicht minder wichtigen Inhalt seines politischen Lebens, und es ist merkwürdig: auf diesem, dem politischen Boden hat der Militär Roon noch schöpferischer gewirkt als auf dem militärischen; dort gab der Prinzregent den bestimmenden Anstoß, hier hat es für eine Weile Roon getan, der General.

Denn das ist nach allem, was wir wissen, der Hergang gewesen: Die Kämpfe um das Heergesetz beginnen, Roon führt sie, tritt aber dabei zunächst noch nicht in den eigentlich politischen Vordergrund; allmählich jedoch enthüllen sich jene politischen Gegensätze selbst, und sie erfaßt Roon mit mutiger Entschlossenheit. Er trat zuerst als Fachminister in ein gemäßigt liberales Kabinett ein; daß er Konservativer war, verbarg er niemandem, am wenigsten seinem Herrn; er wollte die Stelle ausfüllen, die jener ihm zuwies. Daß er dabei zugleich politischer Minister werden mußte, lag in der Sache: war doch eben das Heerwesen der nächste Quell der Streitigkeiten. Aus seinen eigenen Vorlagen gingen seine ersten Zerwürfnisse mit seinen Amtsgenossen hervor; dann aber erweiterte sich sein Widerstand. Der Konflikt zwischen Krone und Kammer stieg auf; um so mehr wollten die Minister den neuen König zu liberalen Maßnahmen drängen; es gab einen langwierigen, stillen Kampf. Wilhelm hat ihn erst in sich selber durchgerungen, er hat sich erst

langsam entschlossen, seine monarchische Ansicht, die allezeit in ihm war, handelnd gegen seine Umgebung und sein Land durchzusetzen: in diesem innerlichen Ringen ist ihm Roon überaus wichtig geworden. Roons Zuspruch, seine Mahnungen und Warnungen, die Schriftstücke, die wir aus den Denkwürdigkeiten kennen, müssen auf die innere Selbstbefreiung des Königs, dann auf seine offene Abkehr einen starken, vielleicht den entscheidenden Einfluß geübt haben. Roon trat neben seinen Fürsten als der Soldat, der es für ungeheuerlich hält, wenn andere den Herrscher nötigen wollen zu Einräumungen, die jener verwirft. Er bekannte sich zu der Lehre von dem starken Königtum, das sich nicht knebeln und nicht beugen lassen darf, wenn Preußens Staatsleben nicht das Rückgrat gebrochen werden soll; er trieb seinen König, zu tun, was dieser doch in sich selber für richtig hält, und bei grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kabinett und Monarchen die einzig richtige Folgerung zu ziehen: die Abdankung nicht des Monarchen, sondern der Minister. Er handelte nicht ins Blaue hinein, er „kannte sein Terrain" und die Personen; er schlug Töne an, monarchische und militärische, wohlgeeignet, auf Wilhelm Eindruck zu machen: er tat damit nur das ihm Natürliche; denn er war wirklich genau der Gesinnungsgenosse seines Herrn. Man wird nicht sagen können, daß er für eine Partei handelte; er handelte in allem aus persönlichster Notwendigkeit.

Was er aussprach, klug erwogen, wie es war, quoll ihm zugleich aus tiefster Seele. „Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Eurer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelms des Gerechten, ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr. Um ein solches Ende abzuwehren, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransetzen. Wohlan! Ich wage es, Eurer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es muß geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen." Er spricht von dem „Scheinkönigtum Belgiens, Englands oder Louis Philipps". Wilhelm kann auch Preußen dahin lenken, es zu einem Belgien machen, mit der Vergangenheit brechen; das gäbe Frieden, „und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen". „Der andere Ausweg heißt: Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens. Er löset die Fesseln des Adlers; der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird nicht gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maße an den Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanze und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg." „Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen geliebten Herrn am Rande des Abgrunds erblickt."

Das ist der ganze Roon: der Mann der Wirklichkeitsmächte, der starken Überlieferung, des Willens. Und sicherlich ein Schauspiel sondergleichen, in der Stille der königlichen Gemächer: der vierundsechzigjährige König, unbefriedigt, noch nicht durchgedrungen mit sich selber, ja zu sich selber; bei ihm sein Offizier, mit diesen Worten, mannhaft stolz und rückhaltlos groß — in diesem einsamen Kampfe und Zusammenwirken aber in Wahrheit die Krise unseres Verfassungslebens. Hier springt es zutage: blieb Wilhelm I. in jenen Jahren nicht fest — und von ihm läßt Roon sich nicht trennen —, so wich die Monarchie in schicksalsvollster Stunde, nach Menschenermessen wohl unwiderruflich, hinter das Parlament zurück; die Kräfte, die nach ihrer Erbschaft griffen, standen bereit. Jene Männer haben das alte Königtum gehalten, in Lagen, die den Zeitgenossen verzweifelt erschienen. Die Machtgegensätze entscheiden sich durch lebendige Tätigkeit lebendiger Menschen. So erst wurden die allgemeinen, die organisierten, die sozialen Gewalten, die hinter der Krone standen, wirksam, Gewalten, die natürlich da sein mußten, die aber selbst nicht handelten, das Heer, die Staatsmacht, die konservative Überlieferung; und die Weiterwirkung der leitenden Einzelnen auf eine lange Zukunft, in die Breite des Volkslebens hinaus, wurde riesengroß.

*

Das geistig Wesentliche aus Roons Geschichte ist entwickelt worden. Heer und Monarchie hat er ergriffen, mit der Eigenart des altpreußischen und des neurealistischen Offiziers. Die Tatsachen folgen daraus. König Wilhelm hat von 1860 bis 1862 den Kampf, den er nicht vermeiden konnte, immer vollständiger aufgenommen: der Kampf ward zum Verfassungskonflikt, die in sich berechtigten und historisch notwendigen Bestrebungen von rechts und von links stießen mit einer Wucht, die sie die Schranken des formellen Rechtes überspringen ließ, aufeinander. Nur in solcher Abrechnung voll harter und tragischer Ausschließlichkeit konnten die Gegensätze sich klären. Aus den inneren preußischen Problemen hatte sich der Kampf ergeben; bald wurde es klar, daß er nur mit den Mitteln und im Rahmen auswärtiger, das heißt zumal deutscher Politik entschieden werden konnte. Seit 1859 war die nationale Bewegung wieder im Flusse; neben und über die preußische Frage stellte sich die deutsche Frage; die Regierung konnte beide im positiven Sinne nur zusammen lösen. Roon wußte, daß er nicht der Mann, nicht der Staatsmann dazu war. Er holte sich Bismarck. Daß Bismarck der Berufene sei, empfanden so manche; aber es ist kein Zweifel, daß Roon es war, der Bismarcks Ernennung durchgekämpft hat. Ihrem Meinungs- und Nachrichtenaustausch vor diesem Erfolge verdanken wir Schriftstücke von hohem, charakteristischem wie tatsächlichem Werte; im September 1862 reichten sich dann die beiden alten Freunde von 1834, der fast Sechzigjährige und der Siebenundvierzigjährige, vor aller Welt die Hand zu ihrem gemeinsamen geschichtlichen Werke. Sie haben von da ab in treuester Waffenbrüderschaft zusammengestanden, Roon hat Bismarck

in allen Dingen gestützt, ohne Roon ist Bismarcks ja freilich genialere, erst im eigentlichsten Sinne schöpferische Wirksamkeit gar nicht denkbar. Der König und seine zwei Minister wirkten ineinander. In der Heeresfrage behielt der König selber die Führung, in der Verfassungsfrage nahm sie Bismarck; in beidem war Roon für beide der unentbehrliche Helfer. Seine Kammerreden hatten sich 1860 und 1861 wesentlich auf die technisch-sachliche Vertretung seines Ressorts — Heer und Flotte — beschränkt; seit 1862 wurden sie weiter und voller. Sie zogen jetzt nicht nur die wirtschaftlichen Rücksichten, sondern alle die Streitfragen innerer und bald auch äußerer Politik in ihren Bereich, die sich mit der Heeresreorganisation verschlungen hatten. In Abwehr und Angriff, in tief und breit angelegter historischer, militärischer, allgemein-politischer Begründung, in der sicheren Erfassung des Augenblickes, in schlagfertiger Polemik gegen Richtungen und Einzelne, in der Stärke ihrer leitenden Gedanken — jener Gedanken von innerer und äußerer Macht, von Autorität, preußischem Großstaatsgefühl und preußischem Monarchismus: in allem wurden sie mehr und mehr zu Staatsreden des großen Stiles, nicht von der überwältigenden persönlichen Kraft und dem genialen Reichtum der Bismarckschen Reden, aber auch sie, in ihrer geschäftlicheren Art, doch überaus umfassend und zugleich eindringlich, wuchtig, volltönend, mannhaft: auch sie gehören zu den klassischen Zeugnissen der eisernen Zeit. Den großartig kühnen Flug seiner auswärtigen Politik hat Bismarck, wie man weiß, ganz selbständig nehmen und hier auch seinen Herrscher erst mühsam und allmählich mit sich reißen müssen. Roon war auch dabei Bismarcks bester Bundesgenosse. In ihm war nicht von vornherein die alles vor sich niederwerfende, die umstürzende Rücksichtslosigkeit seines gewaltigen Freundes; er war seinem Wesen nach konservativer; aber die volle Wucht des preußischen Staatsgedankens besaß ja auch ihn. Er hätte der großen Politik weder ihre Ziele setzen noch ihre Bahnen suchen können so wie Bismarck — aber er hatte Staatsmannschaft und Charakterstärke genug in sich, um mit dem Allbefehdeten durch entsetzlich schwere Jahre hindurch getreu und heldenhaft zusammenzuhalten bis an das Ende. Er hat zu ihm gestanden gegenüber dem Widerstreben seines königlichen Herrn, bei dem er warb, vermittelte, drängte; gegenüber der Feindschaft der königlichen Familie; gegenüber den Parteien und aller Welt. Auch gegenüber seinem eigenen besten Freunde, dem Professor Perthes. Perthes schreibt mit freundschaftlicher Eifersucht Roon die entscheidendsten Verdienste zu und mahnt ihn angesichts des unberechenbaren Genius unablässig zu Argwohn und Wachsamkeit. Roons letztes Wort ist demgegenüber die bescheidene „Selbstverherrlichung": seine eigentliche Leistung sei gewesen, Bismarck zum Minister zu machen. Und getrost schritt er mit diesem vereint in wundervoller Ergänzung auf die Höhen des Sieges zu.

Auf der Höhe seines Lebens stand er schon damals, in den heißen Jahren von 1858 an. Es ist ergreifend, wieviel Liebe seine Briefe gerade damals ausstrahlen; dabei er selber ganz sichere und vordringende Kraft. Denn dieser Freund seiner

Freunde war damals ja der große Kämpfer. Es war etwas Grimmiges an ihm. Er schlug seine Landtagsschlachten; er meinte von Hause aus kein Redner und kein Debattierer zu sein, er erzog sich dazu; er war von Hause aus von auffahrender Hitze, er bändigte sich — scharf blieb sein Wort doch. Er stand stramm und hochaufgerichtet, die Stimme von dröhnender Kraft, der ganze Mann Geschlossenheit und Festigkeit. Allein hinter der stählernen Geschlossenheit barg sich ein Innenleben voll von Bewegung und nicht arm an Schmerzen. 1859 starb ihm sein siebenjähriges Lieblingskind; der Schlag, so schrieb er, traf ihn „niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln"; Glaubenszweifel peinigten ihn. Stets arbeitete es in ihm und an ihm; der Grundton seines Empfindens hatte etwas Herbes, beinah Düsteres. Wie einsam und hart war seine Jugend gewesen! Dann hatte ihn sein Leben mit den strenggläubigen Lutheranern in Hinterpommern in Berührung gebracht. Auch Roons Innenleben war religiös, auf religiöse Gedanken bezog er alles Irdische, aber zugleich haben ihn auch religiöse Kämpfe bis in sein Greisenalter begleitet. Eigentlich pietistisch empfand er wohl niemals, zur religiösen Ausschließlichkeit oder Absonderung, zu irgendwelcher Mystik neigte dieser Mann des Wirkens und der praktischen Klarheit nicht. Seine Gläubigkeit ist ganz persönlich; man möchte sagen: sie hat einen altprotestantischen Klang; sie ist, wie sein ganzes Wesen, positiv und streng, aber sie ist zugleich ruhelos, vom Sündengefühl durchdrungen; denn Zucht und Lebensdrang, Ewiges und Irdisches liegen in ihm im Streite. Er grollt in den tatenlosen Jahren vor 1859 über die Kleinheit seiner Arbeiten innerhalb des alltäglichen Dienstes: „das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen." Er tröstet sich dann wohl über seine eigenen Klagen mit dem Gedanken, daß die göttliche Erziehung ihm Leiden auflege, um ihn innerlich zu reinigen; aber er ist so ehrlich, zu gestehen, daß er diesen Trost doch „bloß mit dem Kopfe" denkt. Ihn drängt es allzu mächtig auf das Irdische hin, und zwar auf die großen Aufgaben, auf die starken Taten, auf ein weitgedehntes Feld. Später hat er sich mehr als einmal rückblickend seiner Leistungen gefreut; sein starkes Selbstgefühl weiß sehr wohl, daß er den Grund gewaltiger Dinge gelegt hat — aber auch die Kritik ist stark in ihm; sie zeigt ihm zu deutlich „die Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten" an all den Erfolgen, „die die Welt anstaunt": wieviel eigene „Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen, Übereilungen", „wieviel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war!" Er verhehlt es sich gar nicht, daß das eine Ziel seines Strebens, der Krieg, ein „Entsetzliches" sei; er erklärt die Notwendigkeit dieses Schlimmsten aus menschlicher, allseitiger Schuld. Trotz alledem treibt es ihn gebieterisch in die Kämpfe hinaus; er muß handeln und streiten und sein persönliches Geschick durchleben: das bleibt immer das letzte Wort. Und dabei entringen sich den Lippen des Kämpfers, bereits des Sechzigers, Klagen über das allgemeine Menschenschicksal, das auch ihn trifft, über seine Stumpfheit, seine asthmatischen Leiden, seine Verbrauchtheit. Mit Wehmut besucht er 1867 das heimatliche Dorf Pleushagen: er hat „dieselben Dünen wieder

mühsam durchkrochen, die einst den kleinen Beinen des Bübchens wie Chimborassos erschienen". „O wie klein alles, was im Kinderspiegel so groß erschienen war!" Und zum Schlusse der resignierte Satz: „Die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied."

Überall in Albrecht von Roon ein volles, drängendes, ringendes Menschenleben und Seelenleben; in stetem rastlosem Auf und Nieder wirklich ein ganzer Mensch. Freilich, zu einem Mittelpunkte wendet der Pendel sich immer wieder zurück; der Kern seines Wesens ist einheitlich: die preußisch-soldatische Tat. Da liegt die eigentlich belebende, die allgemeine und die ideale Gewalt seines Daseins. Auf der Schwelle des inneren Kampfes 1862 ist ihm „zu Mute, wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag"; auf der des österreichischen Krieges 1866 wie „dem Kämpen und Ritter für Recht, Licht, Freiheit, Wahrheit und alle höchsten und heiligsten Güter des Erdenlebens". Diese feierliche Empfindung war ihm damals nicht die einzige, und er selber meint, dem Beobachter Perthes werde sie gewiß eine „eitle Donchixoterie" sein. „Aber war der Ritter von La Mancha nicht ein sehr ehrenwerter Mann? Ein jeder redlicher Kämpfer muß eine Ader von dem edlen Ritter in sich haben, um Großes und Neues hervorzubringen." Er selber *mußte* in die Welt hineinsprengen, um für sein Heiligstes zu fechten, und er glaubte inbrünstig an seinen Staat. Er sah das preußische Königtum aus nächster und menschlichster Nähe und sprach wohl auch über seine Träger, impulsiv, wie er war, einmal ein scharfes Wort. Dennoch hat er auch an die Monarchie geglaubt; das Wort „mein König" tönt mit einem Klange von tiefer Innigkeit aus diesem herben Munde. Er hat mit Wilhelm I. gerungen, gelegentlich um ihn und mit ihm diplomatisiert, er hat, der Starke und Rauhe, so manches Mal begütigend zwischen ihn und Bismarck treten müssen, auch er ist ungeduldig aufgeflammt — aber er hat dem Könige freudig gedient, er hat den erhabenen und ehrwürdigen Menschen geliebt und verehrt und ist ihm innerlich allezeit verwandt und vertraut gewesen. Er wußte genau, was der König dem gemeinsamen Werke bedeutete. Und er fügte sich ein, mit all seinen widerspruchsvollen Kräften, mit all seinem eigenen „trotzigen" Mute, bis die Stunde der großen Befreiung schlug.

Kein anderer unter den Werkmeistern des neuen Reiches kommt an persönlich fesselnder Gewalt wie an Breite und Wucht der Wirksamkeit Bismarck so nahe wie Roon. Bismarck ist souveräner in Wesen und Tat, ohne irgendeinen Zweifel der Führende über allen; Roon steht in jedem Belang zwischen ihm und dem Könige in der Mitte; wie hoch aber ragt, Persönliches und Allgemeinstes zusammengenommen, Roon unter den anderen empor! Er selber hat sich bescheidentlich einmal den „Feldwebel" seines Königs, als des Hauptmannes der preußischen Kompagnie, genannt: das Bild mag ihn, im höheren Sinne, bezeichnen. Und das andere Bild, in dem dies ganze, feste und tiefbewegte Wesen sich damals spiegelte, das Bild seiner äußeren Erscheinung. Er war „der alte Roon" geworden, die immer noch dichten Haare ergraut, die Falten um den Mund, unter dem Auge,

auf der Stirne vertieft; die Augen selber sind anscheinend kleiner geworden, das obere Lid hat sich etwas gesenkt; um so schärfer, sicherer, kriegerischer zeigt sich der Blick. Die Linien sind überaus vornehm geschnitten; alles in diesem Antlitz ist groß, kräftig, stark; charakteristisch der derbe graue Schnurrbart; alles militärisch, mannhaft und eisern. So war sein historisches Gesicht, das Gesicht des Sechzigers — ein Gesicht, das man niemals wieder vergißt.

*

Und sicherlich: auch seine Taten nicht. Er ward der wirkliche „Waffenschmied" der großen Kriege, der Erzieher und Einiger im Gefüge des Heeres; er hat sich in den sechziger Jahren durchgesetzt, der Fachmann wie der Monarchist; damals trug er, mit König Wilhelm und Bismarck zusammen, die besten elementaren Kräfte des alten Preußens in das künftige Deutschland hinüber.

Im Konflikte bis 1864, in der dänischen Angelegenheit, dann im dänischen Kriege war Roon ganz an Bismarcks Seite, im Kriege trieb er zu durchschlagender Tat; bis 1866 blieb er im innerpreußischen Kampfe wie in der Arbeit für die notwendige deutsche Entscheidung auf gleicher Bahn. Er nahm sein redliches Teil an der Kühnheit aller Wagnisse, an dem Bewußtsein ungeheurer Verantwortung auf sich. Endlich kam die Lösung, der Sieg, der Ruhm. „In Nikolsburg", so schreibt Roon am 28. Juli 1866 seiner Frau, „sprang" König Wilhelm nach der Unterzeichnung des österreichischen Friedens „auf, umarmte und küßte dankend und weinend mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke." „Alle Welt gratuliert und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — Dir sei es gestanden, aber nur Dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht gewesen." Er selber hatte im März 1864 im dänischen Kriege die Zuziehung des Generalstabschefs zu den entscheidenden Vorträgen beim Könige beantragt: jetzt traf ihn das Schicksal, daß der große Stratege, dessen volle, nach außen sichtbare Betätigung ja auf die kurzen Kriegszeiten zusammengedrängt war, den Kriegsminister eben für diese Zeiten der höchsten Tatenfülle in den Schatten drängte und daß ihm selber die höchste Befriedigung des Offiziers versagt blieb. Während der heißbewegten Juliwochen, als die französische Einmischung die Frage des französischen Krieges, des Krieges mit zwei Fronten brennend machte, war er, als der Staatsmann und Organisator, freilich zu seinem Rechte gekommen: er wäre fähig gewesen, auch den Doppelkampf zu organisieren, aber er wirkte mit Bismarck für die Selbstbescheidung des Siegers, für den Frieden. Vier Jahre des Friedens folgten. Er sah sein Werk bewährt, seinen Namen glorreich, seine Mühen dankbar belohnt, seine Reorganisation anerkannt, vollendet, über den Norddeutschen Bund ausgedehnt, in die Südstaaten übertragen. Schon wollte der Fünfundsechziger zusammenbrechen, er ging nach Italien, sich zu erholen. Da hob ihn noch einmal das Jahr

1870 hoch empor. Alle Welt kennt den Auftritt im Bundeskanzlerpalais, wie ihn Bismarcks Erinnerungen geschildert haben, das Mahl der drei Paladine am 13. Juli, die Niedergeschlagenheit und die Aufrichtung der beiden Generale; und am 15., auf dem Potsdamer Bahnhofe zu Berlin, hallte aus der Gruppe, die den heimgekehrten König umgab, Roons mächtiger Baß heraus: „Es ist alles vorbereitet, Majestät!" Die Wogen des großen Jahres strömten dahin: alles in machtvoller Ordnung — von neuem für den Namen Roons ein ewiger Ruhm und hier erst der höchste: die kostbarsten seiner Früchte sind erst jetzt gereift. Dennoch war es für ihn ein Jahr der Schmerzen. Wieder gab es von Anfang an gewisse Reibungen und Unzufriedenheiten mit Moltkes Stellung und gelegentlich mit Moltkes Kriegführung; vergeblich versuchte Roon am 18. August beim Könige der gewaltigen Offensive des Generalstabschefs, die ihm übermäßig erschien, entgegenzuwirken. Dann wurde bei Sedan sein Sohn Bernhard auf den Tod verwundet. Im höchsten Sinne heldenhaft hielten sich Vater und Sohn; Roon fand den Sterbenden noch bei Bewußtsein, er nahm Abschied von ihm, er durfte ihm weder die Augen zudrücken noch seinem Begräbnis beiwohnen, die Pflicht riß ihn weiter; und in eben der Stunde, da sein Sohn den letzten Seufzer aushauchte, sprach König Wilhelm an seiner Abendtafel seinen drei Großen in majestätischer Schlichtheit seinen Dank aus für die Fülle des Sieges. Verwunden aber hat Roon den Schlag, den er tapfer aushielt, nicht. Und nun folgten die schweren Wintermonate von Versailles: für keinen so schwer wie für ihn. Er war leidend, überlastet, aber er fand auch zu klagen und anzuklagen. In der dornigen Frage der Beschießung von Paris stand er, der sie eifrig forderte, mit Bismarck zusammen gegen Moltke, Blumenthal, den Kronprinzen. Die Leidenschaftlichkeit war auf beiden Seiten groß, selbst in dem Schriftwechsel zwischen Roon und Moltke klingt ein deutlich unfreundlicher Ton. Roon litt heftig unter diesen Kämpfen und Verstimmungen — der Wunsch, die Last seines Amtes bald von den alten Schultern abwälzen zu können, wurde ihm wieder lebhaft. Und er blickte ohne Freude in die Zukunft. Die Verhandlungen mit den Südstaaten hat er als Kriegsminister führen geholfen nach seiner zäh-preußischen Art. Das Gelingen der politischen Verhandlungen machte ihm lange Sorgen.

Dann sah er das neue Reich sich vollenden. Ihn feierte am 9. Januar bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum sein König und sein Heer; er aber war krank, an das Haus gefesselt und von weher Seele. Über Augenblicksärgernis hinweg kränkte ihn gerade das, was den anderen das Herrlichste an diesen Siegen war: das Deutsche Reich ersteht; sein altes Preußen, das konservative ostdeutsche Preußen, „die patriarchalisch-konservative Staatsidee", in der er groß geworden, wird zu Ende gehen. Das scheint ihm unvermeidlich, „eine Naturnotwendigkeit", die man unbefangen hinnehmen, über die man so wenig wehklagen soll, „als wenn man jammern wollte über sein eigenes zunehmendes Alter"; er weiß, es ist eine Frucht auch seiner Siege, auch seiner Arbeit — aber seine Welt ist es nicht mehr und kann es niemals werden.

Hier stoßen wir an die Grenzen seines Wesens. Bismarck trat in das neue, weitere Zeitalter über; er hat in seinen eigenen Grundkräften den preußischen Heimatboden nie verleugnet, aber er wurde ganz zum Deutschen. Wilhelm I. wurde es schwerer. Indessen auch er lebte sich im neuen Reiche ein. Roon hat das nicht mehr vermocht. Er war fast siebzigjährig; er war krank und verstimmt, aber er war auch einseitiger, bei all seinem Wirklichkeitssinn doch politisch-gläubiger, prinzipiell-gebundener als sein jüngerer Freund. Und es geschah: alle Verhältnisse verschoben sich von 1871 ab, eine zweite „neue Ära" brach jetzt vollends durch, liberal und bürgerlich — es war nicht anders möglich. Die zweite Gewalt, die neben Heer und Preußentum Roons Lebensgang begleitet hatte, dieses deutsche Bürgertum, lebte all ihre Kräfte nun siegreich aus, das wirtschaftliche Leben entfaltete sich breit, der Reichstag stand in seinen glänzendsten Zeiten. Freilich, es war zugleich die Epoche der Gründer und ihres Zusammenbruchs; und der vierte Stand regte sich und drängte nach, eine ätzende Kritik, Drohungen sozialer Revolution überzogen Deutschland. Roon hatte nicht mehr die Frische, das alles zu überwinden. Er erkannte die Gegenwart wohl an, er begleitete Bismarcks mächtiges Wirken auch weiter mit Verständnis, und manchmal mit treffendem und großartig geprägtem Worte, er betonte seine Unentbehrlichkeit; er war nicht stets einverstanden mit ihm, aber blieb immer sein Freund und sein Verteidiger. Einmal, im Februar 1873, prallten — dem historischen Betrachter ein prächtiges Schauspiel — die beiden Eisernen aufeinander, und die Funken sprühten. Bismarck hatte Roon mündlich beschuldigt, er leiste seinem angegriffenen Rufe nicht die Hilfe, die der Freund von ihm erwarten könne, und es hatte heftige Worte beiderseits gegeben; Roon verteidigte sich in einem gehaltenen Briefe, bat um künftige Schonung auch seiner „Explosivität"; Verkennung und rücksichtslose Behandlung dulde er nicht — dann reichten sich beide doch wieder in ehrlicher männlicher Versöhnung die Hand. Und als Roon, krank und erschöpft, das Amt verläßt, da hören wir die Klage Bismarcks über den Verlust. Er hatte vor Jahren von seiner „von Jugendheimweh getragenen Freundschaft" für Roon gesprochen; er schreibt ihm jetzt, aus bitteren Kämpfen heraus, den traurig-schönen Abschiedsbrief: „Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatze nicht ausgefüllt finden und dabei denken: Ich hatt' einen Kameraden —".

Denn Roon ging wirklich. Noch hatte er im Dezember 1872, zur konservativen Lösung innerer Schwierigkeiten im Ministerium, das preußische Ministerpräsidium übernommen — es konnte nur eine Aushilfe sein. Der Parteienkampf, der Kulturkampf, die Lasten des Amtes waren ihm zuviel; im November 1873 trat er endgültig zurück. Es war sein Wunsch seit Jahren. Jetzt rettete er sich in die Wärme des Südens; dann wurde sein Dotationsgut Krobnitz in der Lausitz der Sitz seines Greisenalters. Die dankbare Freundschaft seines Kaisers begleitete ihn; sie hatte ihn zum Grafen, zum Generalfeldmarschall erhoben; sie sprach ihn jetzt aus tiefgütigen Briefen an, in denen der alte Herrscher dem getreuesten und

seelenverwandtesten seiner Berater das Herz ausschüttete. Sie tauschten ihre Gefühle aus über die neue Zeit — Roon als der „alte Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt". Stets von neuem packen ihn die Sorgen dieser Zeit, obgleich „ein alter Mann wohl besser täte, an seiner Seele Seligkeit zu denken". Allein die demokratische und ungläubige Welt erschreckt ihn, ihre Zuchtlosigkeit, ihre Gottlosigkeit, ihre wilde Auflehnung. Er selber wird noch bitterer im Urteil, noch strenger in seinem Bedürfnisse nach starker Zucht von oben her als zuvor. So klagt er Wilhelm I. seine Nöte, so erlebt er 1878 in tiefem Herzensjammer die Attentate, er ruft Bismarck auf: „Handeln Sie!" Er möchte es noch erleben, daß jener „andere Bahnen sucht". Er hat den Beginn der konservativen Ära noch eben kommen sehen. Nach fünf Ruhejahren sanken die Abendschatten schwerer hernieder. Die Briefe dieser Jahre spiegeln gelegentlich die ganze Innigkeit der Liebe zu den Seinigen, fast immer die Lebendigkeit gesteigerten religiösen Ernstes ab: er lebt dem Tode und dem Jenseits entgegen. Sein letztes Trostwort ist jetzt geworden: Gott sitzt im Regimente. Sein Sohn bezeugt, daß er auch in diese Jahre hinein mit Zweifeln „oder doch um die Gewißheit des Glaubens" zu ringen gehabt habe, bis er auch da zu einem letzten, zuversichtlichen Abschluß gekommen sei; die innere Arbeit war ihm also auch treu geblieben bis an das Ende. Er hat damals Betrachtungen aufgezeichnet, zu denen das Bruchstück einer Grabschrift gehört. Er prüft und beurteilt sein Wesen, er spricht von Sünden und Unterlassungen, von Reizbarkeit und Herbigkeit, von dem Bösen, das er nicht gewollt und dennoch getan, von Gläubigkeit und Freudigkeit: streng und aufrichtig wie stets, und in dieser Aufrichtigkeit seiner starken und bewegten Seele wahrlich ehrwürdig.

Im Februar 1879 suchte er seinen von den Wunden des Juni wieder geheilten Herrn in Berlin auf. Der Kaiser begrüßte ihn herzlich, umarmte und küßte ihn; bald danach warf eine Erkältung den beinahe Sechsundsiebzigjährigen auf das letzte Lager. Er blickte von seinem Krankenzimmer aus auf die Fenster des kaiserlichen Palais. Die Seinen umgaben ihn; zuletzt, am 21. Februar, zwei Tage vor Roons Tode, kam sein Kaiser oder, wie er es empfand und sagte, sein König zu ihm. Die Witwe hat geschildert, wie Wilhelm sich auf einen Lehnstuhl neben dem Bette niederließ, wie die Köpfe der beiden alten Herren dicht zusammen waren und sie leise sprachen, Roon immer von neuem das eine: „Dank, Dank, mein König." — „Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend streckte er die Finger nach oben: ‚Dort sehen wir uns wieder!', drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: ‚Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele!' Das war erschütternd. Im anderen Zimmer hielt er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte."

So schlicht-heroisch und so groß war das Lebewohl der beiden Greise, die so viel miteinander getan hatten. Sie werden in der Geschichte untrennbar sein. Eine jede Erzählung vom Leben Roons muß mit diesem Abschiede seines Königs schließen.

Adolph Menzel

1815—1905

Von

Hans Mackowsky

Selten ist eine große künstlerische Persönlichkeit von Anfang bis zu Ende so durchaus Original und Charakter gewesen wie Adolph Menzel. Schon mit seiner äußeren Erscheinung hat das Schicksal ihn abseits gestellt und ihm eine besondere Lebensaufgabe zugewiesen. Sie bestand darin, ihn einen Ausgleich finden zu lassen zwischen der zwerghaft kleinen Gestalt und dem bis zur Verwegenheit kühnen Hochdrang seines Geistes. Ein innerer Stolz, wortkarg, aber für jeden, der ihm nahte, fühlbar, half ihm zu jener Selbstbehauptung, die ihn den Fernerstehenden unliebenswürdig bis zu schroffer Abweisung erscheinen ließ. Wie zart und bis zur Besorgtheit herzlich sein Gemüt empfinden konnte, ersah man erst spät, erst nach seinem Tode aus den Briefen, mit denen er zeitlebens die geliebten Seinen, einen jung verstorbenen Bruder und eine ihn überlebende Schwester nebst ihrem Familienanhang, sowie einen eng umgrenzten, aber mit inniger Treue festgehaltenen Freundeskreis bedacht hat.

Es ist nicht wahr, daß er, so sehr er sich seiner Gnomenhaftigkeit bewußt war, unter dieser Laune der Natur gelitten hätte. Nur einmal, nach den Revolutionstagen von 1848, drängt sich etwas wie eine Klage über seine Lippen: „Es schmerzt mich jetzt zum ersten Male, was mir bis dahin ziemlich einerlei war, daß kein großer starker Kerl aus mir geworden ist." Im übrigen hat er sich mit dieser körperlichen Benachteiligung mannhaft abgefunden; sie hat ihn nicht behindert, namentlich in jüngeren Jahren, gesellig mit den Geselligen zu sein, sei es in der Ausgelassenheit der Künstlerfeste, sei es in den leicht philiströsen Zusammenkünften literarischen Anstriches des „Tunnels" oder des „Rütli". Denkt man an die vielen seinesgleichen, deren Körpermaß noch unter Füsiliergröße — und der beste Füsilier soll ja derjenige sein, den man mit bloßem Auge überhaupt nicht sieht — keineswegs sie abgeschreckt hat, einer ansehnlichen, sogar stattlichen Ehehälfte sich zu verbinden, so kann auch der Grund, warum, wie es in dem großartigen Testamente des Meisters steht, „ich nicht nur ehelos geblieben bin, sondern mich auch lebenslang jederlei Beziehung zum andern Geschlecht (als solchem) entschlagen habe", nicht mit dem billigen Hinweis allein auf das Körperliche abgetan werden. Diese Frage rührt an ein nicht zu lüftendes Geheimnis der Persönlichkeit. Tatsache ist, daß Sohnes- und Geschwisterliebe bei Menzel die Leere an einer sonst überreich empfindlichen und erregten Stelle des Menschenherzens ausgefüllt haben. Lieben: das hieß für Menzel nicht schwärmen und sich verschenken, sondern

in die Bresche treten mit tapferem Willen, wenn Not am Mann war. Besser als andere, die gar zu gern ihm vielleicht doch ein Geheimnis entlockt hätten, hat er sich gekannt und alles neugierige Aushorchen halb stolz, halb kleinmütig abgewehrt: „Ich bin schlimmer wie 'n Junggeselle, ich bin alte Jungfer."

Tiefer als dieses scharf und glänzend zugespitzte Treffwort, das hinter altjüngferlicher Betulichkeit einen seelischen Wärmemangel verstecken möchte, antwortet auf jene Frage die Kunst des Meisters. Ihr Gepräge ist nicht leidenschaftlicher Auftrieb, nicht Gefühlsüberschwang, sie reißt nicht hin und sie reißt auch nicht empor. Die Erschütterung, die dennoch da, wo sie ihre Höhe erreicht, von ihr ausgeht, ist anderer Art. Sie bezwingt durch unbeugsame Wahrhaftigkeit, durch einen ehernen Arbeitsernst, durch unverbrüchliches Pflichtbewußtsein der gestellten Aufgabe gegenüber — lauter männliche Eigenschaften. Ja man kann sagen, daß ihre Männlichkeit bis zur Einseitigkeit gesteigert ist. In ihren positiv männlichen Kennzeichen ist sie urdeutsch und läßt mit ihrer Kraft an Dürer denken; in den notwendig vorhandenen Fehlern dieses Vorzuges kann sie kühl bis zur Gleichgültigkeit, technisch übersteigert bis zur Lieblosigkeit dem Gegenstande gegenüber werden. Auch dafür hat der Meister die grausam kaltherzige Formel gefunden und sie als oft mißbrauchtes Stichwort seinen Gegnern zugespielt: „Na, siehst du denn ein weibliches Krokodil mit anderen Augen an als ein männliches?"

Zu verschiedenen Malen hat Menzel die Feder, den altmodischen Gänsekiel, dessen sich auch sein literarischer Gegenspieler Theodor Fontane bediente, angesetzt für Aufzeichnungen aus seinem Leben. Doch sind alle diese Ansätze Bruchstücke geblieben, was um so mehr zu bedauern ist, als sein schriftlicher Ausdruck, knapp und voll origineller Bildkraft, einer Selbstbiographie durchaus gewachsen gewesen wäre. Was von ihm selbst in biographischer Hinsicht vorliegt, ist nicht aus eigenem Antrieb entstanden. Teils war der Anlaß eine Pflichtaufgabe, wie jenes „Mémoire", das er 1853 nach seiner Wahl zum Mitgliede der Akademie der Künste statutengemäß einreichte und dem er über vierzig Jahre später auf einem umfangreichen „Personalbogen" Wiederholungen und Ergänzungen folgen ließ. Teils entstanden solche Aufzeichnungen als „Corrigenda" dessen, was andere (Friedrich Pecht, Max Jordan, Ludwig Pietsch) über ihn veröffentlichten, und bekunden, wie er bis ins Nebensächliche auf strengste Wahrhaftigkeit bedacht war. Besonderen Wert legte er dabei auf die Klarstellung der Zeiten „dumpfer Verborgenheit", die, wenn auch kurz, doch bedrängt genug waren, um einem weniger starken Charakter die Flügel zu lähmen. Seine prachtvoll malende Handschrift mit den temperamentvoll großen Schriftzügen, wie man sie sonst nur bei machtgewohnten Potentaten findet, ist in ihrem Schwung und Schnörkelwesen das getreueste Gegenbild der Art, wie er den Zeichenstift führte. Die graphische Verwandtschaft von Handschrift und von Zeichenschrift wird, wie sonst nur bei den Ostasiaten, in ihrem gemeinsamen Wurzelstande offenkundig. Das

seelische Grundgefühl dieser Handschrift ist Stolz, der auf dem Bewußtsein innerer Kraft beruht — jener Kraft, der Menzel verdankte, was er geworden ist.

Zeitlebens stand er auf sich allein; „ein solcher Solist, der keines Meisters Leitung, keines Hochmögenden Protektion etwas verdanken wollte — habe er sich auch Wertschätzung wie immer erworben, wird doch nur sehr saumselig gefördert, halb widerwillig". So ist ihm der Aufstieg vom Lithographengehilfen seines Vaters bis zum Meister von Weltruhm nicht leicht gemacht worden. Nicht der Fleiß, der Riesenlasten Jahre hindurch mit unermüdeter Geduld weiterschob, ist, wie man gerühmt hat, das Zeichen seines Genies gewesen; hinter dieser nie erlahmenden Ausdauer stand ein Größeres: der Charakter, der Wille zum Werk, jener kantisch-preußische kategorische Imperativ, unter den er sein Schaffen vom ersten Augenblick an gestellt hat und den er, rückschauend auf die eigene drangvolle Jugend, gerade der Jugend eingehämmert wissen wollte: „Zwinge dich, was du kannst."

*

Adolph (Friedrich Erdmann) Menzel war von Geburt Schlesier. Zu Breslau, am 8. Dezember 1815, einem Freitagabend, wurde er geboren. Forschungen nach seiner Abstammung haben nicht über den Großvater, einen kleinen Wassermüller im Dorfe Städtel (Kreis Namslau), hinausgeführt. So bleibt die Frage offen, ob nicht durch all das Preußische hindurch noch altes Österreichertum historischer Färbung in der völlig zeitfremden Liebe des Meisters zum Barock ebenso wie in seiner Empfänglichkeit für die Musik der großen Wiener Meister aus letzter Tiefe zu Tage tritt.

Sein Elternhaus „Zur goldenen Muschel", mitten in der Altstadt, in der Albrechtstraße, hat einem Neubau weichen müssen. Noch aber steht, nur durch eine schmale Gasse von ihm getrennt, wie zu Menzels Zeit das Palais Hatzfeld (jetzt Oberpräsidium), der erste Meisterbau von Carl Gotthard Langhans, durch dessen Brandenburger Tor in Berlin Menzel so oft geschritten ist.

Menzels Vater, ein von allerhand Plänen und Sorgen beunruhigter Mann, war Vorsteher einer Töchterschule, gab aber bald diesen Beruf auf und wandte sich in der Hoffnung reichlicheren Broterwerbes, dazu einem eingeborenen, aber schwächlichen Kunsttriebe folgend, dem eben in Deutschland nach mancherlei wieder abbrechenden Anfängen kräftiger sich entfaltenden Steindruck zu. Er hielt sich zwar für einen praktischen Geschäftsmann, war es aber keineswegs, und so gab es neue Enttäuschungen, neue Sorgen. Inmitten dieses kümmerlichen lithographischen Betriebes verliefen Menzels Kinderjahre. Gern hätte der Vater in seinem Erstgeborenen einen Gelehrten herangezogen, wozu die Begabung durchaus vorhanden schien. „Zum Glück ließen die Verhältnisse dieses etwas chimärische Vorhaben nicht zustande kommen." Denn kaum daß der Knabe ein Stück Kreide fassen konnte, erwachte in ihm ein so auffälliger Kunsteifer, daß weder der streng eingehaltene Schulbesuch der evangelischen Volksschule noch der Privatunterricht

in den alten Sprachen als Vorbereitung auf die oberen Gymnasialklassen diesen Drang dämpfen oder ablenken konnten. „In dem, was mein Leben eigentlich erfüllte, gänzlich mir selbst überlassen, begann ich da schon jenes autodidaktische Treiben, das mich auch für die Folgezeit beim Studium ohne Meister beharren ließ."

Breslau, damals von den Eisenbahnen noch abseits gelegen und nach den langen Kriegsjahren in provinzielle Schläfrigkeit zurückgesunken, bot wenig für die künstlerische Ausbildung. Sonderbar jedoch, daß weder der schlesische, über Österreich hereingekommene Barock, noch Schadows Tauentzien-Grabmal oder Rauchs Blücher auf dem Salzring die Phantasie des Knaben beschäftigten, dessen Meisterschaft später gerade im Barock und im Preußentum sich bekunden sollte. Vielmehr tummelte er sich, ganz wie sein künstlerischer Ahne Schadow, vor den paar Schaukästen der beiden italienischen Kunsthändler, wo die modischen Linienstiche nach Raffael, Leonardo, Correggio zu sehen waren. Sein bester und bleibender Gewinn aus den Schulstunden war seine Begeisterung für antike Mythologie und namentlich für Geschichte. Weithin in seiner Künstlerlaufbahn läßt sich diese verfolgen, nicht etwa als gelehrter Zopf, sondern als ernste Beschäftigung und beständige Befruchtung seiner Einbildungskraft. Geschichte, doch nicht etwa um Geschichtsmalerei zu treiben, riet noch der Greis gelegentlich den Jüngeren an als Gegengewicht gegen die mehr spielerische Beschäftigung mit Dichtung und die leichtere Geistesverführung durch die Künstlerbiographie. Dagegen blieb er in dem entlegenen Breslau gänzlich unberührt „von den jeweiligen neuesten Standpunkten, von der Phase des sogenannten Nazarenertums und dessen, was damit verwandt ist". Als er sie später in Berlin kennenlernte, lehnte er sie, seiner Natur gemäß, schroff ab. Daß keiner der großen Staatsaufträge an ihn fiel, daß Cornelius mit dem Berliner Camposanto, Wilhelm Kaulbach mit dem Treppenhause des Neuen Museums betraut wurde, ist eine schwere Kümmernis seines Künstlerdaseins gewesen.

Nur weniges aus dieser Breslauer Frühreife hat sich erhalten; alles Zeichnungen; ein paar „Fetzen" mit statuarischen Figurenumrissen aus der olympischen Götterwelt, das Bildnis des Vaters, einige Handstudien in sorgsam-ängstlicher Naturtreue und als Hauptstück eine große Komposition: Scipio und Metellus nach der Schlacht bei Cannä. In ihrer peinlich sauberen Durchführung mit den sich kreuzenden Strichlagen zeigt sie die Schulung an den klassischen Kupferstichen, verrät aber neben dieser erstaunlichen zeichnerischen Gewandtheit sonst nur ein jugendliches Pathos ohne Eigenart. Fast möchte man erschrecken vor dieser im Stil und im Geiste der französischen David-Schule so überlegen klar ausgewogenen Komposition, in der ein Dreizehnjähriger allzu altklug sich gebärdet. Wichtiger erscheinen die Einzelstudien als eine Sonderart des Arbeitsvorganges; schon dies erste, in sich gerundete Werk ist wie alle späteren aus eingehendsten Modellstudien hervorgegangen.

Angesichts so überzeugender Proben starker künstlerischer Begabung war der Vater einsichtig genug, diesem Drange freieren Spielraum in belebterer Umgebung zu schaffen. Er benutzte eine günstige Gelegenheit, sein Geschäft zu verkaufen, und siedelte mit der kleinen Familie 1830 nach Berlin über. Doch reichte es nicht zur Gründung einer eigenen lithographischen Druckanstalt; er mußte sich mit der privaten Tätigkeit eines Steinzeichners begnügen. Bald saßen Vater und Sohn in einem mehr als bescheidenen Zimmer am großen Arbeitstische und zeichneten mitunter gleichzeitig auf derselben Steinplatte — ein ungleiches Paar, denn „bei aller Pietät muß ich doch sagen: nicht selten verdarb er, was ich gemacht hatte".

Ersatz für das oft Geisttötende dieses sauren Broterwerbes bot die Stadt mit ihren Kunstdenkmalen und ihrem lebhaften Kunsttreiben. Berlin mit seinen zweihundertfünfzigtausend Einwohnern hatte damals noch Gesicht und Charakter der königlich preußischen Residenz. Ihr gepflegtes Bild lebt auf in den Ansichten von Eduard Gaertner und der übrigen Berliner Canaletti. Hof, Adel und Bürgertum begegneten sich auf schöngeistigem Gebiet; die Künste blühten. Gottfried Schadow, dessen Hände schon feierten, regierte mit eigenwilliger Strenge die Akademie; Schinkel und Rauch waren in voller Tätigkeit, Franz Krüger malte seine Paraden und porträtierte im Wetteifer mit Karl Begas, Wilhelm Wach, Eduard Magnus u. a. die höfische, die gelehrte und die elegante Welt. Die jüngeren Berliner Künstler hatten sich im Verein zusammengeschlossen, malten und zeichneten um die Wette und feierten Feste, die von sich reden machten. Im Schinkelschen Museum konnte man die alten Meister studieren. Zeitgenössisches, namentlich auch auswärtiges Schaffen vermittelten die Jahresausstellungen der Akademie. Der Steindruck, dessen Beliebtheit rasch zunahm, fand in dem eben gegründeten Lithographischen Institut von L. F. Sachse verständnisvollste Pflege und ein gutes Absatzgebiet.

Menzels Augen, diese unvergleichlichen Sehwerkzeuge, die noch kein Brillenglas schärfen muß, schweifen in diesen überwältigenden Eindrücken umher. Alles sieht er, alles prägt er sich ein, alles hält sein Gedächtnis fest wie auf lichtempfindlicher Platte, die nur entwickelt zu werden braucht. Hier in Berlin, wo Preußentum unter anderem auch Kunst geworden ist, hört Menzel zuerst den Befehl seiner Seele, den Ruf seiner Sendung. Aber noch fesselt harte Tagespflicht die Freiheit des Wollens.

Ein Schicksalsschlag scheint jeden Weg in eine bessere Zukunft zu verschütten: im Januar 1832, erst vierundvierzigjährig, stirbt der Vater am Schlagfluß. Ohne Besinnen nimmt der Sechzehnjährige die Last des Erhalters und Ernährers der Familie auf sich. „Gesegnet seien die Wetter des Lebens, ich wünsche sie aber keinem", hat er fünfzig Jahre später noch geurteilt. Nun hieß es Brot schaffen und darüber sich selbst nicht verlieren. „Tief durchdrungen von meiner neuen, durch den Tod des Vaters auf mich entfallenen Mission, erschienen mir jetzt

Arbeiten ehrwürdig, die mein Talent unter anderen als meinen Verhältnissen als unwürdige Zumutung zurückgewiesen hätte." Unverdrossen, Tag für Tag saß er über den Steinplatten, auf denen er Weinetiketten, Annoncen, Briefköpfe, Preislisten, Vignetten für Musikalien, ja sogar Schablonenmuster für Stubenmaler zeichnete. Infolge der Übung langer Jahre ging ihm alles Technische leicht von der Hand; die „unwürdigen Zumutungen" verloren alle demütigende Bitterkeit vor der Zauberformel: „sich aus allem eine künstlerische Aufgabe machen". „Nur bisweilen, allerdings dann meist des Nachts, trieb ich Studien — ohne augenblicklichen Zweck — nur sein selbst willen." Jetzt erst lernte er seinen künstlerischen Vorgänger Chodowiecki kennen und verehren, der ihn in Breslau, wo er nur wenige schlechte Nachstiche zu Gesicht bekommen hatte, nicht angemutet hatte, und studierte ihn auf seine Weise, das heißt nicht auf dem Wege der Kopie. Das wunderbare Werkzeug seiner Hände war so ausgebildet, daß er sich unterschiedslos beider bedienen konnte; obwohl kein Linkser, hat er zeitlebens die Linke zum Zeichnen benutzt.

*

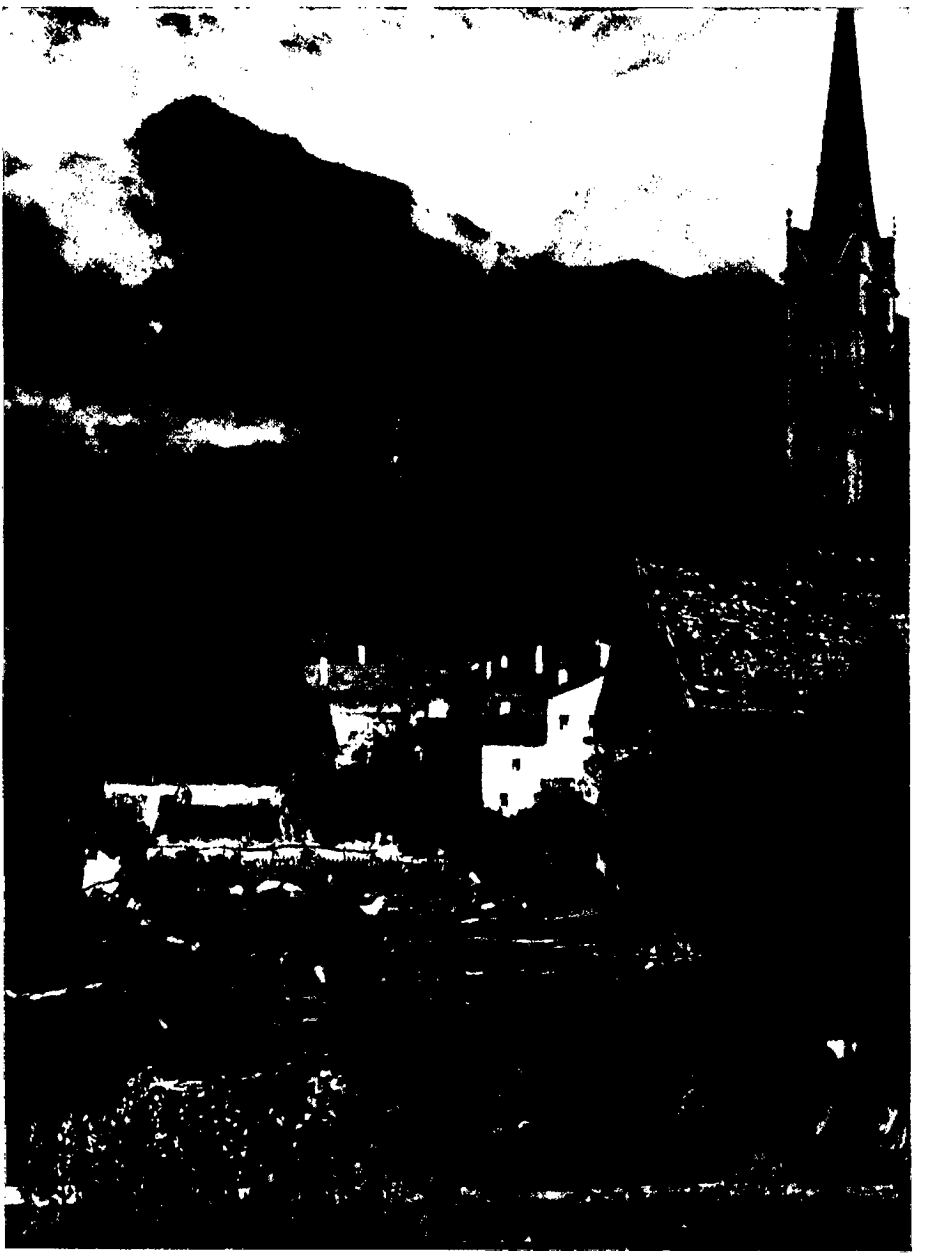
Das Jahr 1833 brachte die Wendung. Eines Tages ging er in die Jägerstraße zu Sachse und bot sich ihm als Lithograph an. Da aber dort kein Platz für ihn zu finden war, so griff er zu, als Sachse ihm anheimstellte, die abgenutzten Steinplatten mit Darstellungen aus Luthers Leben, „allerdings nach den denkbar elendesten Originalen" für ihn zu überarbeiten. „Da habe ich gejubelt. Nichts war mir willkommener als elende Originale! Aus denen machte ich, was ich wollte." Und Sachse zu Ehren sei es gesagt, daß er als erster in dem halbwüchsigen Jüngling die große Begabung witterte. Er bestellte bald bei ihm ein Heft lithographischer Federzeichnungen, das nach dem Jugenddramolett Goethes, der vor Jahresfrist gestorben war, den Titel „Künstlers Erdenwallen" führen sollte. Auch hier ging Menzel selbstherrlich vor und erweiterte die kurze Goethesche Szene zu sieben Blättern, in denen vom Erwachen des Kunsttriebes an bis zur Verklärung des toten Meisters in seinem Werke die Tragik eines Künstlerdaseins mit dem romantischen Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit aufgerollt wird. Der Erfolg dieses „nur zu bekannt gewordenen Cyclus" überraschte niemanden mehr als Menzel selbst. Der Verein der jüngeren Künstler wählte ihn mit Stimmeneinheit zum Mitgliede, und — das Erhebendste für ihn! — der durch die Schonungslosigkeit seines Urteils hochgefürchtete alte Schadow „widmete aus eigener Bewegung, ohne mich persönlich zu kennen, meinem opus ein vielsagendes öffentliches Wort". „Selten wohl", schrieb der Alte, „wird in diesem frühen Alter eine so geistvolle Art, die Erscheinung der Phantasie mit einer solchen Sicherheit hinzustellen, angetroffen."

Der Zeichenstil, ein regelmäßiges Schichten des Linienwerkes, verrät deutlich den Zusammenhang mit der Berliner Zeichenschule, insonderheit mit einem ihrer

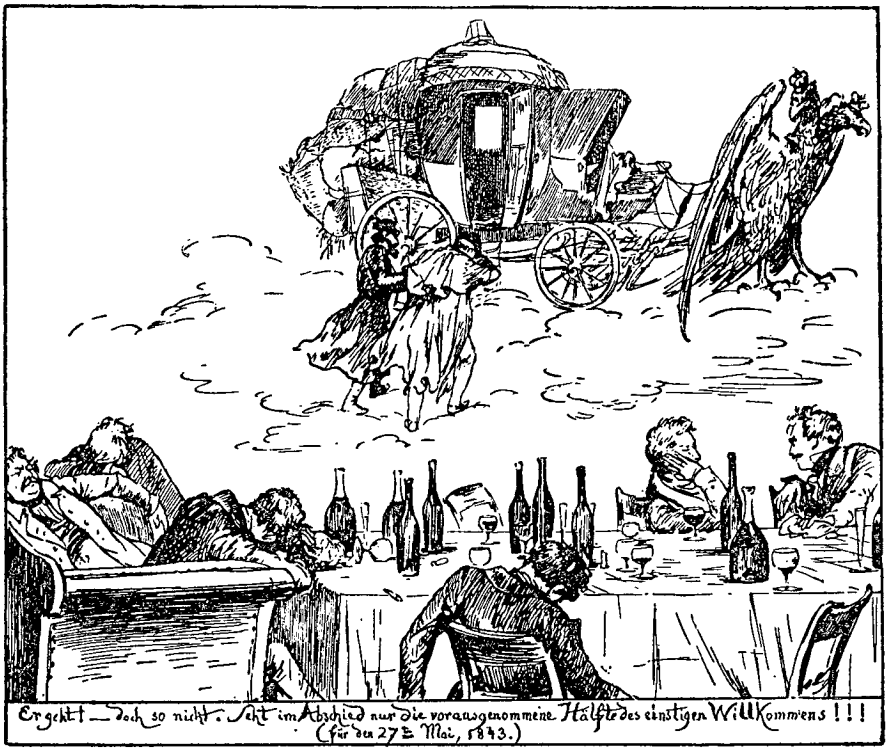
begabtesten Vertreter, Burchard Dörbeck, der, aus dem Baltikum zugewandert, neben Theodor Hosemann das Berliner Philistertum und die derbe Unterschicht des Volkes mit Witz und Laune darstellte — eine Beziehung, die auch in der persönlichen Zuneigung Menzels zu diesem schwindsüchtigen Humoristen, den das Leben so schlecht behandelte, bestätigt wird. Menzels eigene, epigrammatisch zugespitzte geistreiche Wortgewandtheit äußert sich am kenntlichsten in den jedem Einzelblatt am unteren Rande zugefügten „Einfällen", die symbolisch die jeweilige Darstellung umdeuten, wie beispielsweise unter dem Schlußblatt „Nachruhm" jener gestürzte Baum, hinter dessen voller Blätterkrone die Sonne aufsteigt. Besonders erfindungsreich in dieser Art ist das Titelblatt mit seinem Rankenwerk, in dessen Mitte das Urteil des Midas im Wettstreit Pans mit Apollo den tragisch-satirischen Grundton des Ganzen bedeutungsvoll anschlägt. In solchem, von figürlichen Miniaturszenen durchflochtenen Rankenwerk, wie es hier zuerst erscheint und in der Folge bei Menzel als immer neues und geistvolles Phantasiespiel das luftig schwankende Gerüst seiner Figuren-Capricci herstellt, wirkt ein damals durch die Lithographie zu Ehren und Ansehen gekommenes altes Meisterwerk nach: die Randzeichnungen Dürers zum Gebetbuche des Kaisers Maximilian.

Dürer war ja auch der Schirmherr des Künstlervereins, in dessen Kreisen sich das junge Mitglied sehr lebhaft bewegte und künstlerisch mit allerhand Festkarten betätigte. Sein Selbstbildnis aus dieser Zeit stellt ihn mit fromm auf die Schultern fallenden Haaren dar; aber die Augen blicken durchaus nicht fromm, sondern klug und scharf, und der Mund verrät, daß hinter den fest geschlossenen Lippen die Zunge zum Vorstoß bereit liegt. Schon damals war es nicht seine Art, mit seiner Meinung zurückzuhalten. So geriet er denn „bei allsonstiger Freundschaft und Hochschätzung sehr bald in Gegnerschaft und mehr oder weniger heftige Controversen, die durch Jahrzehnte angedauert haben".

Außerhalb der Künstlerschaft fanden sich damals zwei Freundschaften, die ungetrübt in steigender Herzlichkeit sich lebenslang bewährten. Die eine schloß er mit dem künstlerisch in Paris vorgebildeten Tapetenfabrikanten C. H. Arnold, in dessen Hause am Monbijouplatz neben Kunstgrößen wie Schinkel, Rauch, Drake auch kunstbegeisterte Diplomaten verkehrten. Die nur zu baldige Übersiedelung des gastfreien Hausherrn nach Kassel, wo er die väterliche Fabrik fortzuführen hatte, veranlaßte einen ausgiebigen Briefwechsel, und die Neigung des jungen Künstlers zum väterlichen Freund übertrug sich sehr schnell auf die Kinder. Der Sohn Karl, der Maler wurde, genoß bei längerem Besuch in Berlin die unvergleichliche künstlerische Anweisung des Meisters, die freilich das bescheidene Talent nicht über sich selbst hinauszuheben vermochte, und von den Töchtern erweckte Friederike, „Fritzchen", deren Ölporträt von Menzel die Nationalgalerie bewahrt, sogar eine wärmere Herzensneigung. Der zweite Lebensfreund wurde der Potsdamer Regimentsarzt Dr. Puhlmann, den Menzel gelegentlich der Bestellung eines Diploms für die Mitglieder des Potsdamer Kunstvereins kennengelernt



Adolph Menzel: Blick auf Hofgaſtein
Gouache und Aquarell, 1874. Berlin, Nationalgalerie



Karte zum Abschiedsfest für den nach St. Petersburg abreisenden Maler Schwarz. Lithographie von Adolph Menzel

hatte. Sein Bildnis in Wasserfarben (ebenfalls unter den reichen Menzelschätzen der Nationalgalerie) war und blieb für Menzel eine Art von Hausgötze: „Ich kann nicht schlafen, wenn ich ihn nicht im Haus weiß." Mit den Briefen an die Geschwister sind die zahlreichen an Arnold und die grotesk drolligen an die „vielgeliebte alte Kriegsgurgel" die lebensgeschichtlich ergiebigsten und in der Laune übermütigsten, die Menzel je geschrieben hat. Wer den intimen Menzel kennenlernen will, muß sie lesen.

Der Erfolg von „Künstlers Erdenwallen" änderte äußerlich nichts an seinem Tun und Treiben. Ein kurzer, sehr unregelmäßiger Besuch der Akademie hatte ihn bereits belehrt, daß dort nichts für ihn zu lernen war. Wenn er in der Gipsklasse nach der Unterrichtsstunde die zusammengestellten Reißbretter umkehrte und sich die Zeichnungen der Mitschüler besah, verging ihm alle Lust, sich an diesen Rekrutenübungen weiter zu beteiligen. Er wußte, was er sich zutrauen durfte, und neben der gewohnten Tagewerkelei, für die er jetzt aber bessere Preise ansetzte, unternahm er ein zweites größeres Werk, die „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte". Zwei Jahre, 1834 bis 1836, beschäftigten sie ihn. In zwölf großen Steinzeichnungen wird Ursprung, Aufstieg und

Selbstbehauptung dieses Staatengebildes gezeigt; in der Auswahl der Begebnisse verrät der junge Meister seine eingehende Geschichtskunde. Fehrbellin und Mollwitz sind die einzigen eigentlichen Schlachtdarstellungen, aber in allen lebt der Drang nach geschichtlichem Pathos. Daß es streckenweise hohl und verblaßt erscheint, soll nicht bestritten werden. Die Fülle des Figürlichen ist oft in das Bildformat stark eingezwängt; der Hintergrund, manchmal sehr reizvoll, wie die Stadtansicht bei dem „Einzug der Salzburger Protestanten", bleibt doch noch Kulisse. Das Helldunkel der lithographischen Kreide, das Ringen mit Licht und Schatten um eine malerische Wirkung, findet noch keine Erlösung in der Farbe; aber es scheint danach hinzudrängen. Gleich darauf, in den Jahren 1836 bis 1839, folgen dann auch die ersten Versuche in der Ölmalerei, genrehafte Szenen im Kostüm vergangener Zeiten, wie sie bis in die späten Schaffensjahre das Werk des Meisters auffallend und sonderbar durchsetzen. Das Vertauschen des „Borstfegers" mit dem Griffel, die Gewöhnung der Rechten an den geschmeidig nachgebenden Pinsel, die gesamte technische Umstellung von Auge und Hand gingen nur „unter schweren Mühen und Prüfungen" vor sich. Wieder allein auf sich angewiesen, konnte er sich nur selbst belehren durch das, was er besonders den Arbeiten des eben aus Paris zurückgekehrten befreundeten Eduard Magnus und den Bildern auf den akademischen Ausstellungen absah. Die Anfänge waren wenig ermunternd; erst das dritte Gemälde, eine „Konsultation beim Advokaten", brachte ihm Anerkennung auch als Maler. Magnus kaufte es, und ein anderer Kollege, der sogenannte Jagd-Schulz, bestellte daraufhin ein neues, den „Familienrat". Mit dem „Gerichtstag" (1839, Nationalgalerie) schloß fürs erste diese Versuchsreihe ab. Die künstlerische Patenschaft dieser noch reichlich artfremden Erstlinge haben weit mehr die damals in Berlin ausstellenden Franzosen Gudin, Le Poittevin, Roqueplan, Delaroche, Cogniet u. a. als die einheimischen Größen übernommen; man ist verwundert, das eigentliche malerische Genie der Zeit, Blechen, neben diesen nicht anzutreffen; zum Teil mag es an der Verschiedenheit des Gegenständlichen gelegen haben, für die Landschaft waren Menzel die Augen noch nicht aufgegangen. Wenn er sich die Franzosen technisch zum Muster nahm, so erhoffte er von ihnen „das Herausreißen aus unserer Einseitigkeit", fügt indessen gleich hinzu: „Wir sollen und wollen keine Franzosen werden, aber respektvoll das viele Gute in ihnen anerkennen und uns eine Lehre sein lassen."

Während er so mit der Farbe ringt, erreicht er mit dem Griffel eine immer freiere Größe. Die Fruchtbarkeit seiner Hand ist so erstaunlich wie der Reichtum seiner Phantasie. Das Hauptwerk bietet er mit dem „Vaterunser" von 1838. In symbolischem Tiefsinn wählt er Herz, Kreuz und Anker als Gerüstformen, lockert aber ihre strengen Umrisse auf in einen Engelchor, in Schlüssel- und Passionsblume, deren Kelche und Ranken Anruf und Bitten des Gebetes in figürlichen Andeutungen tragen oder einfassen. Er dringt mit geradezu fachtheologischer Gründlichkeit in den erhabenen Vorwurf ein und legt, manchmal bildrätselhaft



Aus einem Brief Menzels vom 22. Oktober 1840 an seinen Freund, den Regimentsarzt Dr. Puhlmann, den er bei einem Besuch in Potsdam des schlechten Wetters wegen nicht aufsuchte. Berlin, Nationalgalerie

versteckt, ein Bekenntnis religiöser Ehrfurcht ab, die das formal etwas krause Werk — wie man mit Recht hervorgehoben hat — „den edelsten Zeugnissen evangelischer Frömmigkeit beigesellen, welche jene Zeit" (es ist die Zeit Schleiermachers) „aufzuweisen hat".

*

Da ergeht an den noch nicht Vierundzwanzigjährigen der Ruf des Schicksals zur entscheidenden ersten Lebensaufgabe. Die Gestalt Friedrichs des Großen tritt in den Kreis seines Schaffens und beherrscht ihn für die nächsten zwanzig Jahre. Wie die Pracht seiner Gemächer in Sanssouci war das Andenken an den großen König verblaßt und verstaubt. Die Nähe der Hundertjahrfeier seiner Thronbesteigung weckte das nationale Bewußtsein zu dankbar begeistertem Gedenken. Vorgearbeitet hatte der Historiker J. D. E. Preuß mit seiner noch heute lesenswerten Lebensgeschichte Friedrichs; ein Napoleon-Buch von Laurent de l'Ardèche, das Horace Vernet illustriert hatte, gab den unmittelbaren Anstoß, ein Gegenstück für den großen Preußenkönig zu schaffen. Der Leipziger Verlag J. J. Weber hatte Franz Kugler für den Text gewonnen, für die Illustrierung wandte man sich auf Kuglers Empfehlung an Menzel. „Herr Menzel", schrieb Kugler, „gehört zwar noch zu den jüngeren Künstlern Berlins, und er ist erst seit einigen Jahren öffentlich aufgetreten, gleichwohl hat sich in ihm ein Reichtum der Phantasie, eine Sicherheit in allen Elementen künstlerischer Darstellung, eine gründliche wissenschaftliche (namentlich historische) Bildung, eine belebende poetische Kraft entwickelt, wie alles dies vereinigt nur selten gefunden werden dürfte." Vierhundert Holzschnitte, zehn Taler für jeden, wurden vereinbart.

Mit dem Schwung des Begeisterten stürzte sich Menzel in die Arbeit; 1842 lag das Buch, das in Lieferungen erschien, fertig vor. Statt, wie bisher üblich, das geschriebene Wort bildlich zu veranschaulichen, hat Menzel seine Aufgabe frei und selbständig erfaßt und sich mit den Visionen seiner Phantasie als Zeichner gleichberechtigt neben den Schreiber gestellt. Wie durch ein Fernrohr erspähte sein Auge die geschichtlichen Weiten, und nichts entging dem Scharfblick und der Genauigkeit dieser Zeitenschau. So hat er eine versunkene Welt mit den Trägern ihres Geschickes, den Schauplätzen ihrer Taten, im Glanz ihres Daseins, im Graus ihrer Kriege, in der Erhabenheit ihrer Feierstunden, in der Mühsal ihrer Werkeltage mit seherischer Kraft lebendig und für alle Zukunft unzerstörbar vor den Augen der Nachwelt wieder aufgebaut. Und alles und jedes in dieser Welt strebt zu ihrem Mittelpunkte, zur Gestalt Friedrichs. Vom Täufling auf des Großvaters Armen bis zur nächtlichen Sterbestunde in Sanssouci wird Friedrich von Menzels Gnaden greifbar gegenwärtig; erst durch Menzel ist das Bild des großen Königs mit allen Einzelzügen jedem Deutschen lebendigster Besitz geworden. Diese gezeichnete Lebensgeschichte wäre auch ohne das begleitende Wort jedermann verständlich, so umfassend nach Tiefe und Breite wird die Zentralgestalt von ihrer Zeit umkreist.

Voraussetzung war freilich ein Studium ohnegleichen. Schlachtberichte und Regimentsgeschichten, Montierungsdepots und Prachtgemächer, Kriegsschauplätze und verwilderte Parks, alte Bildnisse und Kostüme — alles mußte studiert, am Modell geprobt, gezeichnet und gepauft werden, um „den Sachen die Authentizität zu geben". Nach solchen Studien wurde unmittelbar mit Feder oder Spitzpinsel auf den Holzstock gezeichnet, später im Verlauf der Arbeit mit dem harten Bleistift auf den weiß grundierten Klotz. Aber auch die Holzschneider mußten erst von ihrer „Geisteskrankheit", mit den Vorlagen nach eigener Art umzugehen, geheilt und mit unnachgiebiger Strenge zu der Genauigkeit erzogen werden, die der Künstler schon aus Achtung vor der eigenen Leistung von ihnen forderte. „Schlingelhafte Mißhandlung meiner Zeichnungen" schloß sehr bald die französischen Holzschneider, die der Verlag zuerst betraut hatte, von weiterer Mitwirkung aus; auch verletzte es das deutsche Stammesgefühl des jungen Meisters, „wenn an einem nationalen Werk die Einheimischen allen Anteil verlieren" sollten. Und so wurde der „Kugler", wie das Buch kurz genannt wird, zugleich die hohe Schule für den deutschen Holzschnitt, zu dessen ersten Meistern die beiden Brüder Vogel und Unzelmann durch Menzel erzogen wurden.

Das Werk, heute wohl sein volkstümlichstes, damals nicht ohne Widerspruch aufgenommen, hatte ein doppeltes künstlerisches Nachspiel. Die außerordentliche Kennerschaft, die sich Menzel von dem Uniformwesen der friderizianischen Armee erworben hatte, vereint mit der Erwägung, daß auch diese Reste von „Glanz, Pracht, Pomp und Rüstung" glorreicher Zeiten durch Staub und Mottenfraß in sich zerfallen müßten, verdichteten sich zu dem Plan, die Armee Friedrichs des Großen durch alle Chargen in einem Riesentafelwerk von Federlithographien dauernd festzuhalten. Vaterländische Begeisterung für das unvergleichliche Instrument in des Königs Hand ließ ihn beginnen, nur zähestes Bei-der-Stange-Bleiben in vierzehnjähriger, freilich oft unterbrochener Arbeit die drei Foliobände mit vierhundertdreiundfünfzig Tafeln beenden. Den mit leichtem Spott gemischten Ruf eines „großen Gelehrten" verdankt Menzel diesem sogenannten Armeewerk. Aber wenn er auch jede Schärpe, jede Litze und Tresse, jeden Knopf nach Farbe, Maß und Sitz mit dem strengen Blick eines Musterungsoffiziers beobachtete, so blieb er doch den Künstler nicht schuldig in der Art, wie er die Chargen vom Offizier bis zum Profoß einzeln oder gruppenweise nicht als steife Kostümträger, sondern als lebensvoll in ihrem Beruf bewegte Figuren hinstellte.

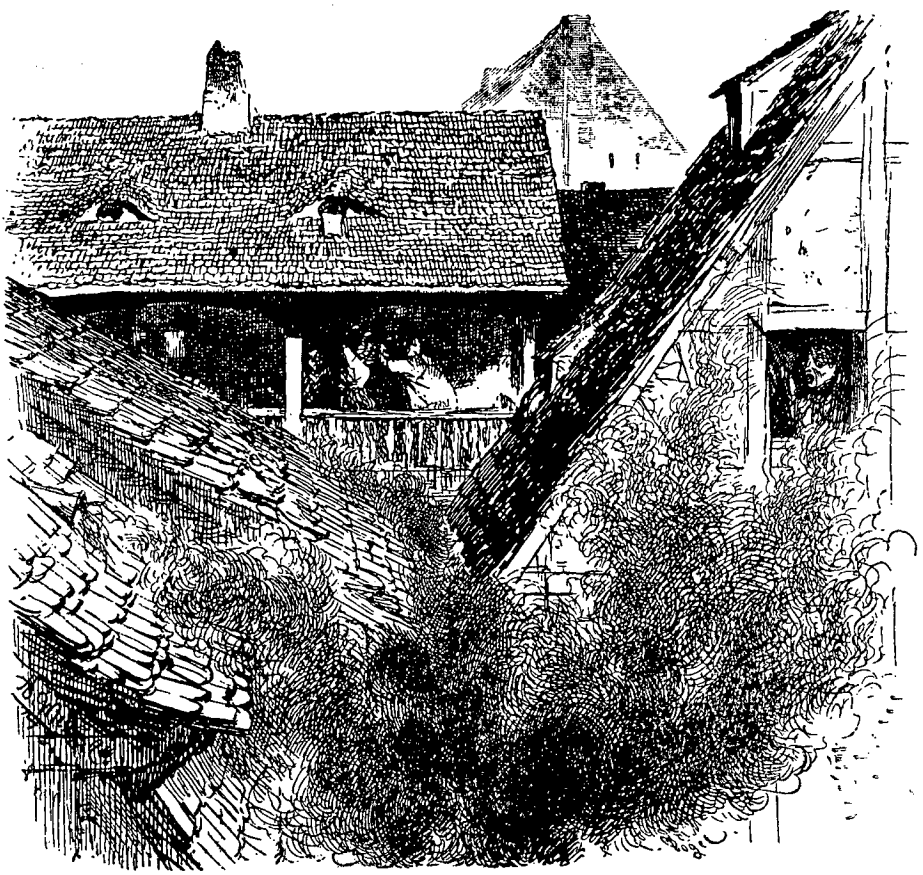
Dagegen konnte er sich in den gleichzeitig unternommenen „Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen" dem Spiele seiner geistreichen Erfindungskraft überlassen. Diese zweihundert Holzschnitte begleiten die neue, auf Veranlassung Friedrich Wilhelms IV. von der Akademie der Wissenschaften besorgte Ausgabe des gesamten schriftlichen Nachlasses. Es war der erste der auffallend seltenen Aufträge, die Menzel, der Verherrlicher der Hohenzollern, von seinem Königshause erhalten hat. So wenig wie die Kugler-Holzschnitte sind sie Umsetzungen

des Textes in die Bildsprache, sondern gleichen musikalischen Variationen, die ein Thema in freiester Ungebundenheit umspielen. In ihnen sprüht und wetterleuchtet jener Geist, Witz und Spott, der die Genüsse der Tafelrunde in Sanssouci einst gewürzt hatte, ein Übermut, der alles wagen konnte, weil er auch im Gewagtesten noch geschmeidige Anmut zu wahren wußte. „Ich schwang mich wie der Zaunkönig über den Adler der Fabel noch um einiges empor", hat er nach Jahrzehnten einem Besucher bekannt, und man sieht das Schmunzeln des Alten um die sonst so streng verschlossenen Lippen bei diesem Geständnis. Der königliche Besteller wie sein „stramm katholischer Kunstrat", Herr von Olfers, ließen alles durchgehen, ohne „die mindeste Beeinträchtigung meiner selbständigen Gedankenflüge oder eine Zensur meiner üppigen Einfälle". Beschränkt war er allein durch das Format von „XII cm Maximum", das er bei einer späteren Sonderausgabe der Holzschnitte in einer witzigen bildlichen Zugabe ironisiert hat. Technisch hat Menzel in diesem Werke, das wie kein anderes die Beschwingtheit seines von friderizianischer Schärfe durchblitzten Geistes offenbar macht, seinen Holzschnittstil mit dem federnden Strich der Linie, der silbrigen Tonigkeit des Schwarz-Weiß zu klassischer Vollendung ausgebildet und seinen Mitarbeitern für ihren geschulten Gehorsam gegen die Reinheit seiner Zeichnungen dankbares Lob gezollt.

*

Noch gab es ein graphisches Gebiet, dem sich seine technische Eroberungslust jetzt zuwandte: die Radierung. Reifste Erkenntnis bahnt ihm schnell den Weg; das Gestirn, das ihm vorleuchtet, ist Rembrandt. 1844 gibt er, wiederum bei Sachse, sechs Blatt heraus, die er bescheiden „Radirversuche" betitelt. Auch gegenständlich sind sie größtenteils Neuland durch die Wahl rein landschaftlicher Motive. Doch ist die Landschaft keineswegs, wie bei Blechen, romantisch gesehen oder in ihrer träumerischen Abgeschiedenheit aufgesucht. Menzel findet seine Motive draußen vor den Toren, wo die Stadt übergeht in ländliche Aufgelöstheit. Schon mit diesem Blick, der Reizvolles im Anspruchslosen wahrnimmt, ist Menzel seiner Zeit weit voraus. In dem, was außerhalb dieser Folge noch an Einzelblättern zustande kommt, hallt Friderizianisches nach, so in dem „toten Husaren" und dem „großen Totenkopfhusaren", Proben neuer technischer Versuchslust mit Nadel und Sandpapier, in wenigen, vom Ehrgeiz der Sammler heiß umworbenen Abdrucken hergestellt. Weit über dies vorwiegend technisch Experimentierende hinaus berückt durch Glanz und Grazie eine Gelegenheitsarbeit, die „Speisekarte für den herzoglich sächsischen Hof in Meiningen". Mit der im Kerzenglanz flimmernden Festtafel oben, zu der beiderseits auf gewundenen Treppen rechts die aufwartenden Lakaien, links im Menuettschritt die Geladenen emporsteigen, erinnert das zierliche Blatt an die Illustrationen zu den Werken Friedrichs.

Bald aber vernachlässigt Menzel diese neue graphische Provinz. Es überkam ihn wie Reue um Versäumtes. „Laß deine Jungens", hat er zu Eduard Meyerheim



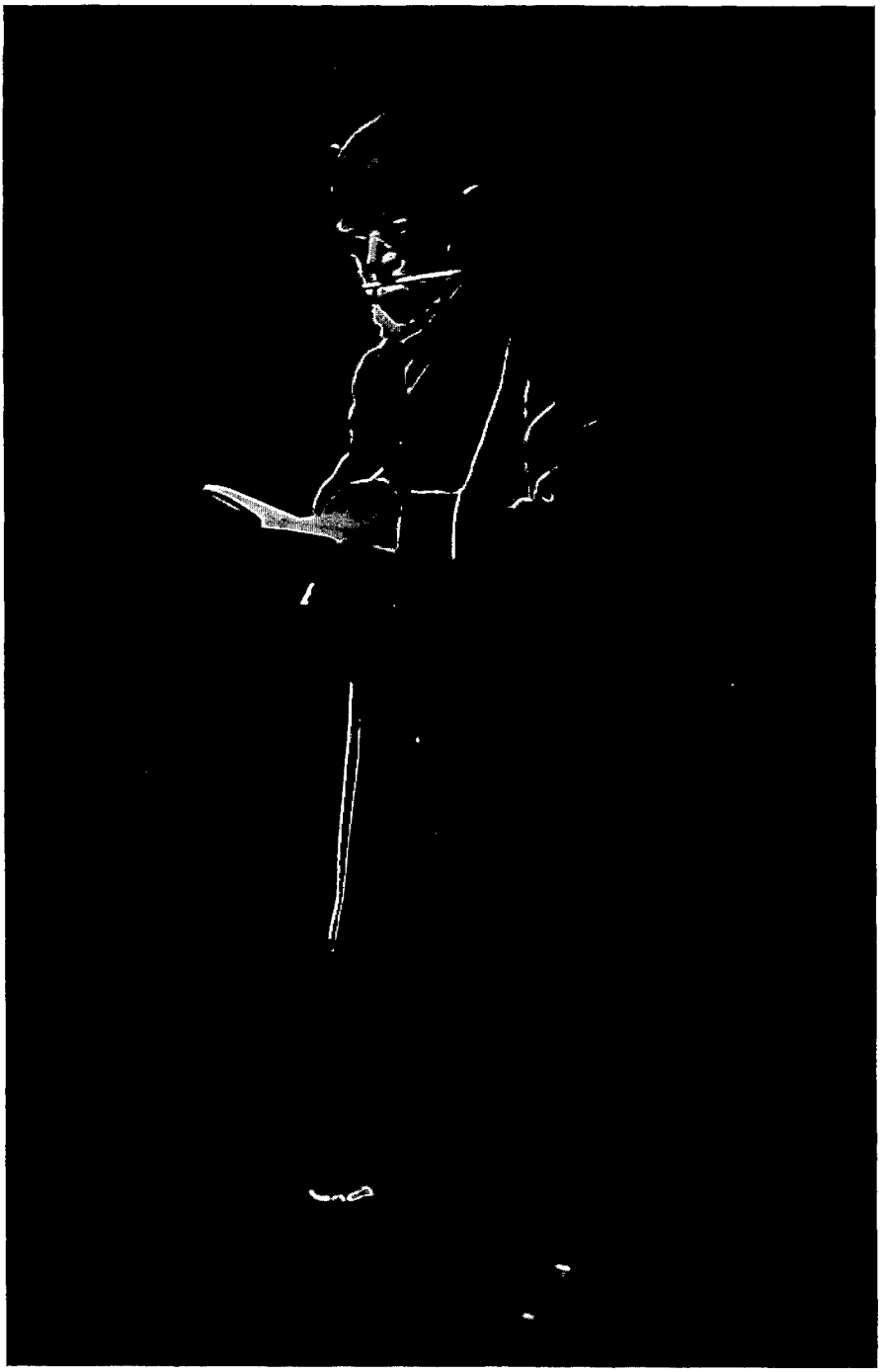
Holzschnitt von Adolph Menzel zu einer Epistel Friedrichs d. Gr. an Maupertuis.
Aus den „Werken Friedrichs des Großen", um 1848

gesagt, „nur schon immer tüchtig malen, damit es ihnen nicht so geht wie mir, der ich durch ewiges Zeichnen und Illustrieren in der Jugend um die Gewohnheit des Ölmalens gekommen bin." Mit seiner farbigen Anschauung war er inzwischen weit hinausgewachsen über die schwerfälligen Anfänge seiner grünen Jugend. Jetzt probte er wie ein Musiker die Tasten und den Klang seines Instrumentes. An Bildkompositionen dachte er gar nicht; das täglich Umgebende bot ihm Anlaß genug: sein Wohn- und Schlafzimmer, der Blick aus seinem Fenster auf einen verträumten Palaisgarten, Wolkenschübe am Himmel, draußen die neue Eisenbahn, ein Bauplatz mit Weiden oder behagliche Innenräume mit dem Bruder Richard am Frühstückstisch, die Seinen mit ein paar Freunden abends unter dem gelben Schein der Öllampe. Alles Studien, Fingerübungen, die beileibe keine Bildansprüche erhoben und die er streng vor der Öffentlichkeit hütete. Sie waren mit den Briefen die zweite Überraschung, als findige Kunsthändler sie kurz vor

seinem Tode ihm ablisteten und der größere Teil von ihnen aus dem Nachlaß bekannt wurde. Ihm selbst gänzlich unbewußt, hatte sich seine Malerseele in ihnen verklärt. Übersonnt von der Gunst des Augenblickes, stehen sie da wie Gaben des Glückes, mit reiner Hand empfangen, in leuchtender Frische weitergereicht, von keiner Handwerksmühe gebleicht. Im eigenwilligen Bildausschnitt webt das Geheimnis des Raumes, umfängt Luft und Erde, Menschen und Möbel, stuft in feinsten Tonschwingungen die Helligkeitsgrade. Die Handschrift des Pinsels fügt sich wie beschwingt jeder Forderung des Motivs, malt spitzig hier ein Ornament an der Decke, fegt breit dort eine Wandfläche, einen Vordergrund zusammen, tupft da ein Licht auf, wölkt dort eine Dunkelheit. Niemals wird die Genialität des Handwerks selbstgefällig oder vorlaut; sie dient dem Eindruck dadurch, daß sie sich unsichtbar macht, sie ist ganz Kunst geworden. Auch diese Kunst hat Paten, die Gevatter standen, ohne nachgeahmte Vorbilder zu werden: den Norweger Dahl im benachbarten Dresden, den Engländer Constable, der 1839 zuerst in Berlin ausstellte, und den Berliner Blechen.

Menzel selbst wollte diese Kleinodien seiner Kunst nur als „Exerzitien" gelten lassen, mit denen er Auge und Hand für größere Aufgaben schulte. Ein stärkstes Erlebnis, der Märzaufstand 1848, setzte ihn zunächst in Bewegung. Der umflorte Katafalk von Särgen auf den Stufen des deutschen Domes, davor die erregte Menge, Bürger und Studenten, die den Gendarmenmarkt füllt, bis hinauf zu den Podesten der Freitreppe des Schinkelschen Schauspielhauses, links der Ausblick in die helle, von Fahnen überwehte Häuserzeile der Markgrafenstraße — das sind die Bildelemente dieses nach jahrzehntelanger Verborgenheit im Atelier endlich in die Hamburger Kunsthalle gelangten Meisterwerkes. Wie klug und besonnen aber ist die Bildorganisation mit den dunklen Massen, die durch die helle Fläche des Platzes übersichtlich voneinander getrennt sind! Wie ist alles zusammengehalten von dem herben Vorfrühlingslicht, in den silbrig grauen Luftschleier der Großstadt eingesponnen! Warum ließ er das Bild unvollendet? „Das Ereignis erfüllte meine Seele mit Grauen und mein Herz mit Hoffnung; aber — aber — was ich dann später sah und erlebte, hat mir die Lust benommen, noch einmal die Hand zu heben."

Schrecken und Enttäuschung ließen ihn flüchten in die ruhmvolle Vergangenheit, die der Sandsturm von 1848 zu verwehen drohte. Noch einmal triumphierte Fridericus Rex. In dem Jahrzehnt 1850 bis 1860 schuf Menzel jenen Zyklus von Friedrichsbildern, die ihm als späten Dank des letzten Hohenzollernkaisers den roten Samtmantel mit dem Stern des Schwarzen-Adler-Ordens eingetragen haben. Der Gedanke zyklischer Verherrlichung einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit ist ohne Beispiel in der Geschichte der europäischen Malerei, indessen durchaus ein Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts, das auf so vielen Gebieten seinen Arbeitsstolz an die Befriedigung des Massenhaften setzte. Es sei nur an Freytags „Ahnen" und an Wagners „Nibelungenring" als zeitgenössische Parallelerscheinungen erinnert.



Adolph Menzel, mit der linken Hand zeichnend
Photographie von F. Müller-Hilsdorf, 1904



Adolph Menzel: Der Künstler mit seinen Geschwistern Richard und Emilie (im Vordergrund eine Freundin). Bleistiftzeichnung, 1851. Berlin, Nationalgalerie



Adolph Menzel: Pariser Wochentag
Gemälde, 1869. Düsseldorf, Städtisches Kunstmuseum



Adolph Menzel: Saal im Schloß Leopoldskron bei Salzburg
Bleistiftzeichnung der 70er Jahre. Berlin, Nationalgalerie

Zu den Vorbereitungen auf die Friedrichsbilder gehört ein wenig gewürdigtes Werk: der sogenannte Kasseler Karton mit dem Einzug der Herzogin Sophie von Brabant und ihres Söhnchens Heinrich in Marburg, der Hessens erster Landgraf wurde. (Museum in Magdeburg.) Es war ein Auftrag des Hessischen Kunstvereins gelegentlich der Sechshundertjahrfeier dieses für Hessens Geschichte bedeutungsvollen Ereignisses, vermittelt durch den alten Freund Arnold, in dessen Hause Menzel acht Monate lang die große Arbeit ausführte. Der gewaltige Eindruck, den Cornelius 1846 mit der Ausstellung der „Apokalyptischen Reiter", des ersten Kartons für die Camposanto-Halle der preußischen Könige am Berliner Dom, hervorgerufen hatte, mag die Herren in Kassel zu ihrem Unternehmen angeregt haben. Für Menzel war es der ersehnte Anlaß, sich im Gardemaß der Kunst auszuweisen und das Vorurteil, als wüßte er größere Dimensionen nicht zu überwinden, zu entkräften. Das ist ihm auch gelungen, so gewiß das große Werk bei vielen Einzelschönheiten in der Gesamterscheinung kühl läßt und mehr verstandesmäßig gebaut als künstlerisch blutvoll wirkt.

Erst bei den Friedrichsbildern begann ihm „das Blut zu brennen" vor dem Stoff, den er wie keiner beherrschte. Sie sind denn auch seines Ruhmes wenn nicht stärkste, so doch ragendste Träger geworden. Jeder kennt sie, und wären sie dauernd an einer Stelle vereinigt, so würden sie jenen hinreißenden Eindruck machen, den sie bei gelegentlichen Ausstellungen nie verfehlt haben. Im Anschwellen ihres Formates, in der Kühnheit ihrer Raum- und Lichtprobleme, in der wachsenden Stimmungskraft ihrer farbigen Erscheinung bekunden sie das Reifen des Meisters an seinem Werke. Vergleiche mit den ähnlichen schwarz-weißen Szenen im „Kugler" drängen sich auf und werden lehrreich für die Art, wie derselbe Vorgang von der Phantasie verschieden gestaltet erscheint, mag auch dieser Vergleich, beispielsweise bei der „Tafelrunde", nicht stets zugunsten des großen Ölbildes ausfallen. Auch die Farbenskizzen, die alle erhalten sind (Nationalgalerie), wirken manchmal koloristisch reicher als die Ausführung. Sie zeigen aber die gewaltige geistige Arbeit, die der Meister aufwandte, um zur straffen Organisation des Bildganzen vorzudringen. Menzel mißtraute der oft gerühmten Frische des ersten Entwurfes; „zu Anfang", meinte er, „sei man stets der größte Esel".

Unbestreitbar stellen Beginn und Ende die größten Leistungen dar. Beginn nämlich waren — nach dem Vorspiel der „Bittschrift" — nicht „Tafelrunde" und „Flötenkonzert", sondern war die „Nacht von Hochkirch", die vor den beiden andern nur zurückgestellt werden mußte. Schon daß er diesen schwarzen Tag aus der Heldenlaufbahn Friedrichs wählte, beweist Größe und Unvoreingenommenheit seiner geschichtlichen Auffassung: in den Wettern des Schicksals erst bewährt sich Charaktergröße; er hatte es an sich selbst erfahren. Die Vision dieses nächtlichen Kampfbildes ist durchzuckt von leidenschaftlichem Miterleben. In der Dunkelheit seines Farbengewoges glimmt und brodelt es wie der Ausbruch eines Vulkans. Im Rücken der in todesruhiger Manneszucht feuernden Grenadiere taucht auf

seinem Schimmel, grell beleuchtet, der König auf, umgeben von den Generälen, deren Silhouetten die Dunkelheit verschlingt. Herrlich der Baum links mit dem kahlen Geäst gegen die schwelende Luft.

Das letzte der Friedrichsbilder, die „Ansprache von Leuthen", wäre, wenn vollendet, das ebenbürtige Gegenstück geworden. Die Landschaft, dieser zerfahrene, von Schneeflecken durchsetzte Acker, in dessen aufsteigenden Bodennebeln ferne Reitergeschwader schattenhaft auftauchen und kahle Bäume ihr Geäst verflechten, ist ein erlesenstes Stück Stimmungsmalerei. Vor ihr, von fröstelnder Nässe überschauert, steht die Gruppe der Heerführer; der redende König und andere Stellen blieben „keusche Leinwand". Ein sonderbares Spiel des Zufalls indessen: gerade diese leeren Stellen klären den Farbenbau der Komposition.

Bemerkenswert bleibt, daß unter den Käufern und Bestellern dieser Bilder das Herrscherhaus ganz vereinzelt auftritt. Nur „Hochkirch" wurde nach langen Unterhandlungen von Friedrich Wilhelm IV. angekauft und .. in das blitzblaue sogenannte Marinezimmer des Berliner Schlosses über dem Anrichtetisch für die Lakaien verbannt. Erst Wilhelm II. befreite es aus diesem unwürdigen Exil. „Es war ein ergreifender Moment", erzählte der Greis, „der mich für viele Drangsale entschädigte, als Seine Majestät selbst mich beim Arm nahm und vor dieses Bild an seinem neuen Ehrenplatz über dem Kaiserlichen Schreibtische führte — umringt von Lakaien mit Armleuchtern." Zur Zeit besitzt es, wie auch „Leuthen", die Nationalgalerie.

Für jeden andern wäre dieser Friedrichszyklus gewiß ein gerüttelt Maß von Kraft und Arbeit für zehn Jahre gewesen. Menzel erholt sich durch neue Lasten zwischendurch von der Anspannung. Die Farbe wird ihm Bedürfnis. Für das von Strack zur Aufnahme der kronprinzlichen Herrschaften umgebaute alte Palais Friedrich Wilhelms III. malt er ein großes Halbrund: die Begegnung Wellingtons und Blüchers am Abend der Schlacht bei Belle-Alliance, die Verbindung des preußischen Kronprinzen mit der englischen Königstochter geschichtlich symbolisierend; für den Berliner Künstlerverein den alten Chodowiecki in ganzer Figur, zeichnend an der Jannowitzbrücke, eine persönliche Huldigung zugleich an den einzigen Meister, als dessen Schüler er sich bekannt hat; in Fackelzügen klingt das Flammenleben der „Nacht von Hochkirch" aus. Auch seine Zeichnung und seine Griffelkunst werden jetzt farbig und tonig. In diesem Jahrzehnt entstehen die meisten seiner Pastelle; die technisch neuartigen „Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen" erweitern das schon so vielfältige Bild seiner Graphik nach der malerischen Seite.

Friedrich der Große bleibt gegenständlich zwar nicht das einzige, aber das bevorzugte Thema. Die „Soldaten Friedrichs des Großen", einunddreißig Holzschnitte, bringen sozusagen einen volkstümlichen Ersatz für das nur in ganz kleiner Auflage hergestellte, mit Wissen belastete „Armeewerk", zwölf Bildnisse der „Kriegs- und Friedenshelden aus König Friedrichs Zeit" ergänzen diese Heeresschau nach der Seite der Führenden.

Menzels Ruf überschreitet die Grenze. Goupil, der Pariser Kunsthändler, bestellt zwei kleinere Ölbilder: Friedrich mit der Tänzerin Barberina und Friedrich im Gespräch mit dem gelähmt und schwerhörig im Stuhlwagen auf der Terrasse von Sanssouci spazierenfahrenden General Fouqué. Die Weltausstellung 1856 lockt ihn selbst nach Paris; vierzehn Tage bleibt er dort. Frucht dieser Reise ist eins seiner gefeiertsten Werke, das „Théâtre Gymnase", nach der Rückkehr und seiner Gewohnheit gemäß aus dem Gedächtnis gemalt, staunenswert in der Beobachtung und in der Einfühlung, geistbelebt in jedem Strich, in jedem Farbfleck. Man glaubt den lässig espritvollen Konversationston aus der Haltung der Schauspieler von der Bühne im Rampenlicht über das rotgoldene Farbenspiel der Loge bis in den gespannt aufhorchenden dunklen Zuschauerraum mit allen seinen Pointen zu vernehmen. Wer in Deutschland hätte das auch nur so beobachtet, geschweige denn gemalt und gekonnt? Mit diesem Bilde schafft sich Menzel seinen Platz in der großen europäischen Malerei zwischen Daumier und Degas. Aber auch dieses Meisterwerk verbarg er jahrzehntelang im Atelier, ahnungslos, was er mit ihm geleistet. Erst 1902 kam es in die Nationalgalerie.

*

Warum blieb „Leuthen" unvollendet? War es Ermüdung an einem zu lang ausgetragenen, nach allen Seiten so gut wie erschöpften Stoff, versagte selbst diesem Großen die Kraft, in Miene und Gebärde auszudrücken, wie das Wort zündend überspringt und halbwache Energien aufrüttelt, oder kam die Störung von außen? Wahrscheinlich griff eins ins andere, aber den entscheidenden Ausschlag gab ein unerwarteter Anlaß. Der neue König Wilhelm I. wünschte die Krönungsfeierlichkeit zu Königsberg in einem großen historischen Gemälde festzuhalten. In aller Eile mußte Menzel aufbrechen, um an Ort und Stelle sich vorzubereiten; sein Freund, der Kupferstecher und Maler Fritz Werner, begleitete ihn als „mein zweites Gesicht". Ein Stuhl, „dessen Wackeln meinem hastigen Zeichnen nicht zur Erleichterung diente", half während der langen Stunden der Zeremonie zu leidlichem Überblick. Die Komposition, farbig auf den Festklang von Rot, Weiß und Gold gestimmt, mußte mehrfach umgeordnet werden, namentlich auch in der Hauptfigur des Königs, der statt des ursprünglich gesenkten Zepters viel feierlich-eindrucksvoller das Reichsschwert emporhebt.

Die Arbeit begann mit den hundertzweiunddreißig in Deckfarben und Bleistiftskizzen „durchraisonierten" Porträtstudien der Teilnehmer, die nicht alle willig und geduldig sich den strengen Forderungen einer Menzelschen Modellsitzung anbequemten. Ein rühmliches Vorbild auch in dieser Nebensache gab der König; in dem schweren Krönungsornat tat er auch als Modell seine Pflicht, während Königin Augusta jedes Sitzen ablehnte. Wieviel Mühe und Überredungskunst kostete es, auch der Willigen, die meist nur seltene Gelegenheiten von ihren Gütern und Schlössern an den Berliner Hof führten, habhaft zu werden!

Als Werkstatt wurde dem Maler der Garde-du-Corps-Saal im Schlosse eingeräumt, der eine Sammlung alter Waffen und Rüstungen beherbergte. In einigen kostbaren Deckfarbenblättern hat Menzel auch diese, gleichsam zur Erholung, „vorgenommen". Zugleich übersiedelte in diese geräumige Werkstatt die große unfertige Leinwand mit „Leuthen"; aber die Riesenarbeit an der „Krönung" ließ für das ältere Werk weder Muße noch Stimmung aufkommen. Die Welt Friedrichs versank vor den Forderungen und Reizen einer neuen Gegenwart. Mit dem Krönungsbilde setzt Menzels zweite große Schaffensperiode, die wilhelmische, ein. Er war jetzt den Fünfzig nahe.

Solche Zeremonienbilder stellen in ihrer Verkoppelung von künstlerischer Absicht und gegenständlicher Treue eine kaum lösbare Aufgabe. Menzel indessen hat es verstanden, durch die Feierlichkeit der Farbe, durch den eindringlichen Ernst der Einzelschilderung das lebende Bild eines vorübergehenden repräsentativen Staatsaktes in die Höhe eines geschichtlichen Ereignisses zu heben. Größe und Bedeutung dieses Werkes werden erst ermessen an den ähnlichen Darstellungen seiner Zeitgenossen und Nachfolger, eines Anton von Werner, eines William Pape und wie sie alle heißen. Vier Jahre hat er darangesetzt; „wer so was malt", lautet sein spätes Geständnis, „hat wie der heilige Laurentius gelitten".

Der Erfolg des Bildes konnte ihn nicht entschädigen für Enttäuschungen, die diese Jahre staatlichen Umschwunges ihm brachten. Der ersehnte Auftrag, sämtliche Wände des neuen Berliner Rathauses auszumalen, zerschlug sich, „wohl die größte Bekümmernis meines Lebens". Seine Entwürfe dazu, Verherrlichungen der Taten Friedrichs II. und Wilhelms I., wurden durch die Politik unzeitgemäß; die Österreicher, die beide bekämpft hatten, waren unsere Freunde geworden. Ein anderer Grund war, daß Menzel alles in Öl auf Leinwand malen wollte, während im Rathaus Fresko gewünscht wurde. So kam statt des großen Monumentalauftrages nur ein kleiner zuwege: die Huldigungsadresse der Hauptstadt an den Sieger von Königgrätz (Hohenzollern-Museum). Von den mannigfachen Gelegenheitsarbeiten dieser Art ist sie die reichste an Erfindung, geistreichem Ineinanderspiel von Zeichnung, Wort und malerischem Reiz.

*

Gleich einer Wolke des Unmuts hing es über diesen Jahren. Die Berliner Kunstkritik, ein trübes Literatenkapitel jener Zeit, verletzte durch geringes Verständnis, das bis zur Abweisung ging; das Publikum, ohne jedes eigene Urteil, ließ sich von der süßlichen Genremalerei einfangen. Menzel erwog eine Übersiedelung nach Paris, wo man ihn hochschätzte und ihn mit feiner Kennerschaft bewertete. Aushalten aber und in der Bresche stehen, das soldatische Pflichtgefühl des Preußen hielt ihn fest. In der Familie suchte und fand er Ersatz für die Unbill der Öffentlichkeit. Damals entstand, langsam vorrückend bis zu dreiundvierzig Blatt, eines

seiner bezauberndsten Werke, das Kinderalbum, Gouachen vorwiegend mit Tierdarstellungen, die der Onkel den Kindern seines in diesen Jahren unerwartet früh abberufenen Bruders Richard widmete. Das idyllisch am Rande des äußersten Berliner Westens, dicht am Landwehrkanal gelegene Gartenrestaurant Albrechtshof, dessen Wirt seine Gäste mit einer kleinen Menagerie belustigte, und der nahe Zoologische Garten boten ein reiches Studienfeld. Auch auf Reisen wurde der Stoff ergänzt; so einmal im Dresdener Zoologischen Garten: „dort an den ohrzerspaltend schreienden Kakadus herumgezeichnet, sie dann als Modellgeld die Reihe entlang gekrabbelt".

Für den geradezu jugendlichen Auftrieb, mit dem er den Frontwechsel seines künstlerischen Arbeitsfeldes vollzog, ist auch seine neuerwachte Reiselust bezeichnend. Als es 1866 gegen Österreich ging, litt es ihn nicht, „so hinterm Ofen bei Muttern hocken zu bleiben, ohne wenigstens für vierzehn Tage die Nase in Graus, Jammer und Stank zu stecken". Von den böhmischen Schlachtfeldern hat er wenig heimgebracht, aber dies „Riechen am Kriege" verdarb ihm gründlich den Appetit. Und so blieb er 1870/1871 daheim, anderen „den Bedarf für das patriotische Bedürfnis" überlassend, ja der Meister von Hochkirch stellte sich sogar bewußt abseits mit der Zweifelfrage: „Muß denn der Greuel gemalt werden?!!"

Paris als Wohnsitz war längst aufgegeben, aber als Reiseziel lockte es mit seinen Weltausstellungen, mit dem „Schwirr der Großstadt" und mit gleichgesinnten Zunftkollegen. Dort lebte Meissonier, dessen Bekanntschaft Menzel schon früher am Stammtisch von Schubert in der Charlottenstraße gemacht hatte, klein wie er selber von Statur, groß, freilich ohne die Dämonie Menzels, in der Schärfe des Auges und in der Genauigkeit der Ausführung. „Wenn ich nicht Meissonier wäre", hatte der Franzose liebenswürdig und überheblich zugleich gesagt, „würde ich gern Menzel sein." Dort lebte auch Léon Gérôme, ebenfalls ein brillanter Zeichner, aber kalt und berechnend im Effekt. Zu ihnen, nicht zu den Fontainebleauern und ganz und gar nicht zu Ed. Manet, suchte Menzel Verbindung und fühlte er sich hingezogen. Und doch hat er, der auf Ausstellungen kein Bild unbesehen ließ, gewiß bei seinem zweiten Pariser Aufenthalt 1867 Manets „Gartenkonzert in den Tuilerien" gesehen, ja wahrscheinlich steht Menzels „Sonntag im Tuileriengarten" (Dresden, Galerie), kurz nach der Rückkehr gemalt und eines seiner vorgeschrittensten Bilder, in einer wenn auch unbewußten und nie mit dem kleinsten Wort berührten Beziehung zu Manet. Mehr noch als Rasse und Generation trennte die beiden; im Stoffe konnten sie sich begegnen, in der Kunstanschauung nicht. „Impressionismus", hat Menzel einmal gesagt, „ist die Kunst der Faulheit"; seine Kunst war die des bürgerlich bis zur Beschränktheit gewissenhaften Fleißes. Aber die Pariser Eindrücke haben ihn auf seinem Wege, das Leben der Gegenwart künstlerisch zu gestalten, doch wesentlich bestärkt und sicher gemacht. Auch der dritte Pariser Aufenthalt 1868 zeitigte ein Meisterwerk, den „Pariser Wochentag" (kürzlich aus der Hamburger Sammlung

Behrens vom Städtischen Kunstmuseum in Düsseldorf erworben). Ein Straßenbild mit dem quirlenden Durcheinander geschäftigen Alltags, bei dessen Schilderung sich die Beobachtungen und Einfälle überdrängen, umrahmt von einer Stadtarchitektur, deren verschobene Unordnung und Vielgestaltigkeit noch heutigen Tages das Gesicht von Paris kennzeichnet. Auf schier unbegreifliche Weise sind der Lärm und der Geruch der Straße, ihr Staub unten und ihr mattes Silberlicht oben eingefangen — und das alles — man vergesse es nicht! — aus der Erinnerung.

Nicht in planmäßiger Suche eines Motivs, sondern wie ein zufälliger Eindruck ihn packte, sind die Schöpfungen der Reife- und Alterszeit Menzels entstanden. Freilich war die Voraussetzung eine immer wache Bereitschaft des Auges, jenes „Toujours en vedette!" des großen Königs, das auch sein Wahlspruch war. In den erregten Julitagen 1870 ließ ihn der Zufall vom Fenster eines Restaurants Unter den Linden die Abreise König Wilhelms ins Hauptquartier mit der weinenden Königin im Landauer neben sich und den nachtrabenden Schutzmännern durch die zusammengeströmte, ehrfürchtig grüßende und winkende Menge beobachten. Langsam aus vielen Einzelstudien formte sich das Bild, und wenn die Figuren und Gruppen mit ihrer manchmal überladenen Charakteristik den Gesamteindruck nicht gefährden, so liegt das Geheimnis in der festen Struktur der Komposition, in der Verteilung der hellen und dunklen Massen. Die innere Erregtheit des ersten Eindrucks hat sich über der eingehend mühevollen Arbeit nicht verkühlt; am fühlbarsten schwingt sie aus in dem Rauschen der Fahnen, die von den Häusern in die stickige Sommerluft flattern.

Impressionistisch einseitiger Einstellung versagt sich freilich dies Bild genau so wie das Hauptwerk dieser siebziger Jahre, das „Eisenwalzwerk". Auch hier gab der Zufall die Anregung. Vorarbeiten zu einer Jubiläumsadresse der Eisengießerei Heckmann hatten Menzel mit dem Getriebe eines neuzeitlichen Industriewerkes bekannt gemacht. Nun ging er nach Königshütte in Oberschlesien und bohrte sich tief hinein in diese Welt von Rauch und Räderschwung. „Wochenlang von morgens bis abends habe ich da zwischen den sausenden Riesenschwungrädern und Bändern und glühenden Blöcken gestanden und skizziert. Ich schwebte dabei in steter Gefahr, gewissermaßen mitverwalzt zu werden." Auf Bewegung und Handlung bedacht, wählte er den Augenblick kurz vor dem Schichtwechsel. In der beherrschenden Mitte zwängen mit mächtigen Greifzangen in weit ausholenden Gebärden Arbeiter die weißglühende Luppe in den Walzengang; rechts und links lockert sich die Darstellung in Sondergruppen auf, die sich waschen, ihr Mittagessen hastig hinunterschlingen, neue Blöcke zum Schweißen heranfahren. Aber wieder hält das Licht die auseinanderstrebenden Elemente der Komposition zusammen, dies graue Licht, das durch die geöffneten Schiebewände in den Qualm des Raumes bricht, das Stangenwerk an der Decke unheimlich belebt und, vermischt mit dem Glutschein der Luppe, die beherrschende

Mittelgruppe der Arbeiter greifbar formt. Vor diesem rein malerischen Problem trat für Menzel jeder Gedanke etwa sozialen Mitempfindens mit dem gefahrvollen Tagewerk der Fabrikarbeiter zurück; zehn Jahre später erst hat Zola im „Germinal" mit diesem Anruf an das Gefühl das schlafende Gewissen der zivilisierten Menschheit aufzurütteln versucht. Bis auf den letzten Maschinenkörper, über dessen Form und Zweck er sich wie ein Ingenieur Klarheit verschaffte, hat Menzel seinen Stoff durchdrungen. So wurde das Gemälde ein Werk für Fachkenner, und ein solcher, der Großindustrielle A. von Liebermann, war auch sein erster Besitzer, der es dann der Nationalgalerie verkaufte.

Die „Welt" aber hatte nur kühle Bewunderung für diese erstaunliche Leistung und hielt sich, neugierig wie sie ist, lieber an die Darstellungen aus den von der Etikette streng umgrenzten Kreisen der hoffähigen Gesellschaft, deren Toilettenglanz beim Hofball, bei der Galavorstellung im Opernhause und im hocharistokratischen Salon ihr die sorglos gewandte Feder von Ludwig Pietsch gleichsam als Text mit Namensnennung der bevorzugten Trägerinnen vor die Schneiderphantasie zauberte. Porträts zu geben aber hütete sich Menzel, weil sie die Aufmerksamkeit nur auf unkünstlerische Abwege lockten, den alten Kaiser im roten Galarock oder den und jenen berühmten Frackträger ausgenommen. Man hat namentlich in der Schilderung der Damenwelt die boshafte Charakteristik des eingefleischten Junggesellen brandmarken wollen. Dagegen wehrte sich Menzel entschieden. „Es sind mir mehrfach, selbst noch manchen späten Arbeiten, Moquerie-Tendenzen unterlegt worden, wo ich nur nach schmuckloser Wahrheit gestrebt hatte." Aber wie sollte seinem Auge das zeremonielle Gehabe entgangen sein mit seiner Seelenlosigkeit und seiner Angst um die „Wahrung des Gesichtes" auf dieser ungewohnt schwindelnden Lebenshöhe!

Das Hauptwerk dieser Gattung ist das „Ballsouper" (1878) in der Nationalgalerie. In der Lichtstimmung des goldenen, von Kerzenglanz durchwehten barocken Prunksaales ist es ein später Nachfahre des „Flötenkonzertes"; aber der Vergleich beider zeigt die veränderte künstlerische Gesinnung. Doch ist die Überfülle des Geschauten, diese Gefahr des gealterten Meisters, diesmal übersichtlich in den knappen Bildraum gezwängt. Das Gedränge der Geladenen mit dem Knistern der gebauschten Ballroben, mit dem prallen Sitz der ordenübersäten Militär- und Hofuniformen beunruhigt nicht den Blick, so sehr er auf die Einzelfigur hingeleitet wird. Ein Anflug sarkastischer Überlegenheit bei aller „Wahrheit" der Schilderung verrät sich trotzdem in einer bestimmten Unliebenswürdigkeit der Beobachtung, die kleine und größere Verlegenheiten ans Licht zieht, wie die ungeschickte Hast der Essenden, die Teller und Gläser in manchmal verzweifeltem Kampf mit der Würde ihres Festgewandes handhaben. Man glaubt den kleinen Mann im schwarzen Ordensfrack mit dem Lorgnon vor den Brillengläsern in dem Gewimmel herumflitzen zu sehen, wie er mit dem Skizzenbuch in der Hand bald einen der zerbrechlichen goldenen Stühle besteigt, bald zu bequemerer Überschau

die Marmorplatte eines Konsoltisches erklettert. Seit dem Krönungsbilde war er ja hoffähig und dazu seit 1870 schon Ritter des Pour le mérite. Jeder kannte ihn und ließ ihn gewähren.

Wie daheim so auch auf seinen Reisen blieb er der von der Arbeit Besessene. Erholung brauchte er nicht; sein Gesundheitsbrunnen war das Bad täglicher Arbeit. Süddeutschland mit seiner Barockbaukunst, München, wo er regelmäßig seinen alten Tunnelfreund Paul Heyse besuchte, Salzburg, die Geburtsstätte seines geliebten Mozart, Wien, wo Beethoven geschaffen und gelitten hatte, wo Brahms lebte, den er bei seinem Besuch verfehlte und ihm im Gedenken an manchen Brahmsabend von Freund Joachim und seinen Quartettgenossen einen Zettel hinterließ: „Ich wollte nur mal in Ihrem Dunstkreis geatmet haben", Hofgastein, wo die befreundete Malerfamilie Albert Hertel, nächstverwandt mit dem Käufer des „Flötenkonzerts", dem reichen Bankier Magnus Herrmann, in einer hübschen Villa Menzel als Ehrengast pflegte — das waren beliebte Reiseziele. Am häufigsten hat er Kissingen besucht als Begleiter seiner dort die Kur brauchenden Schwester und das Badegetriebe am Brunnen wie beim Einkauf des Morgengebäckes der Ausgehungerten und Kaffeelüsternen bildlich verwertet. Schon im Eisenbahnabteil begann er an den Mitreisenden seine Studien; was er dann an Ort und Stelle sah, beschäftigte ihn in den Berliner Wintern. Technisch bevorzugte er jetzt die schnell trocknende Deckfarbe, die zeichnerisches Eingehen mit koloristischer Belebtheit gestattet. Man spürt am kleinen Format und der spitzpinseligen Ausführung die zunehmende Kurzsichtigkeit des Gealterten.

Schließlich, obwohl er mit „Deutschland noch lange nicht fertig" war, kam er auch nach Italien. Aber schon in Verona fesselte ihn die „Piazza d'Erbe" mit ihrem schreienden Marktgewühl, Fruchtständen unter hohen Schirmdächern, Maultierkarren, neugierigen Engländern und den Akrobatenkünsten der Gassenjungen, mit dem strömenden Springbrunnen in der Mitte und den verwahrlosten Palazzi ringsum so, daß er dreimal hintereinander dort sich festbiß und nichts weiter von Italien gesehen hat. Immer neue Einfälle und Beobachtungen mühte er sich anzubringen, nichts, was er an Notizen gesammelt hatte, sollte vergessen werden oder verloren sein. So wurde sein „Markt in Verona" (1884, Dresdener Galerie) eins jener vollgestopften Altersgemälde, deren Überfüllung Oberländer in einer witzigen Zeichnung parodiert hat, worüber Menzel selbst sich am meisten belustigte. Nur die große Namensbezeichnung bekrittelte er, auch im Scherz noch auf strenge Wahrhaftigkeit bedacht: „Ich habe gewöhnlich keinen Platz, meinen Namen auf das fertige Bild zu schreiben." Ergreifend bei alledem bleibt dieser nordisch finstere Ernst des Arbeitswillens. Paul Heyse wurde von ihm vor das fast fertige Bild geführt. Sinnend, mit seinem langen Malstock stand Menzel neben dem Freunde. „Man meint, ich male schnell; ich tue es nicht", sagte er fast melancholisch, und Heyse dachte an sein Verona-Sonett: „Was dir der Süden bot, an dieser Stelle ist's wie im Auszug dir vorbeigegangen ..."

Zwei Gelegenheiten bereicherten in diesen Spätjahren noch seine graphischen Hundertschaften. Zur Säkularfeier von Kleists Geburt illustrierte er den „Zerbrochenen Krug"; es wurde sein Abgesang auf diesem Gebiet. Noch sprüht der Geist manchmal Funken wie zur Kuglerzeit; aber das Linienempfinden hat die gespannte Frische von ehedem doch eingebüßt, und die Technik mit weitgehender Zuhilfenahme der Tusche ist nicht mehr so artrein geblieben. Einen zweiten Anstoß bot die Gründung des Vereins für Originalradierung. Fünf Einzelblätter, deren bekanntestes den auf seltsam gedanklichen Umwegen gefundenen Titel „Italienisch lernen" trägt und Studien aus der Verona-Zeit verwertet, wirken wie mit der Radiernadel aufs feinste durchgeführte Federzeichnungen. Dem Können ist keine Schranke gesetzt, die letzten Geheimnisse der Technik sind erforscht, in vollendeter Meisterschaft spielt die Nadel mit hauchzartem Strich über die Kupferplatte, die Ätzarbeit ist auf das genaueste präzisiert. Doch erscheint diesem technischen Meisterspiel gegenüber der Vorwand, der es in Bewegung setzte, reichlich banal; die Technik hat das Geistige überwältigt.

In diesen graphischen Spätlingen prägen sich Art und Stil seiner letzten Zeichenperiode aus. Er zeichnet jetzt nicht mehr so eingehend, die Solostimme der Linie vermischt und verwischt sich mit einem mehr orchestralen Tonklang von Hell und Dunkel. In dem Maße, wie seine Malerei immer zeichnerischer wird, wird seine Zeichnung zusehends malerischer. Sinn und Zweck seines Zeichnens wandeln sich. Die Zeichnung dient nicht mehr als Vorstudie, als Vorbereitung auf ein Bildganzes, sondern tritt selbstherrlich in meisterlicher Ungebundenheit hervor. Menzel zeichnet, um zu zeichnen, jeder Gegenstand ist ihm willkommener Vorwurf und interessiert ihn als solcher. Das Geistige wird ihm gleichgültig. Darin ist Menzel der Gegensatz zu dem neben ihm größten Zeichner des Jahrhunderts, zu Daumier, den das Geistige, der Ausdruck stets zuerst fesselt und eigentlich ausschließlich beschäftigt. Beziehungen zu Daumier sind nicht nachweisbar. Wohl aber hat ein anderer Ausländer, der Engländer Charles Keene, starken Eindruck auf ihn gemacht mit seinem leicht karikierten bürgerlichen Genre. Seit 1864 war Keene der Hauptzeichner für den „Punch". Menzel, der sich seine Arbeitsruhe selten durch Zeitunglesen stören ließ, vertiefte sich am einsamen Marmortische des Café Josty in jede Nummer dieses englischen Witz- und Wochenblattes: „Ich lese die beste Zeitung der Welt, den Punch" — hat er gelegentlich gesagt.

Sein Zeichenmaterial war ausschließlich der breite, vierkantige Zimmermannsbleistift, den er virtuos handhabte. Kohle erschien ihm lächerlich. „Entsetzliches Material, die Kohle! Man muß sie in zwei Fingern halten wie ein junges Mädchen, damit sie nicht zerbricht. Rötel wieder hat keine Kraft, und Kreide ist zu hart und kalt." Unerläßlich schien ihm der Wischer. „Mit dem Wischer geht's viel schneller; das Material muß so beschaffen sein, daß damit die möglichst größte Schnelligkeit erreicht wird." Wo er ging und stand, zeichnete er. Acht Taschen mußten seine Röcke für die Skizzenbücher haben. Er benutzte Lederbändchen, alle im gleichen

Format gewöhnlicher Notizbücher, und es störte ihn nicht, daß seine Zeichnung fast immer über den knappen Blattrand hinausgreift. Schon seine Tagesarbeit begann er mit irgendeiner Zeichnung, so wie einer, nach dem witzigen Vergleich von Paul Meyerheim, seine Morgenzigarre raucht. Nebenbei gesagt war Menzel Nichtraucher; der Tabaksqualm, behauptete er, schädige die Augen.

*

Spurlos schienen die Jahre an ihm vorüberzugehen. Aber in zwei Wesenszügen verriet sich dennoch, daß er alterte. Zunächst in einem wachsenden Mißverhältnis zwischen genial geübtem Handwerk und dem geistigen Anlaß, es zu erproben; alles Zeichnen, war seine Überzeugung, ist gut, alles zeichnen noch besser. Sodann in einer geradezu zerstörerischen Selbstkritik. „Das eben habe ich nicht gekonnt, überhaupt nicht gekonnt — verstehen Sie!" hörte man ihn mit Erschütterung sagen. Und kein Zureden brachte ihn von dieser Überzeugung ab. „Eben weil ich allein bin und Zeit darauf verwendet habe, bin ich auf die Wahrheit gekommen."

Ja, er stand wirklich allein, darin hatte er recht. Wie er niemandes Schüler war, so hat er auch keine gebildet. Fritz Werner und der um vieles jüngere Paul Meyerheim, auch Carlchen Arnold, der Sohn seines Jugendfreundes, mit denen allen er sich duzte, waren doch mehr Vertraute seines Schaffens als seine Schüler. Alle Ehren, die ihm überschwenglich zuteil wurden, die Orden, das Kanzleramt des Pour le mérite, die Ehrenbürgerbriefe von Berlin und Breslau, der Exzellenz-Titel und schließlich die Ritterschaft des Schwarzen Adlers haben ihn nicht verblendet, wiewohl er den Wert solcher Auszeichnungen keineswegs gering anschlug und sich in seiner Eitelkeit, „diesem aus dem Mistbeet menschlicher Schwäche emporgeschossenen Bestandteile berühmter Kerle", weit mehr als angenehm geschmeichelt fühlte. Wie tief er auch „in den Lorbeeren bis über die Knöchel watete" — er stand und blieb allein.

Sein Tag war Arbeit, das Atelier seine Welt. Seit 1876 hatte er es eine Treppe höher als die Wohnung, im alten Berliner Westen, Sigismundstraße 3, mit dem Blick auf die stillen Baumkronen alter Villengärten. Vor der Tür mit dem altmodischen Porzellanschild, unter dem, ein für allemal abweisend, „Nicht zu Hause" auf einem Zettel stand, sammelten sich um die Mittagszeit — denn, da er selten vor drei Uhr nachts zu Bette ging, schlief er lange in den Morgen hinein — die Modelle zu stundenlangem Warten. Sie kannten seine rücksichtslosen Ansprüche, die geringst zulässigen Preise, die er zahlte, sie wußten, daß sie „zu ihm in die Ohnmacht kamen", aber ihr Ehrgeiz half über das alles hinweg. Wer anläutete, mußte sich mit Geduld wappnen; der alte Herr ließ sich nicht stören. Öffnete er endlich (er hauste da oben ohne jede Bedienung), so tappte man erst einen dunklen Korridor entlang, dann vier Stufen hinauf und stand endlich in dem unfreundlichen Raum. Die eine der rot gestrichenen Wände bedeckte das

majestätische Leuthenfragment, an der anderen Wand hingen Gipse, Totenmasken, Rumpfteile, Arme, Beine und Tierschädel. Noch sah man die Haken- und Nagellöcher, an denen Bilder gehangen hatten, die ihm die Kunsthändler abgeluchst. Ein Gasarm trug eine Strähne von Bindfäden. „Was wollen Sie denn hier photographieren?" herrschte er einen Photographen an, „es sieht doch so aus, als wenn der Exekutor alles weggenommen hätte." In gutem Licht, einander gegenüber, standen Arbeitstisch und Staffelei; der Weg dahin führte durch Berge von Mappen, Büchern und Schriftstücken, wie ein Wiesel lief der Alte hindurch und herum. Nur diesen Weg ließ er fegen, sonst lag alles unter Staub. Nicht einmal das Dach war dicht, aber einen Handwerker wollte er nicht kommen lassen und stellte lieber die sonderbarsten Geräte unter die tropfenden Stellen. Die paar Sitzgelegenheiten benutzte er nicht, immer arbeitete er stehend. Ebensowenig wurde der große Kachelofen in der Ecke geheizt, statt dessen gab ein Petroleumöfchen sehr unzureichende Wärme. Froren die Hände, so legte er sie auf ein Stück Pappe über dem Ofendeckel. „Atzung" brauchte er nicht während der Tagesarbeit. Um so reichlicher nahm er sie spät abends zu sich in der nahen Weinstube von Frederich in der Potsdamer Straße. Manchmal nickte er ein und ließ die Speisen kalt werden; dann wurden sie wenigstens noch schnell gezeichnet. Er duldete nicht, daß man ihn bemerkte. Seine Eßlust blieb staunenswert. „Alt werden wie Leo XIII., bloß bei Mehlsuppe und 'n Ei täglich, würde mir das ganze Dasein verekeln." Nach dem Essen ging's noch ins Café Josty zur Lektüre des „Punch", dann „hüllte er sich in eine Nachtdroschke" und fuhr heim, oft zur Arbeit bis in die tiefste Nacht bei der kleinen Öllampe, für deren Sauberkeit er eigenhändig sorgte.

Todesgedanken, wenn sie ihn heimsuchten, scheuchte er von sich mit der Beruhigung: „Gleichviel — mit mir geht's einst sehr schnell; wenn ich mal recht kräftig niese, höre ich mein Modell nicht mehr Prost sagen." Ganz so schnell ging es nun doch nicht, aber ein leichtes Unwohlsein, wohl ein Grippeanfall, kaum daß es ihn aufs Bett geworfen hatte, nahm ihn auch schon hinweg. Er verschied in der Frühe des 9. Februar 1905, zwei Monate nach seinem neunzigsten Geburtstag.

Noch im Tode erntete er höchste Ehren. Vor dem Sterbehause bezog ein Doppelposten des 1. Garderegiments mit den historischen Blechmützen die Wache; als Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens rangierte er, der „wegen Gnomenhaftigkeit" nicht zum Rekruten hatte ausgemustert werden können, jetzt unter den Generalen der Infanterie. Feierlich wurde er aufgebahrt in der Kuppelhalle des Schinkelschen Museums, sein geliebtes Joachim-Quartett spielte Beethoven, das Kaiserpaar schritt hinter dem Sarge her, die Stufen der Freitreppe hinunter, und alles, was in Berlin an Geist und Stellung zu den Spitzen zählte, stand Spalier und entblößte das Haupt, als Unteroffiziere der Garde den kleinen Sarg mit dem großen Schleifenkranz des Landesherrn auf den Leichenwagen hoben zur Fahrt in die Familiengruft auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof in der Bergmannstraße. Ein Stück vaterländischer Geschichte ging mit seinem genialen Chronisten zu Grabe.

In anderer Beleuchtung, als seine Zeit es erblickte, sehen wir heute Menzels Künstlertum. Jetzt erst können wir den ungeheuren Umfang seiner Lebensarbeit mit wachsendem Staunen abschreiten, jetzt erst ermessen, um wieviel er die anderen neben sich überragte. Die deutschen Charakterzüge seiner Kunst zeichnen sich scharf ab gegen den Horizont der geschichtlichen Ferne: der tiefbohrende Ernst seiner durchaus männlich gearteten Kunstgesinnung, ihre ehern feste Grundlage auf einem unermüdlich bis zur Vollendung gesteigerten Handwerkswillen, das kühne Draufgängertum soldatischer Prägung, das vereint mit der geistvollsten Anmut ihm den großen preußischen Zug gibt, so daß Joachim sagen konnte: „Der alte Menzel, das ist ein Begriff für alle Künstler wie für die Soldaten der Alte Fritz", die unbedingte Wahrhaftigkeit sich und anderen gegenüber, die Schamhaftigkeit, mit der er vor der Außenwelt seine Empfindungen verbarg, die Freiheit seines Ichs, gepaart mit der Verachtung alles Scheines. Auch die Problematik deutschen Kunstschaffens mit dem Wechsel warmer und kalter Strömungen wird leicht bemerkbar. Ein Bürger und ein Held, ein Eroberer und ein Dienender, ein Handwerker und ein Genie sind rätselhaft in ihm vereint und kämpfen in ihm mit Sieg und Niederlage durch die langen Jahrzehnte seines Lebens.

Nur kritische Voreingenommenheit hat den jungen Menzel gegen den alten ausspielen wollen, in dem jungen den genialen Vorwärtsstürmer gepriesen, in dem alten den kläubelnden Handwerksphilister herabgesetzt. Ihr entging die Folgerichtigkeit dieses Künstlerlebens, das Gesetz, unter dessen Befehl es seine Bahn antrat und, ohne abzuirren, vollendete.

In dem Granit seiner Persönlichkeit sind alle Kristalle seiner vielfältigen Begabung zu unlösbarer Einheit zusammengeschlossen. Und dieser Granit trotzt unzerstörbar in die Zukunft hinaus, ein Mahnmal deutscher Kraft und deutschen Willens, mit der Aufschrift des kategorischen Imperativs: „Zwinge dich, was du kannst!"

Friedrich Hebbel

1813—1863

Von

Wilhelm von Scholz

Mein inneres Verhältnis zu Hebbel ist durch ein merkwürdiges Erlebnis gestaltet worden, das ich dem Leser vermitteln möchte.

Ein stiller alter Münchner Maler aus der Zeit Schwinds, ein kluger feiner Greis, dessen romantische, kunsterfüllte Welt aus dem Getriebe des Tages entschwunden und in eine ruhige, abseits gelegene Wohnung zurückgeglitten war, in die nur noch der befreundete Gast eintrat, hat mir von einer persönlichen Begegnung mit Hebbel erzählt, mir den großen Mann geschildert, der in München seinen Freund Dingelstedt besuchte, vielleicht zur Aufführung der „Agnes Bernauer" in der bayrischen Hauptstadt war.

Wir hatten erst beiläufig von Hebbel gesprochen. Der Alte hatte des hübschen, wenig bekannten Zuges gedacht, wie Hebbel bei einem Spaziergange in Wien auf dem anderen Fußsteig Grillparzer gehen sieht und mit leiser Ergriffenheit zu seiner Begleiterin Betty Paoli sagt: „Ein Unsterblicher!"

Dann kam der alte Mann auf die Begegnung selbst. Sehr unerwartet war der berühmte Dichter plötzlich in die Stube des Malers getreten.

„Ich war erfreut und erstaunt", erzählte der Alte, „als ich im Dunkel des Flures die hohe Gestalt des Dithmarschen mit der mächtigen Stirne erkannte, und mag sehr verlegen gewesen sein. Meine Verlegenheit schwand aber bald, als er ein paar Worte gesprochen hatte. Während er in dem Künsterkreise, in dem ich ihn zuerst getroffen, sich unnahbar verschlossen und hoheitsvoll gezeigt hatte, war er jetzt harmlos-natürlich, ja fast ein wenig unbeholfen im Gespräch, schwieg mehrmals lächelnd und sah sich in meinem Zimmer um. Er betrachtete alles, was an Bildern und Zeichnungen herumhing, genau und schien bei manchem gezeichneten kleinen Auftritt in schaffendes Sinnen zu versinken. Ich glaube, daß er gar nicht darauf achtete, wie die Blätter gezeichnet waren, daß er nur irgendeinen dichterischen Sinn aus ihnen herauslas.

Im Basler Museum hängt ein allegorisches Figurenbild von mir: ‚Der Dreißigjährige Krieg'; das hatte ich damals auf der Staffelei. Es beschäftigte ihn am längsten. Im Vordergrund — unterhalb einer Fürsten-, Staatsmänner- und Heerführergruppe, am Fuße der Stufen, welche die Gestaltenversammlung tragen — sitzen zwei sinnbildliche Wesen: die Pest und der Tod; und zwischen ihnen liegt ein schlummerndes Kind, die neue unschuldige Zukunft nach der Zeit der Greuel.

Hebbel, dessen zärtliches Familiengefühl ja bekannt ist, sah immer auf das Kind zwischen den Unholden. Mir war, als trat eine Träne in sein Auge; mochte ihm seine Kindheit und Jugend vor der Seele stehen, mochte er an seine von ihm so sehr geliebte kleine Tochter denken?

Endlich wandte er sich mit ruhigem ernstem Blick zu mir: ‚Hier haben Sie das tragische Gesetz der Welt dargestellt. Das schuldlose schlummernde Kind wird groß. Es wächst hinein zwischen die längst schuldigen Älteren, es wird im Umgange mit ihnen ebenso schuldig, es vergißt selbst den Schlummer seiner reinen göttlichen Herkunft. Es steigt auf zwischen die Greuel, die Sie da gemalt haben, zwischen Pest und Tod, und in den Kreis verschlagener, heimtückischer, unredlicher Machtmenschen, wie sie hier vor den rauchenden Trümmern stehen. Ihr Bild ergreift mich deshalb so sehr, weil es, damit diese Tragödie zustande kommt, nicht erst eines Dreißigjährigen Krieges bedarf.‘

Sein Ausdruck wurde abwesend; es schien, als nähme er nun von der kurzen Unterhaltung so viel mit, daß ihm sein Besuch nicht unlohnend dünken mochte. Er schrieb sich etwas in sein Taschenbuch und fragte mich, ob ich abends wieder in dem Künstlerkreis sein würde, wo wir uns durch Dingelstedt kennengelernt hatten.“

Viele Jahrzehnte lag diese Begegnung zurück. Aber der Alte erzählte mit dem Ton und der Gebärde der Nähe, so, als ob es gestern gewesen sein konnte. Und das war es für ihn auch. Es gibt eine Stufe hohen Alters, wo alles Gewesene fast gleichzeitig wird, wo dem Greise ununterscheidbar belanglos ist, wie weit etwas zurückliegt. Dieser Schauer des Gewesenseins, der von dem alten Manne ausströmte, ließ mich Halt suchend mich zurücklehnen und die Augen schließen.

Da sprach er noch von dem Ende des kurzen Besuches, das ihm großen Eindruck gemacht hatte und in dem Hebbels gelegentliches Berserkertum hervortrat — wenn nicht, was der Erzähler offenließ, Hebbel von seinem Freunde Dingelstedt eine gewisse ironische Art angenommen haben mochte, mit der er jüngere Bewunderer freundlich zum besten hatte, indem er seine bekannten Eigentümlichkeiten übertrieb. Hebbel sprach davon, wie sein Töchterchen sich an einer Stuhlkante eine Brausche geschlagen hatte, und fuhr aufspringend fort: „Sie begreifen doch, daß ich den Stuhl packte und in tausend Stücke zertrümmerte?!“

Der Erzähler, der mir schon vorher nachahmend und einprägsam die Gestalt und Gehabensart Hebbels geschildert hatte, nahm bei diesen Worten, wie ein Schauspieler, eine ihm fremde herrische, zornige Haltung und einen gebieterischen Gesichtsausdruck an. Seine Blicke funkelten. Lebendig, das fühlte ich, stand das Erinnerungsbild vor ihm, ja um ihn. Sein Auge, das in eine dämmerige Ecke des Zimmers, wie in die um vier oder fünf Jahrzehnte zurückliegende Zeit sah, riß die Vergangenheit heran.

Als unser Gespräch wieder ruhig und halblaut dahinfloß und mein nicht mehr gebannter Blick rings über die Möbel, die alten Zierstücke, Kränze und Becher, die goldgerahmten Aquarelle ritterlicher Szenen, dieses stille Zeitinnere aus den

vierziger und fünfziger Jahren hinglitt, hatte ich plötzlich das bestimmte Gefühl, ich sei eben für eine einzige Sekunde Hebbel begegnet. Das Erinnerungsbild Hebbels in der Seele des alten Künstlers, das im Zimmer neben mir gestanden hatte, hatte sich mir blitzschnell mit Abbildungen, die ich kannte, und mit der Gedankengestalt des Mannes verbunden und war nun so stark geworden, daß ich es jetzt, wo es aus dem Zimmer geschwunden war, nicht anders vor mir sah als wie einen eben hinausgegangenen wirklichen Menschen.

*

Immer wenn ich mir Leben und Persönlichkeit, Werk und Wesen Hebbels klarzumachen suche, steht diese Begegnung mit seinem Schatten vor mir und gibt allem Wissen von ihm unmittelbare Nähe und Gegenwart.

Es war dem Manne anzumerken gewesen, daß eine schwere, schwerste Jugend und Jahre eines mühseligen, sorgenerfüllten, gedemütigten Manneslebens hinter ihm lagen. Trotz und Bitterkeit saßen bei ihm nicht tief unter der Oberfläche. Stolz auf seinen noch sehr umstrittenen Ruhm war an ihm sichtbar; ja die fast ein wenig lächerliche Eitelkeit, mit der ihn fürstliche Bekanntschaften und Ehrungen beglückten, blieb nicht verborgen. Der „Frédéric Hebbel, Chevalier de plusieurs ordres" von seiner Pariser Visitenkarte war ebenso da wie der herumgestoßene arme Dorfjunge und Maurersohn, der Gabenempfänger unsympathischer Wohltäter, die er im Grunde des Herzens haßte, der Stipendiat, der Mann, der erst von der Näharbeit einer armen Geliebten, dann vom Gehalt der Gattin und Schauspielerin mitlebte.

Seine Erscheinung wie sein immer fesselndes, mit harten grüblerischen Gedanken ins Absolute flüchtendes Gespräch — als habe es da eine Zuflucht vor der Wirklichkeit gedrückten Daseins und finde nur dort den Boden, auf dem er gleichberechtigt neben den glücklicheren Männern seines Ranges stand, die er sonst durch eine Kluft von sich getrennt sah — nötigen, sich das Leben zu vergegenwärtigen, das ihn gestaltet und gemodelt hatte.

*

Auch in einem anderen bedeutsameren Augenblick dieses Lebens möchte ich Hebbel dem Leser nahebringen. Das gerade, was Hebbel, ein zeitloser Dichter wie nur einer, am tiefsten überwand, die Zeit, soll mir dazu helfen.

Noch sind an manchen unserer Häuser die Kugelspuren aus den Revolutionstagen zu sehen. Und wir alle, denen Revolution, Straßenkämpfe, innere gewaltsame Umwälzungen bis zum Jahre 1918 ein ferner geschichtlicher Begriff waren, haben diese Dinge nun für alle Zeit in unserer Anschauung. Das Jahr 1848 hat durch unsere damaligen politischen Erlebnisse für uns Farbe, Gefühlsnähe, innere und äußere Vorstellbarkeit gewonnen. Wir wissen wieder, wie den Menschen in Kriegs- und Umsturzzeiten zumute ist.

Da steht aus den Wiener Schreckenstagen von 1848 ein großes, einprägsames Bild vor uns: Hebbel, der nach dem ersten raschen Aufflammen seiner politischen Leidenschaft von den dem Dichter fremden Chaos- und Zeitmächten wieder ins Ewige, in seine Seele zurückgestoßen war, in der allein sein Lebensrecht lag — Hebbel geht während der Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen im November des schlimmen Jahres unter dem Geschützdonner und nicht einmal ungefährdet versunkenen Blickes einsam durch die Gassen und dichtet die gewaltigste Szene seines Herodes-Dramas, den Todesdialog zwischen dem Römer Titus und der königlichen Ebräerin Mariamne, dichtet einen Auftritt, in dem sich die Strahlen ganzer Kulturen, ganzer Jahrtausende brechen, in dem Judäa und Rom, der Untergang der antiken Welt und das erste Ahnen des Christentums durch die Luft schüttern. Kommt vom Spaziergang heim in seine bürgerliche Wohnung und schreibt unsterbliche Verse hin, während in die nach der erloschenen Aufregung dumpfe Stadt die kaiserlichen Truppen ihren Einzug halten.

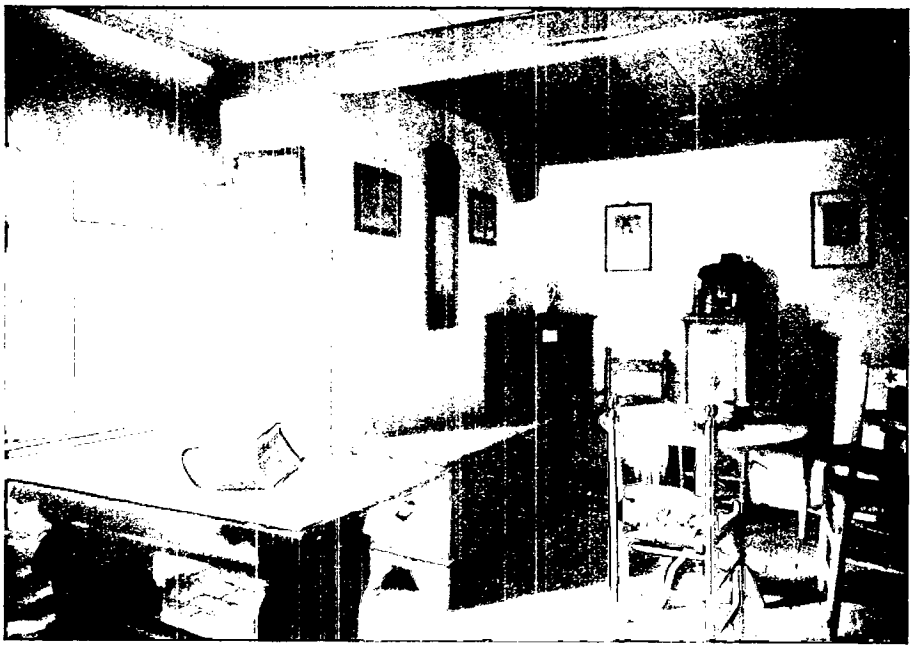
Das ist Hebbel, ein Dichter, ein Mann, dessen Bild in unserem Innern nicht den von den Denkmälern gewohnten Faltenwurf ferner klassischer Gewandung trägt, sondern einen bürgerlichen Rock fast schon vom nüchternen Schnitte des unseren; der uns in seinem Familienleben, seinem bescheidenen städtischen Haushalt in einer Stockwerkwohnung, seinen sinnenden, einsamen Wegen durch abendlich dämmernde Straßen nahe und verwandte Mann — der doch ein großer Dichter ist und weit außerhalb seines rasch verfliegenden Menschenlebens um die Säulensockel der Kulturen, um die Wurzeln der Menschheitsepochen dichtet.

Das ist es, weshalb ich dies Bild in die Seele des Lesers prägen möchte: weil in einer ringenden Gegenwart doppelt not und wohltut, einmal statt an das Jahr und das Jahrzehnt an das Jahrtausend zu denken. Ich möchte das Bild des Mannes, der in erregtester, kämpfereichster Gegenwart des Jahrtausends zu denken, im Jahrtausend zu leben vermag, hinstellen, weil das das tiefste Wesen des deutschen Geistes ist. Es ist noch nicht allzu lange her, daß sich in uns wieder ein Gefühl dafür entwickelt, was wir Deutsche in der Zeit und auf der Erde sind. Aber was wir über der Zeit, was wir als Geist sind, das haben wir nie aus dem Gefühl verloren, auch in den bittersten Jahren nicht; das brauchen wir nur einmal an einem unserer Männer zu sehen und zu erleben, um es wie freien Flügelschlag in der Seele zu spüren, den keine Feindesgewalt je in Fesseln schlug oder schlagen wird.

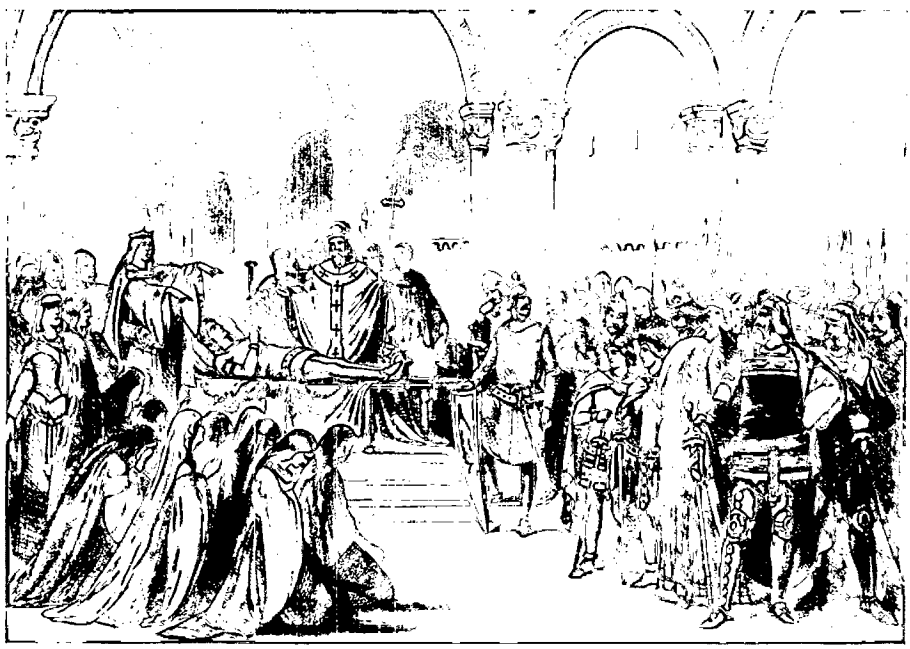
Seit ich damals Hebbel in der stillen Stube des alten Malers begegnete, mir seine große Gestalt, sein Temperament mit den jähen Antrieben, seine ganze Person mit der unbeholfenen, fast linkischen Diesseitigkeit im Körper und der weltweiten Jenseitigkeit in Auge, Stimme und dem daraus sprechenden Geist für immer einprägte, glaube ich ihn noch nie so verstanden zu haben wie nach unserer Niederlage im Kriege. Da wurde von den täglich erneuten Hammerschlägen auf unser Diesseits der Lebensmittelpunkt in uns aus allem Irdischen



Friedrich Hebbel
Photographie, um 1860



Stube in Hebbels Geburtshaus in Wesselburen,
jetzt Hebbel-Museum



Szenenbild aus Hebbels „Nibelungen"
in der Weimarer Uraufführung von 1861 (Schlußszene des 2. Teils)
Holzschnitt aus der Leipziger Illustrirten Zeitung

immer mehr ins körperlos Geistige hineingetrieben, daß wir es plötzlich verstanden, was es heißt: „nicht von dieser Welt sein", daß wir es durch Eingebung verstanden, wie der deutsche Geist mitten in Sturm und Not der Zeit, bedürfnislos und entrückt am Ewigen bauen kann. Wir erfaßten, daß es nicht eine Flucht aus der unfrohen Wirklichkeit ist, wenn der Geist sich schaffend abkehrt vom wirren Tage und im Jahrtausend lebt, sondern daß er damit aus tiefstem Instinkt heraus für die Gesamtheit seines Volkes, vielleicht der Menschheit, neuen Halt, neuen Grundbau schafft, der dereinst auch wieder Leben von dieser Welt, Leben des Diesseits tragen wird. Das lehrt uns der Hebbel, der im Geschützdonner der Revolution sinnenden Blickes durch die Gassen geht und sein Werk schafft.

*

Friedrich Hebbel stammte aus geringen Verhältnissen. In dem kleinen schleswig-holsteinischen Dorf Wesselburen — das nicht weit südlich der Eidermündung in die Nordsee, nahe bei den größeren Orten Heide und Meldorf und kaum eine Meile von der Meeresküste entfernt liegt — wurde er am 18. März 1813 als Sohn eines armen Maurers und dänischen Untertans geboren.

Wir haben, wenn diese Tatsache rasch durch unsere Gedanken geht, noch kein Gefühl davon, was sie bedeutet, was es heißt, aus der geistigen Enge dieser Umwelt Schritt für Schritt sich bis dahin durchringen zu müssen, wo Hebbel schließlich stand. Und doch ist dadurch, durch dieses Ringenmüssen, seine Persönlichkeit entwickelt, ja geradezu geschaffen worden.

Seine Kindheit und Jugend wären die durch seine ärmliche Herkunft gegebenen gewesen, wenn nicht das werdende Genie in ihm, der Dichter, den lange als einziges Buch die Bibel befruchtete, und das Drängen des fern den Zeitwind spürenden Geistes ihn tief beunruhigt und nach Anschluß an größere Lebenskreise hätten suchen lassen. Um dieser Züge willen mußte er jahrelang verbittert Demütigungen durch hochmütig erwiesenes Wohltun auf sich nehmen und Unklarheiten seiner Lage ertragen, die dem armen Maurersohn sonst erspart geblieben wären. Immerhin: er fand die Wege und Möglichkeiten, aus der Enge seiner Ursprungsumgebung fortzukommen und unter ständigen Entbehrungen mit eiserner Energie sowohl Studium und Bildung wie auch vor allem eine, wenn auch immer wieder eingeengte und bedrohte, Schaffensfreiheit für sein Dichtertum zu erreichen.

Wir müssen, wenn wir die Bedeutung dieses Lebenskampfes richtig einschätzen wollen, auch daran denken, daß in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Verkehr noch nicht wie heute überallhin geistige Brücken geschlagen hatte, daß namentlich auf dem Lande damals das Leben fern, ohne Verbindungen, abgeschlossen hinfloß. Außer einer Reihe von glücklichen Zufällen war eine Grundkraft der Persönlichkeit nötig, damit ein Mensch von dort den Weg in die breite Helle der Epoche, aus der Weltabgeschiedenheit des entlegenen Erdenwinkels

zu dem Erleben, zu den geistigen Quellen und Vorbildern, zu den Daseinsbedingungen fand, welche die Schöpfung großer dramatischer Dichtungen ermöglichten. Es ist ferner sicher, daß eine Persönlichkeit, der dieser schwere Kampf gelang, von ihm ihre wesentlichsten Züge erhalten mußte.

Auch dort im Volke, wo noch keine Bildung hindringen konnte, wo der Geist sich noch nicht aus Dumpfheit befreite, werden oft starke dichterische Begabungen geboren, die verborgen, ja ihrer selbst unbewußt bleiben, die nie zur Entwicklung ihres Talentes kommen, und von denen etwa ein namenloses Volkslied, ein tiefsinniges, wie zufällig gefundenes Märchen, eine seltsame Ortssage allein Kunde geben.

Hebbels Los hätte das eines solchen in seiner Gesellschaftsschicht verborgen bleibenden Dichters, der seine Kraft nicht kennenlernt und, ohne es selbst zu ahnen, nur ein unbekanntes Stück unserer Dichtung ist — Hebbels Los hätte das nie sein können. Allzu früh wird er sich seines starken Geistes, seiner dichterischen Kraft bewußt, als daß er beruhigt in den Verhältnissen hätte bleiben können, denen er entstammte. Er hat fast als Kind schon seinen ganzen Willen darauf gerichtet, aus der Enge hinaus dahin zu gelangen, wo das geistige Ringen der Zeit geschah, und daran bedeutsam mitzuwirken. Er fühlte sich, mit der irrtumlosen Sicherheit des Genies, berufen. Er wäre zerbrochen, zugrunde gegangen — mehrmals schien das nahe —, wenn ihm das Geschick nicht aufwärtsgeholfen hätte. Aber er hätte sich nie beschieden.

Dieser harte, zähe Wille, diese fast freudlose Energie, das klare Bewußtsein einer Aufgabe und das dunkel drängende Gefühl von einem Ziel, das sind die Wesenszüge des friesischen Maurersohnes, deren sein Leben am meisten bedurfte und die deshalb sich am ausgeprägtesten entwickeln. Was war das Ergebnis seiner Energie? Sie erzwang ihm unter schwersten Entbehrungen eine geachtete und befehdete literarische Stellung, die ihn mit den höchsten Kreisen in Verbindung brachte, und die Schaffensfreiheit für sein Lebenswerk. Seine bescheidene bürgerliche Existenz aber mußte er bis an sein Ende Wohltätern, der Freundschaft und der Liebe danken, die den großen verkannten Mann schirmten und schützten.

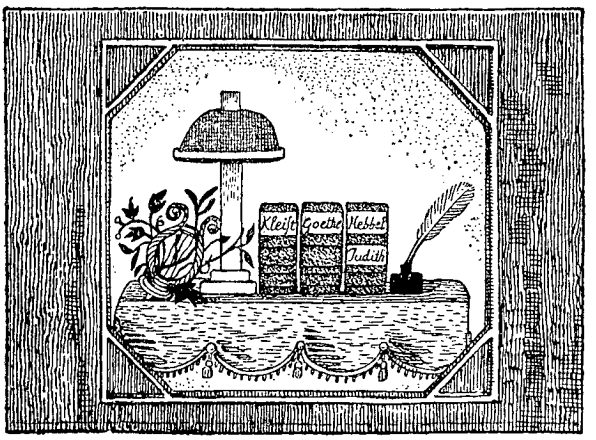
In Hamburg, wohin sich ihm der Weg vom einsamen Land zuerst öffnete, war seine Schirmerin zuerst eine mäßige Schriftstellerin Amalie Schoppe, dann die arme Elise Lensing; in Wien seine spätere Gattin, die Schauspielerin Christine Enghaus.

Hamburg ist nicht nur die erste Station seines schweren Lebensweges; mehrmals kehrt Hebbel nach Hamburg, wo er als Dichter eigentlich begonnen hatte, wie zu seinem Wurzelgrund zurück, bis im Dezember 1845 Wien sein endgültiger Wohnsitz wird. Dort ist er am 13. Dezember 1863 gestorben.

Man kann Hebbels Leben in die zwei Epochen Hamburg und Wien einteilen. Während aber der Wiener Abschnitt nur noch durch einzelne Reisen unterbrochen wird, sind in den unter „Hamburg" zusammenzufassenden Lebensteil wichtige,

einmal sogar mehrjährige auswärtige Zeiten eingesprengt: Studiensemester in Heidelberg (1836) und München (1836—1839); Studienaufenthalte im höheren Sinne seines dichterischen Berufs in Kopenhagen (1842—1843), Paris (1843 bis 1844) und Rom (1845).

Fast läßt sich sagen, daß Hebbels Sichgestalten, Sichdurchringen zu sich selbst an jener Wende, wo der Schwerpunkt seines Daseins von Hamburg nach Wien rückt, beendet ist und nun die Zeit seiner Reife und des Schaffens auf erreichter Höhe für ihn beginnt. Vor 1845 liegen von den wesentlichen Werken: „Judith", „Genovefa", „Maria Magdalena"; nach 1845: „Herodes und Mariamne", „Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring", „Die Nibelungen", „Demetrius". Hebbels 1846 geschlossene Ehe mit Christine Enghaus bezeichnet noch einmal und gewichtiger die endgültige Wendung in Hebbels Leben.



Innenseite von Hebbels Brieftasche mit Stickerei seiner Jugendfreundin Elise Lensing, 1840. Kiel, Hebbel-Museum

Wenn man die Urkunden, seine Briefe und Tagebücher, die Berichte und Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen sich ihrem Gesamteindruck nach vergegenwärtigt, so erkennt man, daß zähe, selten von einem Glück gemilderte Energie den Dichter in fortwährender, fast krampfhafter Anspannung hält — aus der sein Wesen manchmal in einen düsteren, unergründlichen, verzweiflungsvollen Schmerz hinabsinkt. Seltener löst sie sich friedlich: dann erscheint der Hartringende plötzlich entweder in ein Kind verwandelt, das in die Welt staunt, oder — so in seinem innigen verstehenden Verhältnis zu Tieren — in einen gütigen liebenden Weisen. In seiner späteren, mehr vom Glück begünstigten Zeit werden diese Augenblicke häufiger. In seiner Dichtung aber haben solche Befreiungen und Lösungen der Spannung sicher immer das Schönste gezeugt. Die wundervollen Heidelberger Dämmerungs- und Nachtlieder sind daraus entsprungen und manche einzelne Schönheit in seinen Dramen; so vielleicht die tiefe Antwort auf des Holofernes Frage an Judith: was Sünde sei! Hebbel läßt Judith dem Könige sagen: „Ein Kind hat mich einmal dasselbe gefragt. Dies Kind habe ich geküßt. Was ich dir antworten soll, weiß ich nicht."

Hebbel war ein problematischer Geist voller Mißklänge, Zerrissenheiten, Zweifel — aber im Grunde ein unverworrener, einfach fester Charakter, der sich

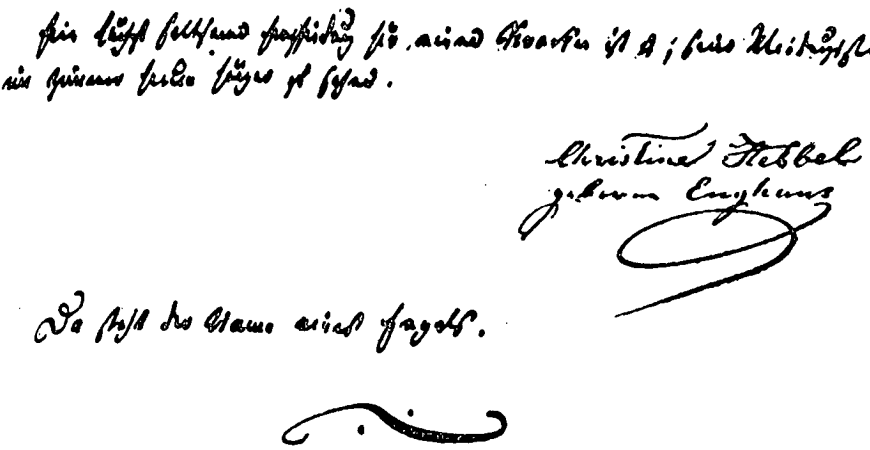
durch einen hauptsächlichen Zug kennzeichnet, eben den geradlinigen zähen Willen, der auch bei den schweren Zerwürfnissen im Verstande oder im Gefühl Hebbels nie weit von seinem vorgefaßten Wege abgelenkt wurde. Schließlich durchdrang dieser Willensgrund immer wieder Hebbels Geist und gab seinen Gestalten sowohl die schonungslose Folgerichtigkeit des Denkers wie das unbeirrte klare Handeln des Politikers.

Unbändig, trotzig war die Bauernnatur Hebbels. Aber ein noch Stärkerer hat sie gebändigt und ihr Leben lang sich dienstbar gemacht: der schöpferische Geist dieses Mannes, der Geist, der sie hinaustrieb, ihm in der Welt eine Stätte zu bereiten, der aber auch wie ein Wirbel alle Kräfte seiner menschlichen Natur in sich hineinriß und zu innerer Anschauung umwandelte.

Die Bedeutsamkeit eines Charakters bemißt sich nach den Leidenschaften, die in ihm sind, nach dem Ausgleich, den sie untereinander finden, den Zwecken, denen sie dienen. In Hebbel waren viele Leidenschaften. Aber sie sind noch nicht zerlegt, nicht getrennt, nur erst ein unbestimmter, dunkel irgendwie auf das Lebensganze gerichteter Drang. Da lernte Hebbel mit der Bibel die ersten Gedichte und Geschichten kennen — sie und die spärlichen anderen Anregungen aus der Dichtung, die um 1825 zu einem Maurerssohn in ein entlegenes Dorf gelangten, genügten schon, in der genialen Bewußtheit des armen Knaben das Zielbild seines Lebens entstehen zu lassen: ein großer Dichter zu werden. Sogleich vollzieht sich die Unterordnung aller noch unentwickelten Leidenschaften und Kräfte in dem jungen Hebbel unter diese als Dichtung begriffene Leidenschaft zum Lebensganzen. Alle einzelnen Triebe, die ohne diesen Mittelwillen den Menschen Hebbel nach vielen Seiten gerissen hätten, werden geistig, entkörpern sich zu innerer Gestalt und dichterischem Bild: sein Ehrgeiz und Machtdurst wird Holofernes, seine Wollust Golo, sein Haß ist wie eine Drachensaat, aus der die Nibelungenrecken aufsteigen.

So wird der Künstler in Hebbel. Mit all ihren Fähigkeiten tritt seine Natur in den Geist, in die Anschauung hinüber; es bleibt von ihr nichts im Reich der gegenständlichen Wirklichkeit, des äußeren Lebens, als jene große wirkende Willenskraft, die dem Geiste den Weg zur Schaffung seines Werkes ebnet, alle Hindernisse hinwegräumt, ihm die Quellen und Zuflüsse des Lebens erzwingt.

Wie war nun der Geist beschaffen, der einen Menschen sich so dienstbar machte? Wir wissen aus Hebbels Tagebüchern, welche Erregungen aus dem Leben sein Geist aufnahm, welche Seite der Dinge ihm wichtig war, mit welcher Art von Vorstellungen und Gedanken er spielte. Da zeigt sich denn, daß ihm zu den Vorstellungen stets seltsame Beziehungen und Fortführungen auftauchen, oft spinnige Fragen und Möglichkeiten, wie etwa die: ob wohl ein Mensch, der sich die Pulsader geöffnet hat, in seinem eigenen Blut auch noch ertrinken könne, und ähnliches. Aber solche Spitzfindigkeiten, die fast an mittelalterliche Scholastik erinnern, sind schließlich doch nur eine Auswirkung desselben schaffenden Grundtriebs in diesem Geiste, der große tragische Schicksale dem Unbewußten entringt.



Ausschnitt aus Hebbels Tagebuch vom 30. Juni 1846 mit dem Namenszug seiner Frau. Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv

Eine höchst seltsame Empfindung für einen Kranken ist es, seine Kleidungsstücke im Zimmer herum hängen zu sehen.

Christine Hebbel
geborene Enghaus

Da steht der Name eines Engels.

Ein Weib, was jemanden um ein Almosen anspricht und eine Menge fremder Kinder, die hinter ihr her kommen, für ihre eigenen ausgibt.

Hebbel ersinnt unwillkürlich zu jedem Einfall, zu jeder Vorstellung einen starken in ihr liegenden oder aus ihr zu entwickelnden Gegensatz, der von ihr fortführt und doch durch seine Gedankennähe immer wieder zu ihr zurückstrebt. Sowie ein solcher Gegensatz aufgetaucht ist, ist die erste Vorstellung fruchtbar geworden: die Gegensätze werden ein Konflikt, bilden eine Handlung, verkörpern sich in Menschen. Es ist der klarste Ausdruck für diesen Grundzug des Hebbelschen Geistes, wenn er den furchtbaren Gegensatz findet, wie eine Mutter über den gewaltsamen Tod ihres Kindes jubeln kann. In einem Bruchstück steht dieser ungeheuerliche Gestaltungsgedanke: Der kleine Jesus ist krank, und seine Mutter Maria fürchtet schon, daß er stirbt. Da zeigt ihr eine Vision das Kind am Kreuz — und sie ruft freudig, indem sie in diesem Bilde zunächst nur das eine empfindet, daß Jesus jetzt noch nicht stirbt: „Man schlägt keine Kinder ans Kreuz. Noch lange Jahre hab' ich ihn!"

Das ist in seiner Gegensatz-Prägung ein Epigramm. Solches Erfassen eines dramatischen Stoffes in einer zugrunde liegenden und durch alle Ausgestaltung

hindurch wirkenden, fast polischen Abstoßung, solches schon gedanklich und gefühlsmäßig, nicht erst im irdischen Vorkommen des Stoffes gegebenen Gegensatzes ist etwas der Art nach Neues gegenüber den früheren Dichtern, den Schiller, Goethe, Shakespeare. Die Idee der Trägödie, so sagt der Theoretiker Hebbel, verlangt es, daß dieselbe Sache sowohl als segnende Sonne wie als zerstörender Komet wirke; dann erst kann das Kunstwerk der Notwendigkeit entstehen, das über die früheren hinausgeht. Die Grundsituation, auf die sich das Drama aufbaut, muß der Zufälligkeiten entkleidet, auf die formelhafte Kürze eines reinen Gegensatzes gebracht werden, damit das Drama, das erwächst, ausweglose Notwendigkeit werde. Wenn man mit der einfachen Anfangslage eines Hebbelschen Dramas etwa die Voraussetzung eines Shakespeareschen Lustspiels vergleicht, in seiner fast wahllosen Zusammenmengung von Fabelmotiven, so fühlt man sofort den in diesem Hebbelschen Grundwollen richtigen Instinkt. Welches Werk läßt sich zwischen den Kreuzestod, der als Erscheinung Glück und Beruhigung der Maria bereitet, und den wirklichen, der die Schwerter des Schmerzes in die Brust der Mutter stößt, hineindichten! Hebbel hat sich aber, außer in der „Judith", nachher stets dazu verführen lassen, die reine kristallische Ausformung seiner Gebilde nicht abzuwarten, sondern sie durch Grübeln vorwegzunehmen und zu trüben.

Hebbels schöpferische Gedanken sind schlagend bildhaft und sind erschütternd. Vielleicht hat sein großer lebendiger Verstand, der allerdings immer bald nach dem Beginn jeden geistigen Vorgang in volle Bewußtseinshelle riß, den Blick Hebbels sich nicht lange genug an der Illusion, dem schönen trügerischen Schein des Lebens freuen lassen und ihn zu rasch in alle Tiefen und Abgründe gesandt. Wir sind von der größten Kunst, von Shakespeare, Homer, Dante gewohnt, daß das Auge des Dichters nicht minder liebevoll auf den bunten Gewanden des Daseins ruht als auf dem tragischen Kern der Dinge, den sie verhüllen. Vor Hebbels durchdringendem sengendem Blick zerfallen die Illusionen zu rasch. Er sagt selbst einmal, daß er die Blumen auf der Erde nicht mehr sehe, weil er immer die Toten unter ihr sehen müsse.

Das liegt wohl zum Teil in Hebbels Zeitlage begründet, in der seinem Leben kurz vorhergegangenen Hochblüte der deutschen Dichtung. Für den großen starken selbständigen Geist tritt, wenn er durch den Zufall seiner Geburt an eine nicht zu überbietende Höhezeit ansetzt, geradezu der Zwang zum Abwege ein. Auf die Klassik der Hochrenaissance folgt als Rettung aller schöpferischen Kräfte, die nicht bloß nachahmen wollen, das Barock. Ein witziger neuer Kritiker hat die Parricida-Szene im „Tell" Hebbels früheste Werk genannt. In ihr ist Schillers einziges Augenmerk, die Tat seines Helden zu rechtfertigen (der bekannte Schulaufsatz „War Tell ein Mörder?"). Bei Hebbel wird das, was hier Zufall und nicht viel mehr als eine Not am Stoffe ist, fast zum künstlerischen Grundtrieb. Ihn lockt nicht mehr nur die einfache Darstellung einer Tat, eines Geschehnisses, so wie er

sie sieht, sondern — das Fremdwort ist unvermeidlich — die dialektische Debatte der in der Tat liegenden Ideen; sozusagen: die Betätigung des Absoluten in ihr. In die Debatte über die Idee gießt er seinen bewußten Schöpferwillen. Er zerstört dabei sehr oft mit Verstandesvorgängen die unbewußte Ausformung des künstlerischen Kristalls. Er öffnet aber — als ein Nebenergebnis seines Tuns — auch einen Weg in die Zukunft: seine dialektisch-ethische Einstellung zwingt ihn, tiefer hineinzuleuchten in die seelische Verflechtung, das Gewebe der Antriebe deutlicher ans Licht zu holen, so daß man die feinsten Verästelungen sieht. Damit hat er dem Drama, das sich von dem Kampfe roher Kräfte immer mehr ins Unkörperliche gewandt hat, eine neue Stufe zum Hinabsteigen in die Seele gezeigt.

Wenn wir uns den Gesamteindruck seines Werkes vergegenwärtigen, so erkennen wir: er ist fester, ruhiger und weniger ursprünglich als Kleist; nüchterner, aber auch wirklicher als Schiller, dessen „Wallenstein" und „Tell" als Summe er nicht erreicht, den er als Zielwanderer aber so weit hinter sich läßt, wie er ihm als Vollender nachsteht. Bei fast gleicher Gestaltenstrenge ist er lebensvoller als die Griechen, die das tragische Problem zwar nicht so tief sehen wie er, es aber — im Gegensatz zu seinem ‚Debattieren der Idee' — rein aus sich mit anschaulicher Logik zum ergreifenden Ende führen. Er ist den Griechen um so viel als Szeniker überlegen, wie sie es ihm als Dramatiker sind und wie ihm wieder Shakespeare als Szeniker überlegen ist.

Es kann nicht wundernehmen, daß dieser Grübler, dem kraft des Formgesetzes in seiner Persönlichkeit alles Erleben zu tragischer Erkenntnis wurde, der wahrscheinlich tiefer an die Wurzel der Tragik tastete als irgendein Dichter vor ihm, zu der Überzeugung gelangte, daß Shakespeare überwunden werden müsse. Hätte Hebbel, nicht verlockt von seinem gedanklichen Triebe zum Erklären und Rechtfertigen, das organisch-dramatische Zuendedenken des Problems der Griechen, soweit es in ihm lag, betätigt — er wäre mit seinen Stoffen, seinen Erschauungen auch ohne größeren Gestaltenreichtum und ohne größere Fülle naiven sprudelnden Lebens ein gefährlicher Nebenbuhler des dramatisch-tragischen Fabulierers Shakespeare geworden. Ohne damit natürlich den Lebensschöpfer Shakespeare, das eigentliche Weltwunder, zu erreichen.

Wir müssen Hebbels Bedeutung daran messen: es läßt sich von ihm aus zum erstenmal ein Weg sehen, auf dem Shakespeare überholt werden kann.

Richard Wagner

1813—1883

Von

Karl Richard Ganzer

Richard Wagner wurde im Jahre 1813 geboren; im Februar 1883 ist er gestorben.

In seinen Kinderjahren hatte er noch Carl Maria von Weber erlebt, den stillen Meister einer in sich ruhenden, von romantischem Frieden übersonnten Zeit. Als er das Bild des Freischützkomponisten nach vielen Jahren vor die Erinnerung ruft — „das schmale, feine Gesicht mit den lebhaften und doch häufig verschleierten Augen" —, erweist sich, daß er mit solchen Worten das innere Antlitz jener Epoche selber beschworen hat. Scheu und tätig zugleich, doch ihr Schöpfertum nur nach innen wendend, dem reinen Gefühl ergeben und noch nicht den Rechnungen des Verstands ausgeliefert: so steht sie, die zeitlich das neue Jahrhundert einleitet, doch nur wie das Zeichen eines abendschönen Untergangs am Ende eines leuchtenden Tags.

Nach siebzig Jahren fährt der Leichenzug Wagners durch eine andere Welt. Ihre Straßen sind von den Sinnbildern einer neuen Zweckgesinnung beherrscht, ein neuer, heftigerer Lebensstil durchlärmt sie, die „häufig verschleierten Augen" der Träumer und Denker sind aus ihnen beinahe verschwunden. Das Jahrhundert, das an seinem Beginn noch das ländliche Spiel vom „Freischütz", den Abschiedstanz einer verklingenden Welt, gesehen hatte, hat sich inzwischen der Kraft und dem Stoff, dem lauten Wort und den Instinkten der großen Massen verschrieben und alle Träumereien aus seinen Lebenskreisen verbannt.

In den Sturmlauf dieser erstaunlichen Entwicklungen ist Richard Wagner mit hineingezogen; auch ihn zwingt das Jahrhundert der großen Verwandlungen vor das neue Gesetz und erläßt ihm die Auseinandersetzung mit dessen Ansprüchen nicht. Doch während sich andere den Forderungen der neuen Zeit beugen, bis sie im Taumel der entfesselten Materien willenlos mittreiben, findet Wagner nach manchem Jahr rastloser Suche doch den Weg zu der Schar der wenigen, die dieser großen Flut ihren eigenen Willen entgegenstemmen.

Die tiefe Veränderung, die dieses Jahrhundert erlebte — der Wechsel von der alten Stille zum technischen Lärm, der Sieg des Stoffes über die allzu zart gewordenen Mächte des Geistes und des Gefühls, der schmerzliche Weg vom Überschwang der idealistischen und romantischen Zeiten zur Despotie abstrakter Tendenzen — dieser ungeheure Einbruch neuer Wertungen bedrohte ja gerade jene Schichten am stärksten, in die gleich jeder anderen geistigen Schöpfung auch das



Richard Wagner
Photographie von Elliott & Fry, London 1877



Wagner im Kreiſe ſeiner Familie
vor Haus Wahnfried in Bayreuth, 1881



Wagner bei einer Probe in Bayreuth
Zeichnung von Adolph Menzel, 1875

Werk Richard Wagners seine Wurzeln senken mußte, wenn es gedeihen wollte. Je eindeutiger dieses Jahrhundert zu seinem eigentlichen Gepräge hinfand, desto klarer erwies sich, daß die schöpferischen Heimlichkeiten der Seele, aus denen echte Kultur wächst, so sehr verschüttet wurden, daß neue Keime am Ende nur unter quälenden Mühen ans Licht hervorbrechen konnten. Bemerkenswert, daß unter den geistigen Menschen der reifenden und allmählich reif gewordenen Epoche immer wieder zwei besondere Typen begegnen, die zu dem stofflich und nüchtern gewordenen Jahrhundert keinen Zugang finden. Verbittert und düster resignieren die einen vor der unüberwindlich erscheinenden Gewalt der geist- und seelenfremden Veränderungen. Die anderen aber, heftigere Naturen, Menschen der Leidenschaft und des Widerstands, werfen sich in ihrem Werk zu Wortführern eines geistigen Aufstands gegen die neue Zeitgesinnung auf, deren Gesetzestafeln die Worte Geist und Seele und gewachsene Kultur nicht mehr kennen. Nach diesem revolutionären Typ ist auch Richard Wagner geprägt.

Wenn man die entscheidenden Antriebe seines Werdens richtig erfassen und den Rang seines Werks sicher umreißen will, ist es notwendig, diese revolutionäre Stellung zu seiner Zeit und ihren herrschenden Strömungen in ihrem ganzen Umfang zu erkennen. Zwar hat es einer langen Entwicklung bedurft, bis Wagner seine schärfsten Antworten auf die Fragen fand, die ihm sein Jahrhundert entgegentrug. Jahrzehntelang wollte es scheinen, als ob auch er das gehorsame Kind der neuen Epoche werden konnte: so eifrig lief er in seinen Jünglings- und frühen Mannesjahren in ihrem neuartigen Treiben mit, so lebhaft bekannte er sich zu den neuen Ideen, die in den Köpfen der jungen Generation während der liberalistischen Frühzeit spukten. Doch jeder Schritt auf seinem Wege sollte ihn von den Zeittendenzen immer weiter entfernen, auf ein eigenes Ziel hin, dem er in einer schier manischen Sicherheit auch auf all seinen Umwegen zulief. „Kinder, macht Neues, Neues", hatte er in den wichtigen Jahren seiner inneren Wandlung, durch die er vom Mitläufer der modernen Bewegungen zu ihrem schöpferischen Überwinder wurde, seinen Freunden entgegengerufen. Aber schon lange, ehe es ausgesagt war, schlug dieses fordernde Wort in seinem Blut den bestimmenden Takt: das Gesetz, nach dem sich sein Leben gestaltet, in jeder Phase, unberührt von allen äußeren Veränderungen, kommt hier zum Ausdruck. Stets neigte Wagner einzig den Fronten zu, vor denen fordernde Ziele standen und an denen ein Einsatz von Leidenschaften notwendig war.

Es gab eine Zeit, da die Ziele und Meinungen der herrschenden Öffentlichkeit ihm für den eigenen Einsatz lohnend genug erschienen. Es kam eine spätere Zeit, da ihm die kleinen Händel der anderen schal geworden waren, weil sich ihm selber größere Ausblicke aufgetan hatten. Da warf er denn ins Getümmel wie eine Fahne sein eigenes Wollen hinein und steckte seiner Leidenschaft in blaueren Fernen eigene Ziele. Bunter Wechsel und manche Veränderungen in diesem Schicksal — aber das innere Gesetz blieb davon unberührt. Leidenschaft, Unruhe, Drang zum

Einsatz, ein Wille von erstaunlichen Graden, ein beinahe erschütternder Glaube an das Recht des eigenen Ziels sind die Mächte, denen er blindlings gehorcht.

*

Schon im Kind sind die wesentlichen Charakterzüge, auf die sich der spätere Kampf um das Werk immer stützen wird, an allen möglichen Plänen und Unternehmungen tätig. Frühe geistige Reife, Lebendigkeit, Lerntrieb — auch andere Kinder sind von solchen Dingen bestimmt. Was demgegenüber beim jungen Wagner überrascht, ist vor allem eine seltsame Neigung, alle Dinge auf außergewöhnliche Weise zu treiben, maßlos im Einsatz, ohne Bedenken gegenüber Brauch und Konventionen, einzig nach dem Gebot des eigenen heftigen Interesses. Eben hat er die ersten Klavierstunden hinter sich gebracht, und es ist ihm noch „unmöglich, eine Passage rein zu spielen", als er sich schon auf die „Freischütz"-Ouvertüre wirft und alles Regelrechte beiseiteschiebt. Eben hat er, elfjährig, die ersten Dramen vor die Augen bekommen, als er sich schon daranmacht, in eigenen Dichtungen alles Bisherige zu übertreffen; von einem großmächtigen Trauerspiel, gemischt aus „Hamlet" und „Lear", berichtet er später in übertreibender Selbstironie: „Zweiundvierzig Menschen starben im Verlauf des Stückes, und ich sah mich genötigt, die meisten als Geister wiederkommen zu lassen, weil mir sonst in den letzten Akten die Personen ausgegangen wären." Während der Arbeit an diesem Schauerdrama erlebt er den „Egmont", und sogleich setzt sich dieses Ereignis in den Entschluß um, auch das eigene Stück mit Musik zu versehen: „Ich beschloß, Musiker zu werden." Der Unterricht eines Musikers ist ihm zu regelhaft, zu systematisch, zu wenig sensationell; da beginnt er denn auf eigene Faust das Komponieren, und mit einer grotesken Ouvertüre, die in der Tat aufgeführt wird, erregt er durch einen heftigen Paukenschlag, der regelmäßig nach vier Takten einsetzt, einen Heiterkeitserfolg; er nennt sie später selber den „Gipfelpunkt meiner Unsinnigkeiten ..."

Sehr eindeutig ist dieses Bild: Unternehmungen, die selbst die weiten Grenzen jugendlicher Phantastik sprengen, die auffallende Fähigkeit, aus neuen Eindrücken sofort eigene große Pläne zu schöpfen, die schnelle Bereitschaft, für diese Pläne alles andere, das Herkömmliche, das Erwartete, die abgezirkelten Gewohnheiten in den Wind zu schlagen. Aber in dieser bizarren Unruhe, in diesem fiebrigen Tätigsein, in dieser oft absonderlichen Erregtheit, mit der er sich an seine selbstgesetzten Aufgaben hinwirft — in all den vielen hitzköpfig anmutenden Planlosigkeiten und Übersteigerungen, unter denen seine Jugendjahre verlaufen, enthüllt sich frühzeitig eine der Voraussetzungen des Genies: die Kraft zu ungewöhnlichen Konzeptionen. Um die Jahrhundertmitte, die Zeit seiner größten Fruchtbarkeit, als diese Unruhe seines Herzens bereits schöpferisch geworden war, ist er sich selber über all das klar geworden: „Die eine Gabe, den nie zufriedenen Geist, der stets auf Neues sinnt, bietet uns allen bei unserer Geburt die jugendliche Norn an, und durch sie allein könnten wir einst alle zu Genies werden."

Diesem nie zufriedenen und auf neue Gestaltung sinnenden Geist gesellt sich ein ungewöhnlicher Wille als die andere Grundkraft seines Wesens hinzu. Richard Wagner ist eines der großen Willensgenies gewesen. Sein Werk ist weder aus der Eingebung des begnadeten Augenblicks noch aus einem stillen und demütigen Dienst allein zu verstehen, sondern wurde ebensosehr in einer mächtigen Willensanspannung gegen die Abwehr der gesamten Öffentlichkeit durchgesetzt. Jahrzehntelang hat Richard Wagner die Welt in Bewegung und Unruhe gebracht, nur um seiner Schöpfung den Rang zu erkämpfen, den er ihr zugewiesen haben wollte. Den Weg vom halbverhungerten Notenabschreiber der Pariser Leidensjahre zum Freund eines Königs hat ihm nur der Wille gebahnt, eine zugleich ausstrahlende und zusammenzwingende Macht, die auch die widrigen Dinge für die eigenen Bedürfnisse herrisch zurechtschob, der Dämon eines von seinem Werk Besessenen, der in seiner Gestalt die seltene Zweiheit vereinte, den großen Glauben zu tragen und die große Tat zu meistern. Menschen, die Wagner noch selber erlebten, haben von dem magischen Zwang erzählt, der von ihm ausging: wenn er sein Orchester führte, wenn er im Gespräch den Partner zu seiner Meinung zwang. Die vielen Briefe verraten diesen unheimlichen Willen, der jedes Wort in diesen Strömen der Beredsamkeit mit Energien lädt. Die Fülle anekdotischer Berichte überliefert ihn uns als die beherrschende Kraft bei kleinen und großen Auseinandersetzungen. Und vor allem ist es der Ablauf dieses Lebens selber, das seinen erstaunlichen Schwung einzig von Willensantrieben erhielt. Wie oft sind ihm nicht die Pläne, die er schon nahe an das Ziel vorgetrieben hatte, wieder unter den Händen zerronnen! Wie oft ist er bei seinem Kampf um die Durchsetzung des Werkes nicht jählings eingebrochen, als sei er über Eis gegangen, das unter dem Anhauch eines solch glühenden Einsatzes hinschmolz! Von allen Bedrängungen und jeder Versuchung wurde Wagner verfolgt, und am liebsten hat ihm das Schicksal nur jene Möglichkeiten geboten, aus denen gewöhnlich gescheiterte Existenzen hervorgehen: wenn man sein Leben nach „guten" und „schlechten" Jahren, nach den Zeiten des Erfolgs und nach den Zeiten der harten Proben ordnet, dann nehmen die Jahre des Hungers, des rastlosen Wanderns, der Verbannung, der Aussichtslosigkeit, also die Jahre der Unruhe und der Versuchung zur Müdigkeit, den größeren Raum ein.

Aber Wagner hat nicht versagt. Gleich einem wilden und edlen Tier, dem man die Weite, den Raum, den freien Atem rauben will, ebenso elementar und ebenso verzweifelt, hat er sich immer von neuem in sein Werk verbissen, vor dem er sich um so klarer beweisen mußte, je höhere Mauern sich ihm entgegenstellten. Wagners Leben konnte eine Tragödie werden, wenn sein Trotz nicht ausgereicht hätte, die Spannung zwischen seinem Wollen und den widrigen Mächten in einer siegreichen Schöpfung zu bewältigen. Es konnte zu einer schmählichen Farce werden, wenn hinter dem großen Anspruch überhaupt kein Wille stand, der für sein Ziel die höchsten Einsätze wagte. In Wirklichkeit ist dieses bedrängte, von Enttäuschungen

zerrissene und von dauernden Kämpfen erhellte Leben zu einem großen Lied von der Werkbesessenheit geworden, zu einem Heldengesang vom nie zu zerbrechenden Glauben, zu einer der großen Verkündigungen von der willensharten Beharrlichkeit.

Sind aber diese beiden Grundmächte seiner Seele, der angetriebene Wille und der nie zufriedene Geist, der stets auf Neues sinnt, nicht auch die beiden Elemente, aus denen das neunzehnte Jahrhundert lebte? Es ist eine merkwürdige Verstrickung, daß Richard Wagner, der sich im Lauf seines Lebens zu einem der Antipoden des Zeitgeistes entwickeln soll, dennoch die bedeutendsten Elemente seiner Epoche in seinem Charakter trägt. Was dieses innerlich so zerrissene Jahrhundert recht eigentlich groß gemacht hat, die besten und stärksten aus der Vielfalt seiner Antriebe und Spannungen, gibt auch dem Leben Richard Wagners den dynamischen Zug. Schöpferische Unruhe und ein dämonischer Wille — vielleicht zu keiner Zeit haben diese beiden Leidenschaften so beherrschend in einem Geschlecht gewirkt wie im neunzehnten Jahrhundert. Und vielleicht war keiner der Söhne jener Generationen diesem Zeitgesetz so innig verbunden wie Richard Wagner.

So aber hätte er zum treuesten Gefolgsmann der Zeittendenzen werden müssen, völlig einbezogen in den Rhythmus der herrschenden Entwicklungen, ein gefügiges Gliedchen im Ablauf der Dinge. Wie aber hat er, vom eigenen Auftrag beherrscht und auf Erfahrungen und Eindrücke nach eigenen Entscheidungen antwortend, sein Leben geformt, daß es am Ende wie ein gestaltgewordener Widerspruch dem Zeitgeist entgegenstehen konnte?

*

Wenn Richard Wagner während seines ganzen Lebens von einem heftigen Drang zur Tätigkeit und zum Einsatz bestimmt gewesen ist, so äußert sich diese Unruhe in seiner ersten, klar begrenzbaren Epoche, den frühen Mannesjahren, als ein aufgeregtes, unbefriedigtes Suchen nach seiner eigentlichen Aufgabe, die ihm noch nirgends sichtbar geworden ist. Bis in die Dreißigerjahre hinein besteht sein Leben darin, daß er immer wieder in die verschiedensten Richtungen vortastet und die entlegensten Möglichkeiten prüfend und wieder verwerfend vor seine Augen reißt. Er weiß schon früh, daß er Künstler sein wird, und schon lange träumt er davon, daß er mit seiner Musik, zu der ihn die stärkste Begabung drängt, einmal einen ruhmreichen Weg gehen könnte. Aber lange Jahre hindurch weiß er nicht völlig klar, ob er jemals zu Schöpfungen von eigener Kraft und echter Dauer gelangen würde, lange läuft er, unruhig und ungebärdig freilich, im Trott eines kleinen Kapellmeisterdaseins dahin, das nach allen Seiten nur Schranken und Enge und Kleinlichkeiten bietet. Sein Blut drängt ihn zu einem heftigen, wilden Leben, der Alltag ist ihm verhaßt, wie im Taumel hatte er sich, als er die Schule beendet, für eine Weile in ein wüstes Studententreiben gestürzt; und als 1830 die Julirevolution auch in das stillgemütliche Leipzig im letzten matten Wellenschlag eines Straßenauflaufs hineingespült war, tobte unter ihren exaltiertesten

Mitläufern auch Richard Wagner einher: so sehr sprach jede Art von Bewegtheit das heimliche Gesetz seines unruhigen Herzens an. Wie sollte er, als er danach an kleinen Bühnen den Taktstock führte, Zufriedenheit finden? Er wirft sich auch hier jeder Abenteuerlichkeit entgegen, die das fiebernde Herz erregend anspricht: ob er Schulden macht, ob er den Gläubigern entweicht, ob er mit dreiundzwanzig Jahren in eine Ehe hineinstürzt, die ihn jahrzehntelang belasten soll — immer nur ist er auf der Flucht vor Alltag und muffigem Herkommen, dessen Zwang er nicht erträgt. Jugendliche Sturmstimmung — und doch auch ein Protest, der zur schöpferischen Bejahung werden kann, sobald er nur das lohnende Ziel gefunden hat.

Diese erregte Stimmung hat ihn mit seiner Oper „Das Liebesverbot", seinem neben dem romantischen Erstling „Die Feen" frühesten Bühnenwerk, völlig unter den Einfluß des „Jungen Europa" gebracht, jener Bewegung eines lärmenden und wichtigtuerischen Literatentums, die den Einbruch der auflösenden liberalen Ideen in den künstlerischen Raum bezeichnet und mit ihren Tendenzen die kommende liberalistische und individualistische Auflockerung aller organischen und geschichtlichen Bindungen vorwegnimmt. Wagner selber hat sie viel später als eine Gesinnung der „Frivolität" und seinen Anschluß an sie als den Eintritt in seine „künstlerischen Flegeljahre" bezeichnet. Damals freilich verschrieb er, den noch vor wenigen Jahren der romantische „Freischütz" in helles Entzücken versetzt hatte, sich mit allen Leidenschaften der neuen Lockung, völlig verschlossen seinem starken Instinkt für organische Ordnungen, ein genießender Individualist, aufgetan nur für die neue Weise vom Ausleben und vom Recht der heiligen Selbstsucht. Es ist, als ob ihn die Welt Heines und Börnes in ihre Strudel ziehen könnte: so weit hat ihn der Überdruß am kleinlichen Alltag den gefährlichsten Tendenzen des neuen Zeitgeistes entgegengeworfen.

Kein Zweifel, daß hier die Gefahr eines unbewußten Selbstverrats an seinen besten Möglichkeiten heraufzog. Sie blieb während dieser ganzen Sturm- und Drangzeit über ihm hängen, während der abenteuerlichen Jahre seiner Tätigkeit an Schmieren und kleinen Provinzbühnen genau so wie während der Königsberger Episode und während der zwei Jahre, in denen er an eine kümmerliche Kapellmeisterstelle nach Riga verschlagen war. Und nicht nur in seiner Haltung, sondern auch in seinem künstlerischen Schaffen blieb er damals dem geläufigen Zeitstil und der gewohnten künstlerischen Durchschnittlichkeit verbunden: die große Oper „Rienzi", die er als die Frucht der Rigaer Jahre nach dem Westen zurückbrachte, verrät zwar in ihren Einzelheiten schon eine mächtigere Gestaltungskraft, als die prominenten zeitgenössischen Komponisten sie aufzuweisen haben; doch das künstlerische Ethos, auf das Wagner sein künftiges Werk verpflichten wird, ist noch kaum zu spüren. Gehorsam folgt er noch dem Gesetze der Zeit.

Es bedurfte hart anpackender Erlebnisse, um ihn diesem Bann zu entziehen. Die entscheidende Bedeutung der Hungerjahre in Paris, wohin er von Riga aus

gezogen war, um sein Glück zu machen, liegt deshalb nicht darin, daß er nun auch die bisherige bescheidene Sicherung seiner Lebensverhältnisse völlig verlor und dem nacktesten Elend entgegengeworfen wurde. Erst dadurch vielmehr wirkten sie wie ein verwandelnder Schmelzofen, weil hinter dem schlimmen Alltag jener Zeit sich die Doppeldeutigkeit der modernen Welt selber enthüllte, der Wagner bisher bewundernd zu Füßen gelegen hatte. Paris war ihm der Inbegriff aller Erfüllungen gewesen, der einzige Stern in der Nacht der Rigaer Einsamkeit. Dort blühte die neue Kunst, der er mit seinem „Liebesverbot" gehuldigt und die er mit dem „Rienzi" zu übertreffen gedacht hatte; die neuen Ideen von der Freiheit und dem ungezügelten Recht des einzelnen, vom frohen Lebensgenuß und vom Spott über jede gebundene Ordnung hatten dort ihre prächtige Urständ gefeiert; was jung und voll Hoffnung war, traf sich in dieser lebendigsten Stadt. Aber als Wagner nun seinen Traum durch die Wirklichkeit bestätigen will, tritt ihm die Welt seiner Sehnsucht anders entgegen: Hunger, Schuldgefängnis, stumpfeste Brotarbeit; ein verlogenes Kunstpublikum, das „in Parfüm, Atlas, Samt und Enthusiasmus schwimmt", während der geniale Schöpfer „um die Gunst der Gelangweilten, der Vergnügungssüchtigen, der eitlen Eingebildeten, der ignoranten Alleswisser betteln" muß; überhaupt ein Kunstwesen, das durch das Geld, durch „Lorbeer und Banknoten, Kredit und Renten" zur feilen „Kunstindustrie" demoralisiert worden ist... Niemals werden ihn diese Eindrücke wieder verlassen. Denn sie vernichten ja nicht seine künstlerischen Erwartungen allein: je mehr ihm diese Träume verblassen, desto schärfer stellt sich ihm zugleich die Frage nach dem Recht und der Kraft der modernen Abgötter, zu denen er bisher gebetet hatte und deren erwählte Tempelstadt sich ihm nun als ein Ort der Fäulnis erweist.

Die Antwort auf diese Frage bringt ihm verschiedene Ergebnisse. Er erfährt zunächst in Paris eine bedeutende Ausweitung seines Blickfelds, die ihn über die nur-künstlerischen Interessen hinausweist und ihm ein Gefühl für weitere Verantwortungen, Verantwortungen dem Ganzen und der Gemeinschaft gegenüber, erschließt. Er erkennt sodann, daß sein künstlerischer Weg nicht, wie er noch in Riga geglaubt hatte, über Meyerbeer und die große Schauoper gehen würde, sondern über ein neues künstlerisches Ethos, das der Demoralisierung durch Geld und Presse und andere Korruptionselemente der modernen Welt nicht verfällt, weil es sich selber gesinnungsbildende Aufgaben setzt. Und er erkennt aus der illusionslosen Begegnung mit der modernen Wirklichkeit, daß die schillernden Fassaden, die diese neue Epoche des Kapitals und der liberalen Ideen vor sich aufgerichtet hat, düstere Hintergründe verbergen, einen Abgrund von Not und sich stauenden Spannungen, Fäulnis und soziale Bedrohung und Verfall. Da bahnt sich durch die Erschütterung, die diese Einsicht hervorruft, eine tiefe Wandlung in seinem Denken an. Langsam setzt nun jene großartige Verquickung seines künstlerischen Wollens mit seinen weltanschaulichen, gesellschaftlichen und politischen Überzeugungen ein, die fortan zu den wesentlichen Eigenarten seines Werkes

gehören wird und ihm bald auch das Wissen erschließen soll, daß die Kunst nicht, wie der große Haufe der Zeitgenossen glaubt, seichte Unterhaltungsware zu sein braucht, sondern wieder zu einer Macht werden kann, die aus den großen Ordnungen kommt: aus dem Volk, aus der Sage, aus dem Mythos. Als getreuer Jünger war Wagner dem Mekka der modernen Zivilisation zugeeilt. Verwandelt, von der Erkenntnis getroffen, daß alle große Schöpfung nur in Bindungen leben kann, kehrte er nunmehr nach Deutschland heim. Zehn Jahre später weiß er, was ihm Paris bedeutet: „Ich betrat nun eine neue Bahn, die der Revolution gegen die künstlerische Öffentlichkeit der Gegenwart, mit deren Zuständen ich mich bisher zu befreunden gesucht hatte, als ich in Paris deren glänzendste Spitze aufsuchte." Während das Jahrhundert immer weiter in die liberale Auflösung hineingleitet, betritt Wagner einen Weg, der ihn zum Aufstand gegen die Bindungslosigkeit des Jahrhunderts führen soll.

*

Von Paris aus wurde Wagner im Frühjahr 1842 nach Dresden geholt, damit er dort die Vorbereitungen für die Aufführung des „Rienzi" leite. Die Oper erlebt einen durchschlagenden Erfolg. Der dreißigjährige Komponist ist ein berühmter Mann geworden.

Aber während die große Heldenoper „Rienzi" rauschend über die Bühne geht, liegt schon ein anderes Werk in der Lade, der „Fliegende Holländer". Ein halbes Jahr später wird auch er aufgeführt. Und das Publikum, das noch die strahlenden Gesänge aus dem „Rienzi" im Ohre hat, verharrt zunächst in erstauntem Unverständnis. Etwas Neues kündigte sich in diesem Werke an, eine Haltung, die die gewohnten Überlieferungen nicht berücksichtigte.

In sehr scharfer Zuspitzung kann man die Wandlung etwa so umreißen: Der „Rienzi", eine reine Oper, fügte sich noch den Gesetzen dieser schon lange hochentwickelten Kunstform ein, deren Wesen der Schau- und Gehöreffekt war; der „Holländer" aber bedeutete den ersten Schritt zu einer neuen Form, die man später das „Wort-Ton-Drama" nannte und deren Wesen in einem Austrag innerer Spannungen zu suchen ist. Der „Rienzi" sprach zuerst die Sinne an; der „Holländer" versuchte bereits, an die tragischen Empfindungen von der Nähe des Schicksals zu rühren. Während „Rienzi" als Glanzstück einer hochgezüchteten, kaum mehr entwicklungsfähigen Form ein Ende darstellt, war der „Holländer" ein Zeichen in die Zukunft, erster Meilenstein auf dem neuen Wege, zu dem sich Wagner in der Zeit seiner Pariser Erfahrungen hingemüht hatte. Und auch der Unterschied im geistigen und stofflichen Gehalt bedeutete einen wichtigen Wandel; denn während der Vorwurf zum „Rienzi" auf Bildungserlebnisse, auf eine intellektuelle Kenntnis packender Stoffe, zurückgeht, tut Wagner im „Holländer" den ersten Griff in den Sagenraum des Volkes: mächtige Äußerung eines geläuterten Instinkts, der in Paris die literatenhaften und intellektualistischen

Schlacken verloren hatte. Als Wagner bei der Rückkehr aus Frankreich zum erstenmal über den Rhein gefahren war, hatte er „mit hellen Tränen im Auge seinem Vaterlande ewige Treue geschworen". Er wußte noch nicht, in welcher Tiefe er diesen Schwur erfüllen sollte: daß er sein Werk dereinst aus den heiligsten Schichten des Volkstums, aus Sage und Mythus, hervorgraben würde.

Die beiläufig zwanzig Jahre, die er in Dresden und anschließend in der Schweiz verbringt, sind dadurch gekennzeichnet, daß er sich Schritt für Schritt ein Weltbild erarbeitet, das im Volk und im Mythus seine gestaltenden Mächte besitzt. Auf dieses Weltbild gründen sich seine großen Werke, die sämtlich während dieser fruchtbarsten Schaffensperiode entweder gedichtet oder komponiert oder entworfen wurden, zumindest ihm in einem Einfall aufgegangen sind. Nach diesem Weltbild bestimmt sich vor allem seine geschichtliche Stellung in der Zeit, also die Tatsache, daß er nunmehr in einen immer weiteren Abstand zu den erfolgreich fortschreitenden Tendenzen des liberalen Jahrhunderts gerät.

Äußerlich lassen die Dresdener Jahre sich zunächst gut an. Nach der Pariser Not sind sie wie ein Atemschöpfen, dem man sich hingibt, bis die Erregungen still verebbt sind. Bald aber entwickelt sich eine Erscheinung, die von den Tiefen in Wagners Wesen viel verrät: daß nämlich die neue bürgerliche Sicherheit, das geruhsame Auskommen in der regelrechten Ruhe und Ordnung einer nicht allzu großen Residenz ihn beinahe noch schlimmer bedrängt als die umwühlende, aufregende, antreibende Not in Paris. Diese hatte den dynamischen Strom in seinem Wesen, die nach Tat und Einsatz brennende Unruhe des Herzens angesprochen. Aber die Dresdener Spannungslosigkeit setzt bei ihm behäbige Instinkte voraus, die er nicht besitzt. Da gerät er in eine merkwürdige Unrast hinein, in eine Betätigungssucht, an deren Grund die Sehnsucht nach einem großen Werk statt des täglichen Kleinkrams verborgen ist. Spürt er, daß in sehr tiefen Schichten sich Keime der künftigen Schöpfung bereiten?

Es sind die Jahre der großen Gärung vor der Revolution von 1848. Allenthalben sind verschwommene und deutlichere, immer aber lebhafte Wünsche nach großen Veränderungen rege. Die Schwätzer und die Träumer, die Banausen und die Plänemacher, die Fortschrittlichen und die Reaktionären, die Politiker und die biederen Hausväter — alle treiben sie schon in den leise ziehenden Wirbeln mit, die elementaren Stürmen vorausgehen. Die Menschen der schöpferischen Spannung aber, in deren Herzen irgendein Plan oder ein Abenteuer oder eine Aufgabe pocht, die noch nicht ans Licht kann, spüren in dieser fiebernden Atmosphäre, die von nahenden Ereignissen schwanger ist, nur ihre eigene Unruhe wiederkehren. Wie wirkt sich diese Stimmung, die nicht zuerst eine Sache der politischen Lehren, sondern des Blutes und des Instinktes ist, auf Richard Wagner aus?

Als in Dresden im Mai 1849 die Revolution mit einem Straßenaufstand losbricht, geschieht das Erstaunliche, daß der Königlich-Sächsische Kapellmeister Richard Wagner so entflammt in ihren Aufständen mitstürmt, als sei ihr Gelingen

von seinem Einsatz abhängig. Für die Politik des Tages hat er kein klares Verständnis; eine angeblich politische Rede, die er ein Jahr zuvor gehalten hat, war in ihren tagespolitischen Ausführungen dilettantisch. Nun aber, da der Zauber der Sturmglocken stärker wirkt als die kühle politische Überlegung, sind in ihm plötzlich die starken Instinkte erwacht: der immer bereite Instinkt zum Einsatz, der ebenso lebendige Willensinstinkt, der überall in ihm aufbrennt, wo es Menschen mitzureißen, Massen zu entflammen, ungeordnete Haufen zu dirigieren gilt. Die Führer der Revolution kämpfen für ihre Doktrinen. Dieser unpolitische Musiker aber spürt nach langer, öder Ruhe wieder Bewegung, Dynamik, Spannung — und bedingungslos ist er dem ausgeliefert, ungehemmt bricht die gestaute Lebendigkeit alle Grenzen nieder, die ihr das Herkommen ebenso ziehen könnte wie eine schäbige Sorge um die bürgerliche Existenz.

Doch nicht daß man in diesen Stunden Richard Wagner in seiner reinsten Gestalt, als ein Wesen des Impulses, erkennt, macht dieses revolutionäre Erlebnis so bedeutsam. Wichtiger ist, daß im Rausch dieses umwühlenden Einsatzes nun die Krusten fallen, die ein schon lange drängendes neues Leben bisher noch umschlossen hatten. Wagner hat seine Teilnahme an der Revolution schwer bezahlt: mit dem Verlust einer ehrenvollen Stellung, mit Flucht, mit dreizehnjähriger Verbannung. Aber in jenen stürmischen Tagen hat er sich unbewußt den Weg zu seinen tiefsten Einsichten und seinen stärksten Gestaltungen aufgerissen — einen Weg, den er vielleicht auch langsam hätte finden können, den aber revolutionär zu finden seinem inneren Gesetze besser entsprach.

Steckbrief.

Der unten etwas näher bezeichnete Königl. Capellmeister

Richard Wagner von hier

ist wegen wesentlicher Theilnahme an der in hiesiger Stadt stattgefundenen aufrührerischen Bewegung zur Untersuchung zu ziehen, zur Zeit aber nicht zu erlangen gewesen. Es werden daher alle Polizeibehörden auf denselben aufmerksam gemacht und ersucht, Wagnern im Betretungsfalle zu verhaften und davon uns schleunigst Nachricht zu ertheilen.

Dresden, den 16. Mai 1849.

Die Stadt-Polizei-Deputation.

von Oppell.

Wagner ist 37—38 Jahre alt, mittler Statur, hat braunes Haar und trägt eine Brille.

Der Steckbrief gegen Richard Wagner. Aus einer Dresdener Zeitung

Die Jahre in Dresden, eine Zeit der Sicherung, blieben so Episode. Die folgenden Schweizer Jahre, Verbannungszeiten mit Sorgen, mit dem Drang nach der Heimat, der Abgeschlossenheit von jedem bedeutenden musikalischen Leben, bilden hingegen Epoche. In ihrer Einsamkeit gewinnt Wagner als Schöpfer, als Denker und als Zeitkritiker das endgültige Gesicht.

*

Es ist merkwürdig: die erste Beschäftigung, der sich dieser Mensch der Tat und der Gestaltung unmittelbar nach dem Dresdener Erlebnis, das extremste Tat gewesen war, hingibt, ist Reflexion. Er geht nicht daran, die vorbereiteten künstlerischen

Pläne und Entwürfe nun auch auszuführen. Er schreibt vielmehr Bücher. In der langen Reihe seiner theoretischen Schriften, die damals entstanden sind, unterzieht er die innere Situation des Jahrhunderts einer ungewöhnlichen Bestandsaufnahme; er überprüft die Aussichten der Kunst in dieser Zeit, und er fragt nach den Voraussetzungen, die er selber für die Schaffung eines neuen Kunstwerks bieten kann. Wie großartige Selbstgespräche muten diese Schriften an, mit denen er sich in ein Dickicht von Unklarheit hineinwühlt, das es zu lichten und zu ordnen gilt.

Es ist hier nicht der Ort, über Einzelheiten seiner Theorien zu berichten. Entscheidend ist, daß sich der Grundgedanke all dieser Veröffentlichungen programmatisch schon im Titel der ersten Schrift „Kunst und Revolution" vorgedeutet findet. Von künstlerischen Fragen ausgehend und von revolutionären Impulsen getrieben, weitet Wagner die Betrachtung seiner Zeit zu einem großen Kulturprotest aus.

Den Grundgedanken seiner Lehren, die von der Kunst hinübergreifen in die Politik, die Geschichte, die Religion, die Philosophie, liefert ihm die Einsicht, daß die moderne Welt auf der einen Seite einer immer schlimmeren Auflösung aller natürlichen Bindungen verfalle, auf der anderen gleichzeitig in eine immer ärgere Erstarrung und Dogmatisierung ihrer lebendigen Kräfte hineingerate. Der analysierende Intellekt hat sich gegen das gestaltende Gefühl erhoben, Doktrinen und starre Konventionen schränken allerorten den Strom des schöpferischen Lebens ein. Abstrakte, rationalistische, mechanische Tendenzen drohen, alles gewachsene Leben, alle Schöpfung aus der Seele und dem organisch gebundenen Geist, alle Kultur zu ersticken. Dieser Gefahr hält Wagner als das heilende Gesetz die „große Notwendigkeit der natürlichen Ordnung" entgegen. Wenn der Irrglaube an das Glück einer Mechanisierung der Welt überwunden wird durch die Rückbesinnung auf die organischen Notwendigkeiten; wenn die schöpferischen Kräfte nicht mehr im Intellekt, sondern im geheimnisvollen Abgrund der Seele gesucht werden; wenn die Gegenwart sich wieder auf die schöpferischen Bindungen besinnt, die sie vergessen hat: erst dann kann das Jahrhundert davor gerettet werden, an seinen Selbsttäuschungen von Kraft und Stoff und ratio, von mechanischem Fortschritt und intellektuellen Doktrinen zugrunde zu gehen. Das Leben soll über den bloßen „Geist", das natürliche über ein abstraktes Gesetz, das organisch Begründete über das mechanisch Konstruierte, die Zusammenschau über die Auflösung siegen. Dann werden die alten Mächte, aus denen echte Schöpfung kommt, wieder lebendig werden, wie sie in ungebrochenen Zeiten lebendig waren: die Gemeinschaft statt der zersplitterten Gesellschaft, die dienende Arbeit statt der zerstörenden Gier nach dem Profit, das lebendige, geheimnisvoll-schöpferische Volk statt eines formalistischen Staates, der seinen Sinn doch nur vom Volke empfangen kann. Dann wird auch die Kunst wie in den alten gebundenen Zeiten mit allen Formen und allen Gebärden nur von der Schöpfergewalt der Gemeinschaft reden, die sich

den Künstler zu ihrem dienenden Werkzeug herbeiruft. Und dann wird die Kunst die höchste Würde und die heiligste Weihe erringen: den Mythus des Volks zu beschwören, der ehrwürdigsten Macht, in der die große Notwendigkeit der organischen Ordnung waltet.

Es ist der Aufstand der Lebensmächte gegen die rationalistische Hybris, wovon Richard Wagner redet. Das aber bedeutet einen Aufstand gegen den herrschenden Geist des Jahrhunderts, das von den organischen Ordnungen — Volk, Gemeinschaft und Mythus — sich mit jedem Schritt entfernte. Selbst wo diese Zeit an ihren äußerlich eindrucksvollsten Gestaltungen schuf, an ihrer Technik, ihren Massenbewegungen, ihren philosophischen und politischen Theorien, war ihr Ausgang beinahe immer die Analyse. Und auch in ihren Ergebnissen führte sie nicht zu sinnvoller Gebundenheit hin, sondern zu schweren Zerreißungen, Feindseligkeiten, ziellosen Unrast, schließlich zur Skepsis. Ein mechanisch geregeltes, von nagenden Zweifeln zermürbtes Dasein, Unfruchtbarkeit in den Dingen des Geistes und der Seele, „Qualm und Industriepestgeruch unserer städtischen Zivilisation" werden das Ende sein. Unaufhaltsam treiben die Dinge hin, rege, angespannt, scheinbar auch schöpferisch. Doch all der Aufwand kann nicht verbergen, daß das Jahrhundert auf eine Greisenhaftigkeit hingleitet, vor der es kein Entrinnen mehr gibt. „Wotan ist nur noch ein abgeschiedener Geist: seiner höchsten Absicht nach kann er nur noch gewähren lassen, es gehen lassen, wie es geht, nirgends aber mehr bestimmen und eingreifen. Er gleicht uns aufs Haar; er ist die Summe der Intelligenz der Gegenwart ..."

Dieses Urteil nimmt Bezug auf den „Ring des Nibelungen". Im „Ring" hat Wagner seinem Weltbild von dem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen organischen und mechanischen Mächten, zwischen den starren Gewohnheiten einer müde gewordenen Ordnung und dem lebendigen Anspruch eines jungen Wollens Gestalt gegeben. Damit formt er seine Vision von dem geheimen Kampf im Urgrund der modernen Zeiten. Und er treibt die Gegensätzlichkeit zu einer inneren Gespanntheit hoch, wie sie nur revolutionären Auseinandersetzungen eigen ist.

Über den zeitkritischen, revolutionären Sinn des „Rings" hat Richard Wagner oft geredet. Er betreibt dabei nicht eine billige Personifizierung der Kräfte der eigenen Zeit. Doch weil er in der inneren Gespaltenheit seines Jahrhunderts eine uralte Spannung in der Weltordnung selber wiedererkennt, kann er es wagen, in mythischen Bildern zu sprechen. Eine alte und müde Welt quält sich da mit Händeln ab, die vor den großen Geheimnissen und schöpferischen Leidenschaften des ursprünglichen und gesunden Lebens nur nichtig sind: das Gelichter der Alberichwesen giert nach dem toten Gold; die alten Götter haben ihre Welt an die toten Bestimmungen unredlicher Verträge gebunden; die Fratzen der Drachenwesen gähnen faul und tatenlos über totem Besitz — allüberall zerfleischen die Mächte der herrschenden Ordnung einander um tote, unorganische, der Schöpfung entfremdete Dinge, in denen nicht mehr Notwendigkeit herrscht. Der Kampf um

den Ring ist ein Streit um ein totes Prinzip; am Ring hängt der Fluch des Zwerges, der mit der Verdammung der Liebe die große Verneinung des Lebens aussprach. Fern von den schöpferischen Ordnungen des Lebens giert eine ganze Welt dem Idol nach, das aus der organischen Ordnung herausgelöst wurde. Doch gegen diese innerlich unfruchtbare Welt, die im Tanz um den goldenen Tod das schöpferische Gesetz des Lebens verriet, stürmt Siegfried an, Verkünder einer heraufsteigenden neuen Ordnung, in der die große organische Notwendigkeit wieder herrscht. Er ist tief in das heilige elementarische Leben hineingebunden; er führt die Welt der großen Geheimnisse und der schöpferischen Leidenschaften zum Aufstand vor gegen die Welt der regelhaften Verträge, der klügelnden Pläne, der Gier nach totem Besitz. Die oberste Macht der organischen Ordnung, aufrauschende Liebe, hat ihn gezeugt. Seine natürliche Kraft, nicht der gängelnde Rat des Vernünftlers bahnt ihm wie einem Wildwasser den Weg. Er ist innig verschwistert mit allen Geheimnissen, die hinter der zerklügelten Welt im Raum der natürlichen Ordnungen leben: mit dem Sinn des Vogelrufs, der halb verschollenen Kunst des Schmiedens, den rätselvollen Selbstgesprächen des Waldes. Vor diesem „frohen Helden, dessen herrliche Gestalt aus Papierschutt und Büchertrümmern aufstieg" wie ein Gott aus dem ewig erneuernden Schoße der Erde, zerstiebt die Welt der starren, innerlich toten Ordnungen: Fafner, den Hüter des toten Goldes, erschlägt er, und der Sterbende bekennt: „Du hast eine Welt vernichtet!"; den Wotanspeer bricht er anstürmend in Trümmer, und entsagend räumt der Herr der alten, unfruchtbar vergleitenden Welt dem jungen Anspruch das Feld: „Zieh hin, ich kann dich nicht halten." Wotan, die „Summe der Intelligenz der Gegenwart", der dieser zerspaltenen und rationalistischen Gegenwart „aufs Haar gleicht", ist, wie Wagner belehrt, „nur noch ein abgeschiedener Geist". Aber von Wotans Überwinder, dem Revolutionär, der auf der Spitze des Schwerts den Anspruch der großen organischen Notwendigkeit vor sich her trägt, sagt Wagner aus, daß er „der von uns gewünschte, gewollte Mensch der Zukunft" sei. Dem Jahrhundert, das vor dem neuen Götzen des Intellekts und der Materie im Staube liegt, ist in Siegfried ein mythisches Bild aufgerichtet worden, das der Ehrfurcht vor den organischen Mächten dient, die das Jahrhundert verbannte.

Um wieviel tiefer als „Tannhäuser" und „Lohengrin", die beide noch in Dresden entstanden waren, greift doch der „Ring" mit seiner Schau in den tragischen Urgrund der Welt hinab! Lohengrin und Tannhäuser gehörten noch ganz dem romantischen Raume an. Vom Mythus aber, in dem der „Ring" beheimatet ist, hat Wagner gesagt, daß er „maßgebend und gestaltend, Ansprüche rechtfertigend und zu Taten befeuernd in das wirkliche Leben hineinreiche" als eine gesinnungbildende, prägende, auch umstürzende Macht. Der „Ring" war Wagners revolutionärer Ruf an die Zeit, die es von einem Weg des Unheils zurückzureißen galt.

Aber der „Ring" endet mit der „Götterdämmerung", und nach den strahlenden, kampfheißen Gesängen des jungen Siegfried, der ausgezogen war, um die Welt zu erneuern, schreibt Wagner mit „Tristan und Isolde" der Menschheit eins ihrer schmerzlichen Lieder der Sehnsucht, eine ihrer zauberhaft traurigen Weisen von der Verlassenheit und dem großen Verzicht. Mag sein, daß Schopenhauers Schatten grau hinter der Antwort steht, die der Siegfriedfrage, wie denn die Welt zu besiegen sei, hier entgegenklingt. Mag sein auch, daß den Grundton des „Tristan" das schwere Erlebnis mit Mathilde Wesendonk bestimmt hat, jener einzigartigen Frau des letzten Verstehens, das ihm so selten begegnet war; vielleicht schob der Entschluß zum Verzicht, der Wagner von diesem Wesen der Ruhe, der Besinnung, der unerhörten Bestätigung trennte, sich wirklich wie ein Abendschatten auch über das Werk und gab ihm das goldene Dunkel, die Lockung, die Trauer. Tragischer Grundton der Seele, das magische Wort des düsteren Philosophen, entsagende Abkehr von einer Verheißung mögen im Tristan zusammengeströmt sein — aber raunt in den Untergängen und den Verzichten, in denen die Helden des stürmischen Wollens und der brandenden Liebe enden, nicht auch eine Stimmung mit, die dunkel und mächtig am Grunde der Zeit liegt? Nun erlebt Wagner selber die seltsame Erscheinung, daß in den Jahren des großen äußeren Flors und der materiellen Erfolge die Menschen der hohen geistigen Schöpfung immer wie auf der Flucht sind, immer in einer Luft der Einsamkeit leben. Hebbel denkt sich in eine ferne Welt von Giganten hinein, Verächter des Umtriebs auf allen Gassen; Rethel läßt den Tod durch die Städte reiten; Böcklin malt den geigenden Tod neben das eigene Bild; selbst Gottfried Keller flüchtet sein Werk in die Berge, weil es ihn in der modernen Welt nicht mehr hält. Unrast, Flucht, Warnung und Furcht vor der Hohlheit, der lauten Lüge, den materiellen Götzen der neuen Zeit — und keiner findet davor zu klarer Bejahung hin. Wagner hatte die Zeit durch den Mythus verwandeln wollen, ein Revolutionär aus dem Erlebnis organischer Gesetzlichkeit. Nun schien auch er bereit, zu entsagen.



Richard Wagner als Dirigent. Silhouette von Dr. Otto Böhler

Aber in Wagner herrschten ein dämonischer Wille und die schöpferische Unruhe des großen Gestalters. Es war undenkbar, daß ihn das wunschlose Nichts wirklich verstricken konnte. Seit Jahren hatte er nun in der Verbannung danach gefiebert, wieder im Wirbel der Welt zu stehen, wieder ein großes Orchester zu führen, endlich einmal den „Lohengrin" selber zu hören, der schon seit über einem Jahrzehnt die Welt entzückte und den nur sein Schöpfer noch nicht gesehen hatte — endlich wieder zu wirken, zu herrschen und zu entflammen. Einige Male hatte er, in

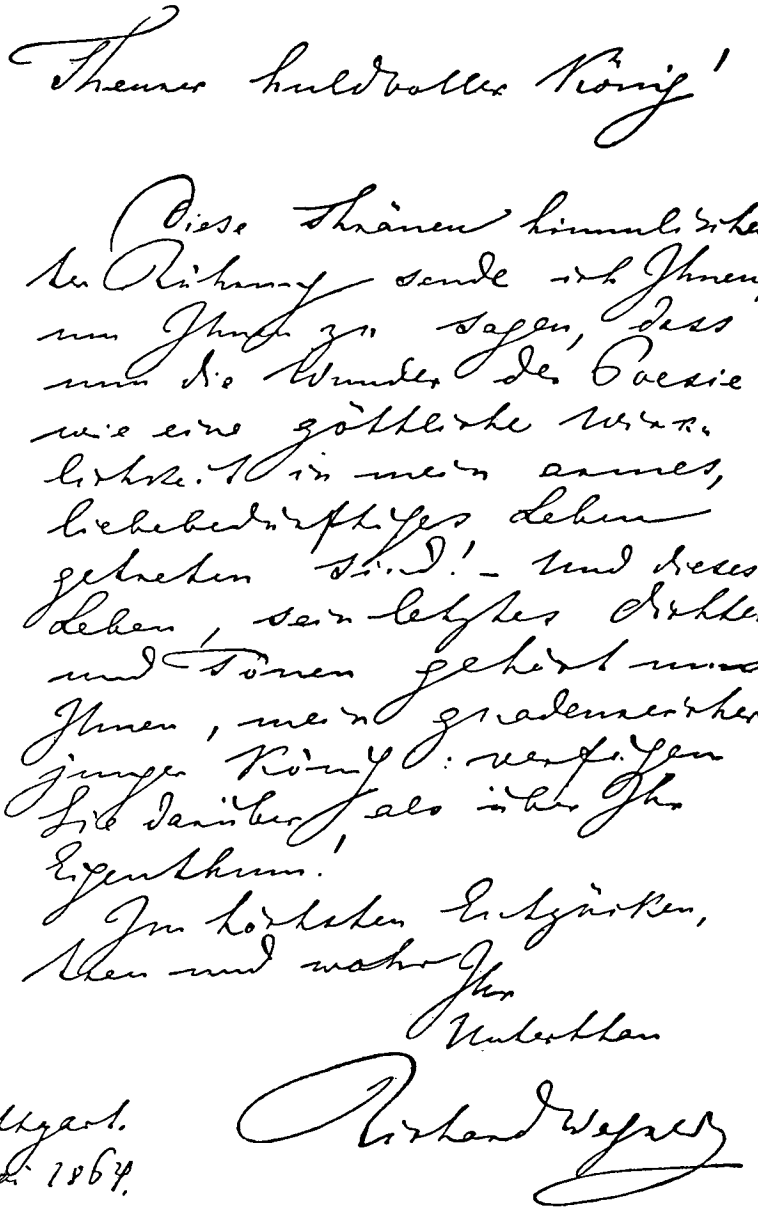
London und in Paris, große Konzerte geleitet. Doch erst als er 1862 amnestiert wird, nachdem ihn Polizeibürokraten dreizehn Jahre lang sinnlos schikaniert hatten, öffnet sich ihm wieder Deutschland, der Wurzelboden für sein geschichtliches Werk.

*

Die Welt, in die er zurückkehrt, hat ihn nicht vergessen. Im Gegenteil, sein Name hat nicht nur internationalen Klang, sondern ist darüber hinaus zum Schlagwort eines die Erde bewegenden Kunststreits geworden, der mit seiner ungewöhnlichen Heftigkeit in der Geschichte des Geistes nicht seinesgleichen hat. Das Jahrzehnt von 1862 bis 1872, von der Rückkehr aus der Verbannung bis zur triumphalen Errichtung des Festspielhauses, ja auch noch die Jahrzehnte danach, sind erfüllt von dem Kampf um die „Zukunftsmusik".

Wagner hatte bei seiner kulturrevolutionären Kritik erkannt, daß die moderne, in ihrem innersten Kern zersplitterte und bindungslos gewordene Welt einer schöpferischen Zusammenschau bedürfe, um wieder zu echter Kultur hinzufinden. Unmittelbar aus diesem Erlebnis einer notwendigen neuen Synthese erwuchs seine Lehre vom „Gesamtkunstwerk", die er gegen den Widerstand einer Welt mit seinem Werke durchgesetzt hat — vielleicht nur in einer einmaligen Erfüllung, die einzig an seinen Genius gebunden war und sich nicht als Schulfall für Epigonen eignete, immerhin aber in einem unbestreitbaren Sieg. Die Einzelkünste, so besagte die vielleicht nicht allgemeingültige Lehre, dürften nicht glänzende Einzelerfolge — des Wortes allein, der Mimik allein, der Musik allein — erstreben, sondern müßten gemeinsam dem Sinne des Ganzen dienen: eine Arie in der gewöhnlichen Oper etwa, nur geschrieben, damit eine gute Stimme brillieren könne, verhindere, daß das Stück zu dramatischem Zusammenhang und zu dramatischer Tiefe gelange. Wenn die Oper zum echten Drama, das Schauspiel zum seelisch veredelten Kunstwerk erhöht werden solle, müssen die einzelnen Künste sich dem Gesetze der Handlung beugen. Nicht die Eitelkeit eines Mimen, sondern die Ehrfurcht vor dem Gedanken und der Absicht des Werkes hat zu herrschen. Und wenn die Oper bisher allein zum höheren Ruhm der Musik geschrieben war, wenn ihre Texte schlecht und ihre Handlung völlig belanglos sein konnten, so hat in dem „Kunstwerk der Zukunft", das echtes Drama sein und doch die Musik für seine Wirkung miteinsetzen will, auch die Musik nur als dienende Kraft zu wirken. Sie ist „nicht Selbstzweck, sondern Mittel des Ausdrucks".

Das Verfahren, nach dem Wagner die Musik dem dramatischen Zweck unterstellt, braucht hier nicht analysiert zu werden — wie ja überhaupt musikalische Analysen nur für den Fachmann Bedeutung haben. Wichtig ist, daß ihn sein neuer Weg seelische Abgründe erschließen ließ, von denen nicht das Wort, sondern eben nur die Musik eine Ahnung vermitteln kann. Wagner wußte um das Geheimnis hoher Kunst, daß die „Größe des Dichters am meisten dadurch zu ermessen sei,



Dankbrief Wagners an König Ludwig II. von Bayern
nach seiner Berufung an die Münchener Oper. München, Archiv des früheren Königshauses

was er verschweigt". Doch die Musik, mystischer als das Wort, dringt auch in das Verschwiegene vor: „Der Musiker ist es, der dieses Verschwiegene zum hellen Ertönen bringt..." Eine unerhörte Analyse der Seele war damit für die Bühne erschlossen, eine unbegrenzte Enthüllung auch ihrer zartesten Regungen, ein vielfach beängstigender Vorstoß auch in die Schichten der verborgenen Reaktionen. Zu allen Geheimnissen und auch zu den gefährlichsten Lockerungen konnte diese Kunst vordringen, und keine Regung war ihrem Zugriff von vornherein zu scheu und zu verschlossen. Für ein Geschlecht, das von der Oper zuerst die prächtige Schau und den schönen Gesang erwartete, müssen die neuen Wirkungen wahrhaft umwälzend gewesen sein. Als der „Tristan", der das neue Kunstprinzip zur höchsten Verfeinerung entwickelt hat, in München zum erstenmal aufgeführt wird, wogt das Haus zugleich von jubelndem Beifall und von erbittertem Widerspruch.

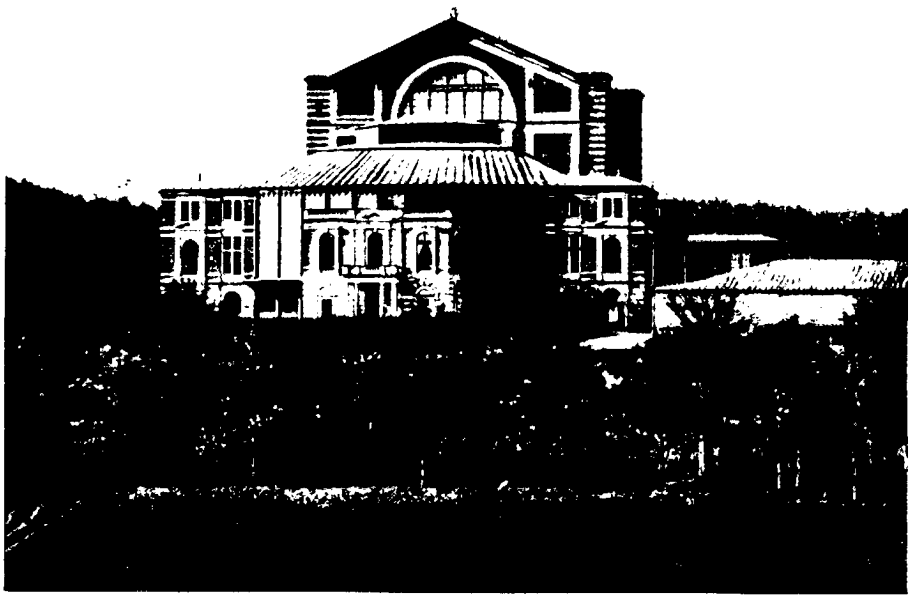
Zwischen Vergötterung und Verdammung lebt Wagner auch die nächsten Jahre hin, kämpfend, rastlos am Werk, umhergetrieben wie nur je in seiner stürmischen Jugend, heute in prunkvoller Wohnung, morgen auf der Flucht vor den Gläubigern, von Plänen besessen und von Verzweiflung gehetzt, ein Fünfzigjähriger ohne sicheren Grund unter den Füßen, dazwischen wieder mit Geschenken wie den „Meistersingern" begnadet. Er ist wie ein Wanderer auf schmalem Grat, der blind einem Rufe folgt; und dann ist er wieder wie ein Ertrinkender, den aus den Strudeln, in die er sich leichthin stürzte, nur noch das Wunder retten kann.

Und in der Tat hat Wagner in seinem abenteuerlichen Leben auch das Wunder erlebt: als ihn der junge König Ludwig von Bayern aus einer Notlage rettete, die keinen Ausweg mehr zu eröffnen schien. Einer der merkwürdigsten Freundschaftsbünde der Geschichte: ein genialischer Jüngling, der seine innere Welt aus den Bildern des Künstlers aufbaut, und ein reifer Mann, den die reine Bewunderung des Jungen so ekstatisch ergreift, daß er einen leibhaften Sohn der Götter in ihm zu sehen vermeint. Aber tief unter den Sphären, in denen Meister und Jünger träumen, murrt eine enge, neidische Welt von Spießbürgern und Rechthabern über das unverständliche Ereignis, das sich vor ihren Augen und doch jedem plumpen Zugriff entzogen vollzieht.

Wagner hatte den König für den Bau eines Festspielhauses zu gewinnen gesucht; der unbestreitbaren Veräußerlichung des damaligen Kunstlebens sollte es als Beispiel eines veredelnden Strebens entgegentreten. Als die Verwirklichung nahe zu sein schien, ist der beneidete Günstling über den Groll der Bürokratie und das Unverständnis einer knauserigen Bürgerschaft gestürzt — von einer schwindelnden Höhe herab, in der er sich mit gutem Rechte für unantastbar hielt. Und doch gewann er mitten in diesem Zusammenbruch ein unersetzliches Unterpfand für den Sieg, der nun wieder entschwunden war und den er doch noch in seine Gewalt zwingen wollte: Cosima von Bülow, die Tochter Liszts. Hatte er bisher das Glück und die Last seines Werkes allein getragen, so steht ihm fortan in dieser Frau eine Kampfgefährtin zur Seite, die zäh und klug, gewinnend und



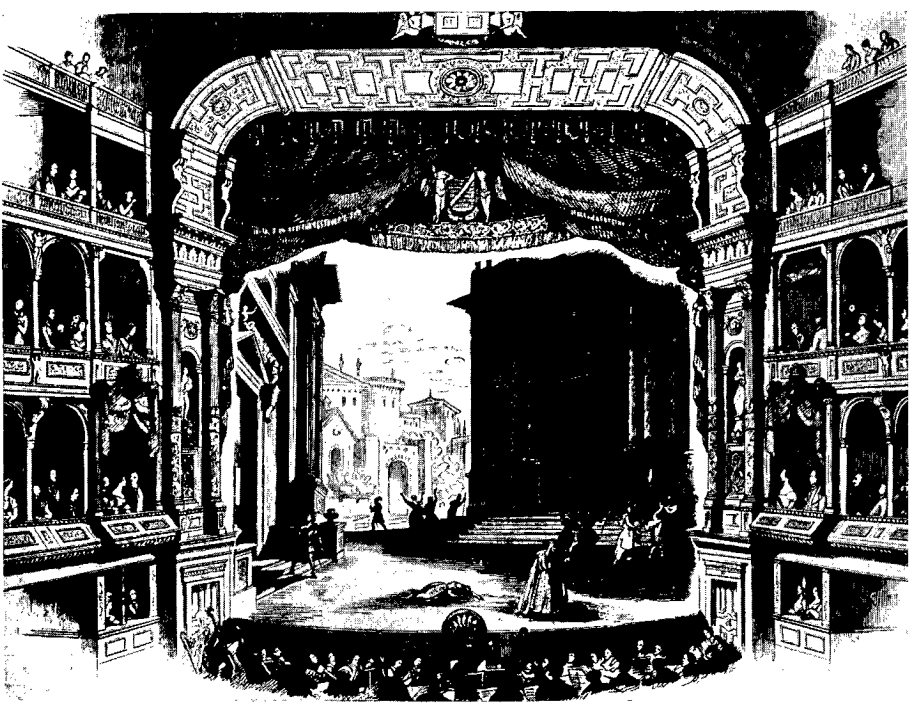
Landhaus Tribſchen bei Luzern
Wagners Wohnſitz in den Jahren 1860—71



Das Feſtſpielhaus in Bayreuth,
nach Wagners Plänen 1872—76 erbaut



Szenenbild von der ersten Aufführung des „Tannhäuser" in Bayreuth, 1891
(Anfang des 1. Aktes: Venusberg mit der Erscheinung der Europa)



Uraufführung von Wagners „Rienzi" im Dresdener Hoftheater, 1842
(Schlußszene des 4. Aktes). Zeitgenössischer Holzschnitt

schroff, aus einem unergründlichen Glauben heraus seinen Plänen dient. Die Krönung aller Pläne aber ist der Gedanke an das eigene Festspielhaus.

Vielfach hat man den Anspruch auf eine eigene Bühne, die zunächst nur Wagners Werke allein aufführen sollte, als eine kaum überbietbare Anmaßung betrachtet. In Wirklichkeit äußert sich darin nur eine ungewöhnliche Treue gegen das Werk. Im Glanze des „Holländers", „Lohengrins", „Tannhäusers", des „Rings", des „Tristan", endlich der „Meistersinger", die damals vollendet wurden, trat Wagner in diesen Kampf um das Festspielhaus ein; und mit jedem der Werke verband sich ihm ein Anspruch auf künstlerische Vollwertigkeit in der Wiedergabe, den die Bühne jener Jahrzehnte in der Tat nicht zu erfüllen vermochte. Durfte man ihm verdenken, daß er seiner Schöpfung auch nach außen hin Recht und Rang zu erstreiten suchte?

Man kann den Kampf des Sechzigjährigen um diesen kühnsten Traum seines Lebens nur mit Bewunderung und nicht ohne Ergriffenheit verfolgen: wie er in heller Zuversicht sich in den Wirbel der Auseinandersetzungen stürzt, wie Geldsorgen wieder jede Hoffnung zerschlagen, wie trotz aller Enttäuschungen Pläne um Pläne reifen, wie die ersten Proben im unvollendeten Bau, beinahe zwischen Mörtel und Brettern, stattfinden, wie zu den ersten Aufführungen Kaiser und Könige kommen, bis dann ein erschreckender Fehlbetrag den alten Meister wieder auf Konzertreisen ins Ausland treibt, damit er Geld herbeischaffe, um die Schulden zu decken. Dramatische Abläufe, doch über allen Störungen unbesiegbar die Macht eines von seinem Auftrag besessenen Willens. Und dann geschieht noch einmal etwas Erstaunliches: mitten aus der Unruhe und den Bedrängungen dieser ersten Bayreuther Jahre blüht ihm die letzte Schöpfung auf, die den dramatischen Grundton seines Lebens, das Ringen um eine neue Gesinnung, noch einmal aufnimmt, nur daß jetzt die Erregungen und die Ekstasen jüngerer Jahre zu bedachter Weisheit geläutert sind: der „Parsifal". Wie der junge Siegfried ist auch Parsifal ein Mahner zur Verwandlung der Welt.

Denn daß das Zeitalter krank ist in jeder seiner Adern: diese Erfahrung aus den Mannesjahren hat sich dem Greis im Laufe eines reichen Lebens nur immer bestätigt. Zu erstaunlichen Leistungen hatte sich das Jahrhundert allmählich emporgeschwungen; aber am Ende saßen auf allen Thronen, die der Genius der Epoche sich aufgerichtet, verderbliche Dämonen. Die Technik war der Herrschaft des ordnenden Geistes entglitten und preßte den Menschen unter das ausweglose Gesetz der Materie; die Mächte der Seele, Kunst und Kultur, verkümmerten schier in der eisigen Luft einer Gesinnung, deren Idol der Götze der Praxis war; selbst das Volk, Urgrund der Schöpfung, war in Klassen und Interessen zerschnitten und hatte die wurzeltiefe Bindung verloren: Bild um Bild hatte sich Wagners Ahnung, an der er seit den Vierzigerjahren litt, erfüllt.

Nun war er wirklich einen anderen Weg gegangen als sein Jahrhundert, das auf den breiten Straßen der Erfolge optimistisch einherzog und vor dem Ende,

das seiner harrte, vor dem Nichtsgefühl, vor der ratlosen Frage, vor der großen Ernüchterung, noch die Sinne verschloß. Nun hatte ihn sein Weg zu den anderen Abseitigen hingeführt, die voll Sorge in das Gewimmel starrten — und mahnten und drohten und warnten. Sie stehen nebeneinander, die großen Zeitkritiker mit den fernen, wissenden Augen und den beschwörenden Worten. Auch wenn sie einander leiblich niemals begegnet waren, auch wenn sie einander zeitlebens befehdet hatten, stehen sie nebeneinander, Wagner und Nietzsche, Langbehn, Lagarde. Sie hatten die schweren Gefährdungen ihrer Zeit gesehen, und der Beschwörung der Übel diente ihr Schöpferwerk. Sie waren noch mit den Mächten vertraut; und gerade Wagner griff, um sein Volk zu retten, auf die Werte des Ursprungs, auf Mythus und Sage, zurück. Sie handhabten bei ihrem Werk nur die zartesten Dinge: Wort und Musik und Vers; so aber rüsteten sie die Seele des Volkes, die am tiefsten verschüttet war und die doch stolzer und stärker sein muß als alle anderen Werte, mit denen ein Volk durch die Jahrhunderte geht.

Justus Liebig und Friedrich Wöhler

1803—1873 1800—1882

Von

Rudolf Winderlich

Obgleich der Absatz deutscher Waren auf dem Weltmarkt die ärgsten Schwierigkeiten zu überwinden hat, beträgt Deutschlands Anteil an der Gesamtausfuhr chemischer Erzeugnisse aller Länder der Erde mehr als 28 v. H.; Deutschland steht mit seiner chemischen Industrie an der ersten Stelle. Die Höhe der wissenschaftlichen Tätigkeit eines Landes ist wesentlich schwieriger abzuschätzen. Aber die Scharen der Ausländer, die deutsche Hochschulen besuchten und besuchen, um Chemie zu studieren, und die Zahl der Nobelpreise, die an deutsche Chemiker fielen, zwingen auch den Laien zu dem Schluß, daß die chemische Wissenschaft in Deutschland sehr hoch steht. Übrigens verdankt die deutsche chemische Industrie ihre zum Teil beispiellosen Erfolge der Abkehr von der Meisterwirtschaft, wie sie einst — vorwiegend in England — üblich war, und der grundsätzlich wissenschaftlichen Betriebsführung. Nur durch ein Heer wissenschaftlich und technisch vorzüglich geschulter Männer vermochte Deutschland seine Erfolge zu erringen und zu erhalten. Daß ein solches Heer aufgestellt und ausgebildet werden konnte, das verdankt Deutschland vornehmlich zwei Männern, deren Ruhmeskranz unverwelklich ist: Justus Liebig und Friedrich Wöhler.

Man darf, ja man muß diese beiden Männer in einem Atemzuge nennen. Das hat Liebig selbst am Ende seines Lebens in einem Brief an seinen Freund begründet: „Ich kann das Jahr nicht ablaufen lassen, ohne Dir noch ein Zeichen meiner Fortexistenz zu geben und die herzlichsten Wünsche für Dein und der Deinigen Wohl im neuen auszusprechen. Lange werden wir uns Glückwünsche zu neuen Jahren nicht mehr senden können; aber auch wenn wir tot und längst verwest sind, werden die Bande, die uns im Leben vereinigt, uns beide in der Erinnerung der Menschen stets zusammenhalten als ein nicht häufiges Beispiel von zwei Männern, die treu, ohne Neid und Mißgunst, in denselben Gebieten rangen und stritten und stets in Freundschaft eng verbunden blieben." (München, 31. Dezember 1871.) Als ihre Laufbahn begann, mußten beide Männer ins Ausland ziehen, um das chemische Arbeiten gründlich zu erlernen. Ein Vierteljahrhundert später kündete Wöhler seinem Freund den Besuch eines Ausländers mit den bezeichnenden Worten an: „Gleich wie jene Zauberinsel mit dem Magnetberg, die aus weiter Ferne alle Schiffe anzog und festhielt, so wirkt Gießen durch seinen liebenswürdigen Magnet auf alle durchreisenden Chemiker." (Göttingen, 21. Februar 1846.) Nochmals anderthalb Jahrzehnte später konnte Liebig voll

Stolz an Wöhler schreiben: „Wir können uns sagen, daß an den vielen Arbeiten der Gegenwart die unsrige sich abspiegle." (München, 26. Mai 1860.) Mit ihrer Arbeit hatten Liebig und Wöhler Schule gemacht; fortan wurden deutsche Chemiker ins Ausland gerufen, um überall zu helfen.

Der dritte Band des hessischen Geschlechterbuches enthält die ausführliche Stammtafel der Familie Liebig. Hiernach waren die Vorfahren schon im Mittelalter in der oberen Grafschaft Katzenellenbogen ansässig. Aus dem alten kernhaften Bauerngeschlecht gingen nach dem Dreißigjährigen Kriege tüchtige Handwerker und strebsame Kaufleute hervor. Hans Liebig verzichtete 1638 auf sein Lehnsgut Kastenhof zu Überau, zog nach Reinheim und wurde dort Zehntschöff, Kastenmeister und Bürgermeister. Von ihm stammt in gerader Linie Justus Liebig ab, der am 12. Mai 1803 in Darmstadt geboren wurde. Vom Lande in die Stadt war erst Johann Ludwig Liebig (1747—1818) gezogen, der Großvater von Justus. Er wurde Schuhmacher und heiratete auch die Tochter eines Meisters dieser Zunft. Sein Sohn Johann Georg (1775—1850) wuchs über ihn hinaus: er betrieb in dem ältesten und engst gebauten Stadtteil Darmstadts, in der Kaplaneigasse, ein Geschäft, für das er eigenhändig Firnis, Lacke und Farben in einem kleinen Laboratorium herstellte. Aus einem Briefe des jungen Studenten Justus (Bonn, 25. Februar 1821) ist zu entnehmen, daß der rührige, erfinderische Mann sogar sein Haus mit Gas beleuchtete. Johann Georg Liebig kam durch seine Tüchtigkeit und durch die Tatkraft seiner klugen Frau Maria Caroline geborene Moeser (1781—1855) zu Wohlstand und Ansehen. Er siedelte in die Neustadt über und gründete dort eine Drogerie.

Seinen Eltern verdankte Justus Liebig wertvolle Anlagen und mannigfaltigste Anregungen. Von seiner Mutter erbte er nicht nur die scharfen und doch edlen Züge mit der Hakennase, sondern auch die ungeheure Arbeitskraft und den schlagenden Witz; vom Vater kam ihm die Lust am Experimentieren und die Liebe zu den Büchern. Mit einer Lesewut ohnegleichen verschlang der Knabe Justus wahllos den Inhalt all der ungezählten Schriften, die sein Vater aus der Hofbücherei entlieh. Dazu experimentierte er nach Herzenslust mit den Drogen und Chemikalien des Vaters, besuchte die Werkstätten aller Handwerker und guckte den Jahrmarktskünstlern ihre Kniffe ab. Sein Glanzstück wurde die Herstellung des Knallsilbers.

Im Gymnasium war der aufgeweckte Knabe zunächst ein Durchschnittsschüler, bis er in der Sekunda versagte, weil ihn die Chemie bereits völlig in ihren Bann gezogen hatte und die alten Sprachen ihn nicht zu fesseln vermochten. Die Eltern nahmen ihn aus der Schule und gaben den Sechzehnjährigen zu dem Apotheker Pirsch nach Heppenheim an der Bergstraße in die Lehre. Dort blieb er nicht lange. Es behagte ihm wenig, „hinter dem Rezeptiertische für einen Kreuzer Läusesalbe zu verkaufen" und „sich für ein paar Jahr zum Knechte brauchen" zu lassen; überdies wünschte der Hausherr kein scheinbar nutzloses Experimentieren mit seinen

Chemikalien. Justus Liebig kehrte ins Elternhaus zurück und setzte es durch, daß er im Oktober 1820 das Studium der Chemie in Bonn begann. Dort merkte er die Lücken seiner Bildung und bemühte sich mit allen verfügbaren Mitteln und nie erlahmender Energie das Fehlende nachzuholen, besonders Mathematik, Latein, Griechisch, Französisch und Englisch, später auch Italienisch.

Als sein Lehrer in der Chemie, Professor Kastner, nach Erlangen berufen wurde, zog Liebig ihm nach. Später, als gereifter Mann, fällte Liebig über Kastner ein hartes Urteil, er nannte seinen Vortrag „ungeordnet, unlogisch und ganz wie die Trödelbude aus Wissen beschaffen, die ich im Kopfe herumtrug". Liebig erzählte, daß er seinen Lehrer vergebens bat, ihm zu zeigen, wie ein Mineral analysiert wird, „er wußte es leider selbst nicht". (Autobiographische Aufzeichnungen.) Zu seinem Glück experimentierte Liebig mit unstillbarem Arbeitstrieb nach eigenen Gedanken weiter. Er fand bei seinen höchst gefährlichen Versuchen mit Knallsilber so schöne Ergebnisse, daß Kastner sie drucken ließ.

Im März 1822 wurde Liebigs Studium jäh unterbrochen: aus Anlaß von Studentenunruhen wurden die Mitglieder verbotener Verbindungen verfolgt und verhaftet. Auch Liebig sollte als Mitglied einer Landsmannschaft verhaftet werden. Er war aber schon abgereist, seine Freunde hatten ihn rechtzeitig gewarnt. Nach Erlangen konnte er nicht zurück. Deshalb gab ihm der Vater schweren Herzens die Erlaubnis, nach Paris zu gehen. Kastner erwirkte ihm beim Großherzog von Darmstadt ein Stipendium für das Auslandsstudium.

Überrascht und begeistert hörte Liebig an der Sorbonne die Vorträge von Gay-Lussac, Thenard, Dulong, Petit, Laplace, Cuvier. Sie wehten den Nebelschleier scheinphilosophischer Schwätzereien aus seinem Hirn und machten sein Denken klar und scharf. Sie ließen ihn mit heilsamem Schrecken erkennen, wie wenig Wissenschaft er bisher getrieben hatte und wie zusammenhanglos sein Wissen und Können war. Die Selbsterkenntnis beeinflußte die praktische Arbeit, die Liebig immer noch ohne besondere Anleitung in Vauquelins Laboratorium fortsetzte. Trotz aller Explosionen war er bei seinen geliebten knallsauren Salzen geblieben. Jetzt gelang es ihm, ihre Salznatur sicher nachzuweisen. Die Ergebnisse waren so auffallend und vielversprechend, daß Gay-Lussac über sie einen ausführlichen Bericht in der Akademie vortrug und auf Wunsch des zufällig anwesenden Alexander von Humboldt den glücklichen Entdecker in sein Laboratorium als Mitarbeiter aufnahm. Liebig hat dies selbst erzählt, in der Widmung für Alexander von Humboldt, die er seinem Buche „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" (1840) vorausschickte: „Zu Ende der Sitzung vom 22. März 1824, mit dem Zusammenpacken meiner Präparate beschäftigt, näherte sich mir, aus der Reihe der Mitglieder der Akademie, ein Mann und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wußte er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne daß ich, aus Unerfahrenheit

und Scheu, zu fragen wagte, wessen Güte an mir teilgenommen habe. Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den, für meine wissenschaftliche Zwecke, mächtigsten und liebevollsten Gönner und Freund gewonnen. Sie waren Tags zuvor von einer Reise aus Italien zurückgekommen; niemand war von Ihrer Anwesenheit unterrichtet. Unbekannt, ohne Empfehlungen, in einer Stadt, wo der Zusammenfluß so vieler Menschen aus allen Teilen der Erde das größte Hindernis ist, was einer näheren persönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Naturforschern und Gelehrten sich entgegenstellt, wäre ich, wie so viele andere, in dem großen Haufen unbemerkt geblieben und vielleicht untergegangen; diese Gefahr war völlig abgewendet. Von diesem Tage an waren mir alle Türen, alle Institute und Laboratorien geöffnet; das lebhafte Interesse, welches Sie mir zuteil werden ließen, gewann mir die Liebe und innige Freundschaft meiner mir ewig teuren Lehrer Gay-Lussac, Dulong und Thenard. Ihr Vertrauen bahnte mir den Weg zu einem Wirkungskreise, den seit sechzehn Jahren ich unablässig bemüht war, würdig auszufüllen."

Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt bewarb sich Liebig mit warmer Fürsprache Gay-Lussacs und Alexanders von Humboldt bei der großherzoglich hessischen Regierung um eine Anstellung als Lehrer der Chemie. Er wurde zunächst der Landesuniversität Gießen zugewiesen, um sich dort prüfen zu lassen, ob er berechtigt sei, den Doktortitel zu führen, den er im Juni 1823 auf Kastners Vorschlag trotz seiner Abwesenheit in Erlangen erhalten hatte. Nach bestandener Prüfung wurde Liebig ohne Befragen der Universität am 26. Mai 1824 als außerordentlicher Professor der Philosophie mit einem Jahresgehalt von dreihundert Gulden in Gießen angestellt. Seine Vorlesungen begann er mit zwölf Zuhörern in einem kleinen Wachthäuschen auf dem Seltersberg. Für Geräte und Chemikalien waren ihm hundert Gulden jährlich bewilligt. Diese Summe reichte bei weitem nicht aus; die vorhandene bescheidene Sammlung wurde durch den ordentlichen Professor der Chemie Zimmermann unter Verschluß gehalten und sorglich vor jeder Benutzung gehütet. Infolgedessen mußte Liebig in die eigene Tasche greifen, um arbeiten zu können.

Sein glänzender Vortrag, verbunden mit ungewohnten und ungewöhnlichen Experimenten, erregte bewunderndes Aufsehen. Zimmermann verlor alle Hörer. Als die ordentliche Professur durch den Freitod Zimmermanns in den Fluten der Lahn (19. Juli 1825) erledigt war, wurde sie im Dezember Liebig übertragen. Sie bedeutete zugleich achthundert Taler Jahresgehalt. Aber auch jetzt reichten die bewilligten Mittel noch nicht aus. „Sobald mir das Wasser nicht mehr unter den Händen in dem Laboratorium gefriert, will ich diese Analyse noch genauer vornehmen." Diese Briefstelle (an den Kabinettsekretär Schleiermacher, 16. Februar 1826) kennzeichnet die schwere Notlage. Selbstlos brachte Liebig das Opfer, aus seinem eigenen Einkommen zuzuschießen, um sachgemäß arbeiten

und unterrichten zu können. Unter Aufwand einer fast übermenschlichen Energie gelang es ihm nach und nach, etwas größere Räume und reichlichere Mittel zu erkämpfen.

Am 26. Mai 1826 schloß Liebig mit Henriette Moldenhauer (1807—1881) eine glückliche Ehe, der zwei Söhne und drei Töchter entsprossen. Achtundzwanzig Jahre lang hat Liebig in Gießen gelebt und gelehrt und unter den größten Schwierigkeiten seine umfangreichen Experimentalarbeiten ausgeführt. Er hat sich dabei nahezu aufgerieben. Selbst im kräftigsten Mannesalter war er oft durch die Leidenschaftlichkeit seines Arbeitens bis zur Erschöpfung überanstrengt. „Meine letzte Arbeit über Alkohol hat mich, wie es zu Ende einer Arbeit bei mir stets geschieht, wieder auf lange Zeit krank gemacht", so schrieb er am 30. Mai 1832 an Wöhler. Nur selten gönnte er sich Ruhe und Erholung in einem Bade.

Berufungen nach Petersburg, Wien und Heidelberg schlug er aus; die Stätte seiner Wirksamkeit war ihm zu lieb. Zur Anerkennung für sein Ausharren im Dienste des Heimatlandes erhob ihn der Großherzog von Hessen im Jahre 1845 in den Freiherrnstand. Schließlich zehrte die praktische Lehrtätigkeit im Laboratorium doch zu stark an Liebigs Kräften. Deshalb nahm er 1852 einen Ruf nach München an, weil er dort keine Verpflichtung zum praktischen Unterricht zu übernehmen hatte. In München hat Liebig vornehmlich der Anwendung seiner Wissenschaft für die Wohlfahrt des Staates und für das Gedeihen des einzelnen gelebt und als glänzender Schriftsteller seine fruchtbaren Gedanken auch Laien nahegebracht. Von allen wissenschaftlichen Gesellschaften des Erdballs geehrt, von seinem König hoch geschätzt und ausgezeichnet, blieb Liebig den Münchener Bürgern dennoch ein Fremder. Am 18. April 1873 schloß er seine strahlenden Augen für immer.

Von den vielen Einzeluntersuchungen, so wertvoll sie waren und noch sind, kann hier nicht die Rede sein. Nur einige besonders wichtige und charakteristische Arbeiten, Höhepunkte seines Schaffens, können berührt werden.

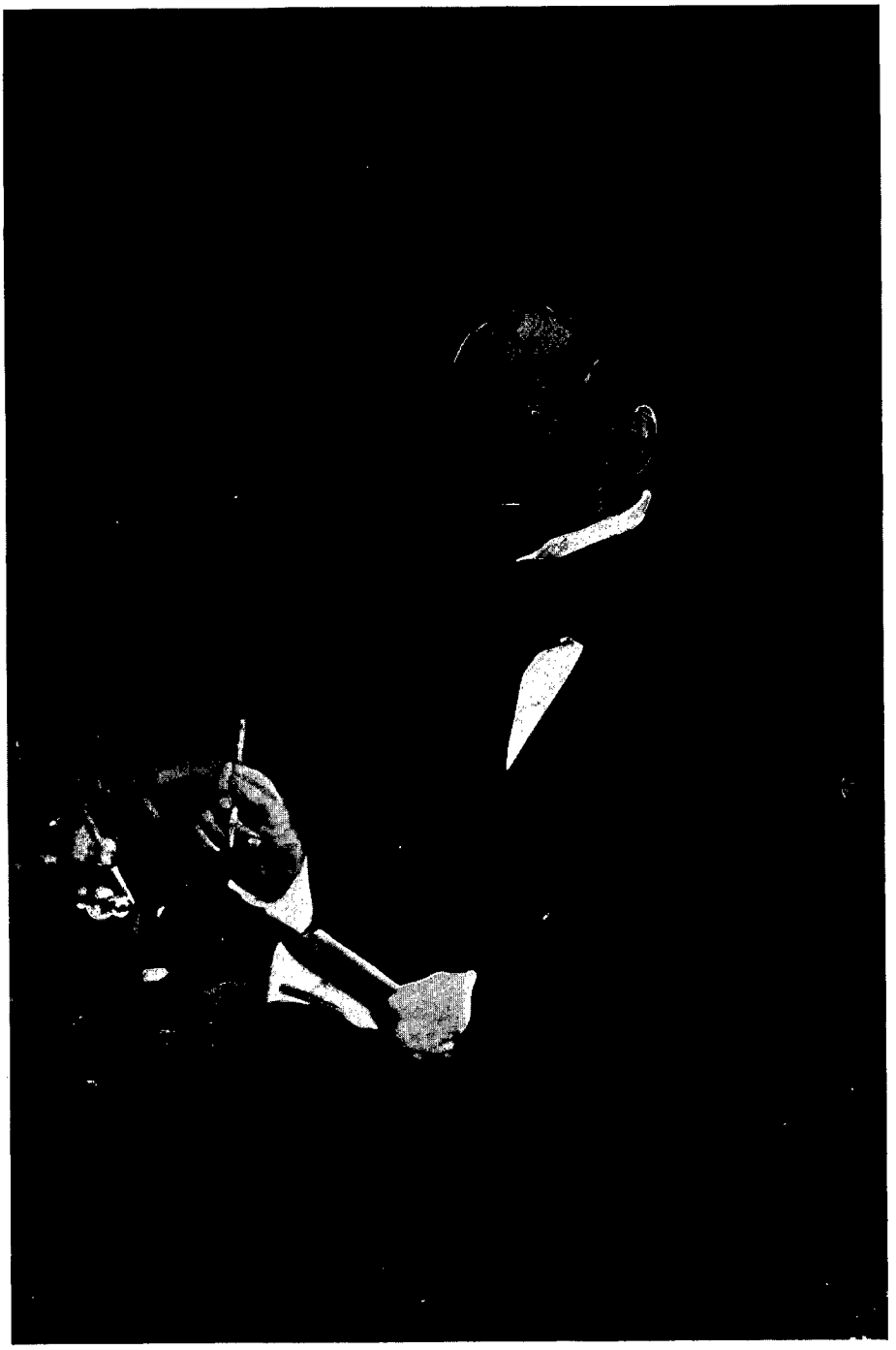
Die Jugendliebe zu den knallsauren Salzen führte Liebig zu folgenschweren Entdeckungen. Als er die gewichtsmäßige Zusammensetzung des Silberfulminates ermittelt hatte, sah er mit Erstaunen, daß Friedrich Wöhler ein Jahr vorher genau dieselbe Zusammensetzung für das Silbercyanat gefunden hatte. Die beiden Forscher sprachen sich darüber aus und wiederholten ihre Analysen mit aller erdenklichen Sorgfalt. Dabei ergab sich unwiderleglich die Tatsache, daß die Eigenschaften einer Verbindung nicht nur von der Art und Zahl ihrer Atome, sondern auch von der gegenseitigen Lage der aufbauenden Teilchen abhängen, genau so wie Klang und Inhalt eines Wortes von der Reihenfolge der Buchstaben bedingt werden: die Dome sind weder der Mode noch dem Odem wesensverwandt, wenn auch die Buchstaben der Worte übereinstimmen.

Die Analyse organischer Stoffe war zu der Zeit, als Liebig seine Laufbahn begann, außerordentlich schwierig. Die bisher bekannten Verfahren waren nur

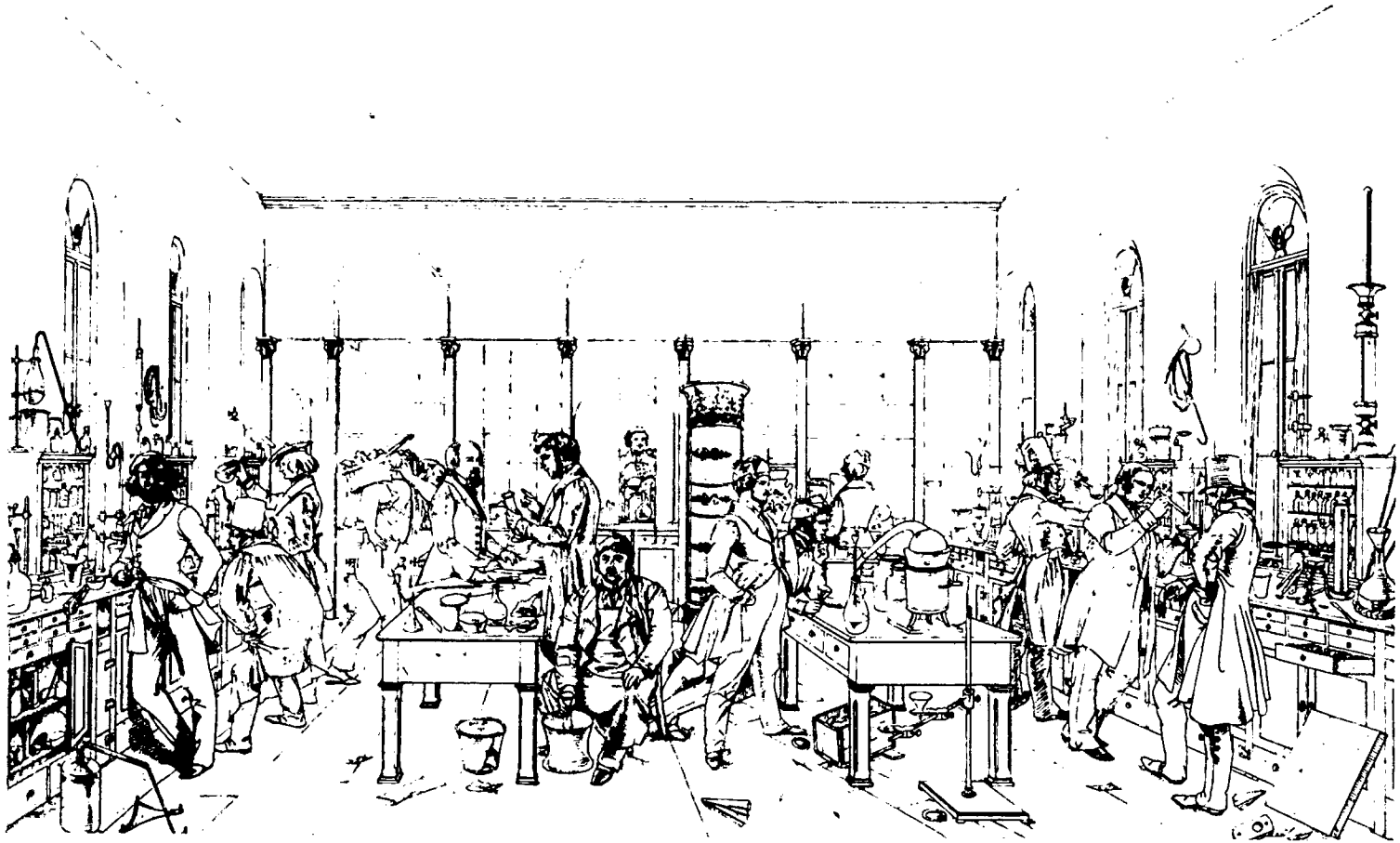
in den Händen derer brauchbar, die sie ersonnen hatten. Es gab keine allgemein anwendbare Untersuchungsmethode. Erst Liebig hat ein solches Verfahren erdacht und ausgebildet, dessen Grundzüge noch heute gelten.

Die Einfachheit der organischen Elementaranalyse Liebigs führte zu einem raschen Anwachsen der Summe gewichtsmäßig durchforschter Tatsachen, aus denen sich unzweifelhaft ergab, daß auch in der organischen Natur die Elemente nach ganz bestimmten Gewichtsverhältnissen miteinander verbunden sind. In das unübersehbare Gewirr organischer Stoffe brachte Liebig durch seine Radikaltheorie Ordnung hinein. Geradezu klassisch ist die Untersuchung über das Radikal der Benzoesäure, die er zusammen mit Wöhler ausführte. Liebig erkannte, daß beim chemischen Umsatz der Verbindungen stets Gruppen von Elementen eine gewisse Selbständigkeit bewahren. Welcher Art die Verbindungen auch waren, immer wurden solche Gruppen gefunden, die durch Elemente oder andere Gruppen ersetzt werden konnten. Diese Beständigkeit und äquivalente Ersetzbarkeit bildeten die Kennzeichen der Radikale Liebigs, mit denen er die notwendige Klarheit und Übersichtlichkeit erreichte. Wenn auch der Begriff Radikal bei fortschreitender Erkenntnis bereits in Liebigs Ansichten durch Aufgeben der Unveränderlichkeit sich wesentlich wandelte, so hat er doch seine Aufgabe als ordnendes Mittel ausgezeichnet erfüllt. Im glücklichen Besitz einer Ordnung übersehen wir Nachfahren gar zu leicht, wie sehr sie damals fehlte; schrieb doch Wöhler an Berzelius: „Die organische Chemie kann einen jetzt ganz toll machen. Sie kommt mir wie ein Urwald der Tropenländer vor, voll der merkwürdigsten Dinge, ein ungeheures Dickicht ohne Ausgang und Ende, in das man sich nicht hineinwagen mag." (28. Januar 1835.) Es ist Liebigs Verdienst, gangbare Wege durch das Dickicht gebahnt zu haben.

Aber all die vielen großen Entdeckungen und folgenschweren Gedanken gehen eigentlich nur den an, der sich fachlich mit den Naturwissenschaften beschäftigt. Viel weiter reichend war Liebigs Wirken als Schöpfer der Agrikulturchemie. Daß wir Deutschen auf unserem übervölkerten Boden überhaupt noch leben können, das verdanken wir Liebig. Er wurde zum Wohltäter der Menschheit, als er sich anschickte, die Landwirte zu belehren, wie die Erkenntnisse der Chemie für den Ackerbau zu verwerten sind. Die Größe der Aufgabe schilderte er kurz und eindringlich in einem Brief an seinen Freund Wöhler: „Alles, was wir tun und treiben, schaffen und entdecken, scheint mir unbedeutend gegen das gehalten, was der Landwirt erzielen kann. Unsere Fortschritte in Kunst und Wissenschaft vermehren nicht die Bedingungen der Existenz der Menschen, und wenn auch ein kleiner Bruchteil der menschlichen Gesellschaft an geistigen und materiellen Lebensgenüssen gewinnt, so bleibt die Summe des Elends in der großen Masse die nämliche. Ein Hungernder geht nicht in die Kirche, und ohne ein Stück Brot geht kein Kind in die Schule. Der Fortschritt des Landwirts hingegen lindert die Not und die Sorge der Menschen und macht sie empfindungsfähig und empfänglich



Juſtus Liebig
Photographie, 1852



Das chemiſche Laboratorium von Juſtus Liebig in Gießen
Zeichnung von Trautſchold, 1842. München, Deutſches Muſeum

für das Gute und Schöne, was Kunst und Wissenschaft erwerben, und gibt unseren Fortschritten erst den Boden und den rechten Segen." (München, 3. Februar 1862.)

Angeblich soll Friedrich der Große den Satz geprägt haben: „Wer bewirkt, daß dort, wo ein Halm wuchs, deren zwei wachsen, der leistet mehr für sein Volk als ein Feldherr, der eine große Schlacht gewinnt." Dem Spürsinn eines Max Speter ist es gelungen, den König zu ermitteln, auf den dieses schon geflügelte Wort zurückgeht: es war der König der Riesen im Lande Brobdingnag (im siebenten Kapitel des zweiten Buches von „Gullivers Reisen" des Jonathan Swift); nur sprach er nicht abfällig von dem Heerführer, sondern von der ganzen Sippschaft der Politiker. Was der geistreiche Dichter ersehnte, das ist zur Wahrheit geworden. Nach den Angaben des Statistischen Handbuches für das Deutsche Reich (1914) waren die jährlichen Durchschnittserträge für den Hektar bebaute Fläche in Deutschland:

in den Jahren	an Roggen dz für 1 ha	an Weizen dz für 1 ha	an Hafer dz für 1 ha	an Kartoffeln dz für 1 ha
1879—1885	9,3	12,6	10,9	80,0
1885—1890	11,8	15,1	14,1	100,8
1900	14,4	18,7	17,2	126,0
1910	17,1	19,8	18,4	131,9
1913	19,2	23,9	21,9	158,6

Diese erfreulichen Ergebnisse sind die Folgen der Arbeit Liebigs. Seine Grundgedanken lassen sich in wenige Sätze zusammendrängen: Die Pflanzen entnehmen der Luft Kohlensäuregas, behalten den Kohlenstoff zum Aufbau organischer Substanzen und geben den Sauerstoff an das Luftmeer zurück; sie entnehmen der Ackerkrume Nährsalze und machen dadurch den Boden ärmer; wenn die Ertragsfähigkeit der Felder nicht verlorengehen, vielmehr gesteigert werden soll, dann müssen dem Acker die verbrauchten anorganischen Bestandteile in aufnehmbarer Form wieder zugeführt werden; die Nährsalze des Bodens werden von den verschiedenen Pflanzen in ganz bestimmten Mengenverhältnissen aufgenommen, infolgedessen werden die Geschwindigkeit des Wachstums und die Größe des Ertrages durch den Stoff bestimmt, der von allen notwendigen in geringster aufnehmbarer Menge vorhanden ist (Gesetz des Minimums). Die praktische Folge der Arbeit Liebigs war die Entwicklung der Kunstdüngerwirtschaft und damit die ungeahnte Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge.

Dem chemisch Unkundigen ist der Name Liebig im Zusammenhang mit dem Fleischextrakt geläufig. Liebig hat dieses wertvolle Anregungsmittel jedoch nicht erfunden, er hatte nur der Fabrik in Fray-Bentos die Erlaubnis erteilt, seinen Namen mit ihrem Erzeugnis zu verknüpfen, weil die Beschaffenheit des Extraktes

dauernd durch Liebig und Pettenkofer überwacht wurde. Für den Kundigen steckt in dem Ausdruck „Liebigs Fleischextrakt" der Hinweis, daß Liebig auch für die physiologische Chemie bahnbrechend gewirkt hat.

Niemand wird leugnen können, daß die angewandte Chemie dem Wirken Liebigs unermeßlich viel verdankt. Das ist nur möglich gewesen, weil Liebig seine Schüler in strenge Zucht nahm und die törichte Neigung bekämpfte, die Blicke von vornherein auf die Anwendbarkeit zu richten. In seiner Anklageschrift „Über das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen" schrieb er 1840: „Ich habe bei allen, welche das hiesige Laboratorium technischer Zwecke wegen besuchten, Söhne von Fabrikanten oder Personen, die sich für die Industrie bestimmten, eine vorherrschende Neigung gefunden, sich mit Arbeiten der angewandten Chemie zu beschäftigen. Mit einer Art von Furcht und Besorgnis für sie folgen sie gewöhnlich meinem Rat, alle diese zeitzersplitternden Tagelöhnerarbeiten beiseite zu setzen und sich lediglich mit der Art und Weise bekanntzumachen, wie rein wissenschaftliche Fragen lösbar sind und gelöst werden müssen. Ihr Verstand lernt leicht und schnell die besten Mittel aufzufinden; sie sind es selbst, die sie den Umständen anpassen und modifizieren." Liebig hat die erste echte Schule der Chemie geschaffen. Das ist vielleicht seine bedeutendste Tat.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gab es zwar hie und da Laboratorien, in denen man angeleitet werden konnte; so ist auf deutschem Boden Jena nicht zu vergessen. Aber es ist doch unbestreitbar, daß kein einziger der großen Chemiker jener Zeit sich damit befaßt hat, junge Leute planmäßig heranzubilden. Weder Berzelius, noch Gay-Lussac, noch Davy besaß Schüler im eigentlichen Sinne. Die Forscher hielten Vorlesungen, aber sie unterrichteten nicht. Nur durch einen glücklichen Zufall konnten Bevorzugte zur Mitarbeit im Laboratorium zugelassen werden. Liebig hat diesem Mißstand ein Ende gemacht. Fast aus dem Nichts heraus, mit Einsatz seiner ganzen körperlichen und geistigen Kraft, mit Hingabe eines Teils seines Einkommens schuf Liebig in Gießen ein Laboratorium, in dem die Teilnehmer nach einem wohlangelegten Plan sorgfältig unterrichtet wurden. Das war damals etwas unerhört Neues. Liebig hat den chemischen Unterricht organisiert. Nach seinem Vorbild sind durch seine Schüler weitere Unterrichtsstätten gegründet worden. Schritt für Schritt hat Liebig seine Studierenden zu selbständigem Denken und zu selbständiger Arbeit erzogen. Noch heute wird im wesentlichen nach seinen Plänen verfahren. Diesem wohldurchdachten Unterricht verdankte Deutschland seinen Vorsprung vor allen Völkern der Erde. Jetzt bemüht man sich überall, das deutsche Vorbild nachzuahmen.

Den Laien in chemischen Dingen ermöglichte Liebig einen Blick in die Gefilde der Chemie mit seinen begeistert und begeisternd geschriebenen „Chemischen Briefen". Über sie schrieb Wöhler ganz verzückt: „Ich lese Deine chemischen Briefe. Ich kann Dir nicht ausdrücken, mit welchem Vergnügen, mit welcher Belehrung. Ich hätte bei einzelnen Stellen, bei einzelnen Gedanken, die wie

Blitze mein Hirn erleuchteten, Dir um den Hals fallen mögen. Noch nie in der Welt ist klarer gesagt worden, was Chemie ist, in welchem Zusammenhange sie mit den physiologischen Vorgängen in der Natur steht, in welchem Zusammenhang mit Medizin, Landwirtschaft, Industrie und Handel. Diese Beziehungen in so klarer Weise dargelegt zu haben, daß ein Kind sie verstehen kann, ist allein schon hinreichend, dieses Werk zu einem klassischen zu stempeln." (Göttingen, 27. Januar 1859.)

Friedrich Wöhler wurde am 31. Juli 1800 in Eschersheim bei Frankfurt am Main geboren. Seine Eltern waren dort beim Ortspfarrer, dem Schwager der Mutter, zu Besuch, weil der Vater, der einst in Marburg Tierarzneikunde und Landwirtschaft studiert hatte, zu dieser Zeit aus seinem Amt als Stallmeister des Kurprinzen von Hessen — des späteren Kurfürsten Wilhelm II. — ausgeschieden war. Auch in der nächsten Stellung beim Herzog von Meiningen als Stallmeister, landwirtschaftlicher Berater und Hoftheaterintendant fand der Vater, August Anton Wöhler, keine Befriedigung. Er erwarb im Jahre 1806 ein Landgut bei Rödelheim vor den Toren Frankfurts, bewirtschaftete es mit bestem Erfolge und zog 1812, ohne das Gut aufzugeben, nach Frankfurt selbst, um sich weitgehend für das Allgemeinwohl zu betätigen. Er war einer der angesehensten Bürger der alten Reichsstadt; nach ihm trägt die Wöhlerschule ihren Namen. Auch die Mutter war eine hervorragende Frau. So wuchs der junge Friedrich Wöhler unter den denkbar günstigsten Verhältnissen auf: als Sohn willensstarker, hochgebildeter, arbeitsamer Eltern in einer Stadt mit reichen Bildungsmitteln, ehrwürdigen, wertvollen Erinnerungen und landschaftlich reizvoller Umgebung. Unter seinen Lehrern am Gymnasium waren nachmals berühmt gewordene Männer: der Historiker Friedrich Christoph Schlosser, der Grammatiker Georg Friedrich Grotefend und der Geograph Carl Ritter.

Das Leben des Knaben und Jünglings verlief in ruhigen Bahnen. Mit seinem Freunde Hermann von Meyer, dem bedeutenden Paläontologen, durchstreifte Wöhler den Taunus und sammelte Mineralien. Außerdem trieb er eifrig chemische Studien. Aus den umfangreichen Briefen an „das hinkende Meyerche", eben jenen Hermann von Meyer, ist deutlich zu ersehen, daß der junge Wöhler nicht bloß aus Spielerei nach unendlichen Rezepten das Widrige zusammengoß, daß er vielmehr aus unstillbarem Drang, in die Geheimnisse des Geschehens einzudringen, planmäßig arbeitete. So war er eigentlich schon ein richtiger Chemiker, als er Ostern 1820 die Schule verließ, um in Marburg Heilkunde zu studieren. 1821 trieb ihn die chemische Leidenschaft zu Leopold Gmelin nach Heidelberg. Gmelin wurde ihm ein väterlicher Freund: er erlaubte ihm, in seinem Laboratorium zu arbeiten, riet ihm aber ab, chemische Vorlesungen zu hören, sie wären für ihn unnützer Zeitverlust. Wöhler hat tatsächlich während seines Studiums niemals eine chemische Vorlesung gehört. In ruhiger Sachlichkeit beendete er sein medizinisches Studium im September 1823 mit der Doktorpromotion.

Auf Gmelins Rat ging Wöhler nach Stockholm zu Berzelius, der ihn freundlich aufnahm. In dem knappen Jahr ständigen Beisammenseins in dem engen, ärmlichen, und doch an Geist so reichen Laboratorium fanden die beiden ungleichartigen Männer solch Gefallen aneinander, daß eine dauerhafte tiefe Freundschaft entstand, für die ein reizvoll ungeschminkter Briefwechsel ein beredtes Zeugnis ablegt.

Nach der Rückkehr aus Schweden wollte Wöhler Privatdozent in Heidelberg werden, aber da kam ein lockendes Angebot aus Berlin. Für die städtische Gewerbeschule — die spätere Friedrich Werdersche Oberrealschule — wurde er unter günstigen Bedingungen als Chemiker verlangt. Auf Berzelius' Rat nahm Wöhler an und siedelte im März 1825 nach Berlin über.

Das bescheidene Laboratorium Wöhlers in der Niederwallstraße wurde bald berühmt. Nach mancherlei experimentellen Arbeiten mit fachlichem Wert gelang Wöhler im Herbst 1827 die Darstellung des reinen metallischen Aluminiums. Mit ihm hat er der Technik eine neue Welt erschlossen. Mit dem gleichen Recht, mit dem verallgemeinernd von einer Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit gesprochen wird, kann man sagen, daß wir uns in dem Übergang zu einer Zeit der Leichtmetalle befinden, unter denen das Aluminium die Vorherrschaft besitzt. Ein Jahrhundert nach Wöhlers Entdeckung betrug die Jahreserzeugung des Erdballs 281 998 Tonnen Aluminium (1929).

Als Henri Saint-Claire Deville im Jahre 1854 das Aluminium in großen Stücken fabrikmäßig herstellte, da waren alle Tagesblätter — auch die deutschen — voll des Rühmens, und die Franzosen bemühten sich, ihrem Landsmann die Ehre der Entdeckung zuzuschreiben. Trotz der Aufforderung Liebigs trat der feinfühlige Wöhler zunächst nicht öffentlich dagegen auf, denn „diese Reklamationen sind doch immer mehr oder weniger kleinlich. Auch könnte man nichts sagen, ohne diese empfindlichen Franzosen zu verletzen. Traurig ist es, bei dieser Gelegenheit wieder zu sehen, daß die Deutschen nur auf das, was aus dem Auslande kommt, Wert legen." (Göttingen, 19. Mai 1854.) Erst „eine niederträchtige Fälschung, die der Abbé Moigno mit einer Nachschrift in einem Briefe von mir an Dumas" begangen hatte, macht es Wöhler unmöglich, weiter stillzuschweigen. Der Erfolg blieb nicht aus: Die Franzosen haben ihm „nun inbetreff des Aluminiums volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, nachdem sie freilich alle Versuche gemacht hatten, die Ehre der Entdeckung den Franzosen zuzuwenden". (Wöhler an Liebig, Mai 1855.)

Ein knappes Jahr nach dem ersten großen Erfolg eröffnete Wöhler der Chemie eine völlig neue Bahn des Forschens: der Glaube, daß organische Stoffe nur in lebendigen Körpern durch eine Lebenskraft, aber niemals in den Retorten der Chemiker erzeugt werden können, wurde durch Wöhlers Synthese des Harnstoffs (1828) zum erstenmal gründlich erschüttert. Sie war die erste Synthese eines organischen Stoffes, die als solche wirklich erkannt und gewertet wurde. Zugleich

wurde mit dieser Harnstoffarbeit ein neuer Beweis erbracht, „daß zwei ganz verschiedene Körper dieselbe Proportion von denselben Elementen enthalten können und daß nur die ungleiche Art der Vereinigung die Verschiedenartigkeit in den Eigenschaften hervorbringt". In den anschließend nachfolgenden Arbeiten mit Liebig über das Bittermandelöl und über die Harnsäure entfalteten sich diese Gedanken zu leuchtenden Blüten, aus denen als Früchte die Methoden und das Lehrgebäude der organischen Chemie entstanden. Der Aufbau eines tierischen Stoffes, eben des Harnstoffs, war damals etwas so unerhört Neues, daß der vorsichtige, ruhig und bedächtig abwägende Wöhler seinen öffentlichen Bericht mit den Worten schloß: „Ich enthalte mich aller der Betrachtungen, die sich infolge dieser Tatsache so natürlich darbieten." Aber schon wenige Jahre später konnten Liebig und Wöhler in ihrer gemeinsamen Arbeit über die Harnsäure voll Stolz behaupten: „Die Philosophie der Chemie wird aus dieser Arbeit den Schluß ziehen, daß die Erzeugung aller organischen Materien, insoweit sie nicht mehr dem Organismus angehören, nicht allein wahrscheinlich, sondern als gewiß betrachtet werden muß. Zucker, Salicin, Morphin werden künstlich hervorgebracht werden. Wir kennen freilich die Wege noch nicht, auf denen dieses Endresultat zu erreichen ist, weil uns die Vorderglieder unbekannt sind, aus denen diese Materien sich entwickeln, allein wir werden sie kennenlernen." Wir Nachfahren wissen, daß diese Voraussage uneingeschränkt eingetroffen ist: die Synthese organischer Verbindungen ist zu einer unentbehrlichen Methode geworden, um den Bau und die Zusammengehörigkeit der Stoffe aufzuklären, und sie ist andererseits Ziel der angewandten Forschung geworden, um zu den wertvollsten Dingen des täglichen Bedarfs zu gelangen, zu kostbaren Farben und genau dosierbaren Heilmitteln, zu Trägern mächtiger Energiemengen und zu Hilfsstoffen der Technik. Die prophetischen Wünsche sind wunderbar und segensreich erfüllt. So fällte der englische Biologe Julian Huxley über das Germanin das Urteil: „Die deutsche Entdeckung einer chemischen Substanz ‚Bayer 205', welche die Schlafkrankheit heilt, ist ein weiterer, höchst wichtiger Schritt vorwärts, um die Tropen bewohnbar zu machen ... Diese Entdeckung wird für die Alliierten finanziell weit wertvoller sein als die ganze Reparationssumme, die sie ursprünglich forderten."

Die umwälzend wirkende Abhandlung über die Synthese des Harnstoffs beanspruchte nur vier Druckseiten. Noch unscheinbarer dem Umfang nach war (1829) die außerordentlich wichtige Mitteilung „Über Gewinnung von Phosphor". Wöhler hatte ein neues Laboratorium erhalten mit einem chemischen Arbeitszimmer und einem gewölbten Raum für Feuerarbeiten. In ihm hatte er Schmelzöfen einbauen lassen, die „eine höllische Hitze gaben". Mit ihrer Hilfe gelang ihm die heute technisch durchgeführte Reduktion der Phosphate zu elementarem Phosphor. Er hatte „das Pulver von schwarzgebrannten Knochen (Beinschwarz) mit etwa dem halben Gewichte feinem Sande und noch etwas Kohlenpulver gemengt und in einer tönernen Retorte mit angeklebtem Vorstoß, der in ein Gefäß

mit Wasser mündete, in einem Zugofen nach und nach bis zu starker Weißglut erhitzt. Das sich in Menge entwickelnde Kohlenoxydgas fing bald an, sich von selbst zu entzünden und verbrannte mit glänzender Phosphorflamme. Nach Unterbrechung des Versuchs fand sich in dem Vorstoß 1½ Drachme Phosphor." In dem kurzen Bericht in Poggendorffs Annalen und in einem gleichzeitigen Brief an Berzelius verwies Wöhler ausdrücklich auf die technische Verwendbarkeit: „Vielleicht könnte diese Methode bei Gewinnung des Phosphors im großen Anwendung finden." Das ist geschehen: Der früher übliche unterbrochene Betrieb nach dem alten Verfahren war sehr umständlich und vor allem höchst gesundheitsschädlich für die Arbeiter. Wöhlers Entdeckung hat nach Durchbildung der modernen Hilfsmittel der Elektrotechnik zu einem ununterbrochenen, ungefährlichen Verfahren geführt. Die Entdeckung, daß in Gegenwart von Kiesel der Phosphor nicht verbrennt, ist außerdem Ausgangspunkt für den Gedanken gewesen, das Eisen nach dem Thomasverfahren zu frischen.

Für den bescheidenen, selbstlosen, stets nachgiebigen Wöhler wurde das Leben in Berlin allmählich unerträglich. Persönlichem Streit war er abhold, und dennoch konnte er ihm nicht entgehen. Außerdem bürdete man ihm allerlei Arbeiten auf, die er nicht ablehnen durfte, die ihm aber alle Muße zu eigener Forschertätigkeit zu nehmen drohten. Da entschied ein äußerer Anlaß leicht für einen Wechsel von Amt und Wohnort. Beim drohenden Ausbruch der Cholera brachte Wöhler 1831 seine junge Frau Franziska, die er ein Jahr vorher geheiratet hatte, mit ihrem kleinen Knaben aus dem gefährdeten Berlin zu ihren Eltern nach Kassel. Er nahm Urlaub und verzichtete auf ein Vierteljahrsgehalt. In dieser Zeit wurde ihm die chemische Professur an der geplanten Gewerbeschule in Kassel angeboten. Er nahm sie an. Er ließ sich auch nicht zur Rückkehr nach Berlin bewegen, als ihm 1833 nach dem Tode Hermbstädts nahegelegt wurde, sich um den freigewordenen Posten zu bewerben. Berlin hatte keinen Reiz für ihn. Er hatte sich dort niemals recht eingelebt, und er war noch seelisch zerrissen von dem Schmerz über den Tod seiner geliebten Frau, die ihm im Juni 1832 nach der Geburt der Tochter Sophie genommen worden war. Seine Denkweise leuchtet aus den schlichten Worten, mit denen der Absagebrief an Berzelius schloß: „Am Ende besteht nicht das Glück darin, daß man Geheimrat ist und Orden und jährlich viertausend Taler Einkommen hat." (26. Dezember 1833.) Wöhler scheute Berlin, obgleich sein sehnlicher Wunsch war, Hochschullehrer zu werden.

Dieser Wunsch wurde ihm gut zwei Jahre später erfüllt. Wöhler wurde als Nachfolger von Friedrich Stromeyer nach Göttingen berufen. Im April 1836 trat er sein Amt als Professor der Chemie und Pharmazie an der altehrwürdigen Georgia-Augusta-Universität an.

Inzwischen hatte er mit Julie Pfeiffer, einer Freundin seiner verstorbenen Franziska, eine neue Ehe geschlossen, um seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben. Er selbst wurde glücklich und lebte wieder auf.

Die Zahl, der Umfang und die Bedeutung der Arbeiten Wöhlers in seiner Göttinger Periode sind so erstaunlich, daß August Wilhelm von Hofmann mit vollem Recht in seiner ausführlichen Gedenkrede sagte, es liege ihm die Absicht fern, „die großen Errungenschaften des Göttinger Forschers an dieser Stelle im einzelnen zu besprechen. Solches Beginnen wäre gleichbedeutend mit dem Entschluß, ein Kompendium der Chemie zu schreiben", denn „Wöhler hat, wie kaum ein anderer in neuerer Zeit, das ganze Gebiet der anorganischen Chemie seinem ganzen Umfange nach angebaut; kaum ein Element, gehöre es zu den allbekannten oder zu den Naturseltenheiten, welches ihm nicht durch die Hände gegangen wäre", und „nicht minder umfassend sind seine Untersuchungen auf dem Felde der organischen Verbindungen, welches er seiner ganzen Länge und Breite nach durchmessen hat; auch die physiologische Chemie ist nicht leer ausgegangen". Noch viel weniger ist es möglich, in einem kurzen Lebensabriß die Einzeltatsachen aufzuführen. Hier mag das Wort genügen, das Liebig bewundernd äußerte: „Du kommst mir mit Deinen Arbeiten vor wie der Mann in dem indischen Märchen, aus dessen Munde, wenn er lachte, Rosensträuße fielen." (25. November 1857.)

Von den bahnbrechenden Entdeckungen sei nur noch eine erwähnt: das Calciumcarbid, das heute das wichtigste Erzeugnis der elektrochemischen Großindustrie geworden ist. Wöhler arbeitete „täglich ein paar Stunden im Laboratorium, um über das Kohlenstoffcalcium, das mit Wasser Acetylengas bildet, ins klare zu kommen". (Brief an Liebig, Göttingen, 19. September 1862.) Der schriftliche Niederschlag dieser forschenden Tätigkeit umfaßt noch nicht eine Druckseite, enthält aber trotzdem die wesentlichsten Angaben. Der Entdecker konnte freilich nicht ahnen, daß der Jahresbedarf Deutschlands an Calciumcarbid einmal 500000 Tonnen erreichen würde. Zur Zeit ist Deutschlands Carbidindustrie die größte der Erde.

Noch weitertragend als seine Forschertätigkeit war Wöhlers Wirken als Lehrer und Schriftsteller. Ganze Geschlechter von Chemikern sind durch seine Schule gegangen; sie haben dankbar seinen Unterricht gepriesen. Seine Übersetzungen der Jahresberichte des Berzelius, seine eigenen Lehrbücher, seine Aufsätze in Zeitschriften und im großen „Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie" waren für die Wissenschaft und ihre Jünger Quellen der Kraft.

Es ist wunderbar und schier unfaßlich, daß Wöhler mit seinem zarten Körperbau die Last der Arbeit hat tragen und die Gefahren des Laboratoriums bestehen können. Die beiden Freunde klagten einander oft ihre Müdigkeit, Abgespanntheit und Erschöpfung. „Diese nervenschwächende Wirkung muß wirklich der Chemie eigentümlich sein. Ich glaube, die materiellen Influenzen, die Dämpfe, Gerüche und all die Teufelsstinkereien haben großen Anteil daran." (Wöhler an Liebig, 22. Juli 1847.) Trotzdem hat sich Wöhler schonungslos der Hitze der Öfen, den Säuredämpfen und erkältendem Luftzug ausgesetzt. Infolgedessen hat er sehr häufig unter Katarrhen gelitten, die Erholungsreisen nötig machten.

Das Reisen liebte er im Gegensatz zu Liebig leidenschaftlich. Er hatte Freude an der Natur, am kleinsten Pflänzchen, an jeglichem Getier, am Rauschen des Meeres und an der Majestät der Berge. Darüber konnte er schwärmerisch sein: „Auf dem höchsten Gipfel des hintersten blauen Berges stand der Palast des Tiberius, in dessen Ruinen ich die prachtvollsten Trauben und Feigen aß, während zwei braune Mädchen, unsere Pferdeführerinnen, nach einem Tamburin die Tarantella tanzten. Die Aussicht von da oben auf das blaue Meer, auf die Golfe von Neapel und Salerno, auf das Kap Campanella, auf die beiden Inseln Ischia und Procida bis Gaëta und das Vorgebirge, auf dem die Circe saß und durch ihren Gesang den Ulysses verführen wollte — diese Pracht ist nicht zu beschreiben." (An Liebig, 25. November 1851.)

Wohltuend war sein Humor. Auch in der Kritik wirkte er niemals verletzend. Wahrhaft herzerquickend waren seine Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit, mit denen er ungezählte Male bei seinem leicht erregbaren Freunde Liebig die Wogen des Zorns wieder glättete. Er behauptete zwar, daß ihm jede Anlage zum Philosophen fehle, aber er war voll Lebensweisheit. Charakteristisch sind seine Worte, mit denen er einst den aufbrausenden Freund beschwichtigte: „Versetze Dich in das Jahr 1900, wo wir wieder zu Kohlensäure, Ammoniak und Wasser aufgelöst sind, und unsere Knochenerde vielleicht Bestandteil der Knochen von einem Hund ist, der unser Grab verunreinigt. — Wen kümmert es dann, ob wir in Frieden oder in Ärger gelebt haben? Wer weiß dann von Deinen wissenschaftlichen Streitigkeiten, von der Aufopferung Deiner Gesundheit und Ruhe für die Wissenschaft? Niemand. Aber Deine guten Ideen, die neuen Tatsachen, die Du entdeckt hast, sie werden, gesäubert von all dem, was nicht zur Sache gehört, noch in den spätesten Zeiten bekannt und anerkannt sein." (An Liebig, 9. März 1843.)

Am 23. September 1882 verlor die chemische Wissenschaft durch den Tod Wöhlers einen ihrer Führer und Deutschland einen seiner edelsten Söhne.



Friedrich Wöhler
Photographie, um 1865



Gregor Mendel
Photographie, 1882

Gregor Mendel

1822—1884

Von

Konrad Dürre

Die Entdeckung der Vererbungsgesetze, diese bahnbrechende Tat im Bereich der Lebensforschung, verdankt die Welt einem sudetendeutschen Bauernsohn, dem Augustiner-Pater und Lehrer an der Staats-Realschule zu Brünn Gregor Johann Mendel. Die Weltgesetze im Mikrokosmos des Lebens, die als „Mendelgesetze" den Namen ihres Entdeckers unsterblich machen, wurden das Fundament der biologischen Wissenschaft, der praktischen Tier- und Pflanzenzucht und im wesentlichen auch die Grundlage der neuzeitlichen kühnen bevölkerungs- und rassenpolitischen Staatsführung im Dritten Reich.

In den Sitzungen des Naturforschenden Vereins zu Brünn berichtete am 5. Februar und am 8. März des Jahres 1865 der Botaniker und Physiker Gregor Johann Mendel über die Ergebnisse achtjähriger Kreuzungsversuche mit verschiedenen Erbsenrassen und entwickelte vor seinen Zuhörern an der Hand genauer wissenschaftlicher Aufzeichnungen die geheimnisvollen Gesetze des Lebens, die sich seinem erkennenden Geiste offenbart hatten. Niemand von den Anwesenden wurde der Bedeutung dieser Stunden inne, keiner von ihnen war fähig, zu begreifen, daß der bescheidene, freundliche Professor und Pater eine wissenschaftliche Hypothese von weltbewegender Bedeutung zur Aussprache stellte. Es gab keine Wortmeldungen, der Vortrag eines anderen Mitgliedes über Darwins damals unerhört neues, alle Lehrmeinungen über den Haufen werfendes Werk „Die Entstehung der Arten" ließ Mendels Untersuchungen über Erbsen-Hybriden als gänzlich nebensächlich erscheinen. Und doch ist der Darwinismus durch nichts so erschüttert worden wie durch den Mendelismus, der Darwins Lehre von der Veränderlichkeit der Arten die Überzeugung von der Beständigkeit der Erbmasse entgegensetzte.

Dieser Bedeutung des Ergebnisses seiner Experimente war sich Mendel allerdings selbst nicht bewußt. Er glaubte lediglich, daß es sich bei seiner Entdeckung um eine Ergänzung des Darwinismus handle, die mit der herrschenden Lehrmeinung nicht in Einklang zu bringen sei. Vorsichtig gab er seiner wissenschaftlichen Ansicht in einem Briefe an den größten Fachgelehrten der damaligen Zeit, den berühmten Universitätsprofessor Naegeli in München, Ausdruck, als er ihm seine Vorträge, die unter dem Titel „Versuche über Pflanzenhybriden" in den Blättern des Naturforschenden Vereins erschienen waren, zusandte. Aus Naegelis Antwort geht hervor, daß er Mendels Arbeiten in ihrem Kern gar

nicht verstanden hatte; daß auch er nicht begriffen hatte, welche lichtbringende Entdeckung hier einem Außenseiter geglückt sei. Bei dieser Erkenntnisblindheit des damals führenden Biologen ist es verständlich, daß die „Versuche über Pflanzenhybriden" fünfunddreißig Jahre lang in den Bibliotheken Europas verstaubten, bis sie um die Jahrhundertwende von Naegelis großem Schüler Carl Erich Correns ans Licht gezogen wurden. Um 1900 hatte dieser Gelehrte die Gesetzmäßigkeit der Vererbung neuentdeckt, und unabhängig von ihm entdeckten kurz nacheinander de Vries in Amsterdam und Tschermak in Wien noch einmal die von Correns so genannten Mendelschen Regeln. Mendel hat das Schicksal mit vielen großen Wahrheitsuchern geteilt: seine Zeit war nicht reif, ihn zu verstehen; ein Menschenalter später aber werden seine Erkenntnisse Allgemeingut der Wissenschaft und nach einem weiteren Menschenalter zur lebengestaltenden Macht im Tatwillen politischer Führer.

Einfach, klar und großartig wie das Gesetz, das er der Natur in jahrelangem Ringen abtrotzte, war der Charakter Gregor Mendels. Keine Leidenschaft kannte dieser Mann als die der Arbeit, kein Glück als das, uneigennützig schaffend sich auszuwirken, keinen Schmerz als den des Zweifels an dem Erfolge seines Bemühens.

Ein Stück Natur war Mendel, als Kind eines Kleinbauern in unvorstellbarer Enge und doch unbegrenzter Weite in einer Bauernhütte geboren, zwischen Äckern, Wiesen, Wäldern, Bergen und Hügeln. Man muß die Heimat Mendels erlebt haben, um seinem Wesen nahekommen zu können: das am Roßbach sich hinziehende grüne Heinzendorf im mährischen Kuhländchen, den Wessiedelberg, von dessen mageren Höhen Mendels Ahnen ins fruchtbare Tal hinabstiegen, dieses wellige Hügelland zwischen den Ausläufern der Beskiden und des Gesenkes, die malerischen Baumgruppen überall, die Obstgärten vor den weißen Gehöften, die Bienenstände, die duftenden Wiesen.

Der Erbe Anton Mendels, der am 22. Juli 1822 in Heinzendorf geboren war, konnte, breitschultrig und stämmig wie er war, dem Vater im Hof und bei der Feldarbeit schon früh zur Hand gehen. Sein Gesicht war derb, eckig und kantig; fälischer Rasseeinschlag machte sich geltend, auch durch die blauen Augen und das blonde Haar, und mehr noch durch seelische Züge: durch Biederkeit, Treue und bäuerliches Beharren. Die Kraft, Leid zu ertragen und sich der harten Wirklichkeit zu unterwerfen, ist bei ihm vielleicht ostisch bedingt, die schöpferische Intuition aber und der Drang, den Dingen auf den Grund zu gehen, sind nordisches Blutserbe wie sein unbeugsamer Rechtssinn, der ihn am Ende seines Lebens als Prälaten seines Klosters in so schwere Konflikte mit dem österreichischen Staate brachte.

In den ältesten Beurkundungen der Familie findet sich des öfteren die Schreibweise Mandel; Mandel ist ein alemannischer Name, und es ist sehr wohl möglich, daß Mendels Vorfahren im Verlauf des Bauernkrieges im sechzehnten

Jahrhundert aus Schwaben in das Sudetenland eingewandert sind. Die besondere Vorliebe für Blumen und Gärtnerei hat Mendel zwar von seiner Mutter, einer geborenen Schwirtlich, geerbt. Bei ihrem Vater sammelte er seine ersten botanischen Kenntnisse und lernte pfropfen und okulieren. Und auch der Lehrer von Heinzendorf unterwies seine Schulkinder in dieser Kunst und lehrte sie die Imkerei. Ohne diese praktische Beschäftigung mit Blumenzucht und Obstkultur von Jugend auf wäre Mendel vielleicht niemals zu seinen berühmten Kreuzungsversuchen gekommen. Seine klassische Arbeit beginnt ja mit der Bemerkung, daß künstliche Befruchtungen, die er an Zierpflanzen vornahm, um neue Farben-Varianten zu erzielen, die Veranlassung zu seinen Experimenten gewesen seien. Es gibt ein berühmtes Bild von Mendel, das ihn darstellt mit einer Fuchsie in der Hand: es ist die von ihm gezüchtete „Mendelfuchsie", die lange im Handel bekannt war. Und als Pomologe war er zeit seines Lebens wegen der zahlreichen neuen von ihm gezogenen Obstsorten ebenso angesehen wie als Imker.

Das Genie bedarf einer günstigen Umwelt, damit sich seine Sonderanlagen zur größten Breite und zur höchsten Kraft ihrer Wirkungsnorm entwickeln können, und es bedarf darüber hinaus stets der führenden Hand eines gütigen Geschicks. Auch bei Mendel griff die Fügung immer wieder ein und steuerte sein Lebensschiff seiner eigentlichen Bestimmung zu. Es lag an einem „Zufall", und die Menschheit wäre um einen tüchtigen Bauern reicher, um einen großen Gelehrten ärmer gewesen. Der Lehrer des Dorfes und Mendels Mutter setzten gegen den Willen des Vaters durch, daß er die höhere Schule besuchte. Aber kaum hat er sich ein paar Jahre auf dem Gymnasium durchgehungert, da trifft seinen Vater ein schwerer Unglücksfall, der ihn für immer arbeitsunfähig macht. Soll Johann sein Studium abbrechen und den Hof übernehmen? Seine jüngere Schwester verzichtet ihrem Bruder zuliebe auf ihr kleines Erbteil. Den Bauerngrund übernimmt Alois Sturm, der Mann seiner älteren Schwester, dessen Nachkomme noch heute den kleinen Mendelhof in Heinzendorf besitzt. Mit übermenschlicher Anstrengung setzt Mendel unter bittersten Nahrungssorgen seine Studien fort, bis er schwer erkrankt nach Heinzendorf zurückkehren muß. Die Heimat gibt ihm neue Kräfte. Er besteht seine Abgangsprüfung auf der philosophischen Lehranstalt in Olmütz, aber unfähig, diese Anstrengungen und Entbehrungen länger zu ertragen, rettet er sich wie in einen Hafen in das Stift der Augustiner in Altbrünn, wohin ihn einer seiner Lehrer als Würdigsten der Klasse empfiehlt. Das Königinstift ist kein vom Leben streng abgeschlossenes Kloster: eine Welt voll geistiger Freiheit und Weite öffnet sich hier dem Novizen, der den Namen Gregor erhält. Hier wirkt der mit Ottilie von Goethe befreundete Pater Bratanek, ein Naturphilosoph, der sich mit großem Eifer in die Geheimnisse der Goetheschen Pflanzen-Morphologie vertieft. Hier sind noch die Herbarien des kurz vor Mendels Ankunft verstorbenen, als botanischer Schriftsteller hochgeachteten Aurelius Thaler, der auch einen kleinen botanischen Garten innerhalb der

großen Klostergärten hinterlassen hat. Hier lebt auch eine der fesselndsten Persönlichkeiten des vormärzlichen Österreich, F. M. Klacel, der abgesetzte Hegelianer.

In dieser geistig bewegten Atmosphäre erhielt Mendel, der bis dahin nur ein Liebhaber der Naturwissenschaften sein konnte, den entscheidenden Anstoß zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Botanik. „Meine Vorliebe für die Naturwissenschaften wurde immer größer, je mehr ich Gelegenheit fand, mich damit vertraut zu machen", schreibt er. Ein schwerer Kampf zwischen Neigung und Pflicht muß damals in ihm aufgekommen sein. Zwar gab er sich gewissenhaft den ihm auferlegten theologischen Studien hin, doch kann man wohl nur aus der nicht mehr tragbaren Belastung des Unterbewußtseins den seelischen Zusammenbruch erklären, der Mendel davor bewahrte, seine Tage im Kloster als Seelsorger zu beschließen. Nach seiner Genesung schickte ihn sein Abt, der großzügige Cyrill Napp, als Hilfslehrer auf das Gymnasium nach Znaim, und als er bei der ihm angeratenen naturwissenschaftlichen Lehramtsprüfung als Autodidakt durchfällt, auf die Universität nach Wien, damit er endlich zu einem systematischen Studium der Naturwissenschaften geführt würde. Das Rüstzeug für seine exakten wissenschaftlichen Arbeiten hat sich Gregor Mendel dann in mehrjähriger ernster und ausschließlicher Hingabe an seine Lieblingsfächer erworben, obwohl er dies tragikomischerweise durch ein staatliches Zeugnis nicht belegen konnte. In einer abermals versuchten Staatsprüfung erlitt er die zweite und schwerere Niederlage seines Lebens. Vielleicht hat Mendel aus Bauerntrotz seine groß angelegte wissenschaftliche Arbeit begonnen, der er voller Hingebung acht Jahre seines Lebens opferte. Der Hammer des Schicksals zerschlägt nur die Schwachen, bei einem Starken legt er den Kern der eigentlichen Bedeutung bloß.

Es hatten schon vor Mendel eine ganze Reihe Gelehrte auf dem Gebiet der Pflanzenkreuzung gearbeitet: Köhlreuter, Lecoq, Gärtner, Vichura und andere. Alle diese Hybridenforscher begingen aber den Fehler, daß sie stets den Gesamthabitus ihrer Versuchspflanzen im Auge hatten, daß sie die Bastardgenerationen nicht voneinander trennten, daß sie dem Zahlenverhältnis der Bastarde keine Beachtung schenkten. Mendel unterschied sich von seinen Vorgängern durch eine grundsätzlich andere Methode. Konsequent und eindeutig in der Fragestellung, zwang er die Natur, eindeutig zu antworten. Sein genialer Einfall bestand darin, daß er ganz individuell vorging, daß er sich an einzelne Merkmale seiner Versuchspflanzen hielt und nicht an ihr Erscheinungsbild im ganzen. Und großartig in der Intuition war ferner sein Forschungsziel: exakt und zahlenmäßig die Entwicklung der Bastarde in ihren Nachkommen zu verfolgen. Der Individualmethode entsprechend, suchte sich Pater Gregor als Ausgangsrassen solche Versuchspflanzen aus, die sich in einem einzigen äußeren Merkmal scharf voneinander unterschieden. Erst wenn er durch zweijährige Vorversuche festgestellt hatte, daß die Ahnengeneration in diesem bestimmten Merkmal „reinrassig" war, das

heißt, daß diese bestimmte Eigenschaft bei allen Nachkommen konstant war, benutzte er sie zu seinen Kreuzungsversuchen und zu seinen Kontrollversuchen. Sein Prälat hatte ihm das kleine fünfunddreißig Meter lange und sieben Meter breite Gärtchen unter dem Refektorium und unter Mendels Wohnzimmer für seine wissenschaftlichen Versuche überlassen. Mit sicherem Blick wählte Mendel für seine Experimente ein ausgezeichnetes Objekt: die Speiseerbse (Pisum), die zu den Selbstbefruchtern gehört und durch Lagerung ihres Stempels und ihrer Staubfäden in einem für Fremdbefruchtung schwer zugänglichen Blütenschiffchen für die beabsichtigte künstliche Befruchtung besonders geeignet schien. Sieben Merkmalspaare hatte Mendel bei seinen Vorversuchen scharf abgegrenzt: eine Rasse mit rundem Samen bestimmte er zur Paarung mit einer kantigsamigen Rasse, Erbsen mit gelben Keimblättern zur Kreuzung mit grünkeimblättrigen Erbsen, und weiter kreuzte er die Kontrast-Merkmale: Hochwuchs — Zwergwuchs; weiße Samen, farbige Samen; einfach gewölbte Hülsen und Hülsen, die zwischen den Samen eingeschnürt waren; gelbe Hülsen, grüne Hülsen; achsenständige Blüten und endständige Blüten. Die künstliche Befruchtung der einen Rasse mit der anderen erforderte eine sehr geschickte Hand und ein Übermaß an Geduld und Ausdauer. Mit einem haarfeinen Pinsel mußte nach sorgfältiger Entfernung der Staubfäden der Blütenstaub der rundsamigen Erbsen zum Beispiel auf die kantigsamigen übertragen werden. Es vergingen Wochen, bis all die Hunderte von Blütenstempeln mit den Pollen der Kontrastpflanzen befruchtet waren. Um eine Fremdbefruchtung durch Insekten zu verhindern, wurden die Blüten auch noch mit Gazebeutelchen versehen. Die Kontrollversuche setzte Mendel in dem Gewächshause des Klostergartens an. Wenn man bedenkt, daß er des Morgens in Brünn Schule halten mußte und erst um vier Uhr nachmittags seine Pflanzenkinder betreuen konnte, wird man begreifen, welches Maß von physischer und geistiger Leistung dazu gehörte, all diese Versuche gärtnerisch zu bewältigen und wissenschaftlich auszuwerten.

Am Ende des ersten Versuchsjahres kann Mendel sein erstes Gesetz formulieren: es ist „das Gesetz der Uniformität". Es ergab sich, daß in der ersten Generation der Nachkommen in allen sieben Versuchsfällen nur die Eigenschaft des einen Elternteils zum Durchbruch gekommen war. Aus der Verbindung grünhülsiger mit gelbhülsigen Erbsen gab es zum Beispiel nur grünschotige Erbsen, aus der Kreuzung der rundsamigen mit der kantigsamigen Ausgangsrasse ausnahmslos nur runde Samen und so weiter. Mendel nannte die Eigenschaft, die sich über die Kontrasteigenschaft im Erscheinungsbild der Kinder durchgesetzt hatte, die dominante (vorherrschende), die andere aber, die bei den Hybriden nicht mehr sichtbar war, rezessiv (zurückweichend). Mit größter Gewissenhaftigkeit sammelte der Forscher im Herbst die Früchte jeder einzelnen Pflanze, über die er mit mathematischer Genauigkeit Buch führte. Erstmalig in der gesamten Bastardforschung trennte er sorgfältig nicht nur die einzelnen Stammbäume,

sondern auch die einzelnen Generationen der Nachkommen voneinander. Er trieb in vorbildlicher Weise Individualauslese. Eines der glücklichsten Jahre seines Lebens muß das zweite Jahr seiner Kreuzungsversuche gewesen sein, als er seine Hybriden der Selbstbefruchtung überlassen hatte und nun an den Nachkommen dieser Mischlinge das zweite große Vererbungsgesetz, die Aufspaltung der Bastarde im Verhältnis von 3 : 1, oder genauer im Verhältnis von 1 : 2 : 1 erkannte. Ein Wunder hatte sich ereignet: den Hülsen rundsamiger Bastarde konnte er bei dieser Enkelgeneration der Ausgangsrassen auch kantige Samen entnehmen. Er zählte im ganzen 7324 Samen und fand, daß davon 1850, also fast ein Viertel, kantig waren. Die rezessive Eigenschaft, in der ersten Tochtergeneration durch die dominierende Rundsamigkeit scheinbar ausgelöscht, war wieder zum Vorschein gekommen. Das dominante Merkmal hatte sich allerdings in 5474 Exemplaren, also in etwa Dreiviertel von 7324, behauptet.

Dieses Verhältnis von 3 (dominant) : 1 (rezessiv) zeigte sich durchweg bei allen Enkeln der in sieben Merkmalspaaren unterschiedenen Versuchspflanzen. Im ganzen standen 14 949 Dominante 5010 Rezessiven gegenüber. Das ist ein Durchschnittsverhältnis von 2,98 : 1 oder 3 : 1. Das dritte Jahr bescherte dem Unermüdlichen die Erkenntnis, daß sich unter den Erben der dominierenden Eigenschaft in der Enkelgeneration in einem bestimmten Zahlenverhältnis Exemplare befanden, die nicht aufspalteten, sondern ihr dominantes Merkmal reinrassig weitervererbten. Es war dies wiederum ein Viertel der gesamten Enkelgeneration. Zwei Viertel der F=2=Nachkommen (Mendel nannte die Nachkommen der Ausgangsrassen F 1, das heißt erste Filialgeneration; die folgenden Generationen F 2, F 3 usw.) waren jedoch unstreitig Hybriden, denn sie spalteten ständig im Verhältnis 3 : 1 auf. Die rezessive Eigenschaft, die in der F=2=Generation wieder „herausgemendelt" war, blieb bei strenger Selbstbefruchtung dieser Pflanzen durch alle weiteren Generationen hindurch gleichfalls konstant. Im Hinblick auf die reinrassig herausgemendelten Dominanten ist das Aufspaltungsverhältnis der F=2=Generation also 1 : 2 : 1. Der leidenschaftliche Drang, die Natur zur Preisgabe weiterer Geheimnisse zu zwingen, trieb den nun ganz von seiner Aufgabe Besessenen dazu, Pisumrassen zu kreuzen, die sich durch zwei Merkmalspaare unterschieden, im Anschluß daran sogar solche, die drei und mehr Kontrasteigenschaften in sich vereinigten. So paarte er Elternpflanzen aus runden gelben Samen mit solchen, die kantig grüne Samen besaßen. In der ersten Generation, in F 1 also, kamen nur diejenigen Merkmale wieder zum Vorschein, die sich schon bei den getrennten Versuchsreihen als dominant erwiesen hatten: alle Mischlinge brachten runde, gelbe Samen hervor. In F 2 aber spalteten sich die Eigenschaften wieder auf, und von 556 Samen waren 315 rund und gelb, 101 kantig und gelb, 108 rund und grün und 32 kantig und grün. Die Enkel hatten sich also im Verhältnis 9 : 3 : 3 : 1 aufgespalten. In diesem Verhältnis lag aber, wie Mendel als guter Arithmetiker sofort erkannte,

eine Potenzierung des Verhältnisses 3 : 1. Daß diese Potenzierung gesetzmäßig war, bewies ihm dann das Ergebnis der ungeheuer schwierigen Kreuzungsversuche mit sogenannten Trihybriden, die sich im Verhältnis 27 : 9 : 9 : 3 aufspalteten. Mendel entschleierte auch das Geheimnis dieser Gleichungen. Es wird ihm klar, daß sich bei Kreuzungen mit mehreren Merkmalspaaren jedes einzelne Merkmal unabhängig von den anderen vererbt, und daß die einzelnen Merkmale bei der Bastardierung alle möglichen Kombinationen eingehen können. Dies ist aber das dritte Mendelgesetz: „Das Gesetz von der freien Kombination der Erbanlagen"; auf seiner Kenntnis beruhen die unerhörten Erfolge der Tier- und Pflanzenzüchtung der Gegenwart.

1865 war dieses Lebenswerk Mendels abgeschlossen. Daß seine Brünner Freunde im Naturforschenden Verein seine Entdeckungen so wenig würdigten, konnte er leicht verschmerzen. Niederdrückend für ihn aber muß die Antwort Naegelis gewesen sein, der den schöpferischen Atem eines Großen nicht gespürt hatte und, am Wesen der Mendelschen Arbeit vorbeigehend, überheblich meinte: die Arbeiten mit Pisum müßten eigentlich erst recht beginnen. Überdies veranlaßte er den sich solcher Koryphäe beugenden Realschulprofessor zu Kreuzungsversuchen mit dem Habichtskraut, die Mendel mit einer seine Gesundheit fast erschütternden Gewissenhaftigkeit durchführte, die ihn aber wegen ihrer völligen Ergebnislosigkeit zur Verzweiflung brachten. Heute wissen wir, daß es sich bei den Habichtskräutern (Hieracium) um eine der ganz seltenen Pflanzengattungen handelt, die imstande sind, auch ohne Befruchtung Samen zu erzeugen. Bei Hieracium-Bastarden waren die Spaltungsgesetze natürlich nicht nachweisbar. Da die Ursachen dieses Fehlschlages Mendel verborgen blieben, muß seine Enttäuschung darüber, daß sein Gesetz vielleicht doch keine Allgemeingültigkeit beanspruchen dürfe, ungeheuer gewesen sein. Seine wissenschaftliche Stoßkraft hatte eine schwere Einbuße erlitten. Es kam ihm ganz gelegen, daß er bald darauf zum Prälaten des Augustinerstiftes gewählt wurde und sich nun infolge von Überhäufung mit Amtsgeschäften und Ehrenämtern methodisch-empirischer Forschung so gut wie gar nicht mehr hingeben konnte. Die letzten Jahre des 1884 entschlafenen großen Menschen und Gelehrten wurden getrübt durch einen erbittert geführten Rechtsstreit zwischen Kloster und österreichischem Staat. An Mendels Grab wurde seiner wissenschaftlichen Entdeckertat mit keinem Wort Erwähnung getan.

Carl Erich Correns erst hat Mendels Namen in die Unsterblichkeit geführt, als er am 24. April 1900 der Deutschen Botanischen Gesellschaft einen Aufsatz „Gregor Mendels Regel über das Verhalten der Nachkommenschaft der Rassenbastarde" einreichte. Bei experimentellen Versuchen über die Entstehung der Arten auf botanischem Gebiet war Correns als Privatdozent und außerordentlicher Professor in Tübingen, ohne Kenntnis der bewundernswerten Leistungen seines einsamen Vorgängers im Klostergarten zu Brünn, bei Kreuzungen

mit Erbsen und vor allem mit Maisrassen zu der bedeutsamen Beobachtung der Dominanz und Rezessivität, der Unabhängigkeit der einzelnen Merkmale, des Aufspaltens und darüber hinaus zu einem merkwürdigen zwischenstuflichen Erbverhalten der Maisbastarde, der sogenannten intermediären Vererbung, gekommen. Auch eine Erklärung für das gesetzmäßige Verhalten hatte er gefunden. Einem deutschen Gelehrten war eine Großtat der Wissenschaft geglückt, die Mendelgesetze waren noch einmal entdeckt worden. Erst bei Durchsicht der Literatur stieß Correns in Fockes „Pflanzenmischlinge" auf die Bemerkung, daß bereits der Abt Gregor Mendel konstante Zahlenverhältnisse zwischen den Typen der Mischlinge gefunden habe. Correns zögerte nicht, nach eingehender Beschäftigung mit Mendels Arbeiten, die von ihm selbst gefundenen Ergebnisse nach Gregor Mendel zu benennen und damit auch einem Prioritätsstreit aus dem Wege zu gehen, der zwischen ihm, Hugo de Vries und Erich von Tschermak hätte entbrennen können. Auch Correns wäre nicht zu seiner kongenialen Leistung gekommen, wenn er sich nicht gleich Mendel auf einfache Rassenbastarde beschränkt und die Artbastarde mit ihrer Vielförmigkeit außer acht gelassen hätte. Auch zu seiner Zeit stand man immer noch zu sehr im Banne der Fragestellung Darwins nach der Entstehung der Arten. Correns wollte nicht die Entstehung der Arten erkunden, sondern auf experimentellem Wege Erbanalysen vornehmen. Wenn ihm der Weg hierzu auch durch die Erforschung der Befruchtungsvorgänge und der sich vorher abspielenden Reduktionsteilungen des Zellkern-Inhalts geebnet war, so steht sein Verdienst hinter dem Mendels doch kaum zurück. Ja man kann behaupten, daß Correns nach der Neuentdeckung der Mendel-Gesetze die Vererbungswissenschaft in allen Teilen erst eigentlich aufgebaut hat. Eine genetische Großtat reihte er an die andere. Von der Entdeckung der intermediären Vererbung (des Mais-Typs, im Gegensatz zum Erbsen-Typ) war schon die Rede. Bei den Schwierigkeiten, die ihm bei den Maiskreuzungen entgegentraten, kam er ferner zu der Ansicht, daß die Dominanz einer Anlage von ihrem Mengeverhältnis abhängig sein könne. Die Frage der Wirkung einer Anlage ist auch heute noch nicht besser beantwortet worden. Von der Analyse der Bastarde kam er zu der Erbanalyse der reinen Rasse und zu Untersuchungen, deren Ergebnisse die Arbeiten des berühmten nordischen Erbforschers Johannsen ausgezeichnet ergänzten. Von erstaunlichem Scharfblick zeugt seine Erklärung der blauen Blütenfarbe der Bastarde von rotblühenden und weißblühenden Leinkrautpflanzen. Er vermutet, daß hier zwei Anlage-Paare im Spiel sind. Das eine Paar ist verantwortlich für das Rot der Blüten, das andere bedingt die saure oder alkalische Reaktion des Zellsaftes, in dem sich der Farbstoff in Lösung befindet. Der Bastard erhält das Blütenrot von dem einen Elter, von dessen Partner aber die alkalische Reaktion bedingende Anlage und blüht infolgedessen blau. Der Beweis, daß zur Ausprägung von Eigenschaften mehrere Anlagepaare zusammenwirken müssen, war erbracht. Correns' größte

wissenschaftliche Tat ist aber die Entdeckung der Vererbung des Geschlechtes, die ihm bei Versuchen mit der Zaunrübe Bryonia glückte.

In experimenteller Meisterschaft erbrachte er den klassischen Nachweis, daß die Frage, ob männliches oder weibliches Geschlecht, abhängig sei von besonderen geschlechtsbestimmenden dominanten oder rezessiven Erbanlagen. Bald danach wurden im Zellkern von Tieren und Menschen die geschlechtsbestimmenden Farbkörperchen, die sogenannten X- und Y-Chromosomen nachgewiesen und damit Correns' Forschungsinhalte bestätigt. Zieht man in Betracht, daß Correns auch schon die Koppelung von Erbanlagen und das Vorhandensein sogenannter Lethalfaktoren nachgewiesen hat, das heißt von Anlagen, die die Lebensfähigkeit ausschließen, und daß er wohl den ersten Fall einer bewußten erblichen Veränderung einer Anlage durch Alternlassen von Pollenkörnern erreicht hat (also einer künstlichen Mutation), so wird man ihm neidlos zugestehen, daß er auf dem Gebiete der experimentellen Biologie einer der Allergrößten gewesen ist. 1932 ist Carl E. Correns als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biologie in Dahlem von uns gegangen. Die schöpferische Kombinationsgabe, die ihn als Erforscher der Lebensgesetze so hoch hinaushob über die beschreibenden Botaniker seiner Zeit, hat er von seinen beiden Eltern geerbt, einem Künstlerehepaar in München, das früh verstarb. Die Familie Correns ist flandrisch-rheinländischen Ursprungs. Der Großvater war ein berühmter Rechtslehrer, die Mutter war Schweizerin. Der kritische Verstand, der in dem Juristen Correns wirksam gewesen war, kontrollierte bei dem Forscher Correns das intuitiv Erschaute. Die Brücken, die ihn in das Neuland der Erkenntnis führten, waren in allen Einzelheiten fest gezimmert. Das war auch bei Gregor Mendel der Fall, und wie dessen Leben, so stand auch das Dasein von Correns unter dem Leitspruch: Labore, non laude laetor (Arbeit, nicht Ruhm erfreut mich). Und kann es nicht auch auf Mendel zutreffen, was einer der Schüler von Correns, F. von Wettstein, in der Gedächtnisrede auf seinen Meister sagt: „Wem es vergönnt war, zu sehen, wie er vom frühen Morgen bis zur Dämmerung unermüdlich schuf, wie er mit aller Kraft in der Hitze in seinen Gewächshäusern Versuch auf Versuch ersann und durchführte, wie er alles selbst verbuchte, alles sah, jede Veränderung bemerkte und seine Schlüsse zog, dem blieb vom ersten Augenblick an der Eindruck einer mächtigen Persönlichkeit"? Und gleich Mendel war Correns von unendlicher Bescheidenheit und Güte. Wahre Forschergröße ist ohne menschliche Größe nicht denkbar.

Dies gilt uneingeschränkt auch für den Mann, der die Vererbungswissenschaft mit beispiellosem Erfolge für die praktische Landwirtschaft, das heißt für die Lebensbedürfnisse des deutschen Volkes, ausgewertet hat: für Erwin Baur, den Gründer und ersten Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Züchtungsforschung in Müncheberg. Sein Name ist weiten Kreisen des deutschen Volkes bekannt durch das Hauptwerk der Vererbungslehre und Rassenhygiene des

Dreigestirns: Baur, Fischer, Lenz. Im Dezember 1933 ist er achtundfünfzigjährig, in der Blüte seiner Mannesjahre, auf der Höhe seiner Schaffenskraft und auf dem Gipfel seiner Erfolge, plötzlich verschieden. Es ist nicht denkbar, daß uns ein solcher Mann in absehbarer Zeit wieder beschert wird, in dessen Erbgefüge drei große Anlagen gekoppelt waren: Erwin Baur war nicht nur eine ganz große Begabung im Reich der reinen Wissenschaft, er besaß nicht nur die seltene Fähigkeit zur meisterlichen Anwendung der Forschung, er war auch ein überragender wirtschaftlicher Organisator.

Auch Baurs Schicksal wurde wie das von Mendel und Correns (der zuerst Künstler und dann Mediziner werden wollte) von einer durch nichts zu unterdrückenden Leidenschaft zur Botanik gelenkt. Nach vollendetem Studium der Medizin habilitierte sich der badische Apothekersohn aus Ichenheim (am 16. April 1875 geboren) für das Lehrfach der Botanik in Berlin, 1911 wurde er Direktor des Botanischen Instituts der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule, 1922 Leiter des für ihn gebauten ersten Deutschen Instituts für Vererbungslehre in Dahlem und 1929 Direktor des nach seinen Plänen errichteten großen Müncheberger Instituts für Züchtungsforschung. Der Zauberstab, mit dem Erwin Baur hier seine berühmten Neuzüchtungen ins Leben rief, kam aus der Hand Mendels und Correns'. Vier Jahre schon nach der Wiederentdeckung der Mendelgesetze begann Baur seinen einzigartigen experimentellen Vorstoß in das unbekannte Reich der Entwicklung einer Pflanzengattung, überzeugt davon, daß man nur mit dem Mendelismus Artentstehung und Artumgrenzung ergründen könne. Baur beschäftigte sich ausschließlich mit dem Erbgefüge des Gartenlöwenmäulchens (Antirrhinum Majus), das er sich aus fast allen Antirrhinum-Standorten auf der Erde, besonders aus den Mittelmeergebieten und aus Spanien, zur Ergänzung der deutschen Arten herbeiholte. Wohl zwanzig Jahre lang brauchte er zur genetischen Erschließung dieser Gattung, aber gerade durch diese unheimlich-genaue Analyse der Erbsubstanz wurde er in die Lage versetzt, sich jedes beliebige Züchtungsziel zu setzen und es zu erreichen. Im Hinblick auf die Not des Vaterlandes waren Baurs Züchtungsziele ausgesprochen praktisch-gärtnerisch und landwirtschaftlich. Er dachte streng volkswirtschaftlich und fragte sich: Wie kann der ungeheuren Verschwendung von Devisen für die Einfuhr von Lebens- und Futtermitteln gesteuert werden, zumal von eiweißhaltigem Viehfutter, von Ölen und Pflanzenfetten, von Frühkartoffeln, von Weizen, von Obst und Tomaten; wie können die fünfundzwanzig Millionen erspart werden, die Jahr für Jahr zur Bekämpfung des Meltaus im Weinbau verausgabt werden; wie kann man vielleicht ein seuchenfreies Hausschwein züchten? Erwin Baur hat fast alle diese Züchtungsziele erreicht! Es gelang ihm, die alkaloide, bittere Lupine umzuzüchten in eine süße Lupine und dadurch ein hocheiweißhaltiges Futtermittel zu gewinnen, mit dem allein schon die Landwirtschaft die Erzeugungsschlacht in einem Sektor gewinnen kann. Er reiste nach den Hochflächen Perus und brachte

eine Wildkartoffel nach Müncheberg, die widerstandsfähig gegen Fröste und Krautfäule ist, und züchtete diese Eigenschaften hinein in die Erbmasse unserer Kulturkartoffel (eine unsäglich mühselige, viele Umwege erfordernde Arbeit, an deren letzter Vollendung sein früher Tod ihn hinderte, die aber von seinen vortrefflichen Mitarbeitern zum Abschluß gebracht werden wird); er züchtete eine neue fettreiche Leguminose, die uns von der Öl- und Pflanzenfetteinfuhr mehr und mehr unabhängig machen soll; er züchtete eine meltau-widerstandsfähige Weinrebe; er züchtete den Ostmärkerweizen, der auf Roggenböden wächst, Obstsorten, die den kalifornischen ebenbürtig sind, Tomaten, die lange lagern können; er züchtete nikotinfreien Tabak, er kreuzte Wildeber mit deutschen Hausschweinen, um die Widerstandsfähigkeit gegen Seuchen zu erhöhen; selbst Wisent-Bison-Kreuzungen führte er durch, um das europäische Urwild in seinem Bestande zu erhalten.

Ein unvergeßliches Erlebnis war es, von Erwin Baur in seinem Müncheberger Reich durch die Gewächshäuser geführt zu werden, durch die Weinberge, durch die Versuchsanlagen, durch die Antirrhinum-Beete, in denen die wissenschaftlich hochbedeutsamen künstlichen Erb-Änderungen (Mutationen) auffielen; durch die Lupinenfelder, durch die Roggen-, Weizen- und Kartoffelschläge bis zu dem kleinen Gute, in dem die Tierzuchtversuche „liefen". Er war eine begeisternde und mitreißende Persönlichkeit. Sein Optimismus und seine kerngesunde, heitere süddeutsche Wesensart übertrugen sich auf alle seine Schüler und Mitarbeiter, die ihrem genialen, weitschauenden und zielklaren Führer bedingungslos folgten. Tief bedauerlich war es, daß Baur so zäh um die wirtschaftliche Existenz seines Instituts in früheren Jahren ringen mußte; aber wie Mendel war er im Vertreten seines Rechtes unbeugsam, und im Kampf um die Durchsetzung seiner berechtigten Ansprüche wurde der sonst so gütige Mensch ein gefürchteter Gegner.

Mendel ahnte nicht, daß seine große Entdeckung auch auf das Erbbild des Menschen angewandt werden könnte und daß auch das Schicksal eines Volkes durch Vererbung und Auslese bestimmt wird. Correns und Baur, und namentlich letzterer, haben sich kühn und folgerichtig vom Beginn ihrer biologischen Forschung an für die eugenetische und rassenhygienische Bewegung eingesetzt und einer lebensgesetzlich ausgerichteten Staatsführung das Wort geredet. Erwin Baur hat es noch erlebt, daß das Dritte Reich kam und mit ihm das Zeitalter der biologischen Politik.

Hermann von Helmholtz

1821—1894

Von

Paul Karlson

Planck spricht!

Im großen Hörsaal des Physikalischen Instituts der Universität Berlin feiert die Berliner Physikalische Gesellschaft — im Januar 1935 — ihr neunzigjähriges Bestehen. Höhepunkt der Feier ist diese Planckſche Rede — die persönlichen Erinnerungen des großen Gelehrten an seine berühmten Vorgänger. Er plaudert von seinem eigenen, etwas verunglückten Debüt in der Physikalischen Gesellschaft, von August Kundt und von Du Bois-Reymond; berichtet von Heinrich Hertz' ersten großartigen Experimenten mit elektrischen Wellen; erzählt, daß Helmholtz — der Hertz' Lehrer gewesen ist — eine ganze Nacht vor freudiger Aufregung nicht habe schlafen können, als er die Nachricht von den endlich geglückten Versuchen seines großen Schülers erhielt — und kommt schließlich zu Helmholtz selbst.

Und hier plötzlich stockt Planck, er sucht nach Worten ... In dem großen Raum, der zwei Jahrzehnte hindurch Helmholtz' Arbeitsstätte gewesen ist, der gleichsam seine Spuren noch trägt, herrscht einen Augenblick ehrfürchtige, versunkene Ruhe — fast vermögen wir es alle in dieser stummen Sekunde nachzuerleben, wie den greisen, verehrten Mann dort am Vortragspult vor Jahrzehnten das erste Zusammentreffen mit dem Meister erschüttert hat; es klingt nach in der hilflosen, wie um Entschuldigung bittenden Gebärde, mit der Planck fortfährt: „Und es bleibt nichts — ich kann es nicht anders sagen — als das Bild eines unendlich gütigen, großen Menschen."

Vor fast neunzig Jahren, am 23. Juni 1847, hatte der sechsundzwanzigjährige Arzt Dr. Hermann Helmholtz selbst vor der Berliner Physikalischen Gesellschaft gestanden. In jener denkwürdigen Sitzung, in der er — der Mediziner — sein „Gesetz von der Erhaltung der Kraft" vortrug und sich damit zu aller, auch seiner Freunde, Erstaunen als mathematischer Physiker hohen Grades erwies.

Helmholtz erschien der Satz selbst — die Unmöglichkeit des Perpetuum mobile, des „Energieprinzips", wie wir heute sagen — so selbstverständlich, daß er die Fragestellung umdreht: „Welche Beziehungen müssen zwischen den Naturkräften bestehen, wenn allgemein kein Perpetuum mobile möglich sein soll?" Und er glaubt nun zeigen zu können, daß wirklich gewisse, wie ihm schien, notwendige Bedingungen für die Naturkräfte daraus hervorgehen. Seinen Beweis entnahm er dem Gebiet der theoretischen Mechanik; er führte das Prinzip

mit klassischer Klarheit durch die Gebiete der Chemie, Elektrizität, Wärme, Mechanik und streifte den Energie-Haushalt von Tier und Pflanze.

Wir wissen heute freilich, daß Helmholtz hier zu streng sein wollte, und er selbst hat später in aller Klarheit die Auffassung vertreten, daß eine andere Begründung des Satzes von der Erhaltung der Kraft als durch die Erfahrung nicht gegeben werden könne; daß es also auch unsinnig ist, ihn etwa durch philosophische Spekulationen erschließen zu wollen. Gerade für uns wird Helmholtz' Stellungnahme hier bedeutsam; wie sich überhaupt noch zeigen wird, daß er, den wir einen Klassiker zu nennen gewohnt sind, sich in seinen Gedankengängen den Forderungen der modernsten Physik annähert: nur den Tatsachen allein ist zu glauben. Ob die Natur begreiflich sei oder nicht — das Experiment allein entscheidet. Fast ein Jahrhundert lang bildet der Energiesatz nun den Grundpfeiler der Physik, er hat immer neue Bestätigungen erlebt. Ja, es will uns jetzt als erschreckende Ketzerei erscheinen, wenn heute manche Forscher den Gedanken zu denken wagen, der Energiesatz wäre vielleicht im Innern des Atomkerns nicht unbedingt gültig. Es ist auch noch nicht so, daß uns die Erfahrungen eindeutig zu seiner Aufgabe oder doch Begrenzung zwingen würden. Aber es tut gerade in diesem Zusammenhang gut, sich Helmholtz' Anschauung darüber klarzumachen.

Helmholtz fühlte sich nicht so sehr als Entdecker einer tiefen, allumfassenden Gesetzmäßigkeit; er wollte nur eine kritische Untersuchung und Ordnung der Tatsachen im Interesse der Physiologen geben. Wie er selbst sagt: „Ich wäre vollkommen darauf gefaßt gewesen, wenn mir die Sachverständigen schließlich gesagt hätten: ‚Das ist uns ja alles wohlbekannt. Was denkt sich der junge Mediziner, daß er meint, uns dies so ausführlich auseinandersetzen zu müssen?' Zu meinem Erstaunen nahmen aber die physikalischen Autoritäten, mit denen ich in Berührung kam, die Sache ganz anders auf. Sie waren geneigt, die Richtigkeit des Gesetzes zu leugnen und in dem eifrigen Kampfe gegen Hegels Naturphilosophie, den sie führten, auch meine Arbeit für eine phantastische Spekulation zu erklären." So kam es, daß Helmholtz mit seiner großen Arbeit alles andere als einen Erfolg erzielte, daß sie sogar von der maßgebenden physikalischen Zeitschrift, Poggendorfs Annalen, zurückgewiesen wurde und er die Schrift als selbständiges Buch erscheinen ließ. Seine jungen Freunde freilich, DuBois-Reymond vor allem, nahmen die neuen Gedanken mit Begeisterung auf. Unser Jahrzehnt mit seiner sprunghaften Entwicklung der neuen Quantenphysik, mit dem radikalen Umbau einer ganzen Wissenschaft, hat ein ganz ähnliches Beispiel geliefert: auch hier sind es ganz junge Leute, Heisenberg, Schrödinger, Dirac, die, noch nicht festgelegt in alten, starren Gedankengängen, die umstürzenden Ideen einer neuen Epoche — die ja gerade in ihnen Ausdruck und Gestalt gewinnt! — rascher und vollkommener begreifen und so in unbegreiflicher Schnelligkeit ein neues Weltbild schaffen.

Es ist kein Zufall, daß der Arzt Helmholtz sich mit physikalischen Problemen beschäftigte; von jeher gehörte seine ganze Liebe der Physik. In der berühmten Rede an seinem siebzigsten Geburtstag hat Helmholtz selbst von seinem Entwicklungsgang berichtet; nicht nur den Freunden und Gratulanten — auch sich selbst scheint er Rechenschaft ablegen zu müssen. Er tut es mit der ganzen logischen Durchdringungskraft und Schärfe des großen Gelehrten:

„Das vollkommenste mnemotechnische Hilfsmittel, was es gibt, ist aber die Kenntnis des Gesetzes der Erscheinungen. Dies lernte ich zuerst in der Geometrie kennen. Von meinen Kinderspielen mit Bauhölzern her waren mir die Beziehungen des räumlichen Verhältnisses zueinander durch Anschauung wohlbekannt. Wie sich Körper von regelmäßiger Form aneinanderlegen und zusammenpassen würden, wenn ich sie so oder so wendete, das wußte ich sehr gut, ohne vieles Nachdenken. Als ich zur wissenschaftlichen Lehre der Geometrie kam, waren mir eigentlich die Tatsachen, die ich lernen sollte, zur Überraschung meiner Lehrer ganz wohlbekannt und geläufig. Neu war mir dagegen die strenge Methode der Wissenschaft, und unter ihrer Hilfe fühlte ich die Schwierigkeiten schwinden, die mich in anderen Gebieten gehemmt hatten.

Der Geometrie fehlt nur eins: sie behandelt ausschließlich abstrakte Raumformen, und ich hatte doch große Freude an der vollen Wirklichkeit. Größer und kräftiger geworden, bewegte ich mich viel mit meinem Vater oder mit Schulgenossen in den schönen Umgebungen meiner Vaterstadt Potsdam umher und gewann große Liebe zur Natur. So kam es wohl, daß mich die ersten Bruchstücke der Physik, die ich im Gymnasium kennenlernte, bald viel intensiver fesselten als die rein geometrischen und algebraischen Studien. Hier war ein reicher und mannigfaltiger Inhalt, mit der vollen Machtfülle der Natur, der unter die Herrschaft des begrifflich gefaßten Gesetzes zurückgeführt werden konnte. Auch war in der Tat das erste, was mich fesselte, vorzugsweise die geistige Bewältigung der uns anfangs fremd gegenüberstehenden Natur durch die logische Form des Gesetzes. Aber natürlich schloß sich bald die Erkenntnis an, daß die Kenntnis der Gesetze der Naturvorgänge auch der Zauberschlüssel sei, der seinem Inhaber Macht über die Natur gebe. In diesen Gedankenreihen fühlte ich mich heimisch.

Dieser Trieb, die Wirklichkeit durch den Begriff zu beherrschen oder, was, wie ich meine, nur ein anderer Ausdruck derselben Sache ist, den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen zu entdecken, hat mich durch mein Leben geführt, und seine Intensität war wohl auch daran schuld, daß ich keine Ruhe bei scheinbaren Auflösungen eines Problems fand, solange ich noch dunkle Punkte darin fühlte."

Helmholtz wollte Physik studieren; aber der Vater — Oberlehrer in Potsdam — konnte das bei seinem beschränkten Einkommen nicht ermöglichen, und so mußte Hermann den Umweg über die Militärärztliche Akademie einschlagen, in der die jungen Leute gegen die Verpflichtung zu mehrjährigem militärärztlichem

Dienst kostenlos zu Ärzten ausgebildet wurden. Hier empfing er den entscheidenden Anstoß: Der große Physiologe Johannes Müller — damals unbestritten der bedeutendste Gelehrte seines Fachs, eine geistvolle, mitreißende Forscherpersönlichkeit — hatte es verstanden, an der Berliner Universität einen einzigartigen Schülerkreis zu bilden, zu dem Helmholtz rasch Zutritt fand. Es war kein Zufall, daß sich um diese Zeit in Berlin dieser glänzende Kreis — Müller, Helmholtz, Du Bois-Reymond, Brücke, Virchow, Ludwig — zusammengefunden hatte, und es war kein gewöhnliches Zusammentreffen. Es bedeutete viel mehr.

Eine neue Wissenschaft war im Werden. Die Zeit der despotischen Herrschaft philosophischer Systeme war zu Ende; auf die faszinierende, unerhörte Übersteigerung der reinen Geisteswissenschaft durch Fichte und Hegel, die in gewaltigem Ansturm Mensch und Welt auf einmal überspannen und begreifen sollte, folgte die Reaktion der Naturwissenschaften. Die kühlen, exakten Methoden der Physik — von Beobachtungs-Tatsachen ausgehend und zu neuen Tatsachen führend — hieß es auf die Lebensvorgänge, auf die Physiologie anzuwenden. Was Johannes Müller begonnen, das zu vollenden schickten sich seine großen Schüler an; ein neues Gebiet mit einer unerschöpflichen Fülle von Problemen und Aufgaben öffnete sich dem überraschten Blick, und die Begeisterung riß auch Helmholtz mit, brachte ihn bald an die Spitze.

Schon seine Doktor-Arbeit — sie wurde mit seinem kleinen Mikroskop ausgeführt; Helmholtz war an Typhus schwer erkrankt und lag lange Zeit in der Charité; von dem während dieser Zeit ersparten Geld schaffte er das Mikroskop an — zielt in die neue Richtung. Er untersucht den Ursprung der Nervenfasern bei wirbellosen Tieren und stellt fest, daß sie aus den Ganglienzellen entspringen.

Im Februar 1846 erledigt Helmholtz seine letzte Prüfung und beginnt den Dienst als Militärarzt in Potsdam.

Seit 1846 beginnt sich, langsam erst, bei Helmholtz dann immer entschiedener die große Idee zu formen: das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Schon auf dem Friedrich-Wilhelm-Institut beim Studium der großen Klassiker der Mechanik — Bernouilli, d'Alembert, Lagrange — hatte er die klare Erkenntnis gewonnen, daß die mechanischen Naturkräfte kein Perpetuum mobile zulassen, keine Maschine, die aus dem Nichts Arbeit schaffen kann. Und nun stieß er plötzlich bei seinen physiologischen Studien auf dasselbe Problem: bei der Frage nach dem Wesen der rätselhaften „Lebenskraft", die während des Lebens die physikalischen und chemischen Kräfte gleichsam in strenger, heilsamer Zucht halten sollte — und nach deren Erlöschen dieselben, nun blind und führerlos wirkenden Kräfte Fäulnis und Verwesung bewirken sollten.

Hier ist eine der berühmten „scheinbaren Auflösungen eines Problems, in denen er noch dunkle Punkte fühlte". Es kostet ihn viel Mühe, seine unbestimmte Ahnung in eine präzise Frage umzugestalten — aber endlich glaubte er die Lösung

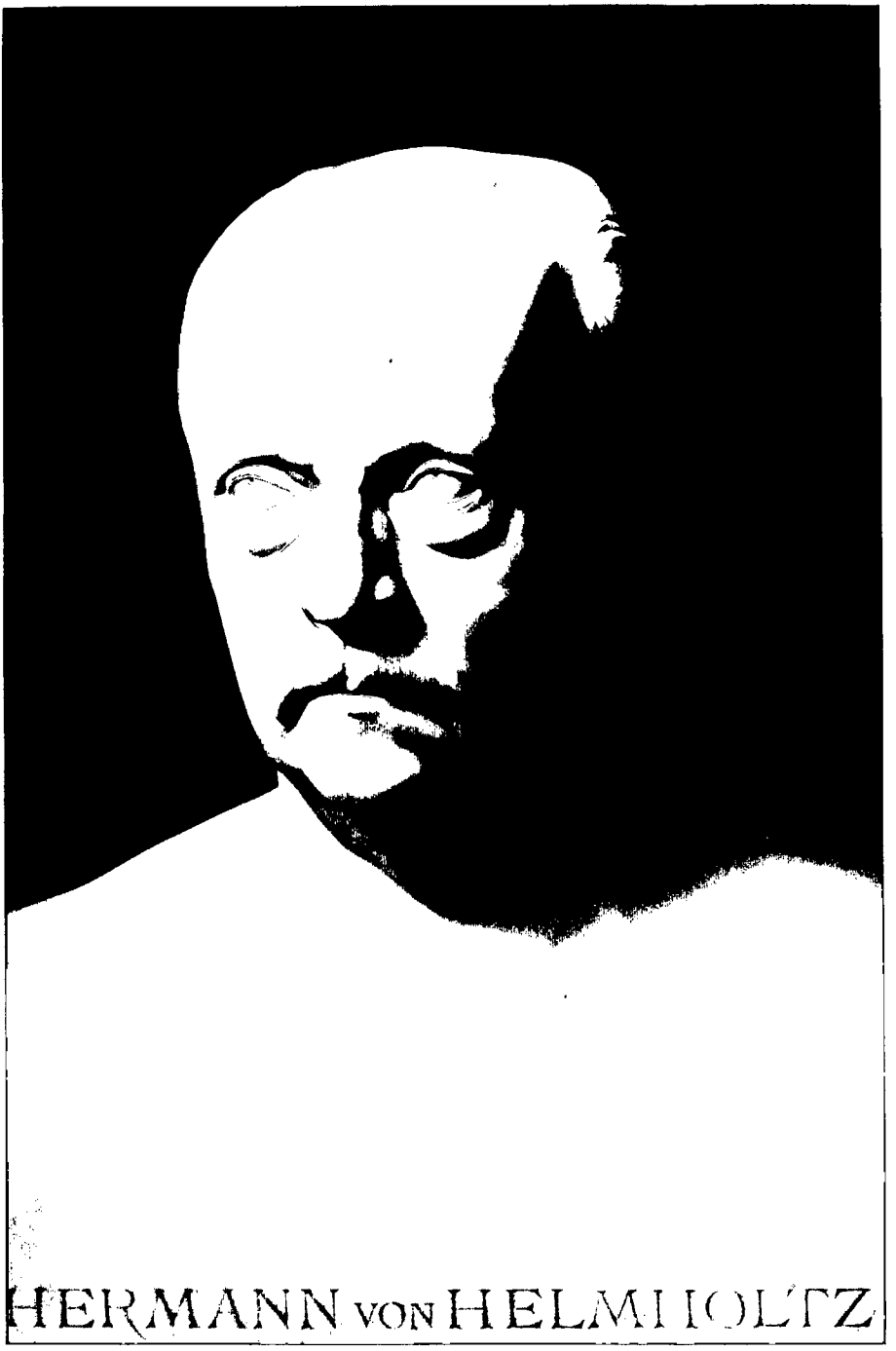
gefunden zu haben: Die Theorie der „Lebenskraft" läuft darauf hinaus, daß jeder belebte Körper ein Perpetuum mobile ist; und das ist unmöglich. Dies war wohl der entscheidende Schritt; aber noch vergingen mehrere Jahre, bis der gewissenhafte Forscher das Problem endgültig erledigt hatte, und es ist ungemein reizvoll, der Entwicklung weiter nachzuspüren.

Wenn sich darin die Größe eines Mannes erweist, daß er, seiner Zeit voraus, es vorahnt, in welcher Richtung die Wissenschaft gehen wird und gehen muß, um weiterzukommen, so zeigt sie sich nun in Helmholtz. Ganz klar, freilich ohne jede Enge und Beschränktheit, sah er: Nur die exakte, unbeeinflußte Erforschung der Einzeltatsache wird weiterführen. Jede müßige Spekulation, jeder Versuch, durch Naturphilosophie — der Begriff der „Lebenskraft" — physikalische Tatsachen schaffen oder erklären zu wollen, ist ihm unleidlich. Und wirklich beginnt ja in dieser Zeit die große Epoche der reinen Naturwissenschaft — die riesige horizontale Ausbreitung der Wissenschaft und des Wissensstoffes. So folgten zunächst exakte chemisch-physiologische Untersuchungen — chemische Vorgänge in den Muskeln der Frösche, „der alten Märtyrer der Wissenschaft"; dann schrieb er 1845 für die Enzyklopädie der medizinischen Wissenschaften den Artikel: „Wärme, physiologisch", der das große Thema schon deutlicher anschlägt, und auch die nächste Versuchsreihe, über die Muskelwärme, zielte in dieselbe Richtung, bis endlich der Plan reifte, die ganzen Fragen der „Erhaltung der Kraft" zusammenzufassen. Und er schrieb im Dezember 1846 an Du Bois: „Im nächsten Quartal habe ich Lazarettwache, da werde ich hauptsächlich Konstanz der Kräfte treiben."

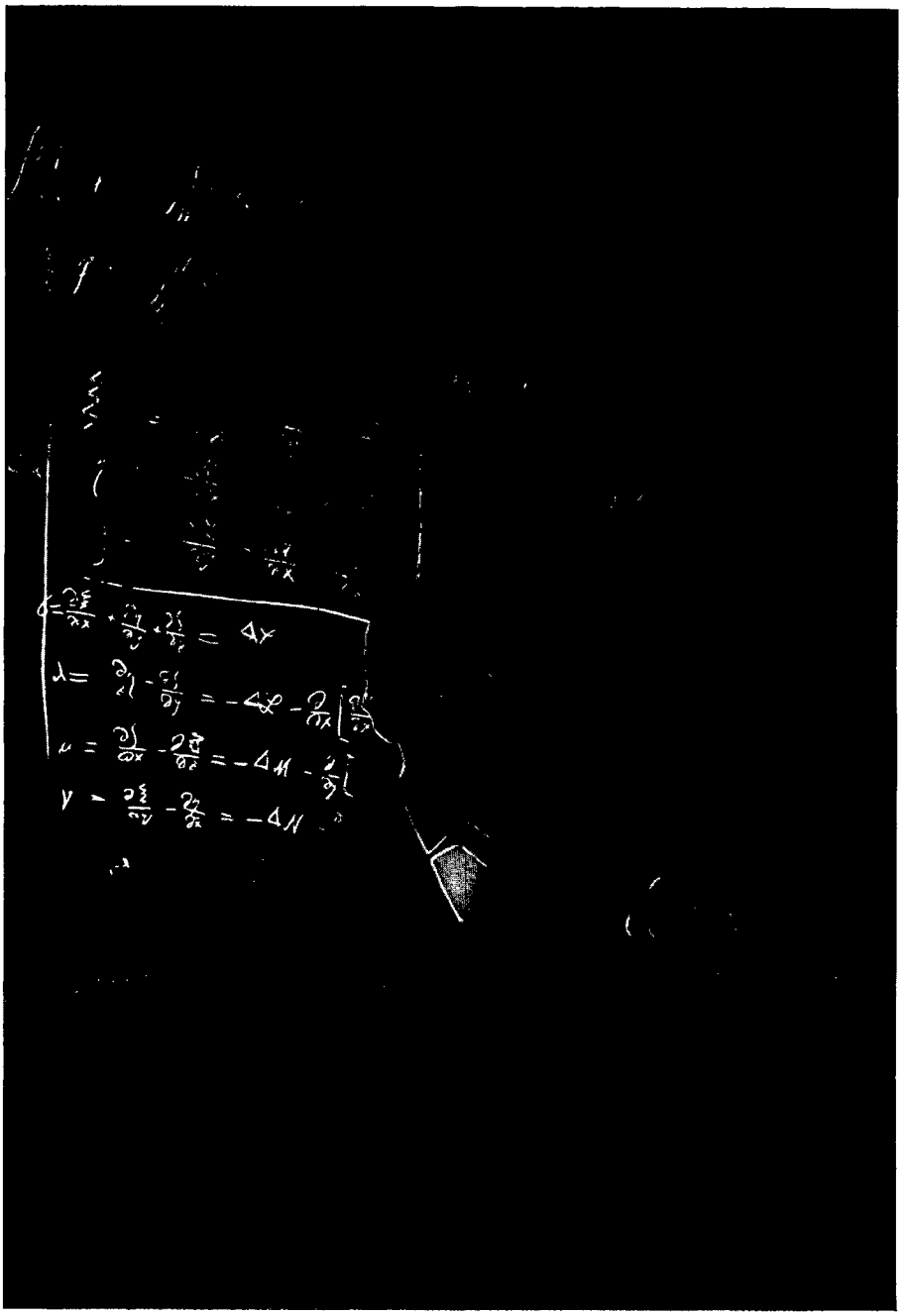
Mitte Februar 1847 endlich schickte er den Versuch einer Einleitung an Du Bois: „Nicht weil ich damit fertig zu sein glaube, denn ich habe eben beim Durchlesen gesehen, daß vielleicht nichts darin bleiben kann, sondern weil ich noch nicht absehe, wie oft ich ihn noch umarbeiten muß, ehe er fertig ist, und weil ich zu erfahren wünsche, ob du die Art der Darlegung für eine solche hältst, die bei Physikern Eingang finden kann. Ich habe mich bei der letzten Ausarbeitung zusammengenommen und alles über Bord geworfen, was nach Philosophie roch, soweit es nicht dringend nötig war, darum mögen einige Gedankenlücken geblieben sein. Du wirst aber ungefähr die Art der Beweisführung daraus sehen können . . ."

Du Bois nahm die Einleitung enthusiastisch auf — sie sollte unverändert bleiben: „ein historisches Dokument großer wissenschaftlicher Konzeption für alle Zeiten". Und am 23. Juni 1847 folgte die historische Sitzung in der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin.

Fünf Jahre vor Helmholtz, 1842, hatte der süddeutsche Arzt Robert Julius Mayer als erster den grundlegenden Satz von der Erhaltung der Kraft ausgesprochen; im Jahre 1845 hatte er ihn in seiner Schrift „Von der organischen Bewegung" in aller Schärfe begründet und durch einzelne Gedanken-Experimente erhärtet; auch Joule, der englische Physiker, hatte vor Helmholtz schon



Hermann von Helmholtz
Marmorbüste von Adolf von Hildebrand, 1891. Berlin, Preußische Akademie der Wissenschaften



Hermann von Helmholtz bei seiner letzten Vorlesung
an der Berliner Universität, 1894

entsprechende Versuche angestellt — so daß also Helmholtz durchaus nicht der erste gewesen ist. Gewiß, er überragte seine Vorgänger an mathematischer Klarheit und Einsicht gewaltig, und seine Arbeit ist vollkommen selbständig gewesen. Auch hat er niemals Prioritäts-Ansprüche erhoben — aber sein Verhalten gerade Mayer gegenüber hat ihm von vielen Seiten heftige Angriffe eingetragen, und der Streit ist weit über die Grenzen des Sachlichen und Berechtigten hinaus getragen worden. Folgendes liegt zugrunde: Helmholtz hat in dem — 1850 erschienenen — Jahresbericht der Physikalischen Gesellschaft für das Jahr 1847 über diese Fragen berichtet; und er tat dabei die Arbeit Mayers „Die organische Bewegung im Zusammenhang mit dem Stoffwechsel" und eine Arbeit von Donders „Der Stoffwechsel als Quelle der Eigenwärme bei Pflanzen und Tieren, 1847" mit den Worten ab: „Die Schriften von Mayer und Donders sind nur der Vollständigkeit wegen zitiert. Sie enthalten Zusammenstellungen der bekannten Fakta, im wesentlichen von denselben Gesichtspunkten aus angesehen, wie es der Referent im Jahresbericht für 1845 (also Helmholtz selber) getan hat." Und nun berichtet er ausführlich über seine eigenen Arbeiten. Nun — das, man kann es nicht leugnen, entspricht den Tatsachen nicht. Es mag vielleicht zu verstehen sein, daß Helmholtz enttäuscht sein mußte, wenn seine große Entdeckung nun ein andrer vor ihm gefunden hatte. Aber er ging zu weit — einmal, ein einziges Mal hat ihn sein Gewissen im Stich gelassen. Gewiß hat er schon 1854 in einem Vortrag über die Wechselwirkung der Naturkräfte auf Mayers Verdienst hingewiesen: „Der erste, welcher das allgemeine Naturgesetz, um welches es sich hier handelt, richtig auffaßte und aussprach, ist ein deutscher Arzt, J. R. Mayer in Heilbronn, 1842, gewesen." Gewiß hat er auch später Mayers Vorrecht Joule gegenüber verteidigt. Aber über ein paar anerkennende Worte gleich diesen ist Helmholtz niemals hinausgekommen.



Julius Robert Mayer

Trotz der allgemeinen Ablehnung der „Erhaltung" setzte sich Helmholtz mit seinen experimentellen Arbeiten als Wissenschaftler durch. Seine vorgesetzte Behörde entband ihn mit großzügiger Bereitwilligkeit vor Ablauf der Zeit von seiner Verpflichtung zum Militärdienst. Er ging als Lehrer der Anatomie an die Kunstakademie Berlin, kurz darauf nach Königsberg als Professor der Physiologie. Helmholtz war damals, 1849, achtundzwanzig Jahre alt; kurz vorher hatte er Olga von Velten geheiratet — und nun begann ein neuer, entscheidender

Abschnitt seines Lebens, entscheidend für äußere Anerkennung und für die innere Entwicklung. Immer wieder, in diesen Jahren und späterhin, bleibt es erstaunlich, wie leicht, wie geradezu selbstverständlich sich Helmholtz' Lebensweg gestaltet. Fast ohne sein Zutun ordnete sich sein Weg; große Männer wie Johannes Müller oder Alexander von Humboldt erkannten früh seine Fähigkeiten, und ihre Empfehlungen öffneten ihm mühelos die Bahn; Du Bois-Reymond, vielleicht der glänzendste unter seinen Jugendfreunden, verzichtete zu seinen Gunsten nicht nur einmal, sondern wiederholt auf angebotene Professuren, um Helmholtz freie und ungestörte Arbeitsmöglichkeit zu geben, und setzte seine ganze mitreißende Aktivität für ihn ein. Das von der Not erzwungene Medizinstudium führte Helmholtz fast zwangsläufig auf das neue, unendlich fruchtbare Gebiet der Physiologie, und gerade diese Arbeiten haben seinen Weltruhm erst begründet, und sie bewahrten ihn so vor der großen Gefahr, sich in abstrakt-theoretische Gedankengänge der mathematischen Physik zu früh und unfruchtbar zu verlieren. Wirklich — alles, was er unternahm, so scheint es, mußte ihm zum Guten ausschlagen; bescheiden und ruhig, fast ein wenig zu passiv, ging er den Weg, der sich ihm bot — und es war der Weg zum Erfolg.

In Königsberg (1849 bis 1855) befand er sich zum erstenmal in der glücklichen Lage, daß äußerer Beruf und innere Neigung zusammengingen. Er hatte seine große Arbeit abgeschlossen — und wenn auch die Anerkennung noch auf sich warten ließ, so blieb doch die Rückwirkung auf ihn selbst durchaus positiv; die glückversprechende Heirat, die unabhängige Stellung, das eigene Laboratorium, und sei es noch so bescheiden — alle äußeren Umstände waren günstig, und so gelangen Helmholtz in rascher Folge zwei seiner bekanntesten Entdeckungen. Die erste Arbeit war eine Fortsetzung seiner schwierigen physiologischen Untersuchungen über Muskelwärme und Muskelbewegung, über den zeitlichen Verlauf der Muskelreaktion und suchte nach der Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Nervenreizung. Die Frage war: wann ist die Muskelkraft am stärksten — im gleichen Augenblick, wenn der Reiz angekommen ist, oder erst ein wenig später?

Die Genialität dieser Arbeit liegt schon in der Fragestellung; in dem Gedanken, daß der Nervenreiz — etwas gewissermaßen „Geistiges" — Zeit gebrauchen könne, meßbare Zeit. Wirklich ist Helmholtz in dieser Beziehung oft mißverstanden worden. Eine Zeit, in der ein berühmter und gefeierter Professor der Physiologie — wie Ostwald berichtet — noch den Satz prägen konnte: „Die Physiologie hat mit Versuchen nichts zu tun, die sind gut für den Physiker!", mußte freilich erschrecken vor der rücksichtslos klaren Art, mit der Helmholtz und seine Freunde die experimentellen Methoden der Physik auf die Lebensvorgänge anzuwenden entschlossen waren. Ihm wurde krassester philosophischer Materialismus vorgeworfen, eine Art mangelnder Ehrfurcht vor dem Leben. Aber eben dies zeichnete ihn ja aus — die schmucklose Sachlichkeit seiner Problem-Ansicht. Die physikalische

Tatsache des Nervenreizes allein interessierte. Der Gedanke, darin könne etwa ein Materialismus verborgen liegen, kam ihm gar nicht; genau so wenig wie er bei der Formulierung der „Erhaltung der Kraft" eine philosophische Begründung materieller, physikalischer Tatsachen gegeben hatte oder geben wollte. Die schonungslose Klarheit, mit der er einer Verquickung philosophischer und physikalischer Angelegenheiten entgegentrat und jede Grenzüberschreitung, gleichviel von welcher Seite, verwarf — sie mag ihn fast ein wenig nüchtern erscheinen lassen. Es ist nicht so. Nur freilich, weil er tiefer sah als andere, und weiter als sie, konnte er sich nicht mit einem billigen und vorzeitigen „ehrfürchtigen Verstummen" begnügen und weigerte sich, schattenhafte, substanzlose Begriffsschemen als Erklärung gelten zu lassen. „Dieser Trieb, die Wirklichkeit durch den Begriff zu beherrschen, hat mich durch mein Leben geführt ...." „Die Kenntnis der Tatsache ist durch nichts anderes zu ersetzen." Nun — der Nervenreiz ist eine physikalisch erforschbare Tatsache — das Geheimnis des „Bewußtwerdens" beginnt erst später; wie Jeans einmal sagt: ‚Wir können die Sinnesreize bis an die Pforte des Bewußtseins verfolgen; dort klopfen sie an und verschwinden.' Allerdings hatte noch Johannes Müller fest geglaubt, der Reiz müsse unmeßbar kurze Zeit brauchen, er müsse mit einer Schnelligkeit, vielleicht der Lichtgeschwindigkeit mit ihren 300 000 km/sek vergleichbar, zum Gehirn rasen. Aber Helmholtz findet eine bemerkenswert niedrige Geschwindigkeit: 27 m/sek. „Also der Nervenreiz fließt nur dreimal schneller als der Orinoco!" rief Alexander von Humboldt voller Erstaunen, als er davon hörte; und Helmholtz selbst gab ein anschauliches Beispiel: Wenn ein Walfisch am Schwanz verletzt wird, merkt er es erst nach einer Sekunde, und erst nach einer weiteren Sekunde kann die Gegenbewegung erfolgen. Allerdings hatte Helmholtz keinen Walfisch zur Verfügung, und Humboldt hatte schon recht, wenn er schrieb: „Es gehört Ihr Scharfsinn und Ihr Talent im Experimentieren mit den feinsten Vorrichtungen dazu, um Zeitteile zu messen, in denen die Nervenwirkung sich fortpflanzt." Denn Helmholtz fand, daß eine meßbare Zeit — und zwar 0.0014 bis 0.0020 Sekunde — vergeht, während sich der Reiz durch 50—60 mm lange Froschnerven fortpflanzt. Und man muß bedenken, daß ihm für seine Apparate nur bescheidene Mittel zur Verfügung standen, daß er — der Arzt! — auch die physikalische Methodik entwickeln mußte, daß ihm die Vorlesungen viel Zeit nahmen und er im wesentlichen die kurzen Ferien für seine unendlich mühsamen und immer wiederholten Arbeiten verwendete.

Dennoch sandte er bereits am 15. Januar 1850 einen kurzen Bericht an Du Bois, Müller und Humboldt für die Berliner bzw. Pariser Akademie. Seiner Gewohnheit gemäß faßte Helmholtz die vorläufige Nachricht so kurz und unverständlich ab, daß ihm Du Bois ernsthafte Vorhaltungen machen mußte: „Deine Arbeit, ich sage es mit Stolz und Trauer, ist in Berlin nur von mir verstanden und gewürdigt worden. Du hast die Sache nämlich, nimm es mir nicht übel, so

maßlos dunkel dargestellt, daß Dein Bericht höchstens für eine kurze Anleitung zur Wiedererfindung der Methode gelten konnte . . ."

Nun, es gelang Du Bois, die Methode nach Helmholtz' Mitteilung „aufs neue zu erfinden", und er setzte sich mit aller Energie für den Freund ein; ja, er arbeitete die Arbeit textlich vollkommen um und erreichte endlich bei den Berliner Wissenschaftlern volles Verständnis; Humboldt setzte sich gleicherweise bei der Pariser Akademie ein.

Noch war der ganze Problemkreis, der sich an diese wichtige Entdeckung schließt, nicht entfernt ausgeschöpft, da glückte Helmholtz der zweite Fund — ganz außerhalb seiner bisherigen Arbeiten liegend: der Augenspiegel.

Die Netzhaut im Hintergrund des Auges soll durch das enge Loch der Pupille hindurch betrachtet und ein deutliches Bild von ihr gewonnen werden. Sie muß dazu zunächst einmal von vorn hell beleuchtet werden, und das ist die erste Schwierigkeit. Der Kopf des Beobachters schirmt das Licht ab. Denn das Auge ist ja eine Linse. Alles Licht, das von einer Lichtquelle, z. B. einer Kerze auf die Netzhaut fällt und von dort zurückgeworfen wird, verläßt das Auge genau so, daß es sich in der Lichtquelle wieder versammelt. Etwas grob gesagt: Wenn die Kerze Augen hätte, so könnte sie den Teil der Netzhaut erblicken, auf dem sich ihr eigenes Bild befindet, und keinen anderen. Wenn wir ohne Hilfsmittel in das menschliche Auge des Patienten hineinschauen, so können wir also nur den Teil der Netzhaut sehen, auf dem sich unsere eigene — dunkle — Pupille abbildet — das heißt: wir sehen gar nichts.

Man muß einen Trick anwenden — und das eben ist Helmholtz' Verdienst. Eine schräg gestellte, gewöhnliche Glasplatte spiegelt in ihrer Oberfläche das Licht einer hellen Flamme ins Innere des Auges; das zurückkehrende Licht fällt wieder, genau in derselben Richtung, auf die Glasplatte auf und wird zum Teil zur Flamme zurückgespiegelt. Zum anderen Teil aber durchsetzt es die Glasplatte und dringt hindurch. Bringe ich mein Auge an diese Stelle, in den Gang des durchgelassenen Lichts, so erhalte ich endlich Licht, das von der Retina, der Netzhaut des Patienten-Auges herkommt. Noch entsteht kein deutliches Bild, weil die Strahlen zu stark konvergieren; aber eine vorgesetzte Konkavlinse hebt diese Brechwirkung des fremden Auges auf — und nun entsteht tatsächlich ein klares Bild der fremden Netzhaut.

Eine klare, praktisch unermeßlich wertvolle und einfache Erfindung — kein Wunder, daß sie Helmholtz bei den Augenärzten und Physiologen der ganzen Welt bekannt machte und seinen Ruf fest begründete. Sogleich rundete Helmholtz durch eine Anzahl Versuche mit seinem neuen Instrument die Arbeit ab; er fand unter anderem, daß Licht nicht empfunden wird, wenn es den Sehnerv unmittelbar trifft — der „blinde Fleck" im Auge —; die Retina allein ist das lichtempfindliche Organ, und der Nerv leitet die Reize nur weiter. Zwischendurch griff Helmholtz auf die Nervenuntersuchungen zurück; zunächst folgte eine theoretische Grund-

legung dieser Arbeiten. Aus Physiker-Kreisen war ihm vorgeworfen worden, er sei bei seiner Untersuchung der Reizgeschwindigkeit nicht kritisch genug gewesen. Der elektrische Schlag, durch den er die Nerven reizte, könne möglicherweise längere Zeit dauern und so die Ergebnisse verfälschen. In einer mathematischen Untersuchung über elektrische Induktionsströme, die er an vielen Versuchen nachprüfte und bestätigt fand, wies er die Richtigkeit seiner Untersuchung nach, und man kann verstehen, wenn Du Bois schrieb: „Mir steht der Verstand still vor Deiner ungeheuren Arbeitskraft und dem Umfang Deiner Kenntnisse. Wie kannst Du nur zugleich neue Collegia lesen und solche Arbeiten zustandebringen?"

Und doch bedeuteten diese Untersuchungen nur den Auftakt zu dem gewaltigen Werk, das er nun in fast fünfzehnjähriger Arbeit ausbaute: zu dem großartigsten Lehrgebäude der Sinnesempfindungen, der physiologischen Optik und Akustik. Im Herbst 1851 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, und sein Habilitations-Vortrag — über die Gesichtsempfindungen — schlug zum erstenmal dies Thema an.

Optik, hauptsächlich physiologische Optik, füllte die meiste Zeit der folgenden Jahre aus. Bau und Wirkungsweise des Auges als optisches Instrument beschäftigten ihn. Er erfand das Ophthalmometer, ein geistreiches Instrument zur Bestimmung der Krümmung der Hornhaut, und entdeckte, daß die „Akkommodation" — die Einstellung des Auges auf nähere oder fernere Gegenstände — durch stärkere oder schwächere Krümmung der Augenlinse entsteht; die anatomische Erklärung dieses Vorganges, die er gab, wird heute noch im wesentlichen anerkannt.

Zwischendurch fand er noch Zeit, eine rein mathematisch-physikalische Arbeit, wieder über elektrische Induktionsströme, auszuarbeiten, Arbeiten über Muskel- und Nervenvorgänge auszuführen und die Erhaltung der Kraft in Einzelheiten wesentlich auszubauen und zu präzisieren. Eine ungeheure Arbeitsleistung, die auch körperlich eine gewisse Überanstrengung bedeutete; durch schwere Migräne-Anfälle verschaffte sich der Körper gewaltsam die notwendige Ruhepause. Im Herbst 1852 besuchte Helmholtz die Naturforscher-Versammlung in England und lernte, nun schon selbst ein Mann von Ruf und Namen, eine Reihe der großen englischen Forscher kennen — von hier stammt seine lebenslange Liebe zu England. Vor allem Faraday macht einen unvergeßlichen Eindruck: „Das waren für mich große und angenehme Augenblicke. Er ist einfach, liebenswürdig und anspruchslos wie ein Kind; ein so herzgewinnendes Wesen habe ich bei einem Manne noch nicht gesehen. Übrigens war er äußerst zuvorkommend, zeigte mir selbst alles, was zu sehen war. Das war aber wenig, denn einige alte Stücke Holz, Draht und Eisen schienen ihm zu den größten Entdeckungen zu genügen."

Traurige Gründe zwangen Helmholtz, Königsberg zu verlassen und sich um den frei werdenden Lehrstuhl für Anatomie in Bonn zu bewerben. Seine Frau schien

das rauhe Klima nicht vertragen zu können; der Beginn eines schweren Lungenleidens zeigte sich, und er erhoffte in dem milden rheinischen Klima Besserung für sie. So kehrte er noch einmal zur längst verlassenen Medizin zurück — und in seiner Weise war es ihm unmöglich, dies ihm doch fremde Gebiet zu betreten, ohne selbst wenigstens ein paar neue Arbeiten zustande zu bringen, die zwar nicht die Tiefe und Bedeutung der physiologischen Untersuchungen besitzen, aber doch bemerkenswert sind: Über die Bewegung des Brustkastens und der Armmuskeln. Daneben liefen die physiologischen Arbeiten; er hatte ein Handbuch der physiologischen Optik zu schreiben übernommen, aber es schritt nur langsam fort, „weil ich mich verleiten ließ, noch neue systematische Messungen auszuführen, namentlich an lebenden Augen, bei denen sich eigentlich nur so viel herausgestellt hat, daß die Formen der Augen so unregelmäßig sind, daß genaue Messungen gar nicht lohnen. Dann habe ich noch viel mit Farben experimentiert ..."

Ein großes Gebiet durchforschte er so in immer erneuten Untersuchungen der physiologischen Optik — es war wiederum ein ganz neu zu erschließendes Gebiet, das einem Forscher von Helmholtz' Gründlichkeit und Originalität mehr als genug Arbeitsstoff geben mußte. Aber die unerschöpfliche Fülle seines Genius — und seine einzigartige Fähigkeit, verschiedene Forschungsgebiete gleichzeitig zu bearbeiten — sie zwangen ihn, wieder ein neues Arbeitsfeld hinzunehmen und es in den folgenden Jahren auszubauen. Zu der physiologischen Optik gesellten sich seine grundlegenden akustischen Arbeiten. 1856 begann er seine Arbeiten über Tonempfindungen — nun nicht mehr überraschend, bei seiner ganzen Art, daß er mit aller Strenge der mathematischen Theorie wie mit allem Rüstzeug des Arztes an seine Aufgabe heranging und sie immer wieder durch mühselige Experimente unterstützte, untermauerte und nach jeder Richtung sicherte. Und zu allem anderen förderte das letzte Bonner Jahr noch eine rein mathematische Arbeit: „Über die Wirbelbewegungen in Flüssigkeiten" zutage, die sehr bekannt geworden ist und zu Helmholtz' schönsten und schwierigsten Arbeiten überhaupt zählt. Die Bonner Zeit mußte ihrer Natur nach eine Episode bleiben; Helmholtz war Physiker und Physiologe, nicht Anatom. So folgte er schon 1858 einem Ruf nach Heidelberg, an den physiologischen Lehrstuhl der damals unbestritten führenden deutschen Universität. In großzügiger Weise hat die badische Verwaltung dort all seine Wünsche erfüllt und sogleich ein neues Institut für ihn erbaut. Die Augen der gesamten wissenschaftlichen Welt waren nach Heidelberg gerichtet — der süddeutschen lebhaften Stadt, dem internationalen geistigen Zentrum, beherrscht von drei strahlenden Namen: Bunsen, Kirchhoff und Helmholtz, deren gemeinsames Wirken für die Stadt eine Glanzzeit ohnegleichen bedeutete, „wie sie selten für eine Universität da war und nicht leicht wiederkehren wird".

Die ersten Jahre der hoffnungsfroh begonnenen Heidelberger Zeit allerdings bedeuteten einen tragischen Tiefpunkt im Leben des großen Forschers. Bald nach der Übersiedlung starb sein Vater, kurz darauf, nach langer Krankheit, seine Frau —

mit zwei kleinen Kindern blieb er allein zurück. Die schmerzliche Trauer, die Nachwirkungen der Aufregung und übermäßigen Arbeit der letzten Jahre waren zu viel für ihn. Ohnmachtsanfälle und Erschöpfung warfen den einsamen Mann nieder. Er war am Ende seiner Kräfte. Zum erstenmal in seinem Leben versagte die Arbeitsfähigkeit und nahm ihm damit die Möglichkeit, sich durch gesteigerte Anspannung über den Schmerz und die plötzliche Leere hinwegzutäuschen. Ein längerer Aufenthalt bei Thomson in England richtete Helmholtz ein wenig auf — aber nach seiner Rückkehr wurde die Einsamkeit um so schwerer. „Ich mußte deshalb", so schrieb er, „ernstlich daran denken, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, und sollte dies einmal geschehen, so war es für alle Beteiligten am besten, es bald zu tun. Schließlich ist es schneller gekommen, als ich selbst vermutet hatte, denn wenn die Liebe erst einmal Erlaubnis erhalten hat, aufzukeimen, fragt sie nachher die Vernunft nicht mehr, wie schnell sie wachsen darf ..." Am 16. Mai 1861 heiratete er Anna von Mohl, eine geistig sehr bedeutende, lebendige, weltgewandte Frau.

Wir wissen, daß „weißes Licht" nicht einheitlich, sondern als ein Gemisch der Regenbogenfarben aufzufassen ist, und daß man zum Beispiel das Sonnenlicht durch ein Glasprisma wieder in seine Farben zerlegen kann, in ein leuchtendes, abgetöntes Band, ein Spektrum von Rot über Grün nach Violett verlaufend. Bestimmend für den Farbeindruck der reinen Farben ist zunächst die Wellenlänge des Lichts; sie ist für Rot am größten (7,3 zehntausendstel Millimeter) und für Violett am kleinsten (etwa 4 zehntausendstel Millimeter), und wir wissen auch, daß unser Auge nur einen verschwindend kleinen Wellenlängenbereich der elektromagnetischen Wellen — die von den Radiowellen bis herunter zu den Röntgenstrahlen und radioaktiven γ-Strahlen reichen — als Licht empfindet. Die entscheidende Tatsache aber ist die: unser Auge empfindet keine „Lichtakkorde" — es verschmilzt verschiedene Lichteindrücke zu einer einheitlichen Farbe. Schlägt man die Töne c und e auf dem Klavier an, so hört das Ohr einen Akkord, in dem die Einzeltöne deutlich unterscheidbar sind — es verschmilzt die beiden beileibe nicht zum Zwischenton d. Aber wenn man dem Auge gleichzeitig reines Rot und reines Gelb anbietet, so haben wir den zwingenden Eindruck, Orange zu sehen, ein Licht von mittlerer Wellenlänge. Physiologisch, für unsere Farbempfindung, sind die beiden durchaus gleich. Physikalisch, als elektromagnetischer Schwingungsvorgang, ist nicht die geringste Verwandtschaft zwischen dem Lichtgemisch Rot-Gelb und der einheitlichen Wellenlänge Orange.

Durch eine große Reihe sehr sauberer Versuche hat gerade Helmholtz diese Tatsachen bewiesen, und die Meinung von Brewster und auch Goethe, daß zum Beispiel rotes Licht sich beim Durchgang durch blaues Glas ein wenig bläulich färbt, einwandfrei widerlegen können.

Aber nicht allein dies ist bemerkenswert — was noch viel erstaunlicher ist: die ganze unübersehbare Fülle von Farbabstufungen läßt sich durch Mischung aus nur

drei Grundfarben darstellen; aus Rot, Grün und Violett etwa, in geeigneter Weise gemischt, läßt sich jede beliebige Farbe in jeder beliebigen „Sättigung" erzielen. Die Helmholtzsche Theorie des Farbensehens — in ihr sind Gedanken des scharfsinnigen englischen Arztes Thomas Young vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wiederaufgenommen und wesentlich weitergeführt — nimmt nun an, daß jede Lichtwelle beim Auftreffen auf die lichtempfindlichen Netzhautzellen, die Zapfen, dort einen dreifachen Reiz auslöst, der im Gehirn zur Rot-, Grün- und Violett-Empfindung führt; daß also gewissermaßen im Sehzapfen eine Rot-, eine Grün- und eine Violett-Substanz vorhanden sein müsse. Nur die Intensität dieser drei Reize ist für jede einfallende Lichtschwingung verschieden; langwelliges Licht wirkt vorzugsweise auf die Rot-Substanz und beeinflußt die beiden anderen kaum; dem Gehirn wird also der Eindruck „Rot" in fast vollkommener Reinheit übermittelt. Licht von etwas kürzerer Wellenlänge regt die Rot- und die Grün-Substanz stark, die violette wenig an — wir empfinden die Mischfarbe Gelb, und es ist nach dieser Theorie dann selbstverständlich, daß in der Empfindung nicht unterschieden wird, ob dem Auge Rot und Grün gleichzeitig — also zwei verschiedene Wellenlängen — oder nur reines Gelb — also eine einzige Wellenlänge, physikalisch reines Licht — angeboten wird, da eben auch das physikalisch reine Gelb nur als gleichzeitige Anregung von Rot- und Grün-Empfindung auf das Gehirn wirken kann und gesehen wird. Die Theorie ist bestechend einfach; sie erklärt gewisse Kontrasterscheinungen (die „negativen Nachbilder") und auch manche Fälle von Farbenblindheit ohne Schwierigkeit; andere Punkte freilich bleiben schwerer verständlich (gleichzeitiger, „simultaner" Kontrast). Sie ist auch nicht unwidersprochen geblieben.

Aber ganz abgesehen von ihrer heutigen Bedeutung — Helmholtz' Farbentheorie ist, worauf unter anderen von Kries hingewiesen hat, aufschlußreich und charakteristisch für sein gesamtes Denken. Sie ist gekennzeichnet durch ein Minimum an Voraussetzungen, auf den eigentlichen Sehvorgang ging Helmholtz gar nicht weiter ein; der mathematische Zusammenhang war es, der ihn besonders interessierte. Daß man wirklich durch drei Farben die ganze unendliche Skala darstellen kann und daß dieser Zusammenhang sich mathematisch fassen, sich sozusagen durch eine Gleichung mit drei Veränderlichen darstellen läßt — das ist es, was dies mathematische Genie so fesselte, und der Satz, daß „eine Wissenschaft in dem Grade Wissenschaft ist, als Mathematik in ihr enthalten ist", wird ihm zur Wahrheit und zum Wesentlichen. Daß die Farbempfindungen sich gewissermaßen in drei Dimensionen fassen lassen, daß sie eine dreifältige Menge bilden, dieser Zusammenhang fesselte ihn so sehr, daß er die optischen Empfindungen oft in Parallelen zu den drei Dimensionen des Raums gesetzt hat, ohne sich allerdings hierbei jemals in vielleicht naheliegende Spekulationen zu verirren.

Noch ein anderer Zug in Helmholtz' Gedankenwelt prägt sich auch der Lehre von der Gesichtsempfindung ein. Es ist seine starke — überstarke? — Bewertung

Brief von Hermann von Helmholtz
an seinen Vater, über die Erfindung des Augenspiegels
(Berlin, Frau Ellen von Siemens-Helmholtz)

Koenigsberg d. 17. 12. 50.

Lieber Vater,

zuvörderst meine besten Wünsche zu Deinem Geburtstage und das neue Jahr, welches Du antrittst; mit Deiner Gesundheit scheint es sich ja in der letzten Zeit gut gehalten zu haben, in der Beziehung wünsche ich Dir vor Allem ein vortreffliches Gedeihen.

Bei uns hier regnet es seit Anfang September fast ununterbrochen, so daß man leider nicht viel in das Freie kommen kann. Dessenungeachtet ist es mir mit meiner Gesundheit, seitdem die Sommerhitze vorüber ist, ganz gut gegangen, und ich bin auch mit meinen Arbeiten weitergerückt. Der Druck meiner Abhandlung über Zeitmessungen der Muskel- und Nervenvorgänge ist vollendet, leider die Tafel noch nicht, so daß ich sie Dir noch nicht schicken kann. Einen populären Vortrag über denselben Gegenstand habe ich neulich hier in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft gehalten, und werde Dir davon das Manuscript nächstens zuschicken, hälst Du es für passend, so kannst Du vielleicht die litterarische Gesellschaft damit erquicken, wenn daselbst etwa Mangel an Vorträgen ist. Ich habe hier allerdings noch zwei ganz kurze Erklärungen mit Tafelzeichnungen über Specialitäten gegeben, die aber für das Ganze unwesentlich sind. Falls Du ihn nicht vortragen solltest, gieb ihn doch an den Regimentsarzt Puhlmann zum Durchlesen, und bewahre ihn auf, damit ich ihn bei Gelegenheit zurück erhalten kann. Vorläufig wird hier das Manuscript noch von einigen Leuten verlangt, unter anderem von Excellenz v. Schön, dem gewesenen Minister, dem ich neulich in Folge des von ihm geäußerten Wunsches mit Olgas Onkel Ulrich auf seinem Landgute meine Aufwartung gemacht habe.

Betreffs der Zeitmessungen habe ich bis jetzt noch keine neueren Resultate, sondern die Zeit mit Construction anderer Apparate, und nöthigen Vorarbeiten hingebracht. Außerdem habe ich aber bei Gelegenheit meiner Vorträge über Physiologie der Sinnesorgane eine Erfindung gemacht, welche möglicher Weise für die Augenheilkunde von dem aller bedeutendsten Nutzen sein kann. Sie lag eigentlich so auf der Hand, erforderte weiter keine Kenntnisse, als was ich auf dem Gymnasium von Optik gelernt hatte, daß es mir jetzt lächerlich vorkommt, wie andere Leute und ich selbst so vernagelt sein konnten, sie nicht zu finden. Es ist nämlich eine Combination von Gläsern, wodurch es möglich wird, den dunklen Hintergrund des Auges durch die Pupille hindurch zu beleuchten, und zwar ohne ein blendendes Licht anzuwenden, und gleichzeitig alle Einzelheiten der Netzhaut

genau zu sehen, sogar genauer, als man die äußeren Theile des Auges ohne Vergrößerungen sieht, weil die durchsichtigen Theile des Auges dabei die Stelle einer Loupe von 20maliger Vergrößerung für die Netzhaut vertreten. Man sieht die Blutgefäße auf das zierlichste, Arterien und Venen verzweigt, den Eintritt des Sehnerven in das Auge u. s. w. Bis jetzt war eine Reihe der wichtigsten Augenkrankheiten zusammengefaßt unter dem Namen „schwarzer Staar", eine Terra incognita, weil man über die Veränderungen im Auge weder im Leben, noch selbst meistens im Tode etwas erfuhr. Durch meine Erfindung wird die speciellste Untersuchung der inneren Gebilde des Auges möglich. Ich habe dieselbe als ein sehr vorsichtig zu behandelndes Ei des Columbus sogleich in der physikalischen Gesellschaft in Berlin als mein Eigentum proclamiren lassen, lasse gegenwärtig ein solches Instrument arbeiten, welches besser und bequemer ist, als meine bisherigen Pappklebereien, werde dann wo möglich mit unserem hiesigen Hauptaugenarzte Untersuchungen an Kranken anstellen, und dann die Sache veröffentlichen.

Grüßt die Geschwister, laßt es Euch gut gehn, und denkt freundlich an Euren

Herrmann

Koenigsberg d. 17. 12. 50.

Lieber Vater,

zuvörderst meine besten Wünsche zu Deinem Geburtstage und das neue Jahr, welches Du antrittst; mit Deiner Gesundheit scheint es sich ja in der letzten Zeit gut gehalten zu haben, in der Beziehung wünsche ich Dir vor Allem ein vortreffliches Gedeihen.

Bei uns hier regnet es seit Anfang September fast ununterbrochen, so daß man leider nicht viel in das Freie kommen kann. Dessenungeachtet ist es mir mit meiner Gesundheit, seitdem die Sommerhitze vorüber ist, ganz gut gegangen, und ich bin auch mit meinen Arbeiten weitergerückt. Der Druck meiner Abhandlung über Zeitmessungen der Muskel und Nerven vorgänge ist vollendet, leider die Tafel noch nicht, so daß ich sie Dir noch nicht schicken kann. Einen populären Vortrag über denselben Gegenstand habe ich neulich hier in der physikalisch ökonomischen Gesellschaft gehalten, und werde Dir davon das Manuscript nächstens zuschicken. Hältst Du es für passend, so kannst Du vielleicht die litterarische Gesellschaft damit erquicken, wenn daselbst etwa Mangel an Vorträgen ist. Ich habe hier allerdings noch zwei ganz kurze Erklärungen mit Tafelzeichnungen

über Specialitäten gegeben, die aber für das Ganze unwesentlich sind. Falls Du ihn nicht vortragen solltest, gieb ihn doch an den Regimentsarzt Fuhlmann zum Durchlesen, und bewahre ihn auf, damit ich ihn bei Gelegenheit zurück erhalten kann. Vorläufig wird hier das Manuscript noch von einigen Leuten verlangt, unter anderem von Excellenz v. Schön, dem gewesenen Minister, dem ich neulich in Folge des von ihm geäußerten Wunsches mit Olgas Onkel Ulrich auf seinem Landgute meine Aufwartung gemacht habe.

Betreffs der Zeitmessungen habe ich bis jetzt noch keine neueren Resultate, sondern die Zeit mit Construction anderer Apparate, und nöthigen Vorarbeiten hingebracht. Außerdem habe ich aber bei Gelegenheit meiner Vorträge über Physiologie der Sinnesorgane eine Erfindung gemacht, welche möglicher Weise für die Augenheilkunde von dem allerbedeutendsten Nutzen sein kann. Sie lag eigentlich so auf der Hand, erforderte weiter keine Kenntnisse, als was ich auf dem Gymnasium von Optik gelernt hatte, daß es mir jetzt lächerlich vorkommt, wie andere Leute und ich selbst so vernagelt sein konnten, sie nicht zu finden. Es ist nämlich eine Combination von Gläsern, wodurch es möglich wird den dunklen Hintergrund des Auges durch die Pupille hindurch zu beleuchten, und zwar ohne ein blendendes Licht anzuwenden, und gleichzeitig alle Einzelheiten der Netzhaut genau zu sehen, sogar genauer, als man die äußeren Theile der Auges ohne Vergrößerungen sieht, weil die ~~Ne~~ durchsichtigen Theile des Auges dabei

die Stelle einer ~~als~~ Loupe von 20maliger Vergrößerung für die Netzhaut ~~wirken~~ vertreten. Man sieht die Blutgefäße auf das zierlichste, Arterien und Venen verzweigt, den Eintritt des Sehnerven in das Auge u.s.w. Bis jetzt war eine Reihe der wichtigsten Augenkrankheiten, zusammengefaßt unter dem Namen „schwarzer Staar", eine Terra incognita, weil man über die Veränderungen im Auge weder im Leben, noch selbst meistens im Tode etwas erfuhr. Durch meine Erfindung wird die speciellste Untersuchung der inneren Gebilde des Auges möglich. Ich habe dieselbe als ein sehr vorsichtig zu behandelndes Ei des Columbus sogleich in der physikalischen Gesellschaft in Berlin als mein Eigenthum proclamiren lassen, lasse gegenwärtig ein solches Instrument arbeiten, welches besser und bequemer ist, als meine bisherigen Pappklebereien, werde dann wo möglich mit unserem hiesigen Hauptaugenarzte Untersuchungen an Kranken anstellen, und dann die Sache veröffentlichen.

Grüßt die Geschwister, laßt es Euch gut gehn, und denkt freundlich an Euren

Herrmann

der Erfahrung, der Erlernbarkeit. Er war sich dessen wohl bewußt, daß etwa Weiß — farblos — durchaus als einfacher, grundlegender Eindruck erscheint und daß seine Theorie, die eine ursprüngliche Weiß-Empfindung ja nicht kennt, sondern sie immer als Rot-Grün-Violett-Mischung auffaßt, dem normalen „natürlichen" Empfinden widerstrebt. Aber er hielt es nicht für nötig, seine Anschauung sozusagen mit einer zusätzlichen „Weiß-Hypothese" zu belasten; die tausendfältige Erfahrung von Kindheit an erklärt ihm zur Genüge die scheinbare Sonderstellung der farblosen Weiß- oder Grau-Empfindung.

Noch stärker prägt sich die Rolle der Erfahrung in seiner Lehre von der Raumwahrnehmung aus. Die vorher und nachher oft vertretene „nativistische" Theorie ging davon aus, daß auf Grund angeborener Fähigkeiten das Auge neben Helligkeit und Farbe auch einen „Entfernungseindruck" der Gegenstände empfängt; daß also der optischen Empfindung gleich ein Etikett über die „räumliche Lage des Gegenstandes" angeheftet sei. Aber gegen „angeborene Fähigkeiten" hat Helmholtz immer protestiert, sie erschienen ihm überflüssig und nutzlos, und so meint er, die Raumvorstellung entwickle sich erst nach und nach auf Grund unserer Erfahrungen; der Tastsinn besonders spielt eine große Rolle beim Aufbau der räumlichen Anschauung. Auch hier wieder hat die Forschung zu einem Kompromiß zwischen extrem „nativistischer" und der Helmholtzschen „empiristischen" Theorie geführt.

Der physiologischen Optik schloß sich die physiologische Akustik an; auch sie das grundlegende und bis heute richtunggebende Werk, auch sie das breit angelegte Fundament einer ganzen Wissenschaft, und wieder mit der großartigen, universalen Fülle seiner Kenntnisse aller Gebiete geplant und durchgeführt.

So entdeckte er die Rolle der Obertöne; er fand, daß eine schwingende Geigensaite zum Beispiel nicht nur den lauten, normalen Ton erzeugt, sagen wir das „a", sondern daß sie gleichzeitig eine Reihe weiterer Töne, die zwei-, drei-, vier-, fünfmal so schnell schwingen, aussendet: die Obertöne. Und das stärkere oder schwächere Vorhandensein dieser Obertöne, so erkennt er, ist ausschlaggebend für den rein ästhetischen und so schwer faßbaren Begriff der „Klangfarbe" eines Instruments; er wandte seine Erkenntnis auf die menschliche Stimme und die Vokale an, er berechnete — mathematisch ungeheuer schwierig — die Luftbewegung in offenen Pfeifen, und er schuf endlich eine Theorie der Tonleiter und eine Theorie des Hörens: die Resonanz-Theorie. Wie der physiologischen Optik eine Untersuchung über den Bau des Auges voranging, so unternahm er es hier, zunächst das Ohr anatomisch zu untersuchen und es als akustisches Instrument zu begreifen. Er erkannte die Bedeutung der am Trommelfell aufsitzenden Knöchelchen: Hammer, Amboß und Steigbügel, die ein präzises Hebelsystem darstellen, um die Schwingungen des Trommelfells — die durch die auftreffenden Schallwellen erzwungen werden — mit geringerer Schwingungsweite und dafür verstärkter Kraft weiterzugeben. Und er fand schließlich in den rund 25000 Faserzellen des „Cortischen Organs" nach seiner Meinung die eigentlichen Hörorgane. Wie eine

Stimmgabel, die man auf das Klavier stellt, nur bei einem ganz bestimmten Ton mitschwingen wird — ihr „Resonanzton", derselbe, den sie selbst aussendet, wenn sie angeschlagen wird —, so soll jede dieser Faserzellen nur für eine ganz bestimmte Schwingungszahl „ansprechen" und zum Mitschwingen erregt werden und dadurch über den Hörnerv die Erregung an das Gehirn weitergeben. Der Geigenton „a" etwa, der unser Trommelfell trifft, bringt erstens die Faser mit dem gleichen Ton „a" zum Schwingen; zudem aber auch alle die Fasern, die den vorhandenen Obertönen entsprechen; sie leiten die Reize weiter, und wir hören den Ton „a" in der charakteristischen — wie gesagt durch die Obertöne bedingten — Klangfarbe.

So weit die Hörtheorie, die ebenfalls noch heute nicht verdrängt worden ist, wenngleich es nicht an Versuchen fehlte, andere an ihre Stelle zu setzen. Aber Helmholtz drang weiter vor; er überschritt, durch seine Erkenntnisse fast zwangsläufig getrieben, die Grenze zwischen Ästhetik und Wissenschaft und prüfte, ob sich die Harmonie der Töne auf regelmäßige, die Disharmonie auf unregelmäßige Schwingungen zurückführen läßt, und glaubte die Frage bejahen zu müssen.

Gerade seine Arbeiten der letzten Jahre zeigen einen immer stärker ausgeprägten Zug, ein Problem nicht starr fachlich zu behandeln, nicht eng, sondern es philosophisch, besser erkenntnistheoretisch zu durchdringen. Die Reife und Sicherheit seiner Persönlichkeit kommt nun in Zielsetzung und Art der Arbeit zur Geltung. Immer mehr fällt alle Beschränkung, alle Äußerlichkeit und alle zufällige Bedingtheit ab, und wunderbar klärt und rundet sich das Bild des großen Mannes. Er hat die physiologische Akustik abgeschlossen — die, obgleich er sieben Jahre daran gearbeitet hat, „äußerst amüsant gewesen ist", weil er weiter, als er selbst zu hoffen wagte, in das Gebiet der Musik mit seinen Theorien eindrang. „Wenn man aus einem richtigen allgemeinen Prinzip die Folgerungen in den einzelnen Fällen seiner Anwendung entwickelt, so kommen immer neue Überraschungen zum Vorschein, auf die man vorher nicht gefaßt war. Und da sich die Folgerungen nicht nach der Willkür des Autors, sondern nach ihrem eigenen Gesetz entwickeln, so hat es mir oft den Eindruck gemacht, als wäre es gar nicht meine eigene Arbeit, die ich niederschreibe, sondern als ob ich nur die Arbeit eines anderen niederschriebe."

*

Die zweite Heirat ist die große Zäsur im Leben des Gelehrten; schon längst weltberühmt unter den Männern vom Fach schickte er sich nun an, die Erfolge seiner Arbeit auch nach außen hin zu ernten; seinem wissenschaftlichen Ruhm gesellten sich die äußeren Ehrungen. Vielleicht sind die Heidelberger Jahre seine glücklichsten und erfolgreichsten gewesen. Er beendete endlich, in weitgespannter Zusammenfassung, die Arbeiten am optischen Handbuch und an der physiologischen Akustik. Es ist kein Wunder, daß Helmholtz die physiologischen Untersuchungen zum Abschluß bringen wollte. Nicht nur das ist der Grund, daß sie sich schon zu lange hinzogen — die Wissenschaft, die er selbst mit begründete, war mittlerweile

mächtig gewachsen. Nicht einmal Helmholtz selbst war es möglich, noch alle Einzelheiten des weit verzweigten Gebiets zu übersehen — der Begründer verlor die Macht über seine eigene Schöpfung. Einzigartig in der Geschichte der Wissenschaft und von entscheidender Bedeutung für das Verständnis des großen Forschers war seine Reaktion auf diese Entwicklung, zu der sich fast jeder wirklich neue Wege einschlagende Wissenschaftler einmal zu stellen hat. Als Fünfzigjähriger, auf der Höhe seines Ruhms als Physiologe — in einem Alter und einer Stellung, in dem fast notgedrungen die eigene Forschertätigkeit mehr und mehr zurücktreten mußte, wandte er sich mit unverminderter Arbeitskraft einer neuen Disziplin zu: der mathematischen Physik. Als Nachfolger von Magnus übernahm er den physikalischen Lehrstuhl an der Berliner Universität; wieder war es Du Bois, der seinen alten Freund für Berlin zu gewinnen suchte, und diesmal ging das preußische Unterrichtsministerium auf alle Forderungen ohne Schwierigkeiten ein. So schloß sich der Kreis, so kehrte der große Mann endlich zur Leidenschaft seiner Jugendjahre zurück, zur reinen Physik, der immer seine Gedanken und seine Liebe gehört hatten. Mit allen Ehren empfangen, hielt er seinen Einzug in die Reichshauptstadt.

Fast unvorstellbar ist die Arbeitsleistung, die Helmholtz in dieser Zeit erledigte; die Vorlesungen, die er mit all seiner Gründlichkeit und Methodik ausbaute, obwohl er als Lehrer niemals auch nur entfernt die Bedeutung und die Resonanz gehabt hat wie als Forscher, absorbierten einen weiteren Teil seiner Arbeitskraft. Dazu kamen gesellschaftliche Verpflichtungen; wie in Heidelberg so wurde bald auch in Berlin sein Haus zum Mittelpunkt lebhafter, bedeutender Geistigkeit.

Es waren vor allem elektrodynamische Arbeiten, die ihn zunächst fesselten, experimentelle und theoretische Untersuchungen; aber noch immer blieb er — „Meister auf vielen Gebieten, durchdringender und umfassender Kenner im Gesamtgebiet der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung" — seiner staunenswerten Fähigkeit treu, die verschiedensten Fragen in buntem Durcheinander zu behandeln, wie sie sich seinem Blick boten. So folgten Arbeiten über die Leistungsfähigkeit der Mikroskope, in denen er zum gleichen, noch heute gültigen Resultat wie Abbe in Jena gelangt: Die Mikroskope können nur Gegenstände scharf sichtbar machen, die mindestens ungefähr so groß wie die Lichtwellenlänge sind. So untersuchte er optische Fragen (Dispersion), so kam er wieder auf physiologische Arbeiten zurück, so faßte er auch als erster in einem Londoner Vortrag zum Gedächtnis von Faraday den großartigen Gedanken, daß es „Elektrizitäts-Atome" geben müsse: die Elektronen, wie wir sie heute nennen, kleinste, unteilbare Einheiten der Elektrizität; eine Vorstellung, die eigentlich erst in unserer Zeit ihre grundlegende Bedeutung erwiesen hat. So wendete er das Energieprinzip auf die Gedankenreihen der theoretischen Wärmelehre, der Thermodynamik, an und benutzte die erhaltenen Gleichungen zur Berechnung galvanischer Elemente. Gerade diese thermodynamischen Arbeiten, die in den berühmten Helmholtz-

Gibbsschen Gleichungen gipfelten (der Amerikaner Gibbs hat dieselben Probleme behandelt, und ohne voneinander zu wissen, haben die beiden Forscher das gleiche Resultat, nicht nur inhaltlich, sondern auch der mathematischen Form nach erhalten — ein wunderbares Beispiel der Folgerichtigkeit und des beinahe „eigenen Lebens der physikalischen Gesetze"), gehören zu Helmholtz' tiefsten und weitesten tragenden Untersuchungen. Und auch die letzte seiner großen Untersuchungen, an der er noch in seinem Todesjahr gearbeitet hat, ist dazu zu rechnen: die Untersuchung über das „Prinzip der kleinsten Wirkungen", in dem er den Schlüssel zur tieferen, umfassenderen physikalischen Erkenntnis ahnte. Wirklich hat es in der neuesten Entwicklung der Physik eine überraschende Hauptrolle gespielt. So griff er mit den wesentlichsten seiner Forschungen noch einmal am Ende seines Lebens zurück auf die große Tat seiner Jugend — das Gesetz von der Erhaltung der Energie.

So oft hatten ihn seine Arbeiten über das begrenzt Fachliche hinausgeführt; die sinnesphysiologischen Arbeiten vor allem zwangen ihn geradezu, sich auch in philosophischer, erkenntnistheoretischer Hinsicht Rechenschaft abzulegen.

„Wie ein Physiker Fernrohr und Galvanometer untersuchen muß, mit denen er arbeiten will, sich klarmachen, was er damit erreichen, wo sie ihn täuschen können, so schien es mir geboten, auch die Leistungsfähigkeit unseres Denkvermögens zu untersuchen."

Und wie in seinen physiologischen Arbeiten, so maß er auch hier der Erfahrung die wesentliche Rolle zu. Die Sinnesempfindungen sind nur Zeichen für die Beschaffenheit der Außenwelt — Zeichen, die nicht von vornherein eine bestimmte, eingeborene Bedeutung für uns besitzen. Ihre Deutung muß durch Erfahrung gelernt werden. Die Frage, auf die alle Erkenntnistheorie immer hinauslaufen wird: „Wie ist Mathematik, Geometrie (und auch Logik) möglich, sind es dem Menschen angeborene Fähigkeiten, von irgendeinem unerforschbaren Höheren unserem Geist a priori innewohnend, oder sind auch sie nur erlernt, aus der Erfahrung mehr oder weniger unbewußt abgeleitet?" diese Frage, die Kant im ersten Sinne für das „a priori" beantwortet, entschied Helmholtz in aller Schärfe im anderen Sinn. Auch die Geometrie ist eine Erfahrungswissenschaft. Ihre Euklidischen Axiome, ihre Grundvoraussetzungen sind nicht denknotwendig — wir halten sie nur dafür, weil die Beschaffenheit unserer begrenzten Außenwelt uns gerade auf diese, auf die Euklidischen Axiome führt. Aber Helmholtz hielt eine nicht-euklidische Geometrie — einen „gekrümmten Raum" — nicht nur für denkbar, sondern sogar für anschaulich vorstellbar, und er berührte sich in dieser berühmten Abhandlung auf fast erschreckende Weise mit der Gedankenwelt der allgemeinen Relativitätstheorie, für die uns heute eine Reihe nicht fortzuleugnender Tatsachen zu sprechen scheinen. Ja wenn man so sagen darf, Helmholtz geht noch einen Schritt weiter in der Richtung der modernen Naturphilosophie und Physik; er kommt zu dem Schluß, daß zwar das Kausalgesetz notwendigerweise von uns

„gewünscht" werden muß. — „Es spricht das Vertrauen auf die vollkommene Begreifbarkeit der Welt aus" — aber entscheiden, ob es gilt oder nicht, kann auch hier nur die Erfahrung. „Für die Anwendbarkeit des Kausalgesetzes aber haben wir keine weitere Bürgschaft als seinen Erfolg" (und wer kann heute in der Quantenmechanik noch von der vollkommenen Begreifbarkeit der Welt — im alten Sinne — sprechen?) Es hat wohl wenig Sinn, in den Schriften der alten Denker nach Vorausahnungen der heutigen Erkenntnisse zu suchen; es besagt zu wenig, so leicht man auch Analogien finden mag. Aber in Helmholtz' Anschauungen, wie wir sie eben skizzierten — in Sätzen wie: Es hat keinen Sinn, nach der Substanz forschen zu wollen, wahrnehmbar ist nur das Gesetz; in seiner Vorhersage, daß wir auf eine weitere Zerlegung der chemischen Elemente gefaßt sein müssen, in all dem liegt ja mehr als bloße Analogie. Sie sind ein Zeichen jener weisen und gewollten Beschränkung auf das Beobachtbare, die die Physik im Taumel der Entwicklung nach Helmholtz und in seiner Zeit so häufig vergessen hat und die zurückerobert zu haben die große Tat der heutigen Männer des letzten Jahrzehnts gewesen ist. Ein Zeichen sind sie jener stolzen Bescheidenheit, die im Erforschen der Tatsachen und der sie verbindenden Gesetze allein die Aufgabe der Naturforschung sieht — die keine Mystik und auch keinen romantischen Rationalismus nötig hat, das Geheimnisvolle, Unerschöpfliche der Natur zu verstehen. Helmholtz ist immer der festen Gewißheit gewesen, daß im letzten Grunde der Künstler und der Wissenschaftler dieselben Aufgaben zu leisten — daß sie Wahres, Gesetzmäßiges zu erkennen und darzustellen haben. So klärt und rundet sich das Bild des Forschers — der nicht nur ein Gelehrter war, sondern ein Weiser — von dem nur ein Eindruck bleibt: der eines verstehenden, gütigen Menschen.

Noch einmal, 1888, trat eine glückliche Wendung in seinem äußeren Leben ein: Werner von Siemens stiftete sehr erhebliche Mittel zum Bau einer Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, die dem Freund die Entlastung von den Amtsgeschäften eines Professors geben und ihm mehr freie Zeit für eigene Arbeit lassen sollte. Freilich brachte die notwendig werdende Organisation zunächst eher eine Verstärkung der Nebenarbeit; aber Helmholtz scheint sie gern erledigt zu haben, und in kluger Schonung seiner Kräfte konnte er auch hier noch glückliche und erfolgreiche Arbeit leisten; es waren seine letzten Jahre. 1893 besuchte er in amtlichem Auftrag eine Fachversammlung in Amerika, und auf der Rückreise verunglückte er auf der Schiffstreppe, erlitt einen schweren Blutverlust, von dem er sich nicht mehr erholte. Im Juni des Jahres 1894 erlitt er einen Schlaganfall, und am 8. September starb Hermann von Helmholtz, dieser Mann, den drei Wissenschaften für sich beanspruchen können: Physik, Medizin und Physiologie — Begründer und Vollender des klassischen Zeitalters der Naturwissenschaft zugleich.

Alfred Krupp

1812—1887

Von

Jakob Strieder

Stärker als im Mittelalter und während der Blüte des deutschen Frühkapitalismus in der Fugger- und Welserzeit hatten im Zeitalter des Merkantilismus die deutschen Regierungen die Wirtschaft ihrer Länder durch wirtschaftspolitische Maßnahmen zu heben versucht. Aber auch diese Epoche einer Gewerbe und Handel fördernden Regierungspolitik konnte die kräftige private Initiative eines hochstrebenden Unternehmertums nicht entbehren. Wir wissen, daß die Grundlagen zu einigen, später sehr bedeutsamen deutschen Industrien im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht so sehr durch staatliche Maßnahmen geschaffen worden sind, sondern vielmehr der Tatkraft tüchtiger und weitschauender Unternehmer ihr Dasein verdankten. Man denke etwa an die Begründung der Krefelder Seidenindustrie durch die Familie von der Leyen.

Kraftvoll freilich entfaltete sich ein modernes deutsches Unternehmertum erst wieder im neunzehnten Jahrhundert, als die von England ausgehenden Gedanken und Forderungen der Freiheit des Einzelnen in der Verfolgung seiner wirtschaftlichen Interessen sich auch in Deutschland breitmachten und die staatliche Einflußnahme auf das Wirtschaftsleben gewaltig zugunsten eines wirtschaftlichen Individualismus eindämmten. Jetzt treten — deutlicher schon in den dreißiger Jahren, ganz offensichtlich aber dann besonders in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts — in mehreren Teilen Deutschlands, vornehmlich im Rheinland, Unternehmerfiguren verschiedener Art dem beobachtenden Wirtschaftshistoriker entgegen. Ich möchte hier von den zahlreichen vorhandenen Typen nur zwei einander gegenüberstellen, um gleich von Anfang an die hervorstechendsten Züge in dem Unternehmergesicht Alfred Krupps zu kennzeichnen.

In der Schar der Männer, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das rasch wachsende deutsche Wirtschaftsleben richtungweisend beeinflußten, kann man einmal die kaufmännischen Gründernaturen und zweitens die Technikernaturen unterscheiden. Unter den Gründernaturen (in jenem guten Sinne des Wortes, der die bloßen Spekulanten ausschließt) verstehe ich Männer wie Ludolf Camphausen, wie Gustav Mevissen, wie David Hansemann, wie August von der Heydt. Es waren Männer, die sich mit Hilfe fremder Geldvermögen, mit Hilfe der Kapitalzusammenbringungsform der Aktiengesellschaft führend an dem Ausbau mannigfacher, besonders wichtiger Wirtschaftszweige beteiligten.

Den Gründernaturen unter den Unternehmern des neunzehnten Jahrhunderts steht ein anderer Typus deutscher Unternehmer aus der Mitte dieses Jahrhunderts gegenüber. Technikernaturen kann man sie nennen. Männer wie August Borsig, der aus kleinen Anfängen heraus die größte deutsche Lokomotivenfabrik geschaffen hat, oder wie Heinrich Lanz oder wie Werner Siemens, der Erbauer der ersten großen Telegrafenlinien. Oder Männer wie Heinrich Ehrhardt, der vom Thüringer Bauernbuben zu einem der bedeutendsten deutschen Eisen- und Stahlindustriellen aufstieg. Oder wie Alfred Krupp selber. Die genannten Männer, und andere von ähnlichem Zuschnitt, haben nicht nur das technische Können und den Drang und die Fähigkeit, es in industriellen Erfolg umzusetzen, gemeinsam, auch sonst noch geht ihr Unternehmersinn in der gleichen Richtung.

Das notwendige Kapital für sein Werk schafft sich dieser zweite Unternehmertyp nicht durch Gründung einer Aktiengesellschaft, nicht durch Heranziehung mittlerer und kleinerer Sparer aus dem großen Publikum, auch nicht durch Herbeiholung ausländischer Geldmittel. In langsamem Aufstieg, sozusagen aus dem eigenen wachsenden Unternehmen selbst heraus, oder doch auf persönlichen Kredit hin, werden die Mittel zur Vergrößerung der Firma aufgebracht.

Der hier zum Ausdruck gebrachte sachliche Gegensatz zwischen verschiedengearteten Unternehmernaturen hat sich bei einzelnen von ihnen zu einem persönlichen Gegensatz verdichtet, wenn sich gelegentlich ihre Lebenswege kreuzten. So stand zum Beispiel Alfred Krupp einem Manne wie Gustav Mevissen in hohem Grade ablehnend gegenüber. Der große Techniker und Bahnbrecher des Stahls sah in dem großen Finanzierungspolitiker den stärksten Ausdruck aller ihm unsympathischen Geschäftsmethoden, namentlich des ihm so verhaßten Gründungs- und Aktienwesens. Noch heftiger hat sich Alfred Krupp dem spekulationslüsternen Eisenbahngründer Strousberg versagt. Als von Interessenten eine geschäftliche Verbindung zwischen Krupp als Schienenlieferanten und Strousberg als Eisenbahngründer versucht wurde, schrieb der Stahlkönig gereizt: „Ich würde in keine Beziehung zu ihm treten."

Vielleicht am reinsten findet sich der hier behandelte Unternehmertyp, der des Technikers, in der Geschichte des Hauses Krupp vertreten. Erst als in der dritten Generation — von Friedrich Krupp, dem ersten Stahlverbesserer seines Hauses, an gerechnet — der Mannesstamm dieser Industriellen-Dynastie erlosch, erst als das Unternehmen in seiner riesenhaften Größe von einer Stelle aus nicht mehr zu leiten war, erst dann entschloß man sich, es in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Und da noch in eine streng behütete Familien-Aktiengesellschaft, deren Aktien niemals die laute Schwelle eines Börsensaales überschreiten sollten. So stark wirkte Alfred Krupps Widerwille gegen die namenlose, unbekannte Menge der Aktionäre auch bei seinen Erben noch nach.

Die Gründung der Familien-Aktiengesellschaft Krupp gibt uns die Schätzungsmöglichkeit für die Höhe des Kruppschen Vermögens und für die geldliche

Grundlage, die das Unternehmen an einem entscheidenden Punkte der Entwicklung erreicht hatte. Das Kapital der Kruppschen Familien-Aktiengesellschaft betrug kurz vor dem Weltkrieg einhundertachtzig Millionen Goldmark. Außerdem arbeitet in der Firma ein Anleihekapital von sechsundfünfzig Millionen Goldmark, dazu zwanzig Millionen Rücklagen. Wenn man alles andere, was die Krupp noch an Vermögenswerten besaßen, hinzurechnet, so stellt sich höchstwahrscheinlich das Kruppsche Vermögen als das größte Vorkriegsvermögen Deutschlands dar. Wie war dieses Riesenvermögen entstanden? Wie war dieses Riesenwerk emporgewachsen, das schon im Jahre 1887, als Alfred Krupp starb, einundzwanzigtausend Menschen Arbeit und Brot gab, und das auch nachher noch eine weitere gewaltige Ausdehnung erfuhr?

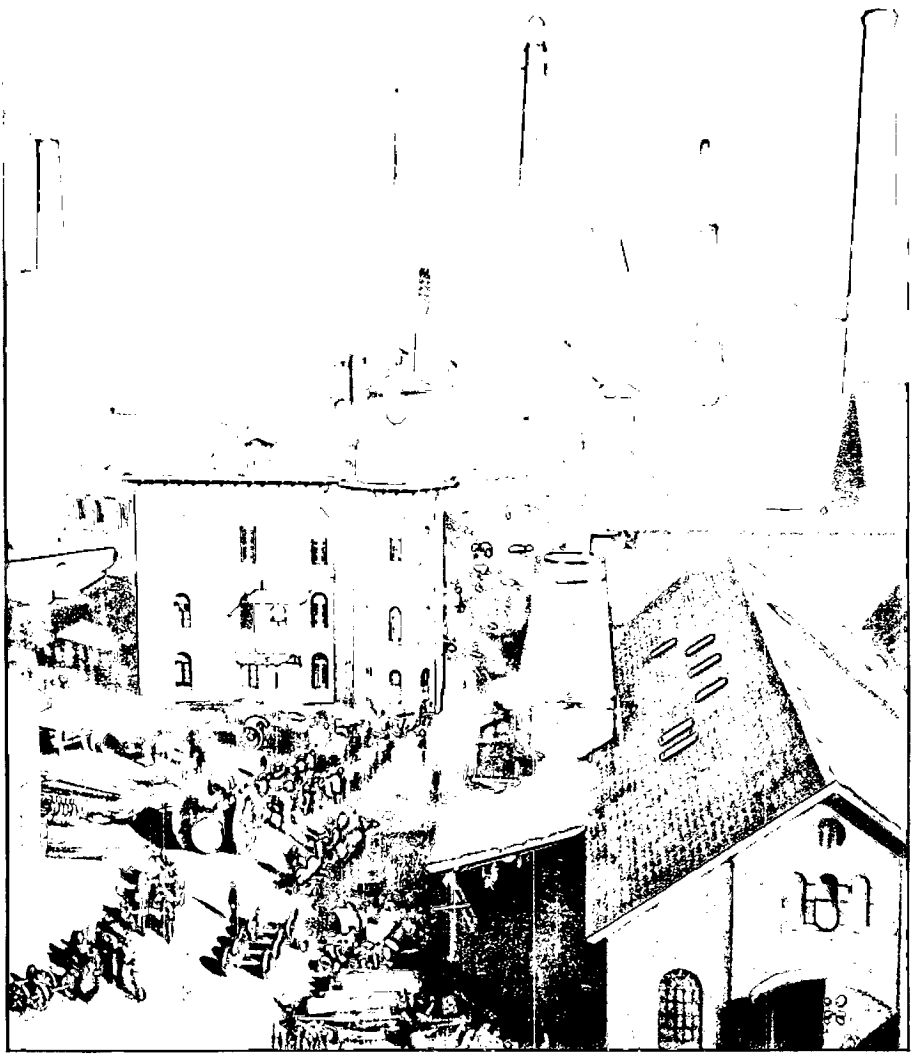
Das Kruppsche Werk entstand in schwerer, wenn auch zunächst noch erfolgloser, so doch richtungweisender Arbeit der ersten Generation (Friedrich Krupp 1787—1826), in nicht minder schwerer, aber schließlich erfolgreichster Arbeit der zweiten Generation (Alfred Krupp 1812—1887). Die dritte Generation (Friedrich Alfred Krupp 1854—1902) hatte nur noch in großartiger Weise auszubauen und schwer Errungenes zu erhalten zu suchen.

Friedrich Krupp, der 1826 starb, hatte seine Gesundheit und sein nicht unbeträchtliches Vermögen an einer großen technischen und industriellen Idee eingebüßt. In der von ihm in Essen gegründeten kleinen Fabrik zur Herstellung von Gußstahl und von gußstählernen Werkzeugen hat der Ruhelose, der öfters sein Arbeitsgebiet wechselte, den stolzen Unternehmertraum geträumt, den englischen Gußstahl, den Napoleons Kontinentalsperre längere Zeit vom europäischen Festland fernhielt, an Güte zu überholen, um Deutschland und Frankreich damit zu versorgen. Auf diese Weise wäre Deutschland in der Eisenindustrie jene führende Stellung zurückgegeben worden, die es im sechzehnten Jahrhundert schon einmal innegehabt hatte, die es aber im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an England hatte abtreten müssen. Hier, in Großbritannien war Huntsman um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Gußstahlbereitung geglückt und damit Sheffield zur Stadt der besten Stahlwaren erhoben worden. Von einer deutschen Technikergeneration konnte dieser englische Vorsprung nicht eingeholt werden. Das war Friedrich Krupps tragisches Schicksal und auch der Grund für den so langsamen und mühseligen Aufstieg seines Sohnes Alfred, den erst die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens auf die Höhe eines ungewöhnlichen Erfolges brachten. So lange hatte er gebraucht, um dem Kruppschen Gußstahl in fortgesetzter Verbesserung die Welt zu erobern und ihm alle denkbaren Verwendungsmöglichkeiten zu verschaffen.

Früh begann Alfred Krupp seine Fabrikantenlaufbahn. Sobald der Quartaner — als Schüler mittelmäßig, technisch aber früh begabt — mit vierzehn Jahren den Vater verlor, trat er beherzten Sinnes neben die Mutter. Als Geschäftsführer der Firma Friedrich Krupp ging der Knabe an das Werk, der



Alfred Krupp
Photographie, 1853



Alfred Krupps Gußstahlwerk in Essen im Jahre 1861

Mutter, den drei jüngeren Geschwistern, seinen sechs Arbeitern und sich selbst das tägliche Brot zu verschaffen. Einige Verwandte erwiesen sich ihm dabei — auch lange noch über die ersten Jahre hinaus — hilfsbereit, indem sie ihr Geld, ihren Kredit und ihre Erfahrungen zur Verfügung stellten. Ohne dies hätte Alfred Krupp nicht immer wieder die Sorge um den nächsten Lohnzahltag verscheuchen können, die ihn oft wie ein Gespenst bis in die Träume hinein verfolgte.

Zunächst unterschieden sich die Verrichtungen in der nunmehr durch Alfred geleiteten Kruppschen Fabrik kaum von der früher dort geleisteten Arbeit. Nach wie vor galt es die Herstellung von kleinen, geschmiedeten Stahlblöcken für jene bescheidenen Walzen, wie sie Gold- und Silberverarbeiter, Gürtler u. a. verwendeten. Ferner galt es die Herstellung von Münzstempeln für deutsche, bald auch für ausländische Münzstätten, die Erzeugung von Werkzeugstahl überhaupt und von Stahlwerkzeugen mannigfaltiger Art. Das ungefähr — allerdings unter fortgesetzter Verbesserung der Güte seines Stahls — war die technische Leistung, die Alfred Krupp zunächst zu verrichten hatte. Die kaufmännische bestand in persönlicher und schriftlicher Kundenwerbung, besonders in der gewerbereichen bergisch-märkischen Nachbarschaft, aber in wachsendem Maße auch weit darüber hinaus. Arg behindert wurde Alfreds Vorwärtsstreben durch die Kleinheit und Mangelhaftigkeit seiner Werkanlage. Vergebens versuchten im Jahre 1830 Alfred Krupp und seine Mutter das Kapital zur Errichtung eines eigenen neuen Hammerwerkes und eines Walzwerkes vom König von Preußen leihweise zu erhalten. Das Gesuch, das hervorhob, wie Friedrich Krupp an der national aufgefaßten Idee, den deutschen Stahl qualitativ über den englischen zu erheben, Gesundheit und Vermögen eingebüßt hatte, wurde abschlägig beschieden. Diese Tatsache eröffnete die lange Reihe der Enttäuschungen, die Alfred Krupp im Laufe seines Lebens am preußischen Staat erleben sollte. Auf die Dauer haben sie den zähen Jüngling nicht am Aufstieg verhindert. Verwandte und Freunde gaben dem rastlos Tätigen Kredit. Die Ausgaben im eigenen Haushalt, den die Mutter so einfach wie möglich hielt, wurden auf das Nötigste beschränkt. Wahrscheinlich lebte in dieser Zeit der anfangenden dreißiger Jahre die Familie Krupp nicht üppiger als ihre wenigen Arbeiter, sicherlich lebte sie sorgenvoller. Alfred war damals nach dem Feierabend der anderen oft bis tief in die Nacht mit Korrespondenz und Buchhaltung, mit Entwerfen von Hilfsmaschinen und anderen technischen Arbeiten beschäftigt. Am Tag hat er wie ein Arbeiter neben seinen Arbeitern geschafft. Auf längere Zeit verließ er die Werkstätte nur dann, wenn es galt, neue Aufträge aus immer mehr erweitertem Umkreis herbeizuschaffen.

Mit den Jahren konnte Alfred Krupp dazu übergehen, die jetzt häufiger verlangten größeren Gußstahlwalzen für Edelmetall verarbeitende Werkstätten im Stahlformguß zu gießen, statt sie, wie bisher, aus Gußstahlblöcken zu schmieden.

Von hier bis zur Herstellung fertiger Walzmaschinen und ganzer Walzanlagen war nur noch ein Schritt. Er wurde später getan, nachdem die werdende Zolleinigung Deutschlands den Absatz Kruppscher Stahlwalzen besonders auch in die süddeutschen Münzstätten und in die alte Nürnberger Metallindustrie erlaubt und Alfred eine schnellere Ausdehnung seiner Fabrik ermöglicht hatte. Bald folgten ausländische Münzstätten mit wachsenden Bestellungen und ebenso die ausgedehnte schweizerische und französische Edelmetall verarbeitende Industrie, welch letztere nach Alfreds Ausspruch erst die Existenz seines Werkes fundamentierte. Im Gefolge dieser Absatzerweiterung stieg die Zahl der Kruppschen Arbeiter bis zum Jahre 1836 auf etwa achtzig; der Umsatz hob sich auf zirka dreiundzwanzigtausend Zentner Gußstahl, nachdem er 1830 kaum dreitausend Zentner betragen hatte.

Den steigenden Gewinn, zusammen mit namhaften privaten Krediten, verwendete Alfred zur Aufstellung einer Dampfmaschine, für deren Auswahl er auf Grund einer alten väterlichen Beziehung den Rat des hochangesehenen westfälischen Unternehmers Fritz Harkort einholen konnte. Auch sein sonstiges Maschinenwesen verbesserte Krupp beständig trotz fortdauernder schwerer Geldknappheit. Freilich müssen wir uns die meisten Kruppschen Maschinen wie auch die Räume, in denen sie standen, recht kunstlos vorstellen. Waren sie doch zumeist von den eigenen Arbeitern nach Alfreds Entwürfen hergestellt worden. „Werkstätten luxuriös zu bauen, ist Großtuerei vor der Welt", äußerte Alfred einmal. Das mochten diejenigen tun, die mit Hilfe der Kapitalzusammenbringungsform der Aktiengesellschaft schnelle, umfassende und systematische Fabrikneubauten vornehmen konnten. Wo das Werk organisch wuchs und aus den eigenen Gewinnen vergrößert wurde, verbot sich solche Fabrikästhetik von selbst.

Die von 1839 bis 1842 dauernde westeuropäische Wirtschaftskrise traf auch die Firma Krupp, die ja vielfach für eine Luxusindustrie arbeitete, schwer. Gerade in dieser Zeit kam Alfred auch noch mit einem seiner besten Kunden, mit der Wiener Münze, in Streit. Ein für Krupp höchst gefährlicher Zahlungsaufschub war die Folge, so daß das bittere Schicksal des Bankrotts nur durch die größte Anstrengung Alfreds dem Kruppschen Werke ferngehalten werden konnte. Bei allem Unglück, das die Firma Krupp damals in Wien hatte, sprang aber doch schließlich das Gute heraus, daß Alfred dort mit Alexander Schöller bekannt wurde, dem Dürener Kapitalisten, der durch seine Teilhaberschaft finanziell die Gründung der Kruppschen Metallwarenfabrik zu Berndorf in Niederösterreich ermöglichte (1843). Hier wurden mit Hilfe der von den Gebrüdern Krupp erfundenen sogenannten Löffelwalzen jene neusilbernen Löffel, Gabeln und so weiter hergestellt, die massenweise von dem österreichischen Hafen Triest aus in die Levante gingen. Hermann Krupp, Alfreds Bruder, hat später das Berndorfer Unternehmen zu hoher Blüte gebracht. Vorläufig rettete der Bau eines

zweiten, für Rußland bestellten, großen Löffelwalzwerkes Alfred aus einer neuen schweren Notlage, in die er während der Wirtschaftskrise nach der achtundvierziger Revolution geraten war.

Damals hat Alfred das letzte Silber der Familie einschmelzen lassen, um die Arbeitslöhne auszahlen zu können und um das Werk zu retten, dem seit 1844 in Fritz Sölling, einem Jugendfreunde Krupps, ein stiller Teilhaber voll Verständnis für Alfreds technische Begabung, wenn auch nicht für seine finanzpolitische und kreditpolitische Eigenart, entstanden war. Hier verharrte Alfred auf dem Standpunkt, sein Werk nicht gründungslüsternen Bankiers und noch weniger einer unbekannten Menge von Aktionären auszuliefern, worin Sölling doch immer die letzte Rettung sah, wenn alles verloren schien. Sölling vertrat den rein kapitalistischen Standpunkt, wenn er im Jahre 1853 an Alfred schrieb: er begreife, daß es Krupp schwerfalle, die Alleinherrschaft in der Fabrik, die ja sein Werk sei, aufzugeben, aber dem müsse er das Folgende entgegenhalten: Alfred betreibe die Fabrik ja nicht aus Liebhaberei, sondern als Mittel zum Zweck, um Geld damit zu verdienen. Das könne er auch dann noch tun, wenn er Direktor des in eine Aktiengesellschaft verwandelten Werkes sei.

Jedesmal hat sich Alfred Krupp einem solchen Ansinnen schroff versagt. Voll Temperament schrieb er noch Ende der fünfziger Jahre, als wieder einmal das Thema Gründer und Aktiengesellschaft berührt wurde: „Die Industrie ist heutigen Tages der Acker von Spekulanten, Börsenjuden, Aktienschwindlern und dergleichen Schmarotzergewächsen, die durch Aktienvereine Schweiß und Intelligenz vom Polsterstuhl aus für ihre Säcke ausbeuten." Auch folgender Vorfall kennzeichnet gut die jeder Spekulation abholde Einstellung Krupps. Als sich im Jahre 1860 die spanische Nordbahn bereit erklärte, Krupp einen großen Auftrag in seinen berühmten Gußstahlbandagen für Eisenbahnräder zu geben, falls er dafür Aktien der Nordbahn übernähme, lehnte Krupp das Geschäft schroff mit der Begründung ab: „Ich bin kein Börsenspekulant, sondern Fabrikant." Für die Verbindung von Finanzgeschäft und industrieller Produktion, wie sie in den neunziger Jahren in der elektrotechnischen Branche ihre größte Ausdehnung erreichen sollte, hatte Alfred kein Verständnis. Er jedenfalls hat nicht dazu beigetragen, daß das Finanzkapital jene namentlich in Krisenzeiten so unheilvolle Macht auch auf die Industrie gewann, wie sie in unserer Zeit deutlich offenbar wurde. Wenn trotz seiner Abneigung gegen die Hochfinanz Alfred Krupp doch große Finanzgruppen zu Hilfe rufen und ihnen Einfluß auf sein Unternehmen gewähren mußte, so geschah das nur einmal im Drange höchster Not, während der Wirtschaftskrisis von 1874. Krupp hat so bald wie irgend möglich die Fessel wieder abzustreifen gewußt.

In dieser Zeit war Krupp in Essen schon längst ein europäischer Begriff geworden. Denn auch bei der Herstellung von ganzen Werkanlagen, wie Münzwalzwerken und Löffelwalzfabriken, war die Firma nicht stehengeblieben. Die Zeiten

der raschen Entwicklung des deutschen Eisenbahnwesens, des Dampfschiffbaues, des gesamten Maschinenbaues wiesen Krupp auf Neuland, das er in richtiger Erkenntnis seiner Bedeutung für Stahlverwendung gegen Anfang der fünfziger Jahre in großem Stil zu beackern sich anschickte. Der stark nationale Geist, der in den Hauptförderern unseres Verkehrs- und Industriewesens, in List, Harkort und vielen anderen lebendig war, sorgte zusammen mit dem Geltungsbetrieb eines wachsenden deutschen Unternehmertums dafür, daß dieses naturgemäß zunächst der großen englischen Industrie zugute kommende neue Feld allmählich von deutschen Firmen besetzt wurde. Gußstählerne Lokomotiventeile und Waggonteile, Kolbenstangen, Achsen, Federn, Schiffswellen für Dampfer, Radbeschläge ohne Schweißung, alles aus Gußstahl, wurden wichtige Herstellungsartikel der deutschen Stahlfabriken, vornehmlich Krupps.

Ehe freilich Alfred in den fünfziger Jahren diese neuen Möglichkeiten der Gußstahlverwendung voll ausnützen konnte, hatte er vorerst die schweren Jahre kurz vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu überwinden. Diese Jahre, 1847 und 1848, zeigen in dem stark abnehmenden Umsatz und in dem Rückgang der Arbeiterzahl von hundertfünfzig auf etwa siebzig, wie stark die europäische Krise dieser Zeit auch die Firma Krupp getroffen hatte. Zu dieser Sorge kam eine andere. Deutlicher noch als vorher zeigten sich im Revolutionsjahr 1848 die sozialen Gefahren einer wachsenden Industrialisierung Westdeutschlands. Denn wenn auch an sich diese Revolution nicht um Arbeiterrechte ging, sondern um die politischen Forderungen der deutschen Einheit und der bürgerlichen Freiheit, so waren doch Arbeiterunruhen und eine starke Agitation sozialistischer Führer — von Karl Marx' mit Klassenhaß erfülltem kommunistischem Manifest vergiftet — gerade auch in den Rheinlanden die Begleiterscheinungen der Revolution des liberalen Bürgertums gewesen. Alfred Krupp hat damals seine Arbeiter von der Straße wegzubringen und zu beherrschen verstanden.

Die geschäftlich so schwierigen Jahre 1848 und 1849 sind es auch gewesen, in denen Alfred Krupp seine volle Alleinherrschaft innerhalb der Firma Friedrich Krupp aufrichtete. Auf Rat von Verwandten und auf Söllings, des bewährten Teilhabers, Drängen machte die Witwe Therese Krupp ihren älteren Sohn Alfred jetzt zum alleinigen Inhaber der Firma, die den Namen Friedrich Krupp beibehielt. Die Geschwister wurden abgefunden. Es war wahrlich kein großartiges Geschenk, das Alfred damit gegeben wurde. Er hatte im Grunde recht, wenn er später einmal sagte, er habe ein Wrack übernommen. So groß waren die Schulden und Verpfändungen auf dem Werk.

In der deutschen wirtschaftlichen Hochkonjunktur der fünfziger Jahre konnte Alfred Krupp den Verkauf von Gußstahlmaschinenteilen, besonders für Eisenbahn und Dampfschiffahrt, immer stärker betreiben. Auch England gehörte jetzt schon öfters zu den Bestellern Kruppscher Fabrikate. Bald trat jetzt auch die Rüstungsindustrie in den Kreis der Aufgaben der gewaltig gewachsenen Essener

Fabrik. Besonders in Geschützrohren bot sich Alfred Krupp eine neue Verwendungsmöglichkeit von Gußstahl, die er in großartiger Weise, wenn auch erst nach langen Kämpfen, sich zunutze zu machen verstand.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert war auf artilleristischem Gebiete — was die Verwendung von Geschützmaterial angeht — kein nennenswerter Fortschritt erfolgt. Neben dem gußeisernen Geschütz war es das Bronzegeschütz, das das Terrain beherrschte. An ihm hielten auch die preußischen militärischen Behörden bis hinauf zum Kriegsministerium noch immer fest, als die Verwendung von Gußstahl beim Geschützbau laut von Alfred Krupp gefordert wurde und die Materialprüfungen ihm darin recht gaben, daß hier ein unvergleichliches Material — wenn auch ein teures — gegeben sei. Die Bronzeverteidiger vermochten den Essener Stahlmann nicht irrezumachen. Mit der Sicherheit eines felsenfest Überzeugten begann Alfred sofort, wenn auch noch vorsichtig, seine Fabrik für die neuen großen Aufgaben der Rüstungsindustrie vorzubereiten und unbeirrt seinen Weg in sein späteres Kanonenkönigtum zu gehen. Schon auf der ersten Londoner Weltausstellung von 1851 stellte er eine Gußstahlkanone aus, die noch mehr bewundert wurde als der Kruppsche Tiegelstahlblock von viertausenddreihundert Pfund, den die gesamte berg- und hüttenmännische Fachwelt als hohe technische Leistung anerkannte und der Fritz Harkort, den alten westfälischen Eisenmann, zu dem freudigen Ausruf veranlaßte: „Das kann uns kein Engländer nachmachen!" Tatsächlich mußten die englischen Harvey-Werke, als sie nicht lange nachher für die Herstellung eines achtzölligen Gußstahlkanonenrohres einen Gußstahlblock von sechstausend Pfund brauchten, diesen Riesen in Essen bestellen.

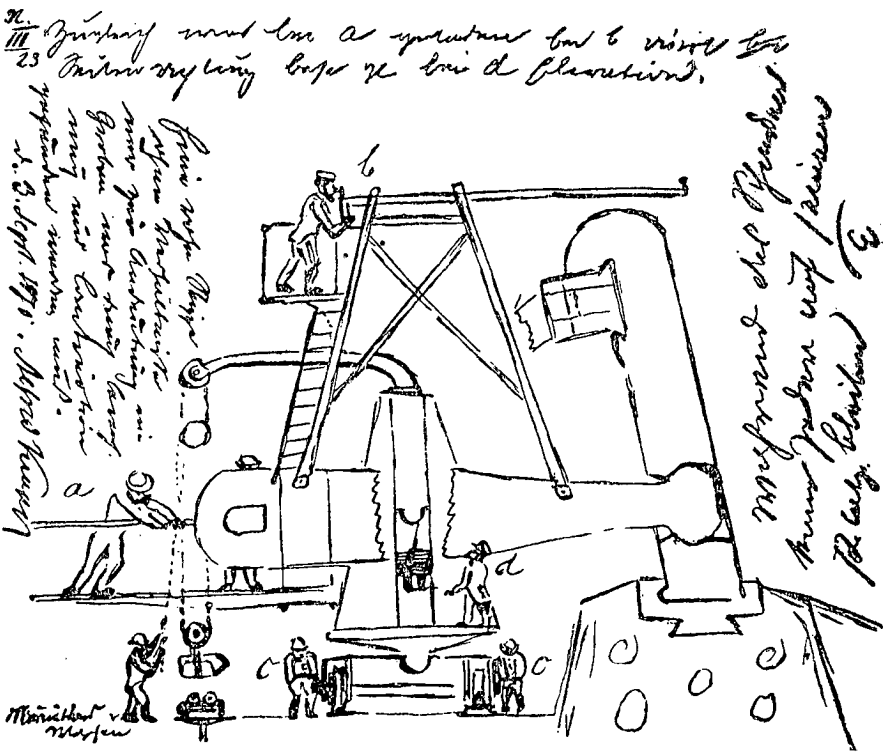
Die Jahre der Hochkonjunktur von 1851 bis 1857, die viele deutsche Unternehmer zur Bildung von großen Rücklagen und Vermögen benutzen konnten, boten dem rastlos fortschreitenden Alfred Krupp nur die Möglichkeit, seine Fabrikation zu verbessern und zu erweitern. So kam er ohne Reserven in die erste wirkliche Weltwirtschaftskrise von 1857 hinein. Es versteht sich, daß er mit seiner ständigen, durch Neuanlagen verursachten Illiquidität besonders schwer von der schlechten Wirtschaftslage der Welt getroffen wurde. Die Arbeit auf Vorrat, die Alfred Krupp bis zur Grenze des Möglichen trieb, mußte ihre Grenzen haben. Die Hoffnung, in der schwierigen Zeit von der preußischen Staatsbahnverwaltung eine größere Bestellung zu bekommen, scheiterte. Vergeblich wies Alfred darauf hin, daß er trotz seiner Geschäftserfolge im In- und Ausland in seinem engeren Vaterland Preußen keine Unterstützung von seiten der Regierung fände. Zum Glück kamen im Herbst aus Bayern, bald darauf aus Österreich und Frankreich größere Bestellungen auf Eisenbahnmaterial in Gußstahl, so daß das Schlimmste für die Firma verhütet werden konnte.

Auch auf dem anderen, langsam emporsteigenden, später so wichtigen Arbeitsgebiet der Firma Krupp, der Rüstungsindustrie, half in jener schweren Notzeit eine neue Bestellung des Vizekönigs von Ägypten auf zwölf Geschütze den Gang

der Fabrik noch halbwegs aufrechtzuerhalten. Ein ganz großer französischer Auftrag, der Krupp winkte und ihn auf Jahre hinaus beschäftigt hätte, entging schließlich dem Essener Haus. Das war ein schwerer Schlag, der freilich Krupp nicht hinderte, selbst in den Krisenjahren 1858 und 1859 inmitten der schwersten Sorgen des Tages an eine ganz große Zukunft seines Werkes felsenfest zu glauben. Bereits damals entwarf er die ersten Pläne für den später so berühmten großen Hammer „Fritz", den er zum Schmieden von größten Gußstahlblöcken für riesige Gußstahlachsen, besonders aber für große Gußstahlkanonen notwendig brauchte.

In den fünfziger und besonders in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hat Alfred Krupp allmählich als Rüstungsindustrieller Weltruf erlangt. Preußen, sein Vaterland, zwar versagte sich ihm noch vorerst; das Kriegsministerium hielt bürokratisch an dem bronzenen Geschützguß in staatlichen Werkstätten zuungunsten des in privaten Fabriken hergestellten Gußstahlgeschützes fest. Ein vereinzelter Sieg glückte Alfred hier erst 1859. Der damalige Prinzregent Wilhelm verschaffte ihm einen größeren preußischen Auftrag, dem später andere folgten. Endlich entschloß sich der preußische Staat, das im großen Stile zu tun, was im kleinen Stil Ägypten, Rußland und Frankreich schon mehrere Jahre vorher getan hatten, dem Essener Werk lohnende Arbeit in Gußstahl für Kanonenrohre zu geben. Aber Alfred Krupp wollte mehr erreichen, als nur die Gußstahlblöcke für Geschützrohre zu liefern. Er fühlte sich zum Geschützkonstrukteur berufen. Verbesserungen des Geschützes überhaupt, zum Beispiel der Verschlüsse, des Rohraufbaues, der Lafette, konnten ja erst richtig die Überlegenheit seiner Tiegelgußstahlkanone erweisen, auf deren allseitige Einführung Alfred Krupp in den sechziger Jahren stark sein Augenmerk richtete, als ein großes artilleristisches Wettrüsten der Völker — zuerst Rußlands und Englands, dann Frankreichs, Italiens, Österreichs und Preußens — begann. Hierbei bezogen die großen englischen Rüstungsfirmen (Armstrong, Vickers u. a.) und die Franzosen Kruppsche gußstählerne Halbfabrikate, etwa Seelenrohre für Kanonen größten Kalibers. Rußland jedoch vertraute sich ganz der jungen Essener Waffenschmiede an. Russische Geschützaufträge von teilweise ungewöhnlichem Ausmaß, Zusammenarbeit mit der vorzüglichen russischen Artillerietechnik haben Alfred Krupp die Wege zum Geschützverbesserer und schließlich zum Kanonenkönig, das heißt zum Massenlieferanten vollendeter Artilleriewaffen, gezeigt. Erst langsam folgte Preußen dem russischen Beispiel, wobei das Vertrauen König Wilhelms Alfred besonders nützlich wurde.

In Verbindung mit der Rüstungsindustrie, die allmählich ein Hauptarbeitsgebiet der Essener Fabrik wurde, wuchs „das Werk" gerade in den sechziger Jahren ganz gewaltig. Seine Arbeiterzahl stieg von 1862 bis 1866 von zweitausend auf achttausend. Alfred Krupp war damit der größte deutsche Industrielle geworden. Beste deutsche Eisenerze stehen ihm nun schon im eigenen



Eigenhändige Skizze von Alfred Krupp für eine große Panzerkanone, 1875

Grubenbesitz zur Verfügung. In den siebziger Jahren folgte der Ankauf nordspanischer und schwedischer Eisenerzgruben. In Sayn ersteht der Firma ein ausdehnungsfähiges Hüttenwerk (1865). Bald kommen eigene Kohlenzechen dazu. Die kombinierte moderne Großunternehmung mit ihrer vertikalen Gliederung („vom Erz bis zur Maschine") erscheint hier schon deutlich erkennbar. Indem Alfred für die Stahlbereitung als erster auf dem Kontinent das ergiebige und bequeme Verfahren des Engländers Bessemer — in aller Heimlichkeit unter dem Decknamen C-Stahl — aufnimmt, vermag er dem rasch wachsenden Gußstahlbedürfnis nachzukommen. Seine Qualitätsleistungen allererstes Ranges werden allerdings auch jetzt noch in Tiegelgußstahl ausgeführt.

Das gilt namentlich für die von Krupp gelieferten Geschütze. Auf diesem Arbeitsgebiet ging Krupp zu immer größeren Kalibern über, wie sie für Festungen und für Küstenverteidigung benötigt wurden. Nach heftigen Konkurrenzkämpfen mit den großen englischen Firmen wird die Essener Firma auch die Bewaffnerin der deutschen Marine, wie sie die Waffenmeisterin der deutschen Artillerie geworden war. Mit der Zeit gewinnt auch die Herstellung von Geschossen, besonders von Stahlgranaten, Bedeutung für die Kruppschen Werke. Hieran reiht sich dann die Herstellung von Abwehrmaterial, das heißt von Panzerplatten und

Panzertürmen. An dem oft atemverhaltenden Kampf um den schnellsten Fortschritt auf dem Gebiete der artilleristischen Angriffs- und Abwehrwaffen nahm Alfred Krupp dauernd stärksten Anteil.

Im Krieg 1870 bis 1871 haben sich die aus Kruppschem Tiegelgußstahl gefertigten deutschen Geschütze glänzend bewährt. Nach dem Feldzug gelang es Alfred, dem Kruppschen Gußstahlgeschütz in dauernder Verbesserung zur alleinigen Anerkennung in der deutschen Armee zu verhelfen. Seine fast monopolartige Stellung als deutscher Kanonenkönig begann. Aber auch auf dem Gebiet der Friedensindustrie erhielt die Firma in der Gründerzeit von 1870 bis 1873 eine gewaltige quantitative Ausweitung ihrer Aufgaben. Ungeheuer stiegen die Bestellungen von Schienen, von Achsen, von Rädern für das noch immer wachsende Welteisenbahnnetz. Jetzt führte auch die Aufstellung von Siemens-Martin-Öfen für die neueste Form der Stahlbereitung große Erweiterungen der Essener Fabrik herauf. Auch der einst schon beim Ankauf der Sayner Hütte entstandene Wunsch, in eigenen Hochöfen die unmittelbare Verbindung zwischen Roheisenerzeugung und Stahlprozeß herzustellen, erscheint wenigstens schon am Horizont.

Die gewaltigen neuen Aufgaben, die Krupp nach dem Deutsch-Französischen Krieg übernahm, führten ihn am Ende der Gründerjahre in eine schwere Geldkrisis. Anfang 1873 nahten düstere Monate für den großen Essener Unternehmer. Die kurzfristigen Bankkredite seines Freundes, des Kölner Bankiers Deichmann, konnten nicht mehr genügen, um das Werk liquid zu erhalten. Vergeblich suchte Alfred staatliche Millionen-Darlehen auf laufende Rüstungsaufträge zu erhalten. Noch im Frühjahr 1873 wäre unschwer eine vorteilhafte große Anleihe bei den Großbanken (Disconto-Gesellschaft u. a.) zu haben gewesen, aber als dabei von Kontrolle der Geschäftsführung in der Kruppschen Fabrik die Rede war, lehnte Alfred schroff ab. Und doch mußte er, als — trotz guten Geschäftsganges — die Geldverlegenheiten wuchsen, ein Jahr darauf eine Zehn-Millionen-Taler-Anleihe bei Bleichröder & Consf. aufnehmen, die zwar die Firma rettete, aber infolge ihrer drückenden Bedingungen ein Jahrzehnt lang schwer auf Alfred lastete. Zum Glück hatten bald nach 1874 die verschiedenen Kruppschen Fabrikate — die des Krieges sowohl wie die des Friedens — einen flotten und steigenden Absatz, so daß Werner Siemens bereits 1879 seine Bewunderung aussprechen konnte, wie glücklich Alfred Krupp die Krisis überwunden habe. Vielleicht hat Werner Siemens nicht deutlich genug gesehen, wie nahe Alfred im Jahre 1874 am Rande des Abgrundes stand.

Als das Jahrzehnt des Deutsch-Französischen Krieges zur Neige ging, war die letzte schwere Wendung in der Entwicklung der Firma Krupp zu Ende. Seit 1881 arbeitete Alfred mit rasch steigenden Umsätzen und Gewinnen aus Kriegs- und Friedenslieferungen. Sein Schiff war aus der Gefahrenzone heraus. Sein Ansehen und seine Macht erreichten in diesen achtziger Jahren den Höhepunkt. Als er 1887 starb, verlor die Weltwirtschaft ihren größten und populärsten Mann.

Seinem einzigen Sohne — Friedrich Alfred — konnte er eine glänzend geschulte, fleißige, sozial wohlbetreute Arbeiterschaft, eine ausgezeichnete Beamtenschaft und in Hans Jencke einen der Riesenaufgabe gewachsenen Oberleiter hinterlassen.

Stellt man die Frage nach den Ursachen des endgültigen Erfolges Alfred Krupps, so ist vielleicht zuerst seine ungewöhnliche Arbeitsfreude zu nennen. Er hat sich oft einen „alten Arbeiter" genannt, und es war keine soziale Gefallsucht in diesem Ausdruck. Alfred Krupps Aufstieg zum größten deutschen Unternehmer ging in rastloser und höchst mühsamer, jahrelang auch schonungsloser körperlicher Arbeit vor sich. „Der Beharrlichkeit allein verdanke ich alles Gelingen", äußerte er mehr als einmal. Ein Arzt, der Alfred Krupp gut kannte, schrieb über ihn: „Nichts schien ihm unerreichbar, sobald er sich von der Notwendigkeit und dem Wert einer Sache überzeugt zu haben glaubte." Ohne Furcht auch den Großen der Welt gegenüber, schreckte er vor keinem Hindernis zurück, wenn es für sein Werk und für dessen Leistung einzutreten galt. Immer wollte er Qualitätsarbeit ersten Ranges liefern. Den Umsatz durch billige Lieferungen zu erhöhen, überhaupt den rein kaufmännischen Gesichtspunkt, wies er stets auf das energischste von sich. Die technische Bewältigung der Aufgabe, seinem Gußstahl, dem deutschen Gußstahl die weiteste Verwendung zu geben, steht im Mittelpunkt seines Handelns.

Dabei nimmt seine Fabrik für sein ganzes Denken und Wollen fast den Charakter eines Idols an, dem er am liebsten die Eigenschaft der Unvergänglichkeit gegeben hätte. Charakteristisch dafür ist die unendliche Mühe und die rastlose Arbeit, mit denen Alfred Krupp sein Werk oder „das Werk", wie er sich in einer objektivierenden Form zumeist ausdrückte, betreute. Mit allen Mitteln soll der Bestand des Unternehmens womöglich in alle Zukunft gesichert werden. In fast selbstquälerisch-grüblerischer Gedankenarbeit seiner späteren Lebenszeit, bei Tag und besonders in schlaflosen Nächten, wird von ihm die unlösbare Aufgabe zu lösen versucht, in einem Unternehmen von der Größe des seinigen durch Zucht, durch Kontrolle und Anspornung aller Kräfte, durch geschickte Organisation die zentrifugalen Kräfte zu bannen und den Arbeitserfolg fest zu sichern. Durch reibungsloses Zusammenarbeiten aller — vom obersten Beamten bis zum jüngsten Arbeiter — sollte das geschehen. Auch über den Tod hinaus! „Für die Ewigkeit", so lauten oft die Wendungen in seinen immer feiner und komplizierter durchdachten „Reglements" und in den häufigen, Hunderte von Seiten umfassenden Erläuterungen, die er dazu gegeben hat. Dabei weiß Krupp, daß es nicht die Organisation allein ist, die hilft. Diese muß sich vielmehr auf die sittlichen Kräfte bei möglichst allen Werkangehörigen stützen können, auf Ordnung und Einigkeit und Kraft und Hingabe an „das Werk", wenn ein Dauererfolg gesichert werden soll.

Außer seiner Beharrlichkeit verdankt Alfred Krupp einem aus verständigem Optimismus hervorgehenden Wagemut einen guten Teil seiner erstaunlichen

geschäftlichen Erfolge. Wenn der kühne Techniker dem Gußstahl immer neue und immer umfassendere Verwendungsgebiete eröffnete, wenn er dabei in kühnem Zupacken vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, dann hat seine Umgebung oft besonnenen Wagemut nicht von unbesonnener Waghalsigkeit zu unterscheiden vermocht. Wie sorgten sich Sölling und andere seiner Geldgeber und stillen Teilhaber, wenn Alfred Krupp in kühnem technischem und geschäftlichem Vorwärtsstürmen niemals daran dachte, die Gewinne guter Jahre zu Reserven anwachsen zu lassen, wenn er das Wachstum und den Ausbau seines Werkes und nicht Geldansammlung als Leitstern seines Handelns ansah, wenn er kostspielige Erweiterungen der Fabrik und Maschinenneubauten größten Stils ohne Not — wie wenigstens seine finanziellen Helfer meinten — vornahm. Wie alle auf irgendeinem Gebiete genialen Naturen, so besaß auch Krupp jene intuitive Voraussicht für notwendigerweise kommende Entwicklungen, die ihm gestattete, seinem Wagemut freien Lauf zu lassen, ohne daß er in Tollkühnheit ausartete. Am deutlichsten zeigte sich diese seltene Begabung Alfred Krupps um die Wende des Jahres 1858 zu 1859. Damals traf er, trotz allgemein schlechter Konjunktur und allseitiger Arbeitslosigkeit, bei wahrlich nicht günstiger Lage gerade auch seines Hauses die ersten Vorbereitungen für die Aufstellung seines später so berühmt gewordenen Riesenhammers „Fritz". Kurz vorher schrieb er einem alten Freund von der Baisse im gesamten Eisen- und Stahlgewerbe und fuhr dann fort: „Ich habe jetzt einen neuen Hammer in Angriff genommen, der bei fünfzigtausend Pfund zehn Fuß hoch fällt, drei Millionen Pfd. Gußeisen, zwanzigtausend Pfund Gußstahl, vierundzwanzigtausend Kubikfuß dicker Eichen und außerdem zwölf Kessel größter Sorte erfordert. Der soll Stücke von drei bis vier Fuß im Quadrat schmieden, Achsen für den Leviathan und dergleichen. Er soll Stücke bis zu fünfzigtausend Pfund mit gebührender Derbheit behandeln." An der Schwelle des wirtschaftlich so schweren Winters 1858/1859 mußte selbst den Optimisten die Anschaffung eines Stahlhammers von solchen Dimensionen als eine Wahnsinnstat erscheinen. In der Tat wurde Krupp damals von manchen seiner Standesgenossen für verrückt gehalten, und dennoch sollte es sich bald darauf zeigen, wie richtig Alfred die Entwicklung schon der näheren Zukunft eingeschätzt hatte. In der Bestellung gewaltiger Schiffsachsen für die europäische Marine zum Beispiel bekam das Essener Werk Aufgaben von so gewaltigem technischem Umfang gestellt, wie sie ohne den großen Hammer „Fritz" nicht rechtzeitig hätten bewältigt werden können.

Fragt man, was den „alten Arbeiter" Alfred Krupp zu seinem rastlosen Schaffen antrieb, so ist natürlich auch bei ihm ein Stück unerklärlicher irrationaler Schöpfer- und Gestaltungskraft lebendig, eine Kraft, die in jedem Genie, also auch in dem technisch-kaufmännischen Genie am Werk erscheint. Aber andere Antriebe kommen hinzu. Zunächst wohl am stärksten die Not und Sorge um das eigene Fortkommen und um die Existenz der Mutter, der Geschwister und der wenigen Arbeiter, die ihm der an einer großen Aufgabe gescheiterte Vater hinter-

lassen hatte. Dazu die Verpflichtungen den Verwandten und Freunden der Familie gegenüber, die es der Witwe Krupp und Alfred, ihrem Sohn, überhaupt erst ermöglichten, die Firma Friedrich Krupp weiterzuführen. Auch ein nationaler Antrieb von erheblicher Stärke spielte bei Alfred Krupp mit, wenn er einmal von sich sagte: „Ich habe mein ganzes Leben dem Ziele zugewandt, das respektabelste Etablissement, was existiert, zu gründen." Das war auf dem ihm vom Vater überkommenen Gebiet der Stahlerzeugung nur in fortgesetztem Wettstreit mit einer überragenden englischen Konkurrenz möglich. So trat Alfred Krupp in den Kreis jener patriotischen rheinisch-westfälischen Unternehmer ein, die Deutschlands Befreiung von der Übermacht der englischen Industrie als eines der Ziele ihrer regen wirtschaftlichen Arbeit ansahen.

Dabei hat Alfred Krupp sein ganzes Leben hindurch die stärksten Anforderungen an Leistung gestellt. Zuerst und am unerbittlichsten an sich, aber auch an seine Mitarbeiter. Ein bequemer Arbeitgeber war Alfred Krupp wahrlich nicht. Ein straffer Geist der Ordnung, der Disziplin und der inneren Hingabe an das Werk wurde von ihm gefordert. Dafür bot er aber dann auch gute Entlohnung und eine Treue mit Treue vergeltende Führergesinnung. Es war keine leere Redensart, wenn sich Alfred öfters als den „geschäftsführenden Mitarbeiter" seiner Helfer bezeichnete. Nur wenn die stärkste Notwendigkeit zwang, nur wenn es die Erhaltung des Werkes galt, entschloß er sich in Krisenzeiten zu Entlassungen von Arbeitern. Sonst ließ er auf Vorrat arbeiten und ließ kein Mittel unversucht, um Aufträge hereinzuholen. Nicht selten ist er — wie einst regelmäßig in seiner Jugend so auch im späten Mannesalter noch — zur Kundschaft geeilt, um durch den vollen Einsatz seiner Vertrauen erweckenden Persönlichkeit Abschlüsse zustande zu bringen.

Gern verhalf Alfred Krupp, wenn er Tüchtigkeit und Eignung sah, seinen Arbeitern zum Aufstieg in die Meisterschaft und in gehobene Stellungen in seiner Fabrik. Am lautesten aber spricht die innere Verpflichtung dieses Unternehmers seinen Arbeitern und Beamten gegenüber aus den vielseitigen Werken sozialer Fürsorge, die er aufrichtete und mit denen er seinen Nachfolgern ein wegweisendes Beispiel gab. Was für die körperliche und für die geistige Arbeiterwohlfahrt in Essen auch schon von Alfred Krupp geschaffen worden ist, stellt ihn in ein freundlicheres Licht als manche aus dem Zusammenhang gerissene Bemerkung, aus der ein manchesterlicher Unternehmerstandpunkt herauszuklingen scheint.

Der Charakter der Sozialpolitik Alfred Krupps ist nicht kompliziert. Sein Verhältnis zu seinen Arbeitern unterscheidet sich ganz wesentlich von den demokratischen Formen eines Abbe, eines Adolf Roesicke, eines Franz Brandt und anderer Unternehmer des neunzehnten Jahrhunderts, die gleich Alfred Krupp persönlich sehr viel für ihre Arbeiter getan haben. Den Gedanken einer „konstitutionellen Fabrik" hätte der Essener Gußstahlfabrikant weit von sich gewiesen. Ein Verhandeln mit der Gegenpartei, den Arbeitern, lehnte er ab. Den Sozialismus

hat er auf das schärfste bekämpft, den eines Lassalle nicht minder wie den eines Karl Marx. Einer weitgehenden staatlichen Sozialpolitik stand er skeptisch gegenüber. Auch die christlichen Sozialpolitiker lagen Alfred Krupp nicht. Ein patriarchalischer Absolutismus kennzeichnet den Grundzug seines Verhältnisses zu seinen Arbeitern. Ihre autoritäre Leitung und Führung ist ihm etwas ganz Selbstverständliches. Wie er selbst nicht in erster Linie um des Geldverdienens willen das „Werk" zu seiner Größe emporgeführt hat, wie er selbst alle seine Kraft dem Werk gewidmet hat (ohne an den Genuß seines schwer erworbenen Reichtums, ohne an Ruhe und Bequemlichkeit zu denken), so sollten auch seine Arbeiter und Angestellten in dem Werk und in der aufopfernden Arbeit für das Werk mehr als nur eine Erwerbsquelle sehen: der Zweck der Arbeit aller sollte das Gesamtwohl sein.

Werner von Siemens

1816—1892

Von

Conrad Matschoß

Eine Zeit nationaler Erhebung war über die deutschen Lande gegangen, die Befreiungskriege zerbrachen Napoleons Gewaltherrschaft. In dieser Zeit des neuen deutschen Werdens wurde am 13. Dezember 1816 dem Landwirt Christian Ferdinand Siemens in Lenthe am Benther Berg bei Hannover als viertes von vierzehn Kindern ein Sohn, Ernst Werner, geboren. Er sollte berufen sein, mit dem elektrischen Strom der Technik ein neues Reich zu erobern. Das Stammhaus der Familie Siemens steht in Goslar. Bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts sind hier die Vorfahren, eng verbunden mit den wechselnden Geschicken der Stadt, nachweisbar. Werners Großvater und Vater waren Landwirte. Der Vater hatte die Gelehrtenschule in Ilfeld im Harz besucht. Dann ging er auf die Universität Göttingen und begeisterte sich hier mit seinen Altersgenossen für Deutschlands Einigkeit und Freiheit. Kaum fünfundzwanzig Jahre alt, heiratete er die älteste Tochter des Amtsrats Deichmann in Poggenhagen bei Hannover. Im schönen niedersächsischen Fachwerkhaus, in voller ungebundener Freiheit in Wald und Feld verlebte Werner Siemens in Lenthe die ersten glücklichen Jugendjahre. Hier wurde auch sein Bruder Wilhelm, mit dem ihn ein ganzes Leben engster Arbeitsgemeinschaft verbinden sollte, geboren. Aber dem Vater mit seinem starken nationalen Selbstgefühl wollte es in der „Königlich Großbritannischen Provinz Hannover", wie man das Land der Niedersachsen damals gern nannte, nicht gefallen. Zu dieser gefühlsmäßigen Einstellung kam die Notwendigkeit, die Einkünfte angesichts der immer größer werdenden Familie zu erhöhen. Daher entschlossen sich die Eltern, Lenthe zu verlassen und die Domäne Menzendorf im Fürstentum Ratzeburg, das zu Mecklenburg-Strelitz gehörte, zu übernehmen.

Aber auch hier fehlte es ihnen bei den schweren Zeiten nicht an Arbeit und materiellen Sorgen. Sie erzogen ihre Kinder weniger durch belehrende Worte als durch das Beispiel harter Pflichterfüllung in steter Arbeit. Furcht vor dem zuweilen leidenschaftlich heftigen Vater, große Liebe zur Mutter, der man keinen Kummer bereiten wollte, hielten den jugendlichen Übermut der gesunden Kinder in zulässigen Schranken. Vor allem suchten die Eltern das Zusammengehörigkeitsgefühl der großen Familie zu stärken. Früh lernten die Kinder Verantwortung zu tragen. Sie sollten es lernen, sich selbst zu erziehen, der Ältere war für den Jüngeren verantwortlich. So lernte Werner bereits als Knabe Erziehungssorgen kennen, und es wurde ihm früh selbstverständlich, daß er für die Zukunft seiner jüngeren

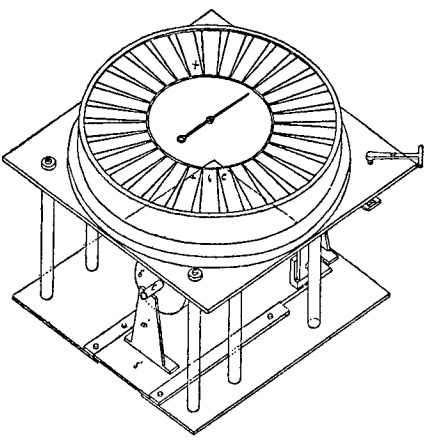
Brüder mitverantwortlich war. Die Eltern gaben den Kindern eine gute Schulausbildung. Aber früh stellte sich bei Werner eine Abneigung gegen die alten Sprachen heraus. Vom Auswendiglernen grammatischer Regeln wollte er nichts wissen. Dies bestimmte seinen Beruf. Ein gelehrter Beruf, zu dem die Sprachen gehörten, kam für ihn nicht in Frage. Er suchte vielmehr nach einem praktischen Beruf, der den Naturwissenschaften nahestand. So kam er zur Technik. Wenn man aber damals vom Ingenieurberuf sprach, dachte man an das Bauwesen oder an den Bergbau. In Norddeutschland führte der Weg über die Berliner Bauakademie. Aber dies Studium war für die wirtschaftliche Lage der Eltern zu teuer. Wenn es gelingen sollte, beim preußischen Ingenieurkorps unterzukommen, konnte er hoffen, etwa das gleiche zu lernen wie auf der Bauakademie.

Ostern 1834 wanderte der siebzehnjährige zukünftige Begründer eines Welthauses zu Fuß durch die sandige Mark seiner großen Zukunft in Berlin entgegen. Aber in Berlin ist kein Unterkommen, er muß weiterwandern, nach Magdeburg, und hier wird Werner Siemens nach bestandenem Examen unter den vier Besten in die preußische Armee eingereiht. Er lernte die strenge Disziplin kennen, und er weiß auch, wie wir aus seinen Lebenserinnerungen erfahren, das kameradschaftliche Gefühl, das alle verbindet, seinem hohen Wert nach einzuschätzen. Am meisten befriedigt ihn die technische Seite des Berufes. Bei den Schießübungen wird er sich seiner technischen Begabung bewußt, und im Herbst 1835 wird ihm sein Wunsch erfüllt: er wird zur Vereinigten Ingenieur- und Artillerieschule nach Berlin kommandiert. Hier konnte er sich nunmehr planmäßig wissenschaftlich und technisch ausbilden. Diese drei Lehrjahre in Berlin hat Werner Siemens als grundlegend für sein ganzes Leben angesehen. Hier wurde seine Entwicklung stark beeinflußt durch den Mathematiker Ohm, den Physiker Magnus und den Chemiker Erdmann. Begeistert widmet er sich seinem Studium, Mathematik, Physik und Chemie sind seine Lieblingswissenschaften. Nach bestandenem Examen konnte er seine Eltern als Königlich preußischer Artillerieoffizier besuchen. Er wollte aus seinem Bruder Wilhelm, der Kaufmann werden sollte, auch einen Ingenieur machen. Er nahm ihn mit nach Magdeburg, und der zweiundzwanzigjährige Leutnant kümmerte sich mit der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt eines Vaters um seinen achtzehnjährigen Bruder. Vor dem Militärdienst, morgens von fünf bis sieben, gab er ihm Privatstunden in Mathematik. In diese Magdeburger Zeit fiel der Tod seiner Eltern, nun hatte er an ihrer Stelle für die Geschwister zu sorgen. Die schweren Jahre der Landwirtschaft hatten das Vermögen der Eltern aufgezehrt, der junge Offizier stand den Sorgen eines Familienvaters mittellos gegenüber.

Im Herbst 1840 wurde Werner Siemens nach Wittenberg versetzt. In dieser Zeit gelang es ihm, auf dem Gebiet der Galvanoplastik einen wichtigen Fortschritt zu erzielen. Er wollte Gegenstände nicht nur verkupfern, sondern auch versilbern und vergolden. „Zu meiner unsäglichen Freude", schrieb er später rückblickend auf

diesen ersten wichtigen Erfolg in seinen Lebenserinnerungen, „gelangen die Versuche in überraschender Weise". Diesen Erfolg rechnet er zu den größten Freuden seines Lebens. Er konnte das Recht auf die Anwendung seines Verfahrens an einen Magdeburger Juwelier für vierzig Louisdor verkaufen. Nunmehr wurde die technische Begabung des jungen Offiziers von seinen Vorgesetzten anerkannt. Sie schickten ihn nach Spandau zur Lustfeuerwerkerei. An den Havelseen konnte er sich vor den Fürstlichkeiten durch die Pracht seines Feuerwerkes besondere Ehre und Anerkennung erwerben. Hocherfreut war er durch das Kommando nach Berlin zur Artilleriewerkstatt. Hier konnte er seine naturwissenschaftlichen und technischen Arbeiten planmäßig fortsetzen.

Durch den großen deutschen Industriebegründer Beuth war Berlin zu einem Mittelpunkt aller dem großen Vorbild Englands nachstrebenden Bemühungen geworden, eine nationale Industrie ins Leben zu rufen. Beuth hatte 1821 den „Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen" als Mittelpunkt der Gemeinschaftsarbeit auf diesem Gebiet begründet. Er begründete weiter die technische Schule in der Klosterstraße, aus der sich später das Gewerbeinstitut entwickelte und endlich die Technische Hochschule hervorging.



Zeichnung von Werner von Siemens für die Patentanmeldung des Zeigertelegraphen, seiner ersten großen Erfindung, 1847

Am 1. Januar 1834 war der erste große Schritt zur Einigung Deutschlands Wirklichkeit geworden: die Zollgrenzen zwischen achtzehn deutschen Staaten mit dreiundzwanzig Millionen Einwohnern waren gefallen; der Deutsche Zollverein, der sechs Jahre später bereits dreiundzwanzig Staaten umfaßte, war entstanden. Dieses Ereignis mußte für die Entstehung und Entwicklung einer deutschen Industrie von ebenso grundlegender Bedeutung werden wie der Beginn des deutschen Eisenbahnzeitalters, das am 7. Dezember 1835 mit der ersten deutschen Eisenbahn, der nur sechs Kilometer langen Strecke Nürnberg—Fürth, eröffnet wurde. Jetzt ging es auch in Berlin mit der industriellen Entwicklung schnell vorwärts. Namen wie Freund, Egells, Wöhlert und vor allem Borsig kennzeichnen die Entstehung des deutschen Maschinenbaus in Preußens Hauptstadt. Ein lebhaftes geistiges Leben in Berlin, das besonders von einer Gruppe junger vorwärts strebender Naturforscher ausging, war kennzeichnend für die neue Zeit. Werner Siemens hat es stets als sein gutes Geschick gepriesen, daß er den Anschluß an diese Männer frühzeitig gefunden hat. Du Bois-Reymond, Helmholtz, Clausius, Wiedemann, Beetz und Knoblauch gründeten 1845 die Physikalische Gesellschaft,

in der Werner Siemens bald tatkräftig mitarbeitete. Bot ihm so die Physikalische Gesellschaft wissenschaftliche Anregung und Förderung, so war er auch ein eifriger Besucher des Beuthschen Vereins und der 1839 gegründeten Polytechnischen Gesellschaft, um hier die Beziehungen mit den Vertretern der Gewerbe und Industrie zu pflegen. Werner Siemens hat die Tätigkeit in diesen Vereinen hoch eingeschätzt für seine Entwicklung. Er erkannte frühzeitig, wie gerade die wissenschaftliche Schulung für seine industrielle Tätigkeit ein Werkzeug von größter Bedeutung ergab.

Zu diesen wissenschaftlichen Arbeiten kam aber der Zwang, für die Erziehung der Geschwister Geld zu schaffen. Auch diese Sorgen haben ihn immer wieder vor neue Aufgaben gestellt. Bald schickte er seinen jungen Bruder nach England, um dort Erfindungen zu verwerten, und es gelang, die damals große Summe von eintausendfünfhundert Pfund Sterling für das von Siemens entwickelte galvanoplastische Verfahren zu erhalten. Dieser Glücksfall mit dem Verkauf des Patents zauberte goldene Berge vor die Augen der Brüder. Wilhelm fuhr zum zweitenmal nach England, das ihm von jetzt an eine Heimat werden sollte. Hier hat er gemeinsam mit seinem Bruder in Berlin wesentlich zur Entwicklung des Siemensschen Weltgeschäftes beigetragen. Immer neue Pläne und Ideen in sich überstürzender Fülle dringen auf beide Brüder ein. Die Gefahr, sich zu zersplittern, sich zu verlieren, wird riesengroß. Bewundernswert aber ist Werner Siemens' geistige Frische und Elastizität, mit der es ihm immer wieder gelingt, die vielen Anregungen aufzunehmen, in sich zu verarbeiten und weiterzugeben.

Alles schöpferische Gestalten ist Kunst. Ohne Phantasie ist großes Schaffen undenkbar, sie ist nicht nur das Vorrecht der Dichter und Künstler. Die Männer der Technik, die Märchen zur Wirklichkeit werden lassen, müssen auch die Phantasie besitzen, die denen eigen ist, die Märchen erzählen. Phantasie bedeutet die Fähigkeit, vorauszusehen, Entwicklungsmöglichkeiten zu erkennen. Hieraus entsteht der feste Glaube an die große Zukunft eines Gedankens, ohne den es nicht möglich ist, ihn wirklich zu vollbringen. Aber ebenso notwendig ist der kritisch abwägende Verstand, damit nicht Phantasie zur Phantasterei wird.

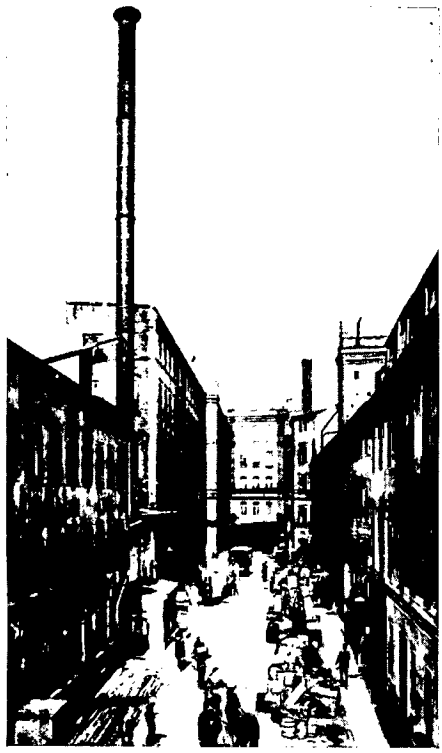
Werner Siemens findet seine große, ihn ganz beherrschende Lebensaufgabe in der elektrischen Telegraphie. Er war durch seine Arbeiten auch mit dem Mechaniker Halske bekannt geworden. Er hatte ihn in den technischen Vereinen kennengelernt, hatte ihn in der Werkstätte besucht, und es war verständlich, daß er hierdurch auch erfuhr, wie sehr sich gerade der Generalstab mit der elektrischen Telegraphie befaßte. Der Mechaniker Leonhardt versuchte, den optischen Telegraphen durch den elektrischen zu ersetzen. Werner Siemens ist von dieser neuen Aufgabe gepackt. Er findet eine brauchbare Lösung, und er versteht es, mit einfachsten Hilfsmitteln, mit einer Zigarrenkiste, Weißblech, einigen Eisenstücken und Kupferdraht, dem Mechaniker Halske seine Idee klarzumachen. Halske entschließt sich daraufhin, sein technisches Können in den Dienst dieser Arbeit zu stellen. Siemens baut



Werner von Siemens
Photographie, um 1880



Die erſte Werkſtätte
von Siemens und Halske
in Berlin, Schöneberger Straße (1847—51)



Die erſte Fabrikanlage
von Siemens und Halske
in Berlin, Markgrafenſtraße (gegr. 1851)



Der erſte Fabrikbau von Siemens & Halske in Berlin-Siemensſtadt,
das Kabelwerk vom Jahre 1899

zunächst einen verbesserten Zeigertelegraphen. Aber auch hier sind noch große praktische Schwierigkeiten zu überwinden, ehe dieser erste Siemenssche Zeigertelegraph mit Selbstunterbrechung verwertbar wird. Mit Feuereifer widmet Siemens sich der konstruktiven Durcharbeitung und der praktischen Verwertung seiner Erfindung. Er ist des zu vielen Erfindens müde und sehnt sich nach gründlicher Arbeit, nach einem großen Ziel. Seinem Bruder schreibt er nach London, daß er nun entschlossen sei, sich durch die Telegraphie eine feste Laufbahn zu schaffen, innerhalb oder außerhalb des Militärs. „Man muß doch endlich einmal sehen, irgendwo festen Fuß zu fassen!"

Werner Siemens stürzt sich in die Arbeit. Dem Chef des Generalstabs und der Polytechnischen Gesellschaft hält er Vorträge über die Telegraphie. Am 9. Juli 1847 kann er berichten, daß der Telegraph höchst brillant an drei Tagen zwischen Berlin und Potsdam arbeite. „Mein Prinzip hat sich glänzend bewährt, und ich hoffe jetzt sicher, daß es mit der Zeit alle andern schlagen wird."

Der Telegraph wurde zuerst von den Eisenbahnen benutzt. Für sie konstruierte Siemens auch ein Läutewerk zur Meldung abfahrender Züge. Die ersten Siemensschen Eisenbahn-Signalapparate fangen an zu arbeiten. „Es fehlt jetzt vor allen Dingen nur Geld, um die Sache kräftig fortzuführen." Auch technische Schwierigkeiten sind noch ausreichend vorhanden. Jetzt entschließt er sich, mit Halske eine Fabrik zu gründen, in sechs Wochen soll sie schon in vollem Gange sein. Halske soll in der Fabrik regieren, Siemens übernimmt den Bau der Linien und den Verkehr nach außen. Ein Stück eines merkwürdigen neuen Stoffes — Guttapercha genannt —, das Wilhelm seinem Bruder aus London geschickt hat, veranlaßt Werner, es zum Isolieren seiner Drähte zu benutzen. Er erfindet auch eine Presse, mit der es ihm gelingt, diese Isolierung in einwandfreier Form an den Drähten anzubringen. Der Bau von Telegraphen, von Läutewerken für die Eisenbahn und Drahtisolierungen soll zunächst Hauptarbeitsgebiet der neugegründeten Firma sein. Sein Vetter Georg Siemens gibt die zur Gründung des Geschäftes nötigen sechstausendachthundert Taler. In der Nähe des Anhalter Bahnhofs, für den eine Telegraphenanlage zu bauen ist, in der Schöneberger Straße 19, wird die Fabrik Anfang Oktober 1847 eröffnet. Die Wohnung ist mit der Werkstatt verbunden.

Aber es galt ja nicht nur Apparate zu bauen, sondern auch betriebssichere große Leitungen anzulegen. Hoffnungsvoll sah er der Zukunft entgegen. Aber man war doch allzu eilig gewesen mit dem Verlegen dieser ersten unterirdischen Leitung. Große Enttäuschungen konnten nicht ausbleiben. Doch zunächst mußte Werner Siemens bei seiner umfangreichen Tätigkeit als Telegraphen-Ingenieur und -Fabrikant um seinen Abschied einkommen, der ihm 1849 nach vierzehnjährigem Militärdienst gewährt wurde. Auf die ihm zustehende Pension hatte er verzichtet. Die Berufswahl war nun endgültig entschieden. Der Staatsdienst vertrug sich auf die Dauer nicht mit der „praktischen oder vielmehr selbsterfundenen Tätigkeit".

„Mit Schießübungen und Bagatelldienst" wurde er nun nicht mehr „ehrlich gequält". Seinen dreißigsten Geburtstag hatte er schon als einen Abschnitt zum Altwerden empfunden und sich darüber beklagt, daß die jugendliche Spannkraft, die es möglich machte, mehrere Eisen gleichzeitig im Feuer zu haben, merklich nachlasse. Aber das Leben in den nun folgenden zwanzig Jahren hat ihm hierin nicht recht gegeben. Es zeigt uns den lebensprühenden Mann in seiner kraftvollsten Größe. Die Fabrik in Berlin wächst und stellt immer neue Anforderungen. Damit vermehren sich auch die organisatorischen Aufgaben und die geschäftliche Seite seiner Tätigkeit. Auch kaufen und verkaufen will gekonnt sein. Schnelle Auffassungsfähigkeit, das Wesentliche zu erkennen, sind Grundbedingung zum Erfolg. Überall aber sind es nicht nur tote Dinge, sondern vor allem die lebenden Menschen, mit denen er zu tun hat. Hier zeigt sich seine hervorragende Fähigkeit, Menschen zu behandeln, ihre willige Mitarbeit zu gewinnen. Weiter und weiter dehnt sich sein Wirkungskreis. Dank der genialen Mitarbeit seiner Brüder wird das Arbeitsgebiet räumlich und seinem geistigen Inhalt nach immer größer. Wie will ein Mensch noch alles dies umfassen! Die Besorgnis, sich zu zersplittern, die ihn immer wieder von neuem überfällt, wird verständlich. Zu all den praktischen Arbeiten kommt der Forschertrieb, der ihm eigen ist, „das Entdecken und Erfinden bringt daher Stunden höchsten Genusses, aber auch Stunden größter Enttäuschung und harter, fruchtloser Arbeit", und von dem Forschertrieb heißt es in einem seiner Briefe: „Er wirkt wie eine Leidenschaft, überwindet alle Hindernisse und unterdrückt im Paroxysmus alle anderen Interessen. Ein gelungener Versuch macht mehr Freude als der Gewinn Hunderttausender." Das Ergebnis aber seiner eigenen Lebenserfahrungen hat er später in die Worte zusammengefaßt: „Durch Erfindungen sein Glück zu machen ist eine saure, schwere Arbeit, die wenige zum Ziel führt und schon unzählige Leute zugrunde gerichtet hat."

Werner Siemens suchte die technischen Apparate, das heißt zunächst die vorhandenen Zeigertelegraphen, wesentlich zu verbessern und sie dem praktischen Betrieb bei der Post und den Eisenbahnen anzupassen. Das Bessere ist des Guten Feind. Wenn die neuen Apparate fertig waren, konnte sich Halske kaum vorstellen, daß man es je hatte wagen können, die früheren zu benutzen. Aus Amerika kam der Morseapparat nach Deutschland. Siemens erkannte seine Vorteile und versuchte, den Apparat zu verbessern und den Bedürfnissen anzupassen. Wer die Entwicklung aller dieser Apparate mit ihren tausendfältigen Einzelheiten an Hand der noch vorhandenen Modelle, der Zeichnungen und Beschreibungen verfolgt, bekommt Achtung vor der Kleinarbeit, die hier zu leisten war, um eine Idee in die praktische Wirklichkeit umzusetzen.

Eine scharfe Abwehr einer von ihm als unrichtig empfundenen Kritik führte zum Bruch mit der preußischen Telegraphenverwaltung und zwang ihn, andere Absatzmöglichkeiten zu suchen. Sein Schicksal führte ihn nach Rußland, das ihm durch den schnell einsetzenden Bedarf an Telegraphenlinien geschäftliche Aufträge

bietet. Sein Bruder Karl ist sein Helfer bei diesen russischen Unternehmungen. Unglaubliche Schwierigkeiten werden überwunden. Die Firma Siemens & Halske war verpflichtet, jede Beschädigung der Leitung binnen sechs Stunden zu beseitigen. Mit Menschen, so viele auch die Regierung zur Verfügung stellte, war diese Sicherheit nicht zu schaffen. Werner Siemens konstruierte daher Apparate, mit denen der Telegraphenwärter sich jederzeit überzeugen konnte, wo die Störung lag. Die erheblichen Geldmittel, die die russische Regierung für die Überwachung der Leitungen ausgesetzt hatte, wurden durch diese technische Leistung zum hohen Verdienst.

Werner Siemens lernt es jetzt, die Welt mit „telegraphischen Entfernungen" zu messen, seine Gedanken befassen sich mit allen Teilen der bewohnten Welt. Er denkt an China, Afrika, an Amerika und Australien. Aber nie vergißt er über dem Plänemachen die Forderung des Tages. Sein reger Geist braucht den Blick in weite Fernen. Es ist ihm eine Erholung, in die Zukunft zu schauen. Die Freude am Neuen gibt seinem Geist die Elastizität, die er sich bis in sein hohes Alter zu erhalten versteht. Zur Phantasie gesellt sich eine große Tatkraft und Zähigkeit beim Durchführen des Geplanten. Nur nicht vor Schwierigkeiten zurückschrecken! Der Kampf ist ihm Lebenselement. Sorgen machen ihn, wie er einmal sagt, fleißiger. „Übrigens glaube ich", schreibt er, „weder an Unstern und Fluch, sondern an kluges und dummes Handeln." Er will nichts wissen von dem Wort „Es geht nicht". „Ich kann nicht" ist immer allein berechtigt. Aber auch Werner Siemens muß bei seiner Pioniertätigkeit hohes Lehrgeld bezahlen.

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann von so genialer Schaffenskraft wie Werner Siemens ein ausgesprochen starkes Temperament besaß. Er war kein Mann der Kompromisse. Kennzeichnend für ihn ist die innere Wahrhaftigkeit, das rücksichtslose Eintreten für seine Überzeugung, gleichgültig, welche Folgen daraus für ihn entstehen können. Auf der Höhe seiner Erfolge war das allerdings leichter als am Anfang seiner Laufbahn.

Bei den Telegraphenanlagen wurde es bald notwendig, die Leitungen auch im Wasser zu verlegen. Hier war die Guttapercha als Isoliermittel unentbehrlich. England erkannte bald den ungeheuren Wert der Unterseeleitungen für seine Weltmachtstellung. Bereits 1850 wurde eine ungeschützte, mit Guttapercha isolierte Leitung von Dover nach Calais fertiggestellt, die aber kaum das Legen selbst aushielt. Hier hat Werner Siemens gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm durch planmäßiges wissenschaftliches Vorgehen auf Grund der Rechnung und des Versuches große Fortschritte erreicht. Er hat uns gerade diesen Teil seiner Ingenieurtätigkeit in seinen Erinnerungen geschildert. Es war notwendig, die Kabelfabrikation sehr sorgfältig zu überwachen, hierfür waren empfindliche Untersuchungsinstrumente zu schaffen.

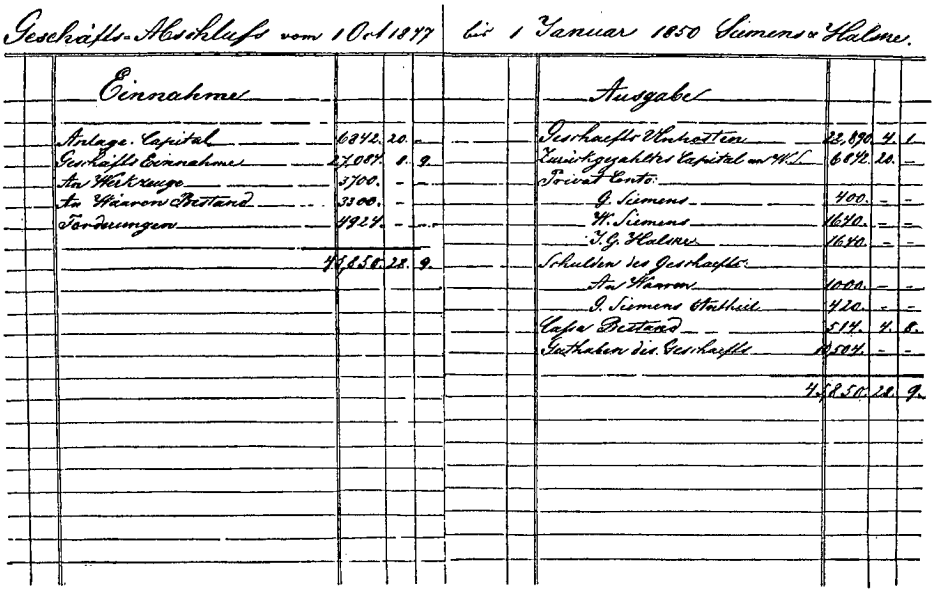
Die Eisenbahnen waren nach wie vor wichtige Auftraggeber, die auch zu neuen technischen Arbeiten anregten. Die großen Batterien waren zu kostspielig. Der von Siemens konstruierte Magnetinduktor bedeutete einen großen Fortschritt.

Weiter galt es, den Telegraphen allen möglichen Sonderzwecken anzupassen. Dazu kam eine große Zahl von Arbeiten auf anderen Gebieten. Siemens baute mit Druckluft betriebene Rohrpostleitungen. Die verschiedenen elektrischen Hilfs- und Meßinstrumente für wissenschaftliche und technische Zwecke waren zu verbessern und oft neu zu entwerfen. Elektrische Uhren wurden in das Arbeitsgebiet aufgenommen. Außerdem baute man die verschiedensten physikalischen Apparate. Außerhalb der Elektrotechnik lagen die großen Arbeiten auf dem Gebiet der Wassermesser. Für Steuerzwecke wurden Apparate konstruiert, die den Alkoholgehalt maßen. Wilhelm bearbeitete mit Vorliebe Fragen der Wärmetechnik. Die Thermodynamik hatte es ihm angetan. Sein Bruder Werner freute sich, hier überall mit tätig sein zu können. Die Arbeiten seines Bruders Friedrich, die zu den Generativöfen führten, die in der Eisen- und Glasindustrie zu größter Bedeutung kommen sollten, fanden seine weitgehende Unterstützung.

Die Fabrik wächst. Der Raum in der Schöneberger Straße langt bei weitem nicht mehr, man könnte den Raum auf das Dreifache vergrößern. Mitte 1849 zählt die Fabrik fünfundzwanzig Arbeiter, man will ihre Zahl auf fünfundvierzig bringen, dann werde es möglich sein, wöchentlich vier Telegraphen herzustellen. Am 31. Dezember 1849 schreibt Werner an seinen Bruder nach London, er hoffe, daß das Leben ihnen jetzt seine angenehme Seite zukehren werde. Er hofft, in einigen Jahren hunderttausend Taler sparen zu können. Es wechseln gute und schlechte Jahre. Bald fehlt es an Menschen und Maschinen, um alle die immer gleich eiligen Aufträge bewältigen zu können, bald sieht es mit der Telegraphie so schlecht aus, daß Werner glaubt, er müsse andere Fabrikationszweige aufnehmen. Die Firma hat es nach zwanzig Jahren auf hundertvierzig Arbeiter gebracht. Aber nach der Zahl der Arbeiter darf man die Bedeutung der Firma nicht einschätzen, denn die Fabrikation macht nur ein Zwanzigstel des großen Geschäftes aus. Der Schwerpunkt liegt in der großen Unternehmertätigkeit auf dem Gebiet des Telegraphenbaus.

Den siegreichen Krieg Preußens 1866 hat Werner Siemens in klarer Erkenntnis der Bedeutung für Deutschlands Zukunft miterlebt. Dieser Krieg sollte die letzten Hindernisse, die der ersehnten Einheit noch entgegenstanden, beseitigen. Jeder sollte jetzt mithelfen, das Errungene zu befestigen. „Diese gehobene Stimmung", schreibt er, „macht sich durch erhöhte Tätigkeit auf allen Gebieten des Lebens geltend und bleibt auch nicht ohne Rückwirkung auf unsere geschäftlichen Arbeiten." In dieser kriegerischen Zeit widmete er sich militärischen Arbeiten, magnet-elektrische Minenzünder werden gebaut, ebenso wie elektrische Entfernungsmesser, elektrische Schiffssteuerung, elektrisch gesteuerte Boote mit Sprengladungen und Militärtelegraphen.

In den Vordergrund aber rückte jetzt die Erfindung der Dynamomaschine. Hatte die Elektrizität, wie Werner Siemens 1880 einmal in einem Vortrag ausführte, bisher keine Hausknechtsarbeit, sondern nur Feinarbeit verrichtet, hatte



Geschäfts-Abschluss vom 1 Oct 1847 bis 1 Januar 1850 Siemens & Halske.

Einnahme				Ausgabe			
Anlage-Capital	6842.	20.	–	Geschäfts Unkosten	22,890.	4.	1.
Geschäfts Einnahme	27,084.	1.	9.	Zurückgezahltes Capital an W. S.	6842.	20.	–
An Werkzeuge	3700.	–	–	Privat Conto:			
An Waaren Bestand	3300.	–	–	G. Siemens	400.	–	–
Forderungen	4924.	–	–	W. Siemens	1640.	–	–
				J. G. Halske	1640.	–	–
	45,850.	28.	9.	Schulden des Geschäfts:			
				An Waaren	1000.	–	–
				G. Siemens Antheil	420.	–	–
				Cassa Bestand	514.	4.	8.
				Guthaben des Geschäfts	10,504.	–	–
					45,850.	28.	9.

Der erste Geschäftsbericht der Firma Siemens & Halske, Berlin

sie bisher nur kommandiert, dirigiert, Kräfte aus- und eingelöst, so tritt sie mit der Dynamomaschine in die Reihe der schwer arbeitenden Kräfte. Aber wieviel geistige Arbeit, wieviel Zeit gehörte auch hier dazu, bis das Ziel, das die zukunftsfrohen Erfinder bereits deutlich erblickten, auch nur annähernd erreicht war. In einer Telegraphenbauwerkstatt wurde die Dynamomaschine geboren, von Feinmechanikern gestaltet. Es dauerte lange, bis der Maschinenbauer sich daran gewöhnte, in diesem physikalischen Apparat eine Maschine zu sehen. Schon vor der Dynamomaschine hatte man es fertiggebracht, mit großen magnet-elektrischen Maschinen starke Ströme zu erzeugen, aber bei riesigen Abmessungen dieser Maschine waren die Leistungen sehr gering. Für große Kräfte kam sie nicht in Frage. Im Herbst 1866 kam Werner Siemens bei elektrischen Minenzündungsvorrichtungen auf den Gedanken, die Fremderregung der Elektromagnete durch Benutzung des im Elektromagneten zurückbleibenden Elektromagnetismus zu ersetzen. Es hatte sich gezeigt, daß in dem feststehenden Elektromagneten einer passend eingerichteten Elektromagnetmaschine genug Magnetismus zurückbleibt, um durch allmähliche Verstärkung des durch ihn erzeugten Stromes bei umgekehrter Drehung die überraschendsten Wirkungen hervorzubringen. Den ersten Versuchen folgten sofort weitere. Begeistert schrieb er am 4. Dezember seinem Bruder Wilhelm über seine neuen Ideen: „Man kann mithin allein mit Hilfe von Drahtwindungen und weichem Eisen Kraft in Strom umwandeln, wenn nur der Impuls gegeben wird . . . Die Effekte müssen bei richtiger Konstruktion kolossal werden. Die Sache ist sehr ausbildungsfähig und kann eine neue Ära

des Elektromagnetismus anbahnen!" Und gleich denkt er an die praktische Verwertung im großen. „Magnet-Elektrizität wird hierdurch billiger werden, und es kann nun Licht, Galvanometallurgie usw., selbst kleine elektromagnetische Maschinen, die ihre Kraft von großen erhalten, möglich und nützlich werden."

Die Fabrikation war inzwischen nach der Markgrafenstraße verlegt worden. Hier zeigte er bald darauf die neue Dynamomaschine seinen Freunden: dem Berliner Physiker Magnus, Dove, Rieß und du Bois-Reymond. Magnus erbietet sich, der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied Werner Siemens damals noch nicht war, die Beschreibung der Erfindung vorzulegen. So entstand die bedeutsame Urkunde, die Mitteilung an die Akademie der Wissenschaften in Berlin vom 17. Januar 1867 „über die Umwandlung von Arbeitskraft in elektrischen Strom ohne Anwendung permanenter Magnete". Siemens schließt mit den prophetischen Worten, die durch ihre weitgehende Erfüllung berühmt werden: „Der Technik sind gegenwärtig die Mittel gegeben, elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist." Er fügt hinzu: „Diese Tatsache wird auf mehreren Gebieten derselben von wesentlicher Bedeutung werden."

Ein Jahr später, auf der Pariser Ausstellung 1867, schildert er seinen Freunden, wie nunmehr Eisenbahnen in den Großstädten elektrisch betrieben werden könnten, wie man gewaltige elektrische Ströme aus einem acht bis neun Meilen von Berlin entfernten Braunkohlengebiet mit Hilfe der neuen Dynamomaschine in die Städte leiten und hier in verschiedenster Weise „entweder dynamo-elektrisch oder chemo-elektrisch" werde benutzen können. Er schildert auch bereits in Einzelheiten den Eisenbahnbetrieb, an den er von Anfang an geglaubt hat.

Aber mit der Dynamomaschine ging es wie mit andern folgenschweren Erfindungen. Auch andere Erfinder traten mit dem Anspruch auf, die ersten gewesen zu sein, Prioritätskämpfe knüpfen sich an diese technische Tat. Auch die Entwicklung der Dynamomaschine erzählt uns von den Freuden und Leiden des Erfinders. Wohl macht sich der Apparat über Erwarten günstig, aber bald heißt es: „Der große Induktor ist ein wütender Kerl, der sich noch sehr ungeschlacht benimmt . . . er macht mir noch viel zu schaffen. Die neue Maschine macht mir viel Kopfzerbrechen." Sein hervorragender Mitarbeiter Hefner-Alteneck erfindet den Trommelanker und hilft bei der weiteren konstruktiven Durchbildung der Maschine. Ein großer Schritt vorwärts ist getan. Unablässig wird daran weitergearbeitet, aber noch 1882 schreibt Siemens: „Etwas unsicher sind die Dynamomaschinen doch leider noch immer."

Aber die Maschinen ermöglichen es jetzt, elektrisches Licht in großem Maßstab zu erzeugen. Zu den Leuchttürmen, die mit großen Bogenlampen versehen wurden, kamen Aufgaben, die das Militär stellte. Zu den Bogenlampen kamen die Glühlampen. Edison erreicht sein Ziel, eine der Gasbeleuchtung gleichwertige Beleuchtung mit seinen elektrischen Glühlampen zu schaffen. Auch hier ist Werner

Siemens hoffnungsfroh: „Wahrscheinlich werden die Glühlichter bald alle anderen totschlagen und der Anwendung der Elektrizität einen weit größeren Wirkungskreis eröffnen." Das war der Fall. Die großen Städte — Berlin voran — fingen an, elektrischen Strom zu Beleuchtungszwecken zu verkaufen. Ein ungeheures Arbeitsfeld eröffnet sich der neuen Elektrotechnik. Aber Werner Siemens sieht auch hierüber noch hinaus. „Es ist richtig", schreibt er am 7. Dezember 1880 an seinen Bruder nach London, „daß ich augenblicklich größeres Gewicht auf die Kraftübertragung lege als auf das Licht; ich glaube in der Tat, daß meine Ansicht sich bald als richtig erweisen wird." Auch der Gedanke, elektrische Energie auf große Entfernungen zu übertragen, trat frühzeitig an ihn heran. Die Bedeutung der Ausnutzung der Wasserkraft für die verschiedensten Verwendungszwecke mit Hilfe der elektrischen Energie erkennt er klar. Er glaubt auch, daß durch Kraftübertragung sich in der Zukunft große Aufgaben würden erfüllen lassen. Der elektrische Strom lasse die Kraft so verteilen, daß wieder kleine Werkstätten der Handwerker in die Lage gesetzt würden, mit Fabriken in Wettbewerb zu treten. Er hofft auf einen vollständigen Umschwung der Arbeitsverhältnisse zugunsten der Kleinindustrie. Besonders packt ihn der Gedanke, elektrische Bahnen zu betreiben. Auf der großen Berliner Gewerbeausstellung 1879 läuft die erste elektrische Lokomotive der Welt. Es war eine kleine elektrische Grubenlokomotive, die mit sieben Kilometer Stundengeschwindigkeit drei kleine Wagen, auf denen je sechs Personen Platz finden konnten, hinter sich her zog. Hier war eine Pionierarbeit geleistet worden, für die irgendwelche Vorgänger nicht vorhanden waren. Eine Theorie der Dynamomaschine und der Motoren gab es nicht. Man war auf das Versuchen angewiesen. Wieder einmal war die Praxis der Theorie weit vorausgeeilt, und die Männer des tätigen Lebens mußten mitten in der Arbeit des Tages die Forschertätigkeit der Gelehrten übernehmen und sich nach und nach die theoretischen Unterlagen schaffen, die es ihnen ermöglichten, die immer kühneren Pläne durchzuführen.

Diese ersten Erfolge mit einer elektrischen Bahn auf einer Ausstellung erweckten in ihm die Hoffnung, in allen Großstädten elektrische Schnellbahnen durchzuführen. Berlin sollte die erste elektrische Hochbahn bekommen. Mit Feuereifer trat er in Vorträgen für seine Pläne ein. „Es wird ein harter Kampf werden, doch ich hoffe, siegreich zu bleiben." Zunächst begann er mit einer Versuchsstraßenbahn in Lichterfelde. Sie fuhr zum erstenmal am 1. Mai 1881, und am 13. Mai schrieb Werner an Wilhelm: „Gestern ist unsere elektrische Bahn in Lichterfelde mit großem Glanz eröffnet." Der preußische Eisenbahnminister erklärte ihm, daß er jetzt an den Ernst und die große Zukunft der elektrischen Lokomotive glaube. Werner Siemens sah eine große Zukunft vor sich. Jetzt wollte er diese Sache auch geschäftlich ernsthaft in die Hand nehmen.

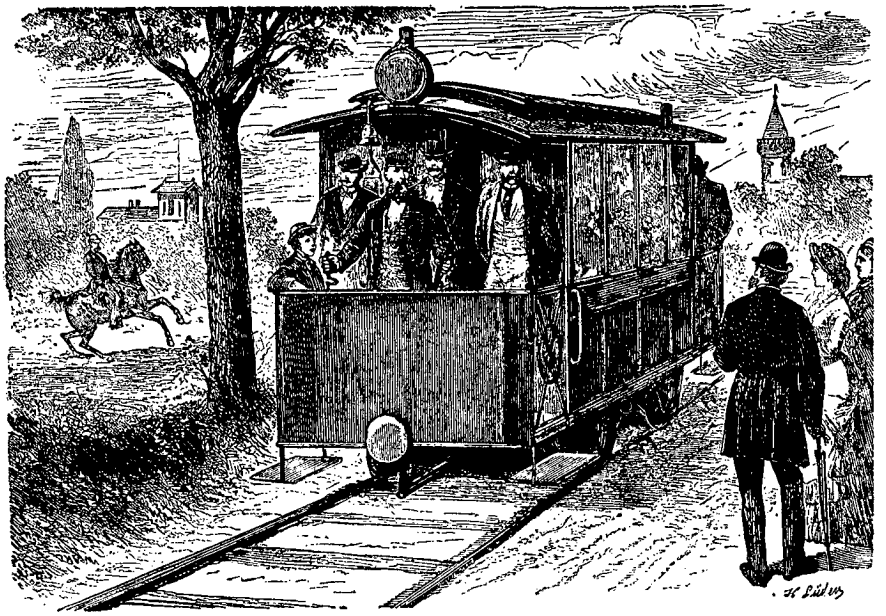
Ein anderes Gebiet, das sich der elektrische Strom schon früh eroberte, war die Elektrochemie. Auch hier ging Siemens bahnbrechend voran. Doch geht es auch

hier zunächst langsam Schritt vor Schritt. „Die Aufgaben liegen vor Augen, aber die Ausführung hat immer große Haken." Erinnern wir noch an die großen Aufgaben, die der Fernsprecher mit sich brachte, an alles was zu leisten war bei den großen Leitungen, den Kabeln, an die Arbeiten auf dem Gebiet des Eisenbahnsicherungswesens, so können wir uns vorstellen, welch große Aufgaben in diesen der Elektrotechnik die Wege weisenden Zeiten durch Werner Siemens persönlich und seine von ihm ausgesuchten zahlreichen Mitarbeiter bewältigt wurden.

Und doch beschränkt sich seine Hingabe, seine Liebe zu großen technischen Entwicklungen nicht auf die Elektrotechnik. Er beschäftigt sich auch mit den Erfindungen seines Bruders Wilhelm auf dem Gebiet der Stahlerzeugung. Er war überzeugt davon, daß die Stahlfabrikation noch ganz ungeahnte Dimensionen annehmen werde. Man werde künftig alles aus Stahl anstatt aus Schmied- und Gußeisen machen, was fest sein solle. Sein Traum ist, in Wetzlar mit Wilhelm gemeinsam ein großes Familien-Werk zu schaffen. Auf diesem Gebiet möchte er es Krupp gleichtun. Wie groß war seine geistige Spannkraft, die ihn sich auch für das Mannesmann-Walzverfahren, das damals eine gewaltige Begeisterung hervorrief, einsetzen ließ! Der Glaube, am Anfang einer großen neuen Entwicklung zu stehen, trieb ihn dazu, hier selbst auf Kosten der eigenen geschäftlichen Entwicklung mitzutun. So sehen wir ihn am Ende seines Lebens noch einmal abseits vom Wege.

Zu all diesen wissenschaftlichen und technischen Aufgaben kam die mit der Gründung eines Weltunternehmens eng verbundene geschäftliche, organisatorische Arbeit. Die Fabrik mußte räumlich immer weiter vergrößert werden, die Grundsätze einer Firma entwickeln sich seiner Überzeugung nach aus der Natur des Leiters. In einem Brief aus dem Jahr 1884 verlangte er, daß der moralische und technische Kredit des Geschäftes niemals beeinträchtigt werden dürfe, selbst wenn dies mit materiellen Verlusten verknüpft werden sollte. Für ihn war die Firma erst in zweiter Linie ein Gelderwerbsgeschäft. „Es ist für mich", schrieb er 1887, „ein Reich, welches ich begründet habe und welches ich meinen Nachkommen ungeschmälert überlassen möchte, um in ihm weiterzuschaffen." Diese Anschauungen leiteten ihn auch, als „die neuen kapitalmächtigen Beleuchtungsgesellschaften" immer näher rückten. Mit Aktiengesellschaften, denen der Aktienstand die Hauptsache ist, wollte er ebensowenig wie Alfred Krupp etwas zu tun haben. Die Technik, fürchtete er, käme immer weniger in Betracht, wenn die rein finanziellen Interessen überwiegen.

So groß auch dieses weite von ihm selbst geschaffene riesige Arbeitsgebiet war, so sah er doch darüber hinaus. Vom Elternhaus her war ihm eine große Liebe zu Volk und Vaterland eigen. Forderungen, die von diesem Gesichtspunkt aus an ihn herantraten, konnte er nicht ablehnen. So kam er auch zur Politik, nicht weil er Freude an der politischen Arbeit hatte. Er hat sich oft sehr abfällig darüber



Die erste elektrische Straßenbahn der Welt,
erbaut von Werner von Siemens, in Lichterfelde bei Berlin, 1881

ausgesprochen, das Schwatzen wäre nicht seine Art, und für positive Arbeit sei zu wenig Platz in der parlamentarischen Tätigkeit, wie er sie kennengelernt hatte. Als man ihm aber den Solinger Wahlkreis anbot, da hat er geglaubt, sich für seine innere Überzeugung auch einsetzen zu müssen, und er hat in pflichtmäßiger Arbeit besonders in den Kommissionen die Fragen behandelt, die damals für Industrie und Gewerbe wichtig waren. Aus der inneren Wahrhaftigkeit seines Wesens heraus hat er immer wieder darauf hingewiesen, daß die damalige Gepflogenheit, gute deutsche Waren als englische und französische anzupreisen und schlechte Ware als deutsch zu bezeichnen, Selbstmord bedeute. Aber da kam er bei seinen Wählern schlecht an. Da ließe sich nichts ändern, das läge an den deutschen Käufern, nicht an den Fabrikanten. Aber auch das hat ihn in seiner auf weite Sicht eingestellten Erziehungsarbeit nicht entmutigt. Unentwegt ist er für Qualitätsarbeit eingetreten.

Der Krieg 1870 brachte dem Deutschen Reich auch riesige wirtschaftliche Erfolge. Es kam der sogenannte Milliardensegen, der, wenn wir heute die Folgen überblicken, zum Unsegen in der Gründerperiode wurde. Das zu rasche Emporblühen hat der Entwicklung geschadet. Die Sucht, schnell reich zu werden, war über viele Menschen in Deutschland gekommen. Siemens gehörte zu denen, die weiter sahen, die an Deutschlands Zukunft dachten und deshalb damals von großer Sorge erfüllt waren. Als im Jahre 1876 der mutige Professor Reuleaux seine Kritik über die deutsche Abteilung auf der Weltausstellung in Philadelphia

in die Worte „billig und schlecht" faßte und damit Deutschland in flammende Entrüstung versetzte, hat ihm Werner Siemens seinen herzlichsten Dank für das mutige und richtige Wort zugerufen. Er hat es ausgesprochen, daß Regierung, Industrie und Land zu großem Dank verpflichtet wären, weil Reuleaux Feuer gerufen hätte zu rechter Zeit und an rechter Stelle, bevor es zu spät sei und jedermann die Flammen aus dem Dache schlagen sähe.

Auch die großen Arbeiten Werner Siemens' für ein deutsches Patentgesetz gehören hierher. Er hat schon Anfang der sechziger Jahre einen Entwurf aufgestellt, denn er hatte ja am eigenen Leibe erfahren, was es bedeutet, in der Zeit größter politischer Zersplitterung in Deutschland auf dem Gnadenweg ausnahmsweise eine Urkunde zu erhalten, die einen Schutz aussprach. Damals bereits verlangte er für Deutschland ein Patentgesetz, das dem in England und Frankreich vergleichbar wäre. Im Patentschutz sah er einen Entgelt für die sofortige Veröffentlichung der Erfindung. Ihm ging es hier um einen sittlichen Grundsatz. Er wies darauf hin, wie vor dem deutschen Patentgesetz geradezu ein Preis darauf gesetzt war, die Gedanken anderer für sich selbst kostenlos zu verwerten. Darin sah er eine innere Unwahrhaftigkeit, eine Lüge, die kein Volk auf die Dauer ertragen konnte. Er wies auf Fälle hin, wo Fabrikanten in ihren Druckschriften öffentlich verkündeten, daß sie die besten Konstruktionen nachahmten und sie deshalb billiger als ihre Konkurrenten liefern könnten, da sie ja nicht die Kosten für Erfindung und Patentnahme zu tragen hätten. Hier wußte er sehr deutlich zu werden, hier verlangte er Abhilfe, sonst müsse das Volk moralisch krank werden. Man müsse die deutsche Redlichkeit wieder zu Ehren bringen, sonst würde Deutschland auf die Dauer unermeßlichen Schaden leiden.

Siemens war stolz darauf, durch eigne Arbeit vorwärtszukommen. Alles, was sich Spekulation nennt, lehnte er ab. Müheloser Gewinn war ihm ein Greuel, eine Mühle, die Geld mahlt, auch wenn man schläft, hatte für ihn kein Interesse. „Rein kapitalistische Spekulationsprojekte", schrieb er 1865 an seinen Bruder Karl, „passen für uns sach- und erfahrungsgemäß nicht. Wir sind keine Kaufleute, wir stehen darin jedem gewöhnlichen Geldsack nach." Seine hohe Auffassung vom Wert des technischen Fortschritts bestimmt auch seine Stellung zu den Ingenieuren. An die Spitze seiner Unternehmungen gehören Ingenieure, die natürlich auch kaufmännisch und verwaltungstechnisch gebildet sein sollten. Auf die technische Ausbildung könne er niemals verzichten. Was nun diese Ausbildung anbelange, so warnt er vor allzu engem technischem Spezialwissen. Nur nicht zu frühzeitig sich spezialisieren! Der Blick werde zu eng, das nötige Spezialwissen bringe schon der Beruf mit sich. Man dürfe an der Technischen Hochschule nicht schon mit der Spezialisierung anfangen. Ausschlaggebenden Wert aber legte er auf die Vertiefung des Wissens in den Naturwissenschaften, in der Mathematik. Gerade darin sah er die Grundlagen für die weiteren Fortschritte der Technik.

Nie dürfe man glauben, daß Wissen und Lernen mit der Schule aufhöre. Werner Siemens war so durchdrungen von der Notwendigkeit der wissenschaftlichen Forschung, daß er zum Schöpfer der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin wurde. Das Ziel, das ihm vorschwebte, war, unabhängig vom Lernbetrieb an den Universitäten und Hochschulen dem Forscher reich ausgestattete Werkstätten für wissenschaftliche Arbeit zur Verfügung zu stellen. Deutschland müsse auf naturwissenschaftlichem Gebiet bahnbrechend vorangehen! Darin sah er die Grundlagen der weiteren industriellen Entwicklung und der damit verbundenen Weltmachtstellung, die er Deutschland wünschte.

Vom elterlichen Hause her wurzelte Siemens, der ein weltumspannendes Geschäft gegründet hat, fest im eigenen Volk. Die Grundlage des Staates war ihm die Familie. Immer ging er von der Familie aus. Den Fuggern vergleichbar wollte er für seine Familie ein großes Unternehmen gründen. Das war sein Jugendtraum — sein Lebenswerk brachte die Erfüllung.

Auch die Sehnsucht nach einem einigen deutschen Vaterland wurde ihm erfüllt. Weit sah er in die Zukunft. Er sprach es aus, daß in zwanzig Jahren Amerika und Ostasien dank der riesigen Naturschätze, über die sie verfügten, zu solch großer Bedeutung emporwachsen könnten, daß die ganze Zukunft Europas gefährdet würde, wenn nicht alle europäischen Staaten zusammenhielten, um ihre alte Kultur zu verteidigen.

Von dem äußeren Eindruck seiner Person erzählen uns zahlreiche Bilder aus den verschiedensten Lebensaltern, ergänzt von den Berichten derer, die ihn kannten. In einer großen, stattlichen Erscheinung kam die Kraft seiner Persönlichkeit zum Ausdruck. Mit seiner straffen Haltung, die ihm aus der Militärzeit geblieben war, verbunden mit seiner Barttracht, erinnerte er an einen alten preußischen General. Im Umgang mit anderen Menschen war er lebhaft und anregend, besonders wenn eine der vielen neuen Ideen ihn packte. Er liebte die Geselligkeit, und er bevorzugte hier die Kreise, die seinen wissenschaftlichen Neigungen nahestanden. Er gehörte zu den großen Optimisten und verstand es, maßstäblich zu denken, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Am 6. Dezember 1892 ist Werner von Siemens von uns gegangen. Es ehrt seine Zeitgenossen, daß sie versuchten, durch zahlreiche Auszeichnungen seiner weitreichenden Bedeutung gerecht zu werden. Orden, Titel und Ehrenmitgliedschaften hat er in reicher Fülle geerntet. Der König von Preußen hat ihm den erblichen Adel verliehen, der König von England adelte seinen Bruder Wilhelm und der Kaiser von Rußland seinen Bruder Karl. Vor der Technischen Hochschule, deren technisch-wissenschaftliche Arbeit er hochschätzte, hat der Verein deutscher Ingenieure nach seinem Tode sein Denkmal errichtet. Das größte Denkmal aber hat sich Werner Siemens in seinen Arbeiten, die fortleben, in den großen Werken, die seinen Namen tragen, geschaffen.

Weit hinaus reichten seine Gedanken in die Zukunft. Als ein kostbares Geschenk schätzen wir seine Lebenserinnerungen, und hier steht, 1889 von ihm niedergeschrieben, sein Vermächtnis für uns Deutsche, gerade auch für die heutige Zeit: „Nicht im Besitz, welcher Art er auch sei, ruhen heut und künftig die staatserhaltenden Kräfte, sondern in dem Geist, der ihn beseelt und befruchtet. Den Staat vor Verarmung und Verfall zu schützen, dazu ist heute das zielbewußte Zusammenwirken aller großen geistigen Kräfte nötig, deren Erhaltung und Fortentwicklung eine der wichtigsten Aufgaben des modernen Staates ist."

Gottfried Keller

1819—1890

Von

Jakob Schaffner

Doch die lieblichſte der Dichterſünden
laß nicht büßen mich, der ſie gepflegt:
Schöne Frauenbilder zu erfinden,
wie die bittre Erde ſie nicht hegt.

Der Mann, der dieſe Strophe geſchrieben hat, Gottfried Keller, iſt geboren im Jahre 1819 unter dem Sternbild des Löwen als der Sohn eines nicht alltäglichen Handwerkers und einer Mutter, die ein Junker für wert erachtet hatte, ihr ſeine Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Das Gegengefühl war auf ihrer Seite nicht oberflächlich, denn ſie vermied es, ihren Mann mit ſeinem Taufnamen Rudolf anzureden, der ihr nicht gefiel, und bekannte ihm: Wenn er Gottfried heißen würde wie der Junker, ſo wollte ſie ihn gern mit dieſem Namen immer nennen. Auf die Bitte des Vaters iſt dann der Knabe unter der Patenſchaft des Junkers „Gottfried" getauft worden.

Der Vater Keller hatte bereits den Hang zum Geiſtigen, zum Schönen und zu öffentlichen Dingen. Er gehörte dem Schulvorſtand an, in welchem er auch das Wort zu führen wagte, trat einer Brüderſchaft auf Gegenſeitigkeit bei, nahm an Theateraufführungen teil und verſuchte ſich ſchriftſtelleriſch. Er ſtarb an der Schwindſucht, als Gottfried fünf Jahre alt war. Damit fällt der Schatten auf ſein Leben, der es nicht verläßt, bis das Leben ſelber anfängt an Eigenwert zu verlieren. Sechs Kinder wurden in der Ehe geboren, von denen vier nicht lebensfähig waren. Außer Gottfried überlebte noch eine Schweſter den Todespunkt im Schickſal dieſer angefochtenen Nachkommenſchaft.

Beim Erwachen ſeines Bewußtſeins findet ſich Gottfried klein und hilflos ohne väterlichen Schutz unter der Hut einer braven, aber ſelber hilfloſen Mutter einer kalten, gerechten Welt gegenüber mit Eigenſchaften verſehen, deren Unbequemlichkeit ihm ſchon früh wird zur Kenntnis gekommen ſein. Noch darf er ſich in die kleine Hofwelt verſpinnen, die ihn umgibt. Während um ihn herum vom alten Zürich ein Stück nach dem andern fällt und das neue vorbereitet wird, macht er ſeine erſten kleinen und großen Bekanntſchaften im Tier- und Menſchenreich. Er fängt das große Spintiſieren ſeines Lebens an, grübelt über das Weſen Gottes nach, von dem ihm die Mutter keine befriedigende Vorſtellung geben kann, und hat gleich am erſten Tag ſeiner Schulzeit einen Zuſammenſtoß mit ſeinem Lehrer. Auf der Tafel wurde der große Buchſtabe P gezeigt, und da dem kleinen Gottfried das Wort Pumpernickel immer einen pompöſen Eindruck gemacht hatte,

erklärte er ihn ernst als den Pumpernickel und blieb steif dabei. Er kam damit nicht gut an und wurde von da weg für einen tückischen Burschen betrachtet, der es darauf angelegt hätte, die Erwachsenen zu hänseln. In der spätern Schule begann er dann plötzlich umfangreiche und verwickelte Lügereien, für die seine Klassengenossen die Zeche zahlen mußten, ein Ausgang, der ihn aufrichtig erschreckte, da er nur einem ersten Durchbruch seines Hanges zum Fabulieren nachgegeben hatte.

Inzwischen legte er sich aber nicht aufs Dichten, sondern aufs Zeichnen und Malen. Als ganz kleiner Bursche stolziert er zurechtgemacht einher wie ein Maler aus dem Trödelladen und bedeckt eine Menge von Blättern mit den Erzeugnissen seiner krausen Einfälle, zu denen es manchmal auch Strophen gibt. Er legt ein Notizbüchlein an mit dem Titel: „Meine Launen" und ein Dramenheft, das unter anderm Schillers Gedicht vom Gang nach dem Eisenhammer für die Bühne bearbeitet enthält. Nach einigen Vor- und Zwischenstationen besucht er die kantonale Industrieschule, wo ein Lehrer das Mißgeschick hat, sich mit den meisten seiner Schüler anzulegen. Während Gottfried vom Unterricht zieht, was irgend von einem lernhungrigen Burschen daraus zu ziehen war, gerät er mit in die Verwicklung mit dem Lehrer, ohne eigentlicher Führer dabei zu sein. Aber da er nun doch einmal immer und überall bei den Pädagogen im Verruf steht, geht das Gericht an ihm aus; er wird aus der Schule ausgeschlossen. Da ist er fünfzehn Jahre alt. Er hat den Anschluß nicht wieder gefunden und ist auch die Bitterkeit über diese Mißhandlung nie ganz losgeworden. Sie ist sein erster großer Zusammenstoß mit der Rechtlichkeit und bürgerlichen Ordentlichkeit, die ihm noch bei so vielen Gelegenheiten und in so vielen Gestalten das Leben sauer machen soll. Das Leiden dieses Begabten auf einem „poetischen Holzboden" wird um so größer sein, je mehr er innerlich infolge eines bürgerlichen Abhängigkeitsgefühls höchst nobler Art das Übereinkommen bejaht und darin zu gelten wünscht. Dasselbe trifft zu über das Bildungsideal seiner Zeit und dessen Forderungen; zeitlebens ist er von der Vorstellung nicht losgekommen, infolge seines abgebrochenen Lehrganges gegenüber seinen glücklicheren Zeitgenossen eine Unterlegenheit zu besitzen. Nebenher stellte es sich heraus, daß an dem heranwachsenden Männchen der Kopf ungefähr ein Fünftel der Größe ausmachte und die Beine nur ein Drittel. Zu den langbeinigen Mannsbildern hat er zeitlebens ein bißchen hinaufgesehen, wenn auch mit Spott; einige langbeinige Frauen hat er ernstlich geliebt.

Bis zum Jahre 1840 nun, also bis in sein einundzwanzigstes Jahr, kann man von ihm sagen, daß er sich darauf verwiesen sah, nichts zu sein. Die Schule war ihm verschlossen. Ins Handwerk mochte er nicht. Der Handel hätte ihn ausgespuckt wie eine stachlige giftige Frucht. Zum Landleben hatte er nur verwandtschaftliche und ästhetische Beziehungen. Entweder kam er auf geistigem Weg weiter, oder er ging zugrunde. Einstweilen lag er seiner Mutter auf dem Geldbeutel,

und das Martyrium brach offen aus. Er begann zu malen, ohne und mit Lehrer, vor der Natur und zu Hause, mit dem Lehrer kaum besser beraten als allein. Auf getreues Abzeichnen und Abmalen wird der Hauptnachdruck gelegt. Es wird nach Gipsabgüssen gearbeitet. Fremde Aquarelle werden möglichst genau kopiert. Sein Lehrer ist ein Trinker und wird schließlich irrsinnig. Dazwischen hat er unbegrenzt gelesen und alles aufgenommen, was erreichbar ist. Allmählich taucht der Plan auf, eine Kunstschule zu besuchen. Nach vielen Kämpfen setzt er es durch, daß ihm aus einem großmütterlichen Erbe hundertfünfzig Gulden ausgehändigt werden, und er zieht nach München. Die Zeit der Enge und des Verwandtenspottes, der mütterlichen stillen Kreuzerjagd, des Zänkelns und Schmollens mit der Schwester und des üblen Geschmacks von sich selber ist vorbei. Vor sich sieht er Freiheit, Entfaltung und Aufstieg. München wird für ihn das Portal zur großen Welt sein.



Zeichnung Gottfried Kellers aus einem Skizzenbuch der Münchener Zeit (1840—1842)

Es geht alles, wie es gehen muß. Ein Genie, das zum Dichter bestimmt ist, wird seinen Weg nicht als Maler machen, vollends dann nicht, wenn selbst sein Weg als Dichter noch lange durch eine Wüste voll von Sand, kahlen Felsen und Dorngestrüpp führen soll. Keller, ein ausgemachter Heimatsmensch, wird der berühmten Stadt nicht froh, die für ihn ist

„ein liederliches, sittenloses Nest
voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
voll Heiligenbilder, Knödel, Radiweiber".

Er hielt sich an die Landsleute, unter denen doch einige Begabungen waren. Auch da wurde keineswegs geflüstert und Musterwandel betrieben. Zeitenweise geht es sogar sehr laut und bunt zu. Er bekommt den Namen Strabo und als Wappen ein Bierfaß. Die Stimmung geht gelegentlich so hoch, daß er einem ganz unbekannten Münchner Bürger nachts auf der Straße mit seinem berühmten Stock den Zylinder eintreibt. Der Mutter meldet er sich als „Eleve der königlichen Akademie", eingetragen ist er aber nicht. Gerade hat noch Cornelius und der idealistische Stil auf den Münchner Schulen geherrscht, wo er ein ziemlich blasses Gespensterwesen trieb. Schon hat in Frankreich der Realismus seine ersten

Schlachten geschlagen. In München weiß keiner so recht, was er eigentlich machen soll. 1841 ist Gottfried so weit, zu bekennen, daß er keinen Pfifferling mehr um seine Kunst gebe. Krank ist er auch gewesen. Die hundertfünfzig Gulden sind verbraucht. Geschafft ist gar nichts. Der sprichwörtlich gewordene „lustige Keller" hat außerdem mehr gefaulenzt als gearbeitet. In Zürich wird seine Mutter wegen seiner Münchner Schulden vor die Polizei geladen. Sie entlehnt darauf dreihundert Gulden und schickt sie ihrem Sohn, der sich inzwischen auf der Bude eines Freundes versteckt hält, weil ihn die Münchner Polizei sucht. Endlich wird ein Bild von ihm für eine Verlosung angenommen; er soll noch eine kleine Änderung daran vornehmen, worauf er sechs Louisdor erhalten wird. Vergnügt läuft er damit nach Hause, um die paar Pinselstriche zu tun. Dann stellt er die Malerei zum Trocknen an den Ofen und geht aus, um das freudige Ereignis gehörig zu begießen. Wie er wieder nach Hause kommt, findet er den neuesten Aufschwung am Ofen halb verkohlt vor. Ein anderes Bild, das er nach Zürich zur Ausstellung schickt, hat ein beispielhaftes Ausstellungsschicksal. Erstens kommt es zu spät und mit Dreck und Mist bespritzt in Zürich an, weil es schlecht verpackt war. Im Katalog steht es, aber niemand findet es in den Sälen. Endlich macht sich die Mutter auf die Nachforschung und entdeckt es im Keller. Sie bringt es dazu, daß es gereinigt und doch noch aufgehängt wird. Es gefällt auch ganz gut; man hatte es ihm gar nicht zugetraut. Nur kann es nicht verkauft werden, weil Keller keinen Brief dazu geschrieben und auch keinen Preis angegeben habe. Die Mutter findet heraus, daß dieser Brief an die Innenseite des Deckels angeheftet, aber von dem Maler, auf dessen Vermittlung sie baute, aus Neid unterschlagen worden war. Sie macht sich wiederum auf den Weg, aber nun hört sie, daß das Bild eben doch zum Ankauf noch zu unfertig sei. Später werde er sicherlich etwas Brauchbares machen. Inzwischen schlägt Gottfried in München seine gewaltigen ossianischen Landschaften Stück für Stück zu vierundzwanzig Kreuzer los, verkauft seine höchstgeschätzte Habseligkeit, seinen historischen Stock, und streicht einem Trödler für die Hochzeit des Kronprinzen Fahnenstangen an. Damit ist der Traum von Ruhm und von der Niederringung des heimatlichen Bürgerhochmuts gebrochen. Still und klein zieht er nach dreieinhalb Jahren Abwesenheit wieder bei seiner Mutter ein, im Frühwinter 1842.

Den Winter über treibt er es noch in Zürich weiter, wie er es in München getrieben hat. Immer noch wirft der Geist wie Fieberblasen neue Bilderideen ans Licht, aber es ist das Fieber einer abziehenden Krankheit. In Zürich ist die Temperatur des romantischen Zeitalters empfindlich gesunken. Die Stadt ist voll von Emigranten der Revolution, Namen wie Henle, Pfeuffer, Oncken, Follen, alle in angesehenen Lehrstellen, gehören jetzt zur Züricher Gesellschaft. Auch David Friedrich Strauß wirkt hier; seine Anstellung hat noch vor Kellers Abgang nach München einen Putsch hervorgerufen. Arnold Ruge, Herwegh, Julius Fröbel, Wilhelm Schulz, Weitling, Bakunin und viele andere treffen sich hier, und Kellers



Gottfried Keller
Zeichnung von Arnold Böcklin, 1889



Gottfried Keller: Ossianische Landschaft
Gemälde aus der Münchener Zeit, 1843. Zürich, Zentralbibliothek

Temperament, lange darniedergehalten, entzündet sich nun an einer großen, öffentlichen Auflehnung, welcher er von ganzem Herzen recht gibt. Das aufgerufene Temperament erweckt die dichterische Begabung. Rasch hintereinander entsteht eine Reihe politischer Gedichte, deren Angriffsziel nicht etwa die bürgerliche Rechtlichkeit ist, die ihm das Leben bisher schwergemacht hat, sondern mit dem Strom des deutschen Geistesaufstands wendet er sich wetternd gegen die Potentaten, die ihn eigentlich wenig angehen, und gegen die Pfaffen. Hier hat sich endlich ein Anlaß eingestellt, allen aufgesammelten Groll und das ganze Elend einer unterdrückten Jugend in ein ansehnliches Aufbegehren hineinzubringen, und daß man dabei nicht sich selbst vertritt, sondern eine Sache und ein Volk, gibt dem Aufbegehrer dazu noch die gute Haltung vor sich, die er immer nötig hat. Mit dem „Protestanten" — er hält viel darauf, Protestant zu sein und sieht eine tiefere Bedeutung darin — erwacht zugleich der Schweizer, und er, der Schweizer, ist es, der von allem Sturm zuletzt als die neue klare Gestalt durchdringt. Denn dem Wesen der Revolution hat er sehr bald auf den Boden gesehen, und die Figuren, die davon auf seiner heimatlichen Erde den Vordergrund einnahmen, wurden ihm allmählich verdächtig. Als in Zürich Lassalle gefeiert wurde, und dieser ehrgeizige Schauspieler der Weltgeschichte in später Stunde dazu überging, Herwegh zu hypnotisieren, fuhr Keller wütend auf, packte einen Stuhl, und mit den Worten: „Jetzt ist's mir zu dick, ihr Lumpenpack, ihr Gauner!" drang er auf Lassalle ein.

Noch einen zweiten wichtigen Erfolg hatte sein Auftreten im Aufbruch des jungen Liberalismus: zum erstenmal in seinem Leben gewinnt er Anschluß an einen führenden Personenkreis. Man ist auf ihn aufmerksam geworden. Seine Gedichte haben ihm einen Platz in der neuen Gesellschaft erobert. Entscheidend aber bleibt der Umstand, daß er im Welt-Sturm die Heimat entdeckte; das trennt ihn von dem internationalen Intellektuellenklüngel, der in seinen Augen Gesindel war. Das stimmt ihn andererseits zusammen mit dem Grundgefühl, das heute im deutschen Geschehen führend ist: daß keiner eine Berufung zur Weltgestaltung hat, der nicht zuvor tief und erschüttert das Erlebnis der Heimat durchmachte.

In der Zeit bot er, vom Bürger aus gesehen, das wohlbekannte Bild eines verkrachten Malers, der es zu nichts gebracht hat und nun mit wilden Haaren und zweifelhaft bei Garderobe, als Taugenichts von Mutter und Schwester ernährt, den politischen Tumulten nachrennt und den Aufrührer spielt. In der Schweiz war der Kampf in vollem Gang. Da einer Erneuerung der Eidgenossenschaft die katholischen Kantone unter Anführung der Jesuiten einen immer heftigeren und gereizteren Widerstand entgegensetzten, waren sie es, an denen die Gespanntheit zuerst hinausging. Es gab Freischarenzüge der Fortschrittlichen in die Gebiete der „Reaktionäre"; an einem davon nahm auch Keller auf seinen kurzen Beinchen teil mit Gewehr, Freischärlerhut, Hirschfänger und Tabakspfeife. Sie kamen jedoch außer beim Wein nicht zum Aufräumen und kehrten verfroren auf Leiterwagen nach Zürich zurück. Diese Zeit erscheint später zur Dichtung verklärt

in Kellers berühmter Novelle „Regula Amrain". Als der Krieg sich aber zu einem Propaganda-Feldzug für den Atheismus hinauszuspitzen droht, verweigert Keller die Gefolgschaft; er hält an seinem angestammten Glauben fest.

Aber noch nicht genug am politischen Tumult, stürzt er sich zu dieser Zeit in seine erste große Liebe. Luise Rieter heißt das Mädchen, das es ihm angetan hat. Aus allen Teilen Deutschlands kommen ihm Huldigungen zu für seinen Gedichtband und sein mutiges Eintreten für den Fortschritt, er aber verbringt einen traurigen und müßigen Sommer voll Sehnsucht nach Luise und voll Kleinmut über seine eigene Person, denn Luise ist ein hochsinniges, schönes, verwöhntes Mädchen, und was ist er? „Ich bin auch nicht von Stroh!" seufzt er. „Gute Nacht, mein liebes Herz. Du verlierst sehr viel, wenn du nicht aushältst." Im Herbst schreibt er ihr einen seiner grotesken Liebesbriefe und legt ihr ihre Absage von vornherein in den Mund. „Ich müßte mich sehr über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde", schreibt er ihr als sein eigener Zuschauer. „Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes, grobes Nein in den Briefeinwurf zu tun." Was sollte sie nach einem solchen Brief anderes machen? Sollte sie sich ihm an den Hals werfen? Zudem gestand er ihr, daß er sich ihretwegen die ganze Woche in den Wirtshäusern herumgetrieben habe. Auch war sie kaum mit ihm zusammen gewesen, und während dieser Minuten hatte er den Mund fast nicht aufgetan. Wahrscheinlich fühlte sie sich durch einen solchen Brief eher noch angeulkt. Und dann: Was war dieser Herr Keller eigentlich, daß er sich einen so hohen Griff zutraute? Er hatte ein Bändchen Gedichte herausgegeben und lief im Gestürm mit, aber im übrigen lag er immer noch seiner Mutter auf der Tasche und seiner Schwester, die um ihn ihre Jugend verlor. Ihre Antwort ist nicht erhalten, aber sie scheint so ausgefallen zu sein, wie er sie bestellt hatte.

Noch etwas: Wenn eine Eiche als Trieb aus ihrer Mutterfrucht herausbricht, bringt sie alles mit, was später ihr Bild und Wesen ausmachen soll. In jene Zeit fällt die erste Idee zu dem Werk, durch das er später seinen Ruhm haben soll: „Der grüne Heinrich". Von einem ernsthaften Beginn ist er noch entfernt. So schnell geht das alles überhaupt nicht bei ihm. Er hat eine zähflüssige Natur, und sein Temperament neigt eigentlich zur Faulheit. Auch ist er innerlich noch viel zu unfertig und zu chaotisch, um irgendeinen grundsätzlichen Wurf wagen zu können. Endlich haben seine neuen politischen Freunde, die jetzt an der Macht sind, ein Einsehen und verschaffen ihm ein Reisestipendium von achthundert Franken für Bildungszwecke. Sie meinen, er solle nach dem Orient gehen, um große Eindrücke von der Welt zu erhalten, er aber reist zunächst nach Heidelberg, um an der Universität seinem Bildungsmangel abzuhelfen — und um Dramatiker zu werden. Bis jetzt hat er nichts gemacht als Gedichte und eine Anzahl novellistischer Versuche im Sinne Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, aber jetzt steht all sein Sinnen auf der dramatischen Laufbahn. Der Überdruck in diesem jungen Geist ist also sehr beträchtlich.

Auch die Heidelberger erscheinen ihm als ein „lumpiges, liederliches Volk, alles lebt ganz und gar von den Studenten, die halbe oder dreiviertels Bevölkerung sind uneheliche Studentenkinder und laufen in Fetzen herum." Er hört Geschichte, Rechtswissenschaft, Ästhetik, Anatomie, Literaturgeschichte, Philosophie, Anthropologie und anderes, ein bißchen durcheinander, hinter dem Gefallen und der Witterung her, und daneben steigt er immer eifrig dem Theater nach. Er gewinnt zwar Anschluß in der Gesellschaft, aber Henle sagt von ihm: „Es war ziemlich dasselbe, ob ein junger zahmer Bär oder ein Poet mit uns zu Tisch saß; denn außer einigem unartikuliertem Gebrumme bekamen wir nichts von ihm zu hören." Dann tritt Feuerbach auf. Da dem Atheisten die Lehrstühle noch gesperrt sind, hält er eine Anzahl von Vorträgen in einem öffentlichen Saal über das Wesen der Religion. Keller geht zunächst mehr aus Widerspruch hin und gewappnet mit allem Mißtrauen, dessen er fähig ist, und das will nicht wenig heißen. Es geht ihm hier, wie es dem Saulus mit Jeschu dem Nasiräer ging, als er zum Paulus wurde, nur genau umgekehrt, was den Glauben angeht: Feuerbach macht ihn zum überzeugten Atheisten. Er erlebt geradezu eine allgemeine Erneuerung und Reinigung seines gesamten Wesens in der Wandlung. Höher und edler wurde ihm noch einmal das zuteil, was ihm in Zürich widerfahren war: Anschluß an die Entfaltung seiner Zeit.

Das Gefühl der Erneuerung hielt allerdings nicht vor. Er bekennt es in einem Brief an Freiligrath: „Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden, ich bin aber weder besser noch strenger geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der alte geblieben." Was war um diese Abkehr vom Kinderglauben herum sonst noch vorgegangen? Die neue Entfaltung des ganzen Wesens hat wie eine einzige unheimlich schöne Blume wieder eine Liebe hervorgebracht. Diesmal ist es die geistreiche und schöne Tochter des Philosophen Christian Kapp, eine „hohe, üppige Gestalt", ein „hochgespanntes, leidenschaftliches Temperament, malerisch und dichterisch begabt". An die Mutter schreibt er: „Ich esse hier viel Trauben mit einer schönen und noblen Jungfer, welche mich in ihrem Garten und Weinberg umherführt." Täglich sah man das ungleiche Paar auf dem Philosophenweg lustwandeln, die langbeinige Schöne gefolgt von dem bewundernden Aufsehen aller Männer, er ab und zu gestreift von einem jener „groben und nüchternen Mädchenblicke", über die er sich gegenüber der Mutter ausläßt, und die erstaunt oder amüsiert die kurze Gestalt auf den unsichern Füßen rasch abschätzen. Sein Werbebrief ist nicht bekannt, doch wird er diesmal einen andern Ton gehabt haben, denn zu jener Zeit ist er getragen von dem Bewußtsein, „sein Selbst herausgerettet, sozusagen neuentdeckt und hergestellt" zu haben. Republik, das Ideal der Volksherrschaft, sittliche Selbstverantwortung, politische Eigenhoheit, Hierseitigkeit und Unmittelbarkeit des Lebens, alle diese Stimmungen erfüllen ihn mit einem belebenden Feuer und verleihen ihm einen gewissen Stolz, den auch die fortbestehenden Geldnöte

und allerlei kleine bizarre Widrigkeiten seiner bürgerlichen Existenz nicht niederdrücken können. Johannas Antwort ist ergriffen, traurig, zartfühlend. Sie gehört einem andern, einem Mann, den er nicht weniger verehrt als sie, und der ihm kein kleineres Erlebnis geworden ist: Feuerbach.

Ich fühlte wohl, warum ich dich,
O teures Weib, so sehr geliebt!

singt er ihr nach. Aber an Hettner schreibt er später: „Johanna Kapp ist mir fast unheimlich, es ist, als ob sie sich verzehre, wenn sie nicht andern Menschen die Köpfe verdrehen und Unheil anrichten kann . . . Gewöhnlichen Koketten kann man das zugute halten. Wenn aber eine ungewöhnlich sein und ein großes Schicksal haben will wie die Johanna, so wird eine solche Praxis elend und verdient direkte Grobheiten, und die meinigen, die ich ihr gemacht, bereue ich erst jetzt nicht." Aber in die dichterische Rechenschaft über die Abkehr vom Gottesglauben kommen stimmungsgemäß die Ausdrücke hinein: „In kalten Wintertagen" und „in dunkler, hoffnungsarmer Zeit"; es hat sich ein fühlbarer Abschwung in den Aufschwung gemischt. Der Liebe bleibt er nicht treu, doch an dem gemeinsamen Geliebten, Feuerbach, und dem in so wilden Schmerzen erworbenen neuen Glauben hält er hartnäckig fest durch den ganzen Rest seines Lebens. Johanna Kapp verließ Heidelberg und ist im Jahre 1883 im Irrsinn gestorben. Ihrem Absagebrief hat sie ein Gedicht beigelegt, dessen Anfangsstrophe still verzweifelt so lautet:

Mir ist, als sei ein Zauber
Wohl über mich gesprochen,
Und wer ihn lösen wollte,
Des Herz sei bald gebrochen.

Sie hat ziemlich viel Herzen gebrochen, aber es scheint doch nicht aus leerer, kalter Koketterie geschehen zu sein, wie Keller ihr nachgrollt. Dagegen wollte es sein Verhängnis, daß gerade er immer an grillige und ungewöhnliche Frauen geriet. Das Abenteuer endet wie in Zürich. Nach der steilen Aufwärtskurve kommt ein Absturz. Auf einmal ist er fremd in dieser Stadt. Vom Universitätsbetrieb hat er sich schon vorher zurückgezogen, um nur noch zu dichten. Es gibt noch ein Bändchen Lyrik, mit welchem er von dieser Gattung endgültig will Abschied genommen haben. Mit dem ganzen „subjektiven Gebaren" will er überhaupt Schluß machen; dazu rechnet er auch die Arbeit am „Grünen Heinrich". Den verletzbaren Privatmenschen Gottfried, der ihm bloß Niederlagen und Wunden einbringt, schwört er ab. Künftig will er sich nur dem Drama widmen — jetzt erst recht. Er schüttelt den Staub von den Füßen und geht nach dem so fromm gewordenen Königssitz Berlin, nach wie vor vom Kopf bis zur Ferse ein Schweizer Volksmann und Feind der Frömmler und Potentaten.

In Berlin findet er 1850 nach dem Taumel der Revolution die Reaktion in vollem Gang. „Die Konstabler haben mich sehr auf dem Korn und halten mich für einen Wühler", berichtet er an Freiligrath. Auf der ganzen Linie bewährt sich wieder sein Mangel an Anpassungsfähigkeit. Die Nordgermanen in Berlin erscheinen ihm „dermalen" als Leute „mit erschrecklich kurzem Gedärm, großer Konfusion und Gedankenlosigkeit behaftet". Aber eine Anzahl davon werden ihm doch wichtiger, Rodenberg, der Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Scherenberg, Varnhagen, Ludmilla Assing, die Dunckers. Vom „Tunnel über der Spree", wo der dermalige literarische Vortrupp sein Wesen trieb, hielt er sich mißtrauisch fern, so daß es zu keiner nähern Bekanntschaft mit Fontane, Heyse, Geibel und Storm kam. Es ging ihm dort zu bunt zu; er konnte sich nicht in das ein bißchen verrückte Zeremoniell finden, und auch der schnelle, losfahrende Berliner Ton behagte ihm nicht, da er ihn mit seiner gründlichen Langsamkeit und schwerflüssigen Echtheit immer dahinten ließ. Näher bekannt wurde er nur mit denen, von welchen heute nicht mehr die Rede ist, außer Scherenberg Bachmayr, Fanny Lewald, Palleske. Im Haus Varnhagens findet er endlich doch wärmeren Anschluß, aber da steht er bereits in seinem dritten Berliner Jahr. Varnhagen, eine Gestalt aus dem vorigen Berlin, imponiert ihm. Der Umgangston im Haus erlegt ihm Manieren auf, ohne daß er es darin auffallend weit gebracht hätte, aber er weiß sich zu bewegen, und in zweifelhaften Augenblicken ist die Zurückhaltung immer ein nützlicher Unterstand.

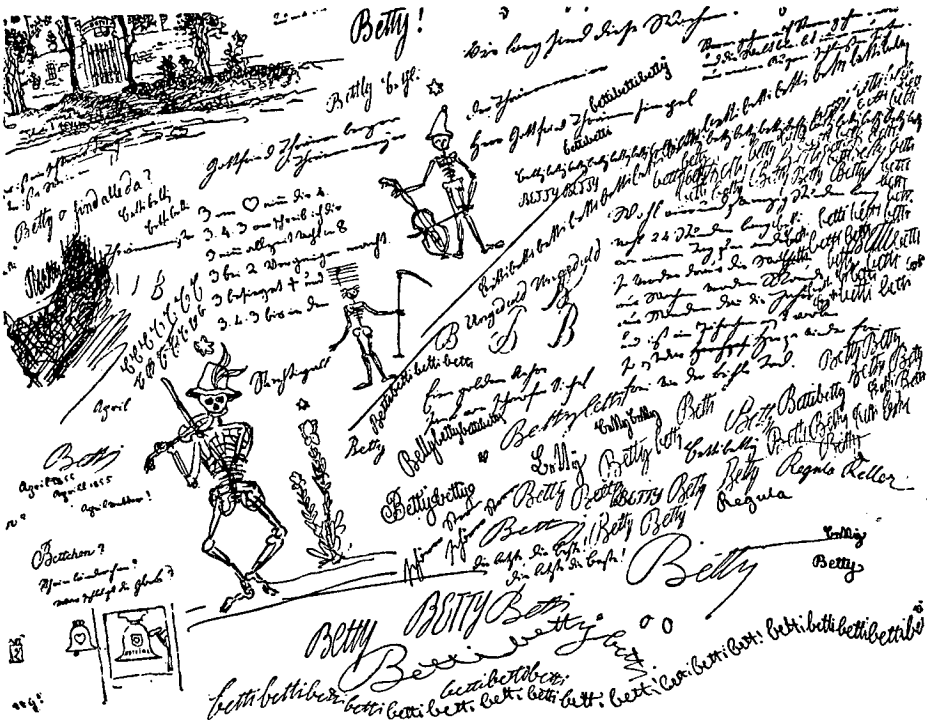
Außerdem verleiht ihm sein zunehmender dichterischer Ruf eine Stellung, die in diesem Kreis selbstverständlich geachtet wird. Zu seinen Gedichten kommen die ersten seiner Seldwyler Novellen. Der „Grüne Heinrich" ringt sich Band um Band ans Licht. Varnhagen urteilt günstig darüber, und da Varnhagen als der „Statthalter Gottes auf Erden" gilt, so ist Kellers Ansehen gesichert. Er ist jetzt dreiunddreißig Jahre alt, und im Grund hätte er auch ein zureichendes Einkommen für einen Junggesellen, wenn er gelernt hätte, mit seinem Geld hauszuhalten; aber diese Kunst hat sich nicht von der Mutter auf ihn vererbt. Nachdem er durch die letzten Jahre von der Züricher Regierung etwa dreitausend Franken bekommen und für den „Grünen Heinrich" etwa siebenhundertfünfzig Taler eingenommen hatte, nicht gerechnet die Honorare für die Seldwyler Novellen, Vorschüsse für die Novellen des „Sinngedicht" (zweihundertfünfzig Taler) und Einkünfte für Aufsätze, widerfuhr es ihm doch, daß sein letzter Groschen, als er eine Tagesration Brot kaufen wollte, zurückgewiesen wurde, weil er falsch war. Gegenüber der Mutter war er so stumm geworden, daß sie heimkehrende Studenten fragen mußte, ob ihr Sohn überhaupt noch im Licht sei. Die Berufung als Vortragender für Literatur am Züricher Polytechnikum lehnte er trotzdem ab, da er nicht aus einem „erträglichen Posten ein schlechter Professor werden" wollte. So trägt er seinen Ruf als fauler Dichter, leichtfertiger Schuldenmacher und trödliger Tunichtgut weiter. Dann schreibt er dennoch an

die Mutter und trumpft damit auf, daß er in sehr anständigen Häusern verkehrt und in Berlin geachtet wird; die Züricher würden ihn auch noch achten lernen.

Aber der „Grüne Heinrich" will und will nicht fertig werden. Er kann sich einfach nicht zum Abschluß entschließen. Ein leidenschaftlicher und verbissener Krieg hebt an zwischen dem Verleger, der ihm Vorschuß auf den Roman gegeben hat, und dem Dichter, der sich einfach in Stillschweigen hüllt. Korrekturbogen behält er monatelang zurück. Der Verleger erhöht zur Aufmunterung das Honorar, worauf Keller mit „hieroglyphen, in einen mystischen Schimmer gehüllten Reden" antwortet und weiterhin nichts tut. Endlich setzt er sich hin und „schmiert" nach seinem eigenen Zeugnis voll Selbstverdruß und halb erdrückt von Kummer über diese verfahrene Sache, die ja entstanden ist wie ein Kolportageroman in Lieferungen, am Palmsonntag 1855 „buchstäblich in Tränen" den Schluß hin, in welchem alles stirbt und über den Gräbern die Zypressen wehen. Vieweg, der Verleger, „der Hund", hat schließlich den vierfachen Text dessen, was an Bogen ausgemacht war, und zahlt kaum das Doppelte der Vertragssumme. In die Hand bekommt Keller noch ein paar Taler; alles übrige ist durch Vorschuß aufgezehrt, im voraus verlebt.

Zu Tränen war Grund genug vorhanden. Dieser Roman war noch in den Tagen des Kinderglaubens begonnen, mit dem frischen, kaum verdauten Feuerbach im Leib in Druck gegangen, immer naß von der Feder weg, und nun stand ihm ein „Monstrum" da mit maßlosen Mittelteilen, von denen der Dichter zu spät einsah, daß sie am Anfang stehen sollten, da sie die Kindheitsgeschichte enthielten. Wahrscheinlich hat ihm hier die Bildung einen Streich gespielt, die bei ihm immer so hoch in Ansehen stand; Goethe hat dieselbe Form in „Dichtung und Wahrheit" angewandt, aber er hat die Einschiebung im Maß gehalten.

Zu all dem sucht ihn wieder der Sturm einer Liebe heim. Wieder ist es eine Erscheinung der großen Welt, ein schönes Weib von Wurf und berühmter Figur, eine Rassezüchtung, dazu ein beweglicher starker Geist von vielen geschliffenen Seiten, nach seinen Worten „eine elegante Personage". Er liebt noch einmal schmerzensreich, tief leidenschaftlich — und einsam. Außer auf den verschwiegenen Schreibunterlagen macht er sich Luft im Wirtshaus und auf der Straße, wo er prügelt und selber verprügelt wird und dazu von einem Hausknecht, so daß er am andern Tag mit einem blauen Auge vor der Schwester der Angebeteten erscheinen muß. Es ist wieder das alte Elend. In vielen Abwandlungen erscheint ihr Name Betty Tendering auf den erhaltenen Blättern, dazu der seine als Gottfried Tränenberger. Eine Zeichnung zeigt ein Skelett, das mit einer Narrenmütze auf dem hängenden Kopf melancholisch die Bratsche spielt. Dazu: „Der Tränenmeier — Herr Gottfried Tränensimpel." Eine Reihe von „Nein!" mit dem Abschluß: „Resignato ist keine schöne Gegend!" Auf einer andern Stelle als Selbstverteidigung aus dem „Abu Nuwas" die Strophe:


Betty!
Betty
Betty
Betty

lieber keine Rolle als eine ungünstige. Wieviel er durch seinen Argwohn und seine rauhe Tugend bei ihr sich selber verdorben hat, ist aus demselben Grund nicht mehr festzustellen. Doch hat er ihr seinen Groll bewahrt, und in der Novelle „Pankraz der Schmoller" tritt sie auf als die kaltherzige, grillige und seelenlose schöne Tochter des englischen Gouverneurs, die es nicht für zu gering achtet, einen einfachen Soldaten in sich verliebt zu machen und ihn dann zu beschämen. Sie hat nachher einen Industriellen geheiratet. Die Menschen, die mit ihr in Berührung kamen, geben Gottfried Keller nicht recht. Sie bezeichnen sie ausnahmslos als hochstehende und vornehm denkende Frau.

Wieder trägt ein Liebeserlebnis dazu bei, ihn auf einem Platz, auf dem er ohnehin schon eine gute Weile kränkt und schwärt, zu entwurzeln. Wie in jungen Jahren muß er sich um den Schuldenturm herumwinden. Die Berliner „Korrektionsanstalt" ist ihm gründlich verleidet. Seine Mutter setzt ihm zu, heimzukehren. Endlich läßt er sich von ihr aus dem Erlös ihres soeben verkauften Hauses tausend Gulden schicken, mit denen er sich freimacht, um nach sieben erlebnisreichen, aber schweren und manchmal kummervollen Jahren die Heimreise anzutreten. Er hat einen literarischen Ruf, aber mit dem Drama ist er nicht weitergekommen. Er besitzt einen Reichtum an Erfahrungen und Erkenntnissen, denen nicht schnell ein Zeitgenosse etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen hat, aber von dem, was seinen Landsleuten Eindruck machen könnte, Geld oder eine einträgliche Stellung, besitzt er nichts. Ist er einer von denen, die zeitlebens alle Schlachten gewinnen und am Ende den Krieg verlieren? Im beginnenden Winter 1855 erscheint er wieder in der Vaterstadt, sechsunddreißig Jahre alt. Mutter und Schwester, wegen deren er sich soviel Vorwürfe machte, findet er gesund vor und glücklich, ihn wieder in ihrer Mitte zu haben. Das alte Heim haben sie inzwischen gemeinsam aufgegessen — Gottfried wird daran den Löwenanteil gehabt haben —, jetzt steht ihm in der neuen Mietswohnung ein Zimmer bereit, das er bezieht.

Durch die nächsten Jahre führt er das Leben eines freien Schriftstellers. Unter dem Anstoß des jungen Liberalismus hat während seiner Abwesenheit Zürich einen mächtigen Aufschwung genommen. Alles ist schöpferisch im Fluß. Es ist schon zu sehen, wofür man damals seine Haut zu Markt getragen hat. Aber was liegt *vor* ihm? Womit wird er innerlich weiterleben? Wird er nun endlich zum Theater vordringen? Es ist nie dazu gekommen. Als sein siebzigster Geburtstag gefeiert wurde, brummte er vernehmlich: da könne man sehen, was für eine verluderte Zeit das sei, die mit einem Geschichtenschreiber so großes Aufheben mache, während er es nicht einmal zu einem Drama gebracht habe, der einzig würdigen Kunstform, in welcher man Großes ausdrücken könne. Aber seine Gedanken sind gedacht, seine Schlachten geschlagen. Die Taten der Zeit sieht er andere verrichten, die Politiker, die Industriellen, die Kaufleute, die Techniker und Ingenieure. Er bewegt sich gleichberechtigt in der Gesellschaft. Die große Welt draußen schickt

von Zeit zu Zeit einen Sendboten ins Schweizerland, wie Richard Wagner, dessen Nibelungentrilogie ihm eine „glut- und blütenreiche Dichtung" ist und ihm einen tiefen Eindruck macht, während er Hebbel barsch ablehnt. Aber sein eigentliches Leben steht. Neues kommt nicht hinzu. Wirtschaftlich bringt man sich ziemlich kümmerlich durch. Zu Hause brummt er sich so mißlaunig mit seiner Mutter herum, daß ihm die Schwester Regula den Kopf waschen muß, was ihn „ganz kleinlaut und verblüfft macht". Er ist also nicht glücklich. Sein Wirtshausleben schießt immer mehr ins Kraut. Es sieht wieder einiges an ihm nach Verlottern aus. Da retten ihn seine Freunde auf den Sessel des öffentlich bestellten Staatsschreibers. Das Amt ist ihm nach seiner Auffassung übertragen worden, „daß der Poet und Schriftsteller dabei nicht verlorengehe", doch Wagner hat später festgestellt, daß seine schriftstellerische Tätigkeit von da „zu ruhen schien". Das Amt war eine Rettung vor bürgerlicher Verwahrlosung, aber es war zugleich ein Eisschrank für den Dichter in Gottfried Keller. Dabei hat der Staat, dem er fortab diente, nie einen bessern Kanzleivorsteher gehabt. Er versah die Stelle bis ins Jahr 1876, im ganzen vierzehn Jahre lang, von seinem dreiundvierzigsten bis zum siebenundfünfzigsten Jahr, durch die Höhe seines Manneslebens in den Jahren, in denen sonst der Künstler seine größte Entfaltung hat. Im Jahr 1871 strich man ihm den Gehilfen. Goethe hatte einen Fürsten zum Souverän, Keller eine nüchtern rechnende demokratische Bürgerschaft. Es sind die berühmten Kehrseiten der Medaillen. Er selbst hat sich nie aufgelehnt, so tief und selbstverständlich war er ein Kind seiner Bürgerschaft.

Dagegen hinderte ihn seine Beamtung nicht daran, politisch seine eigene Meinung zu haben. Im sogenannten Savoyerhandel war er trotz der militärischen Aussichtslosigkeit dafür, um der Ehre willen gegen Frankreich loszuschlagen, voll Auflehnung gegen die Haltung der Kreise, die das Geld vertraten und die ein ganzes System ausgebildet hatten, um den Gang der öffentlichen Dinge dem Geldgesichtspunkt unterzuordnen. Zudem nahm die Entwicklung die Richtung auf eine Demokratie zu, die ihm mechanisch vorkam und die wegen des Strebens nach allgemeiner Daseinsversicherung seinen Widerwillen erregte. Einmal schreibt er dazu: „Aus dem gleichen Grund, warum eine Verfassung nichts Überirdisches und Unvergängliches ist, aus dem gleichen Grund ist die Selbstregierung eines Volkes nicht der Zweck, sondern nur ein Mittel seiner Existenz; und ein Volk, das die ganze Zeit mit diesem Mittel zubringen muß, gleicht einem Menschen, der eine Schüssel Krebse bearbeitet und bei aller Arbeit hungert." Er wäre für seine Person mit dem alten Bundesbrief von 1291 ausgekommen und meint: „Uns scheinen jene Verfassungen die schönsten zu sein, in welchen ohne Rücksicht auf Stil und Symmetrie . . . ein errungenes Recht neben dem andern liegt, wie die harten, glänzenden Körner im Granit." Mit einer solchen naturhaften Anschauung von Volksaufbau geriet er notwendig in Spannung zu den Vertretern einer automatischen Demokratie.

Mitten in diesen Kämpfen und Aufregungen stirbt ihm plötzlich die Mutter im Alter von sechsundsiebzig Jahren kurz vor Mitternacht. Er ist nicht zu Hause; vermutlich saß er im Wirtshaus. Der Wein und dazu der Jähzorn sind immer noch so sichtbar seine Feinde, daß er dafür in öffentlichen Blättern Anrempelungen erdulden muß, und nach einem Eingesandt von 1865 zu schließen, ist er vor Prügeleien auch noch nicht sicher. Der Hingang der Mutter ohne Abschied trifft ihn sehr. Später erklärt er niedergedrückt, er habe wenigstens vier Wochen nachher das Wirtshaus gemieden. Einige Jahre haust er mit dem etwas sauer gewordenen ältlichen Mädchen, das seine Schwester ist. Es geht nicht lustig zu bei ihnen. Knurrt er, so murrt sie. Ist er dickköpfig, so ist sie eigensinnig wie ein Esel. Ein Besucher Kellers berichtet später, wie er sein Arbeitszimmer voll Sauerkrautgeruch gefunden habe. Seine Schwester, erklärte ihm Keller brummend, sei nicht davon abzubringen, das Kraut in seiner Ofenröhre aufzuwärmen. Es war also wohl auch ein Fluchtversuch vor diesem häuslichen Mißstand, daß er sich noch einmal mit einem jungen Frauenwesen einließ, diesmal einer Schweizerin, mit der er sogar zur Verlobung vordrang. Sie wird als anmutig und fein gebildet beschrieben, aber mit einem Hang zur Schwermut. Das Jawort gab sie ihm erst nach langem Widerstreben. Die Zeitungen hatten seinen Ruf als Wirtshausbruder und Händelmacher so allgemein verbreitet, daß das Mädchen, Luise Scheidegger ist der Name dieses letzten Sternes über seinem Weg, die Furcht vor ihm nie loswurde. In der Frühe eines Sommertages stürzte sie sich bei ihren Verwandten im Aaretal in einen Teich und ertrank. Da war er siebenundvierzig Jahre alt.

Sein fünfzigster Geburtstag wird in großen Ehren begangen. In seinen Reden bemerkt er, er übe sich vorsichtig, wieder ein freier Schriftsteller zu werden, da ihn die Jahre zu dauern anfingen, die so dahingingen. Der Ehrendoktor hat vielleicht die Wunde geschlossen, die ihm sein unvollkommener Bildungsgang offenließ wie eine nicht ganz verzahnte Schädelnaht. Größere Bewegung wirft der Siebziger Krieg wieder ins Volk. Das „Für und wider Deutschland" schlägt wilde Wellen. Er steht auf deutscher Seite. Schon in der Sammlung von 1846 findet sich in einem Gedicht „An den Vorderrhein" die Strophe:

Nun wallt der Bergessohn hernieder,
Hin in mein zweites Vaterland:
O grüß mir all die deutschen Brüder,
Die herrlichen, längs deinem Strand.

Ein anderes Bekenntnis steht in dem Gedicht über den Rheinfall:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo, ungestört und ungekannt,
Ich Schweizer darf und Deutscher sein.

Als im März 1871 die Deutschen der Züricher Kolonie in der Tonhalle einen großen Kommers zur Reichsgründung veranstalteten, gab es einen Krawall, in dessen Verfolg eidgenössische Truppen aufgeboten werden mußten. Keller selbst hat an dem Kommers teilgenommen. Das Jahr darauf, bei der Abschiedsfeier für einen Professor, der nach Straßburg berufen war, hielt Keller eine Rede, in welcher er dem Scheidenden auftrug, den Straßburgern anzuraten, nicht zu unglücklich zu sein über den Anheimfall ans Deutsche Reich. Vielleicht käme eine Zeit, daß dies neue Reich eine solche Entfaltung nähme, die ihm erlaubte, republikanische Staatsformen in sich aufzunehmen. Dann wäre eine freiwillige Rückkehr der Schweiz zu Deutschland doch nicht so ganz unmöglich. Dieser Trinkspruch wirbelt allerlei Gestäube auf, diesseits und jenseits der Grenze, und Keller mußte dafür den Vorwurf des „Vaterlands-Verrats" einstecken. Im Anschluß daran reiste er nach München, um einmal zu sehen, wie es dort in der neuen Zeit gehe. Seinen verramschten Bildern forschte er umsonst nach. Nachher reiste er ins Salzburgische und nach Wien, wodurch er die mürrischen und spottenden Worte über die reisenden Dichter selber entkräftete. Denn durch alle Unternehmungen inmitten des neuen Auftriebs in Europa gewann er so viel frische Lebendigkeit und Zutrauen zu sich selbst als Mann und Dichter, daß er den Abschied von seinem Amt nahm und zu seiner Dichtung zurückkehrte.

In freundschaftlicher Verbindung mit einer großen Anzahl der Männer, die der Zeit das Gesicht geben, wird er alt. Seinen siebzigsten Geburtstag feiert die Schweiz festlich. Da fühlt er sich schon krank und müde. Bald beginnt das Siechtum. Gefaßt macht er sein Testament und bestellt sein Haus. Aber das Ende läßt noch ein halbes Jahr auf sich warten. Dämmernd und von Fieberträumen befangen, verbringt er die Zeit meist auf dem Diwan liegend. Im April 1890 besucht ihn ein Freund und berichtet darüber:

„Als ich sein Schlafzimmer betrat, fand ich den Kranken im Bett liegend mit geschlossenen Augen, die weißen, rundlichen Hände auf der Decke ruhend. Sobald er die Augen aufmachte und mich erkannte, packte ihn ein krampfhaftes Weinen ... Er reichte mir die Hände und dankte mir mit mehr Worten, als er sonst für solche Dinge zu haben pflegte, für mein Kommen ... Einigemale faßten ihn traumhafte wirre Vorstellungen ... Dann erzählte er wieder drollige Schnurren ... Eines Morgens erzählte er mir, wie zwei in gediegenem, geschmiedetem Gold gepanzerte Ritter die ganze Nacht dort vor dem Schränkchen regungslos gestanden und ihn angeschaut hätten ... Immer kam er auf diese Erscheinung zurück und konnte sich nicht genug tun mit der Schilderung des wunderbaren Glanzes."

Die goldenen Ritter waren die begrabenen jugendlichen Hoffnungen auf malerischen und dramatischen Ruhm, die verklärt noch vor seinem Hingang aus ihrer Gruft aufstanden, um ihn als getreue Genien aus dem Diesseits zu geleiten. Am 15. Juli 1890 schloß der „Schutzgeist seiner Heimat" für immer die Augen.

Nachdem er durch Jahrzehnte wegen seiner unbehilflichen Leiblichkeit nicht mehr aus Zürich herausgekommen war, trat er vier Tage vor seinem einundsiebzigsten Geburtstag die große Ausreise an. Als Mitglied eines Feuerbestattungsvereins wurde er verbrannt. Die ganze Stadt war auf den Füßen, um ihm die letzte Ehre zu geben.

Keller ist sehr tief in sein Volk eingegangen, aber wie immer in solchen Fällen ist es weniger eine Leistung, die das Volk ja nie ganz zu überblicken vermag, als das ganze Leben und die Haltung, die es versteht und in seinen Kreis aufnimmt. Es hat ihn als seinesgleichen erkannt in seinem Wesen als naturgewachsener Demokrat. Ihm wurde lieb sein Sinn für Bodenständigkeit und jener Anstand des Lebens, der auch einen Bürger zum Edelmann macht. Durch seine Dichtung sieht es sich verbunden mit den Höhen der Klassik, und wenn er nicht deren universale Weite hat, so ersetzt er das seinem Volk durch eine poetische Kraft und Innigkeit, worin er der Klassik in nichts nachsteht. Seine Schönheit ist nicht kleiner, und seine Charakteristik ist sogar stärker, entsprechend den Jahrzehnten, die seit Goethes Tod am deutschen Künstler gearbeitet und entfaltet haben. Gemein hat er mit Goethe die tiefe, unerschütterliche Vernunft. Er besitzt Weltverstand und Universalgefühl, wenn er auch nicht viel davon redet. An der wissenschaftlichen Forschung hat er sich nicht beteiligt, aber zu der praktischen Einrichtung des Menschen im Dasein hat er Wesentliches beigefügt. Keller war bei der damals vordersten Sturmtruppe der Zeit, und darin bleibt er jedem Geschlecht beispielhaft.

Ein Erfüller war er im Entfaltungsroman, den er im „Grünen Heinrich" auf eine absolute Höhe erhoben hat, und in der Novelle, die mit ihm jene Vollkommenheit und Abgeschlossenheit erreichte, von der wir eine Steigerung nicht erlebten, abgesehen von der verschwenderischen Fülle an jenen „schönen Frauenbildern", mit denen er sie neben zeitgenössischen Schildbürgern und vorbildlichen Eidgenossen ausgestattet hat. Es war die letzte Stilkraft der Klassik und des Bürgertums, der Abschied der Renaissancewelt. Das wird noch lange nachleuchten und auch nachtrotzen, nachdem sich spätere und vielleicht flachere Stile durchgesetzt haben. Schönheit bleibt Schönheit. Ein getreuer, hierseitiger, entschlossener Geist und eine reine, nüchterne Männlichkeit von echtem Karat sind in ihrer Wirkung an keine Zeiten gebunden. Es ist das ewige Geheimnis der Persönlichkeit in ihrer Grundordnung.

Das alles hat er tief und mächtig erlebt wie wenige seiner Zeit, und darin beruht sein allgemeiner Wert und seine Dauer. Nachdem er in einem Werk von zauberhafter Klarheit sein zeitliches Unglück überwunden hat, wird übrigbleiben die Sage seines Menschlichen und sein Opfer an die Unsterblichkeit — die er leugnete. Übrigbleiben wird das Kampfvorbild eines tiefernsten, unspielerischen Mannes, sein blühender Geist, seine zarte und reiche Seele, die Überlegenheit seines Humors, seine Keuschheit und Enthaltsamkeit, sein schöner, edler Erdentrotz ohne alles falsche Pathos, seine Gültigkeit als schreibender deutscher Mensch

und Erzieher, und nicht zuletzt die Noblesse seiner Haltung gegenüber dem Leben bei einer unerbittlich tragischen Grundstimmung und einem so entsagungsreichen und glückarmen Schicksal, wie es kaum einem andern deutschen Dichter zuteil wurde. Es ist in ihm die ganze dauerhafte Kraft und Festigkeit seines Volkes, und es bleibt ewig verehrungswürdig die kühne Witterung gegen Stehenbleiben und Verkalken in Verbindung mit dem vornehmen Konservatismus gegenüber dem Naturgesetz, verehrungswürdig auch die fruchtbare Fähigkeit, Vater eines Volkes zu werden nicht sowohl durch Lehrsätze und Lebensvorschriften als durch das Bemühen eines wahren Menschen. Er steht heute als eine der seltenen Werbungen des Daseins und des Weltgeistes vor den Blicken der Nachkommenschaft. Er hat seinen Platz bei den großen Bekennern und Gestaltern. Das Vorbild ist alles. Im Wort wohnt der Tod. Jede Formulierung nimmt den Fluch der Vergänglichkeit ins Sein mit. Ein großes Beispiel bleibt unsterblich.

Conrad Ferdinand Meyer

1825—1898

Von

Max Krell

Von Fotografien und Gemälden her ist uns ein sehr bestimmter Eindruck Conrad Ferdinand Meyers überkommen: ein behäbiger Mann mit einem Doppelkinn und einem faserigen Bart über der Oberlippe, mit einer goldenen Brille und klugen, etwas melancholischen Augen. Er zeigt einen durchaus bürgerlichen Typus, wie er namentlich in Süddeutschland und der Schweiz zu Hause ist. Der Eindruck ändert sich vor Stauffer-Berns Radierung: der Schatten eines zu kleinen runden Hutes zerschneidet das Gesicht; die Augen, lebendig aus der Tiefe hervortretend, sprechen von der Mühsal des zu schweren Körpers; es liegt in ihnen aber auch der Abstand zu den Dingen und zu der Umgebung: eine Überlegenheit, sei sie vom Geist, sei sie von der Selbstzucht her bestimmt, bekennt sich in milder Entschiedenheit und ohne Dünkel.

Dieses Bildnis dürfte gut, ja ausgezeichnet sein, weil es, von einem Künstler hohen Grades erschaut, das Wesen andeutet, das auch aus Meyers Leben, Lebenshaltung und Lebenswerk abgelesen werden kann. Bei näherem Zusehen verlagert sich wohl das Betont-Bürgerliche in jenes Bürgerlich-Aristokratische, das den Notabeln der Schweizer Städte anhaftet; das Schwere, das Robuste verdeckt nur noch mühsam eine Feinnervigkeit, um nicht zu sagen Neurasthenie, die ihn wohl zu Erkenntnissen und zu dichterischen Ausstrahlungen befähigte, die aber auch seine Gesundheit beständig gefährdete. Mit einer außerordentlichen Willenskraft ist er diesen Gefahren begegnet, er ist ihnen zu Zeiten erlegen, aber immer wieder hat er sich der Anfälligkeit seines Körpers und seines Gemütes entwunden. Wer ihm eine große Ichsucht nachsagt, hat nicht unrecht; aber er möge die Gerechtigkeit walten lassen, daß nur durch eine starke Konzentrierung auf das Ich Meyer imstande war, seiner Berufung dieses reine, zuchtvolle und gleichwohl blühende Werk abzuringen. So steht er da als eine Persönlichkeit, die herrschen will, die sich in einer verhaltenen Strenge äußert und nicht früher rastet, als bis Herrschaft und Strenge alle Kräfte in ihm gebändigt haben. Dafür ist sein Werk — das Ganze und selbst der kleinste Zug darin — ein vollkommener Ausdruck sowohl in der Erlesenheit und Reife seiner Gedanken als auch in dem Ebenmaß der Form, in die Meyer seine Erkenntnisse zu kleiden weiß. Erst als die Bändigung seiner selbst gelungen war, trat er hervor, nicht göttlich strahlend wie die jungen Dichter der katarktischen Leidenschaften, die ihre Gaben noch glühend hinausschleudern, sondern schon gesetzt, ein Mann von neununddreißig Jahren, ein durchaus Fertiger, der bereits die tiefsten Dunkelheiten durchmaß.

Vorangegangen ist diesem späten Anfang ein Leben des Tastens, der Verzweiflung und — wir wollen es gerade an dieser Stelle nicht verschweigen — fast der Abkehr vom deutschen Wort. Dem Bürger der Eidgenossenschaft, mag er auch im Deutsch sprechenden Zürich geboren sein, ist der Sinn für die Dreiheit der Landessprachen eine Selbstverständlichkeit. Meyers Veranlagung drängte ihn in das Studium der französischen Sprache; das leidenschaftliche Hineinfühlen in ihre Gesetze, ein fast heiliges Versenken in den Bau der klassischen Perioden führten ihn naturnotwendig zu einer Latinität, die zeitweilig Besitz von seinen Anschauungen nahm und ihm jenen Renaissancegeist eingab, der niemals ganz aus seinen Werken weichen sollte. Deshalb konnte Spitteler ihn einen Hugenotten nennen und Gottfried Keller, der aus landsmannschaftlicher Verbundenheit ihn hätte erfühlen müssen, ihm Steifheit und Schwere nachsagen. Aber das haben schließlich alle Dichter in sich und an sich, die mit dem Engel wahrhaft ringen müssen, bis er sie segnet. Dafür weicht aus ihrem Werk alle Flüchtigkeit, alles nur äußerlich Zufällige. Jedes Wort bekommt Gewicht und Gewalt. Meyers Bedeutung im Raume der deutschen Dichtung und im weiteren der deutschen Kultur geht von der Beherrschung der Sprache aus, die kristallklar ist, wohl die lateinische Schulung und ihren Formenschliff verrät, und die dennoch aus der Quelle hervorströmt, die — auch in der Schweiz — deutschen Ton, deutsches Gefühl, deutsches Denken hervorbringt und in ihnen lebt. Dieses aus den seelischen Bezirken Deutsche, das uns berechtigt, ihn ohne Verletzung nationaler Empfindlichkeiten unter die großen Deutschen einzureihen, äußerte sich selbst an den Stoffen, die er klassischen Vorgängen, italienischen Historien und den Chroniken der Renaissance entlehnte. Denn er holte, wie die Besten seiner Art, seine Vorwürfe von jenseits der Alpen herauf.

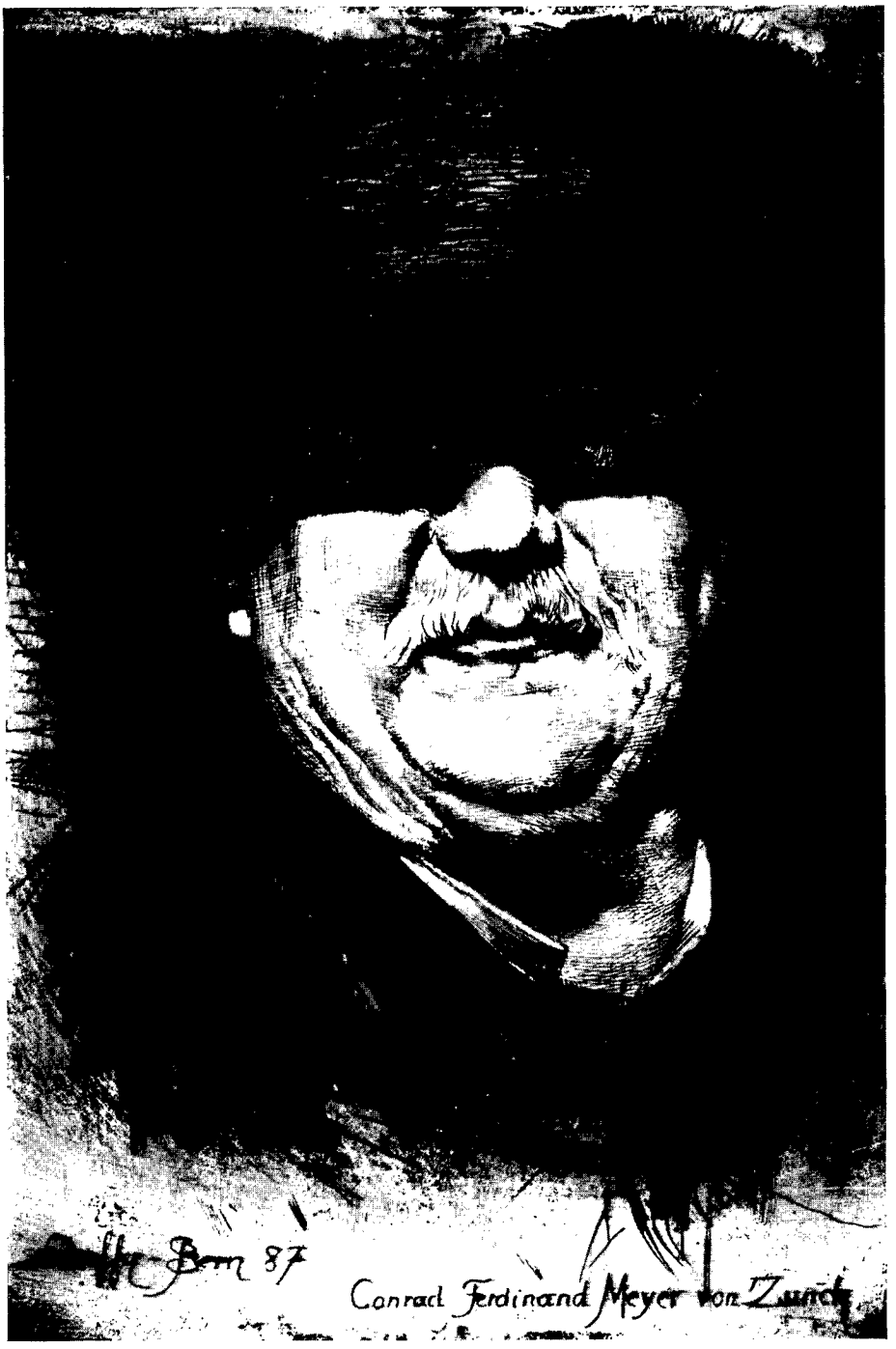
Die heimische Schweiz gibt ihm das Motiv des „Jürg Jenatsch" und einiges von den Novellen. Den rein deutschen Kulturkreis streift er nur mit „Huttens letzten Tagen". Was ihn aber im lautersten Sinne doch als eine deutsche Erscheinung gelten und für immer als einen deutschen Dichter wirken läßt, ist das Verantwortungsgefühl gegenüber dem Werk, das ans Religiöse grenzt und seinen Ausdruck im Vollenden der Form findet. Die Wahl seiner Stoffe ist vom Innern, von der Innerlichkeit, niemals von der Freude am dramatischen Aufriß und an dramatischen Effekten bestimmt — was nicht heißen soll, daß er sie vermeidet, wo sie sich selbstverständlich aus ihrer inneren Notwendigkeit heraus ergeben. In einem zähen Kampf der Gestalten mit den Ideen, den seelischen und geistigen Welten seiner Helden wird alles gebändigt, was nach reinen Effekten, nach Flitterbehang und Prunk, der in Geschichtsbildern leicht einmal zu Malereien reizt, nach spielerischen Zutaten aussehen könnte. Conrad Ferdinand Meyer ist ein unerhörter Arbeiter gewesen, der wohl die größte dichterische Schau hatte, dem sich aber die Umsetzung in das dichterische Wort nicht ohne leidenschaftliche Hingabe an die Arbeit ergab. In den brieflichen Auseinandersetzungen mit dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau" wird dieser Kampf offenbar: er hat es sich nicht leicht gemacht, und es ist ihm nicht leicht gemacht worden.

Immer wieder trieb die Reiselust ihn, den Studierenden, hinüber nach Italien. Vergleichen wir ihn aber mit einem Franzosen reinsten Blutes, den der gleiche Drang beseelte, mit Stendhal, so erfahren wir es, wie unfranzösisch Meyer dachte und schrieb und wie mehr oder weniger formzüchtend diese Neigung endlich blieb. In ihm haben wir den starken Brückenkopf zu sehen, der das Deutsche der Neuzeit mit dem Romanischen aufs glücklichste verbindet und über den wir einzudringen vermögen in den Geist der Renaissance, die ein Teil unserer Bildungsuntergründe geworden ist. Der Künstler Conrad Ferdinand Meyer besteht im Glanze seiner Dichtung neben Jakob Burckhardt, dem Gelehrten, von dem er übrigens entscheidende Anregungen erhielt.

Die Persönlichkeit des Schaffenden bestimmt die Gestalt, in der ein künstlerischer Stoff zu uns kommt. Man kann von der Stoffwahl auf den Menschen, vom Menschen auf die inneren Bedingtheiten des Stoffes schließen. Es gibt kein Kunstwerk, das nicht die Liebe seines Meisters zum metaphysischen Kern verrät; und es gibt keines, das nicht die Unvollkommenheit, die Schwäche, vor allem die innere Not seines Schöpfers bekennt. Am stärksten tritt das zutage, wo die Form eine erhabene und gerundete, die Wahl des Stoffes eine geradezu klassische genannt werden muß. Auch damit sei auf Conrad Ferdinand Meyer gezielt. Es gibt wenige, in der neueren Dichtung der Deutschen kaum eine Persönlichkeit, die sich so leidenschaftlich hinter ihr Werk zurückzog, die es schmerzhaft und ängstlich vermied, das Ich zu zeigen. Ja, die Historiker müssen lange und sorgsam forschen, ehe sie auf die Untergründe des privaten Erlebens in seinem Werk vorstoßen. Die großen heroischen Gestalten bewegen sich frei vom Ressentiment ihres Schöpfers in ihre Aufgaben und in ihr Schicksal hinein. Und nur ganz von ferne liegt der Schatten des Dichters im Hintergrund seiner Dichtungen. Das eben war die große Zucht in seinem Schaffen, daß er das Erfahrene und Empfundene aus ihrer privaten Bedingtheit befreite und in eine fast einzigartige Objektivität vorstieß. Für ihn war es wohl auch das Mittel, sich über das eigene leidensvolle Leben zu erheben. Er vermochte es am sichersten, indem er sich aus der Gegenwart entfernte und mit der Maske, dem Kostüm, dem Panzer einer anderen Epoche umkleidete. Das Historische, das er liebte und pflegte und in schier vollkommenen Bildern erweckte, war für ihn eine Art Lebensbedingung.

*

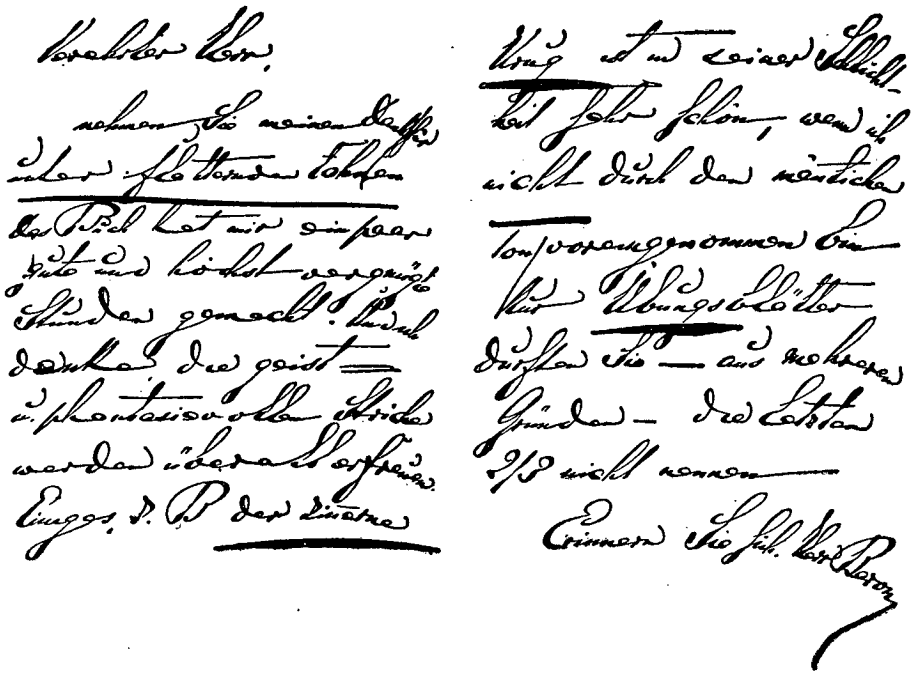
Zürich bringt ihn, am 11. Oktober 1825, zur Welt. In der Taufe wird er Conrad genannt. Später erst ehrt er den Vater, indem er sich nach ihm auch Ferdinand heißt. Das Haus lebt in guten Verhältnissen, selbst als dem Dreizehnjährigen der Vater wegstirbt. Es sind die wirtschaftlichen Annehmlichkeiten des Schweizer Patriziats, die ihn sein ganzes Leben hindurch getragen und es ihm ermöglicht haben, seinem Dichtertum zu leben. Er studiert vielerlei durcheinander; den werdenden Juristen löst der werdende Maler ab. Aber er hält hier wie dort



Conrad Ferdinand Meyer
Radierung von Karl Stauffer-Bern, 1887



Arnold Böcklin: Selbſtbildnis, 1893
Baſel, Öffentliche Kunſtſammlung



Anfang eines Briefes von C. F. Meyer an Detlev von Liliencron vom 24. Dezember 1887

nicht durch, beschäftigt sich mit neueren Sprachen und denkt daran, sein Examen in Französisch zu machen. Wenn das alles einen Vorteil hat, so den, daß die Grundlage seines Wissens und seines kommenden Schaffens immer breiter und fester wird. Für einen Beruf mit dem Gerüst von täglichen Pflichten und mit bürgerlicher Verantwortung kommt er nicht in Betracht. Schleier ziehen über seine Seele und über sein Gemüt. Man muß ihn in eine Anstalt der Westschweiz bringen, die er 1852 als geheilt verlassen kann. Vier Jahre später setzt die Mutter ihrem Leben ein Ziel. Sie ist ihm keine Führerin, keine die zarten ersten Schwingungen des Genies pflegende Hand gewesen. Abgeschlossen in einer freiwilligen Einsamkeit, die vom Wunsch nach Selbstschutz und von den Gärungen seines Geistes bestimmt gewesen sein mag, erfuhr er von ihr nur Klagen, daß sie ihn nicht verstünde; sie erkannte an den frühen Übungen seines Dichtens wohl die Begabung, aber sie verfügte weder über Einsicht noch über Geduld, ihn zu fördern. Langsam wächst ihm zu Hause dennoch ein Verstehen entgegen: die Schwester Betsy erkennt ihn und wird über die Jahre und Jahrzehnte hin die große und kluge, dabei bescheidene Begleiterin seines Lebens. Sie ist seine lebendige Kritik, seine Bibliothek, die Ordnerin und Hüterin seiner Tage; sie reist an seiner Seite, wehrt alles Ungemach von seinem Schreibtisch ab; sie greift mit sanfter Energie in seine Geschäfte ein, wenn er verzagt oder müde ist, und sie tritt nur als weibliches Wesen einige Schritte in den Hintergrund, als Meyer, schon fünfzigjährig,

heiratet. Luise Ziegler, wie er selber dem Zürcher Patriziat entstammend, wird wohl die Herrin seines schlichten, schönen Hauses in Kilchberg, sie schenkt ihm eine Tochter; und äußerer Friede umgibt ihn an ihrer Seite, so daß er versichern darf, er sei mit Gott und der Welt zufrieden. Aber der gute Geist seines dichterischen Werktags bleibt Betsy; und die reinsten Einblicke in seine innere Welt verdanken wir den Erinnerungen, die sie getreu und selbstlos aufzeichnete. Er ist kein Mann des großen gesellschaftlichen Lebens, die Sorge um seine Gesundheit hält alles Allzulaute von ihm fern. Um so intensiver pflegt er einen brieflichen und literarischen Verkehr mit Persönlichkeiten, die ihn anregen, bereichern, wie Louise von François, F. Th. Vischer, Liliencron, Marie von Ebner-Eschenbach, Betty Paoli — Persönlichkeiten, die er nicht ihrer Geltung halber, sondern aus einer tiefen Verbundenheit mit ihrem Denken heraus sucht. Nur zu Gottfried Keller, den er bewundert, lassen sich keine Brücken schlagen. Es bestand eine gewisse kühle Bewunderung von seiten Kellers, eine aufrichtige von seiten Meyers, aber die innere Entfernung zwischen ihnen war himmelweit. Keller, bei aller Schrulligkeit, war eine Natur, die sich gesellig von Mensch zu Mensch und gern beim Wein äußern mußte; Meyer aber kann in einem Brief an ihn sagen: „Die Gefühle eines Einsamen kenne ich zur Genüge." Sie kommen aus dem privaten Zustand. Dem sensiblen Aristokraten Meyer steht der spröde Stadtschreiber Keller gegenüber — zwei Welten sind das, die sich vom Ursprung, von der Erziehung her nur schwer überbrücken ließen und vom Temperament aus einander nicht verstehen konnten. Bei Meyer deutet sich diese Einsamkeit in den heroischen Gestalten aus, die er darstellte, in der Lyrik, im landschaftlichen Aufriß aller seiner Werke. Denn diese Einsamkeit drängte ihn in die Natur, in das Erlebnis der Berge und Seen, und sie machte ihn fähig, seinen Werken den leuchtenden Zauber der Natur mitzugeben. 1892 meldet sich noch einmal die tragische Krankheit, die die Mutter ihm vererbt hat. Man muß ihn einer Anstalt übergeben. Was dann kommt, sind letzte Jahre eines beruhigten Dahinlebens. Es ist ihm vergönnt, Plänen von großem Format nachzusinnen und ihnen die erste kühne Skizze abzugewinnen. Aber der Vollendung vermag er sie nicht mehr entgegenzuführen. Der Geist verstummt. Plötzlich und sanft nimmt ihn am 28. November 1898 der Tod hinweg.

*

Das Jahr 1870 machte in Meyer die dichterischen Kräfte frei, das Jahr 1892 setzte, im großen und ganzen, einen Punkt dahinter. Vorher und nachher lagen die Phasen der Gemütskrankheit. Dazwischen steht ein Lebenswerk von strahlender Klarheit und Schönheit, durch keinen Zug des tückischen Leidens getrübt, selbst dem Psychiater keine Symptome verratend. Es ist, als habe der Genius mit einer ungeheuer gestauten Energie alles hintangehalten, was der Vollendung des vorbestimmten Zieles hindernd in den Weg treten könnte. Vielleicht ist die Zucht und Strenge, mit der er sich selber begegnete, mit der er seine Renaissancenovellen zu

Kunstwerken formte, der deutlichste Ausdruck dieser Willensanspannung. Es gibt wenige Dichter, die so wie er mit ihrem Gott zu ringen hatten, und wenige auch, in deren Dichtungen dieser Kampf sich symbolisch so geschlossen und klar ausdrückt.

Versucht man, dieses Werk auf einen Nenner zu bringen — und irgendwo wird jede Leistung eines Dichters, nicht nur den Grundzügen seiner Weltanschauung entsprechend, die Einheit seines Wesens, Erlebens, Denkens und Wollens erkennen lassen —, so muß man schon eine klassische Formel wählen: allenthalben geht es um den Kampf zwischen dem Menschen und dem Schicksal, zwischen dem Einzelnen und dem Dämon, oder sagen wir gleich: Gott. Und alle Gestalten, die er in diesen Kampf wirft, wachsen aus dem sehr irdischen Boden ihrer Herkunft ins Heroische hinauf. Lassen wir diesem kurzen Bericht eines äußerlich kaum dramatisch verlaufenden Lebens einen Überblick über das dichterische Werk Conrad Ferdinand Meyers folgen, der aufweist, wie es sich entwickelt — und welche Gestalten und Schicksale es in den zweiundzwanzig Jahren seines Schaffens hinstellt. Es ist ein lyrisches und episches Werk, der Bühne blieb es ganz fern.

Den Büchern, die wir bewundern und lieben, gingen die Tastversuche des Jünglings und Mannes voraus, die sogar ins Wissenschaftliche strebten, zu jener Zeit, in der Meyer sich philologischen Studien widmete. Man weiß von einem geplanten Werk, das Lavater und Goethe behandeln sollte. Das erste Ringen um die Form zeichnete sich in Versen ab, die ohne Dichternamen oder unter einem Pseudonym erschienen, nur ganz schüchtern aus der Hand gegeben und später von ihm bis auf weniges behutsam wieder zur Seite geschoben, weil sie angehörten „einer Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit... ohne die Glut einer erwärmenden Parteinahme des Herzens..." Aber dann kommen, es ist das Jahr 1871, „Huttens letzte Tage", eine von der Macht historischer und dichterischer Visionen getragene Betrachtung in Versen, die es versucht, einen deutschen Helden in seinem Wollen und in seinem Widerspruch zu zeigen. In dieser epischen Fuge, die, bemerkenswert genug, den Knittelvers verwendet, setzt Meyer sich mit Deutschland, genauer mit der deutschen Nation als der Gesamtheit, der dieser Dichter im Raume des Denkens und Fühlens und Sprechens angehört, auseinander. Dieser Hutten war ganz und gar ein einzelner innerhalb seiner Nation, aber gleichwohl einer, der für alle empfand, der zwischen den Fürsten und dem Volke stand, so daß er der Mittler in ihren Kämpfen um- und gegeneinander hätte sein können, und der wohl zu genialisch, das heißt in diesem Falle: wieder zu persönlich war, um Gemeinschaft durchsetzen zu können. Was uns heute als Staatsidee und als Tatsache beschäftigt, war unter den inneren Gesetzen der Reformationszeit beinahe nur ein dumpfes Wollen. Ulrich von Hutten verlor sich und wurde der tragische Held der Deutschen, wo er hätte der Bannerträger ihrer Einheit werden können. Er blieb der Einzelne. C. F. Meyer hat es in seinem Furor verstanden, Hutten, den er vom Ende seiner Tage her das Leben, das

gewollte und das vollbrachte, überschauen läßt, in Romanzen und Bildern als einen heroischen Menschen darzustellen.

Es folgt 1872 „Engelberg", eine Idylle in Versen, die eine gewisse Volkstümlichkeit im Lager der bürgerlichen Bildung errang. Aber wir können sie als wenig belangvoll übergehen. Denn diesem Erlebnis eines Findelkindes, dem vielerlei romantische Zutat beigemengt ist, fehlt nach Meyers eigener Deutung das Grundmotiv und also die überzeugende Ausstrahlung. In einer Hinsicht nur nimmt das kleine Epos eine Sonderstellung in seiner Dichtung ein: es hält sich abseits von den rein historischen Stoffen, die dieser Dichter mit Leidenschaft suchte und in denen er seine Anschauung unablässig zu deuten trachtete als ein Mann, der von sich selber den Abstand zu den menschlichen Gefäßen seiner Ideen forderte und aus einer Schau in die Vergangenheit zu einer gerechten Wertung jenes Kampfes zwischen Mensch und Schicksal kam. Hier ist ein weiblicher Held, nur Stemma in der „Richterin" und Lucrezia in „Angela Borgia" können noch als weibliche Hauptfiguren seines Werkes bezeichnet werden; schon der verkleidete Leubelfingen in „Gustav Adolfs Page" steht abseits. Das Erotische, das mit dem Weiblichen unlösbar verknüpft ist, spielt bei C. F. Meyer eine ganz untergeordnete, eine allenfalls dienende Rolle. Er legt seine Figuren niemals auf das Zufällige einer Schwingung, auf den Reiz einer seelischen Reaktion oder auf eine musikalische Wirkung an. Er weiß sehr wohl, welche Kräfte Liebe an sich im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit bedeutet. Aber er gibt ihr nicht das große entscheidende Stichwort, sondern nur eine Hilfsbedeutung; und niemals verliert er sich in einem Bekenntnis etwa um der Erotik willen. Mit anderen Worten, er ist eine ganz und gar männliche Erscheinung mit dem Sinn für Größe, für Stolz und für Taten. Seine heldischen Menschen geraten deshalb ins Monumentale; sie geben sich nicht mit geschliffenen Sentenzen ab, ganz unmittelbar setzen sie ihre Seele in Handlung um. Gerade deshalb gelingen Meyer die problematischen Gestalten, die voller Widerspruch sind. Ihr Schicksal ist ausschließlich begründet im Zusammenprall einer idealistischen Anschauung mit den Realitäten der Umweltsmächte. Im Starken und im Schwachen sind sie ganze Menschen. Das zeigen die zehn großen Novellen, die er von 1873 bis 1889 schrieb, und dann sein einziger Roman (er selber bezeichnet ihn zurückhaltend nur als eine Bündnergeschichte), „Jürg Jenatsch", den er neun Jahre lang im Herzen trug, ehe er ihn zwischen 1874 und 1876 schuf.

Die Figur ist historisch und eine schillernde Gestalt der Schweiz. Im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts war Georg Jenatsch evangelischer Pfarrer zu Scharans in Graubünden. Sein eifervoller Kampf galt den Katholiken überhaupt und dann — den katholischen Spaniern und Österreichern, die über seine Heimat geboten; er paktierte mit Frankreich, und an der Seite des Herzogs Rohan zog er ins Veltlin ein. Aber wie er sich vom Protestantismus zum Katholizismus wandelte, so tauschte er auch die politischen Karten: er stand gegen

Richelieu auf und unterhandelte mit Spanien, als er erkannte, wo für Graubünden die größere Gefahr drohte. Aus den eigenen Reihen traf ihn 1639 der Mord. Als ein Zwiespältiger, Treuloser, die Gesetze der Moral mit Füßen Tretender ging er in die Geschichte ein. Aber es war nicht Treulosigkeit, was ihn beseelte, sondern im tieferen Sinne Treue gegen sich selber, eine bewußte Erkenntnis der inneren Stärke, die sich aller Zweifel am eingeschlagenen Weg entledigen muß und ihre Mittel wählen darf, wenn sie ein Ziel unbeirrbar verfolgen muß. C. F. Meyer stellt in das Toben der inneren und äußeren Kämpfe Lucretia Planta, die nichts ist als ein Weib, das der Stimme des Blutes gehorcht, ein edel gezeichnetes Wesen, das zur rauhen, jähen Art des Jenatsch die dramatische Folie gibt. Auch in ihr kreist das Gewissen, gebietet die Treue, und auch sie erliegt der scheinbaren Treulosigkeit. Als Kind schon liebt sie den Knaben Jenatsch; er wählt dann eine andere; er bringt ihren Vater um. Sie hat nichts als Rache im Herzen. Aber als er sie bittet, seine Unterhändlerin in Mailand zu sein, da schmilzt der Vorsatz, sie geht, weil sie sich belügt, es handele sich um das Vaterland. Die Treue ihrer Liebe ist untötbar und bleibt, als Jürg Jenatsch, von ihr vernichtet, bei den Toten ist. Die moralischen Forderungen sieht Jenatsch als eine private Angelegenheit an. Er ist der Mann des Gewissens, dem allein er sich verpflichtet fühlt, wo es sich um sein Vaterland handelt. Darf einer Wege und Mittel wählen, die nur vom Ziel bestimmt werden? Jürg Jenatsch sagt: er darf! Und er setzt ebenso sein Lebensglück wie die Ruhe seiner Seele aufs Spiel. Das Opfer rechtfertigt seine Handlungsweise, die in jedem anderen Falle zu verurteilen wäre: er opfert seine religiöse Überzeugung, er opfert das Weib, er opfert seine Geltung, nur die Idee, von der er besessen ist, die vaterländische, opfert er nicht.

In diesem Zusammenhang: ein religiöses Buch ist „Jürg Jenatsch" nicht, so viel darin auch vom Glauben und Glaubenskampf die Rede ist. Meyer hat noch öfters — im „Amulett", in „Plautus im Nonnenkloster", in „Gustav Adolfs Page", in den „Leiden eines Knaben" — religiöse Motive und Fragen angeschlagen, aber niemals um ihrer selbst willen behandelt. Es war wie mit den erotischen Elementen: sie bedeuteten ihm Mittel, einen Menschen in seinem großen Schicksalskonflikt zu zeigen. Im übrigen hat er unverhohlen seine Zugehörigkeit und Zuneigung zum Protestantismus bekannt und Erkenntnisse gegen den Katholizismus ausgesprochen. Aber er war kein Eiferer. Seine Haltung, die immer Abstand zu den Dingen und damit Überlegenheit suchte, befahl ihm auch im Religiösen ein besonderes Maß von Sachlichkeit an, das den Willen zur Gerechtigkeit in sich birgt. Man kann ihn ebenso einen religiösen wie einen heidnischen Menschen nennen: sein Herz empfand gläubig, sein Auge sah hellenisch — und seine Feder wußte beide Wesenheiten wunderbar zusammenzuführen.

Aber „Jürg Jenatsch" ist, wenn man so will, ein politisches Buch, weil es eine Grundfrage der politischen Moral aufrollt: wo ist der Trennungsstrich zwischen Gut und Schlecht im politischen Handeln? Können verurteilenswerte

Handlungen, Verrat und Treulosigkeit, eine höhere Weihe erhalten? Eine Antwort ist hierauf nicht mit einem Wort auszusprechen. Erst die historische Entfernung, erst der Blick auf die Erfüllung oder auf das Mißlingen des Erstrebten, vermag sie zu geben. Und die Vorstellung von der Würde des Menschen verlangt es, daß der, der so handelt, mit dem letzten Opfer zahlt: mit seinem Leben. Wie Jürg Jenatsch.

Für einen psychologischen Schriftsteller wären die Vorgänge dieses Romans Anlaß zu einer differenzierten Studie gewesen. C. F. Meyer war in jenem literarischen Sinne kein psychologischer Schriftsteller; er hat, wenn man „Jürg Jenatsch" kritisch untersucht, sogar recht grobe psychologische Schnitzer gemacht. Aber er hatte das widerspruchsvolle Leben für sich; er war ein Dichter, dem sich die Naturen seines Wesens in ihren leidenschaftlichen Taten erkennbar machten; und diese Taten traten oft auf eine fast grobe Weise zutage.

Dem „Jürg Jenatsch" voraufgegangen war „Das Amulett", die „wundersame Geschichte", die Meyer den Hugenotten Schadau aus Bern erleben und erzählen läßt. Coligny, Karl IX., Montaigne betreten die Szene, die in die Bartholomäusnacht mündet. Schadau ersticht im Duell den Grafen Guiche, der ihm die Frau beleidigte; an einem Amulett, das der Fechtmeister Boccard ihm umhängte, war die Waffe des Gegners, der dem Hofe der Anjou angehörte, abgeprallt. Er sitzt im Gefängnis, als das Blutbad beginnt, und wird gerettet. Auch er überschaut, ähnlich wie Hutten, aus der Ferne die Geschehnisse seiner Tage und denkt ihrem Sinne nach.

... Dem „Jürg Jenatsch" folgt 1880 die zweite Novelle, „Der Heilige", deren Stoff Meyer in Thierrys Geschichte Heinrichs II. von England fand. Dieser Heilige ist der Kanzler Thomas Becket, der als ein vom Glück und vom Lebensmärchen verwöhnter Mensch in die Geschichte eintritt, der den Philosophen nachhängt und den Genuß eines überzüchteten Daseins ästhetisch rundet; in romantischer Abgeschiedenheit verbirgt er vor den Augen der Welt seine Tochter. Heinrich, dem er dient, ist schuld am Tod dieses Kindes und damit am Zusammenbruch von Thomas Beckets innerer Welt. Er durchmißt die Abgründe des Leids, um in einer neuen Sammlung emporzutauchen, wahrhaft ein Heiliger zu werden, der die Verfolgten und Geschlagenen schützt. Sein Gegenspieler und die Symbolfigur der Zeit ist der naive, derbe, rohe und irgendwo dennoch gutmütige Heinrich, und das Problem des Buches lautet: Wird Thomas Becket sich rächen? Die Erschütterung hat seine Racheinstinkte keineswegs zu einer bewußten Entfaltung herausgelockt, wohl aber seine geistigen Kräfte von der Verspieltheit freigemacht. Der Aesthet ist nun ein Asket. Und geistig ist, was sittlich ist. Der König hat seinen Kanzler zum Erzbischof von Canterbury bestimmt. Später wird Becket des Landes verwiesen, der Bannstrahl des Papstes trifft ihn; daheim geht er in den Tod des Märtyrers. In der Liebe des Mitleids —, also in jenen Kräften, die ihn sich selbst bezwingen ließen, liegt die tiefe, die endliche Rache, für die Meyer das Wort

„fein-grausam" findet. Es tritt hier, wie kaum je in einer Novelle, der Historiker zu Tage, dem es gegeben war, den Gott im Menschen, die geheim waltenden Kräfte zu erkennen, nicht um Wandlungen aufzuzeigen — Meyer bestreitet sogar, daß es sich um eine seelische Wandlung oder um eine religiöse Bekehrung handelt —, sondern um die immanenten Mächte zu offenbaren.

Es folgt ein Band mit zwei Novellen, von denen „Plautus im Nonnenkloster" eine Rahmenerzählung ist, zu Konzilszeiten in Konstanz spielend; sie enthüllt einen fromm-heiteren Betrug um ein Gelübde und führt das Mädchen, das dem Kloster versprochen war, in die Arme des weltlichen Geliebten. Den Vorwurf fand Meyer bei Manzoni. Daneben steht „Gustav Adolfs Page", eine reizvolle Arabeske aus dem Dreißigjährigen Krieg: der Page, in Meyers dichterischer Verfälschung ein Mädchen, dient dem Schwedenkönig und stirbt für ihn. Hier wie dort geht es um Treue, Treue zum Wort, zum Gelübde, Treue zur selbstübernommenen Pflicht. Und wenn etwas in allen Werken Meyers den Grundakkord angibt, so ist es das Treuemotiv. Meyer ringt darum auf eine faustische Weise und mit einer Zähigkeit, die selber wieder Treue zur innersten Berufung ist und zu dem Handwerk, mit dem er sie bestätigt.

Eine sehr besondere Stellung nehmen die „Leiden eines Knaben" ein, die 1883 erscheinen und ihre Quelle in den Memoiren des Saint-Simon haben. Dort wird erzählt, wie der vierzehnjährige Sohn des Marschalls von Boufflers im Kloster von Jesuiten so hart gezüchtigt wird, daß er stirbt. Meyer hat diesen Kern herausgelöst, nicht um anzuklagen oder Zustände zu geißeln. Er war zu sehr Historiker und erpicht, die inneren Verhältnisse seiner Menschen und seiner Welten sich auswirken zu lassen; er durfte es sich deshalb leisten, den geschichtlichen Sachverhalt zur Verdeutlichung dieser Wesen abzuändern, und er erreichte damit einen besonderen Grad menschlicher Wahrhaftigkeit. Was der Novelle ihre Bedeutung schenkt, ist das fühlbare Emporbrechen eigener Erlebnisse. Ein verkanntes Wesen wirft den Druck ab, der von der Jugend her, von den Menschen eigenen Blutes auf es gelegt war. Die eigene Familie gab den Dichter als einen seelisch und geistig Toten aus; die Mutter hat über den Sohn, der zur Selbsterhaltung die Einsamkeit suchte, geäußert, daß sie ihn verloren gebe und keine Zukunftshoffnungen für ihn hege. Das waren Erschütterungen, an denen seine Empfindsamkeit schwer litt. Erst in den „Leiden eines Knaben" vermochte er sie auf eine Weise abzureagieren, die eine Überwindung seiner selbst, eine ebenso edle wie erhabene Rache an den Hemmnissen der Jugend und an ihren menschlichen Vertretern darstellt. Jede dichterische Äußerung ist ein Bekenntnis innerster Erlebnisse; aber C. F. Meyer gehört zu jenen Gestaltern, die es nicht nur verstehen, sondern auch sich abzwingen, objektiv bis in die kleinste Äußerung zu sein. Deshalb zieht er sich sehr schnell von den allzu leicht erkennbaren Eindrücken des eigenen Lebens wieder ins Historische, in die Eigenwirkung der Dinge zurück, als ein zwar beschwingter, doch gewissenhafter, kraftvoller, doch ergebener Diener seines Werkes.

Und fast, als scheue er sich, die eigene Stimme zu laut gesprochen zu haben, überläßt er die Wortführung des kommenden Werkes einem Größeren, Gewaltigeren, Gültigeren: Dante. Ihn setzt er als den Erzähler seiner „Hochzeit des Mönches" ein, deren Stoff er dem Machiavell entlehnt. Und so leidenschaftlich versenkt er sich in die Sprache des Florentiners, daß er beinahe sich selber aufgibt und den an sich großartig gepackten Stoff durch einen Verzicht auf die Naivität des Selbst-Schöpferischen gefährdet. Der entkuttete Franziskanermönch Astorre verläßt und verrät die Braut Diana und findet zu Antiope, der Witwe des Grafen Canossa. Die Treulosigkeit gegen Gott und gegen die Menschen soll beiden das Leben kosten. Wieder ist es das Problem der Treue beziehentlich der Untreue, aus dem die Konflikte und ihre tragische Lösung erwachsen.

„Die Richterin" war als Tragödie angelegt; „sie ist durchaus dramatisch gedacht", schreibt Meyer in einem Brief. „Ich werde sie gleichzeitig novellistisch und dramatisch ausführen." Aber die Hand des Dramatikers versagte, und der Epiker schrieb seine schwächste Arbeit, obwohl er sie mit der äußersten Konsequenz gliederte und in der Spiegelung der Figuren wundervolle Schattierungen hervorbrachte. Stemma hat den ungeliebten Gatten vergiftet. Später ist sie Richterin, gerecht, streng, dabei ohne Reue. Aber der Tag kommt, wo das Geständnis sich über ihre Lippen drängt, wo die „immanente Gerechtigkeit", die Meyer selbst als das Problem des Buches bezeichnete, sich unweigerlich durchsetzt. Die Zeit, die hier lebendig wird, ist die des großen Karl.

1887 schreibt er „Die Versuchung des Pescara", ein einziges Lied der Treue. Als ein Unerschütterbarer, den das Angebot einer Krone, die Lösung vom Eid, die der Papst ihm bietet, der Sturm, den Vittoria Colonna auf sein Herz unternimmt, nicht wankend machen, so geht der Feldherr Pescara, „treu bis zum letzten Atemzug" für Karl den Fünften durch diese Geschichte. Versuchung tritt ihm auch vom eigenen Gewissen aus entgegen. Aber es gibt kein Zaudern, weder vom Gefühl noch vom Zudrang äußerer Einwände her. Pescara kämpft, und er fällt, ohne daß die Schicksalsmächte ein Abirren oder einen Verrat von ihm ertrotzen können.

„Ich muß mit der großen Historie fahren", sagte C. F. Meyer einmal zu Keller, und die ausländischen Stoffe reizten ihn: „es ist eine Art Reiselust." Die Reisen in Italien hatten ihn unter anderem auch auf die Bücher von Ferdinand Gregorovius hingewiesen. In den „Wanderjahren" fand er die Geschichte der Angela Borgia, einer Base der Papsttochter Lucrezia, und damit das Motiv einer sündhaften großen Zeit. Der schöne Giulio liebt Angela und muß um ihretwillen schmachvolle Verfolgungen, den Kerker und schließlich die Blendung erdulden. Alle Martern, alle dunklen Mächte, alle Tücken und Rasereien, Gift und Mord, die der Renaissance ihren wilden Hintergrund geben, entfesseln sich um Giulio, bis ihn der Herzog Ippolito von Este freigibt; den Zerstörten hütet und pflegt Angela, die der Pater Mamette längst insgeheim getraut hat. Entgegen der

Überlieferung klingt dieses Ende in Frieden aus. Es ist eine Geschichte des Gewissens, der Reue und der Läuterung, die das Opfer, den Opfernden und den „unschuldigen Anlaß" ergreift. Aus dem Furioso lösen sich allmählich die süßen Stimmen wie in einem Opernfinale. Es ist, wenn man so will, eine „moralische Erzählung", die alle Schattierungen von Schuld und Schuldigsein aufbietet und der Reue das erlösende Wort gibt.

Mit „Angela Borgia" schloß die Folge der vollendeten Arbeiten. Die Dämmerung des Gemüts fing wieder an, ihn zu überschatten. Aber zuweilen meldeten sich noch Versuche, teils aus den Bezirken der Schweizer Geschichte geschöpft, teils aus der Historie der Staufer. Ein großer Roman „Der Komtur", Humanismus und Reformation in gewaltigen Gegensätzen türmend, wurde angefangen; er will auch von einem letzten Toggenburger erzählen. Aber alle diese Anfänge und Teilstücke blieben als Blöcke am Wege liegen, die in der Herausmeißelung einzelner Züge den Titanenwillen erkennen lassen, der von der Krankheit gebrochen wurde. Aber aus allem, Vollbrachtem und Liegengebliebenem, heben sich die Wunder der dichterischen Intuition ab: er schlug Funken aus den überkommenen Stoffen, er verlebendigte die Geschichte, gab ihr Odem und Herzschlag und Gegenwart, so daß wir mitfühlende Zeugen einer Vergangenheit werden. Das gelingt ihm, indem er die fremde Zutat von den Tatsachen herunterschlägt und zum menschlichen Kern eines Tuns oder Geschehens vorstößt. Er reißt, mitunter mit berückender Gewalt, seine Helden in den Vordergrund, so daß sie vor dem Hintergrund der Geschichte ein Riesenmaß annehmen und uns als große Beispiele in ihrem Kampf mit dem Schicksal erscheinen.

So leidenschaftlich Meyer bemüht war, als ein wahrer Erzähler hinter seine Stoffe zurückzutreten und durch einen Abstand zu ihnen den Blick auf das Ganze, Geschlossene freizubekommen, so leidenschaftlich blieb er auch in der Lyrik bemüht, ein Ganzes, Geschlossenes zu erfassen. Auch in ihr verzichtete er nicht auf eine äußerste Bezwingung der Form; und in den Balladen erreichte er durch die ästhetische Gültigkeit eine vollkommene Plastik wie kaum ein anderer Dichter deutscher Sprache. Dahinter tritt das Musikalische, das Unbewußte und Absichtslose zurück. Ein wenig zu nachdrücklich vielleicht wird alles auf Harmonie angelegt und nicht durchweg zu jener glücklichen Durchdringung von Idee und Form gebracht, die etwa den „Römischen Brunnen" auszeichnet. Meyers Lyrik ist kultiviert, sie ist gewiß vom Zauber des Naturerlebnisses umweht, aber sie ist Kunst in des Wortes Kernbedeutung, sie ist gebändigt und der Unmittelbarkeit des Einfalls und der Leidenschaft um einige Spannen entrückt. Meyer ist in keiner Zeile spontan, revolutionär, elementar; er ist konservativ und bis in die kleinste Äußerung hinein erzählerisch auch im Gedicht, immer bestrebt, der inneren Schau zu folgen, zugleich aber auch objektiv zu sein. Und mit einer Treue ohnegleichen gegen sich und seinen Gegenstand ging er bis an die Grenze der Selbstentäußerung. Und dennoch strömen die innersten Quellen — nur, er vereinigt sie wieder, er

bindet sie mit einem heiligen Ernst und gibt uns den Anblick einer schöpferischen Persönlichkeit, die Bildung und Phantasie, Zartheit des Empfindens und Gewalt der Eindrücke zu einer wunderbaren Einheit zu verschmelzen weiß.

Dieser Dienst am Werk, der sich stützt auf ein untrügbares Gefühl für die Wunder der Sprache, ist adelig zu nennen. Liliencron hat C. F. Meyer einige Zeilen gewidmet, die es in seiner Weise verkünden und bewundern:

„Ein goldner Helm von wundervoller Arbeit,
in einer Waffenhalle fand ich ihn
als höchste Zier.
Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
des Meisters muß ich denken, der ihn schuf,
bin ich bei dir."

Solche „wundervolle Arbeit" kann nur gelingen, wenn ein Meister von äußerster Selbstzucht sie schafft. Ein Mann, der seine angeborene Schwäche erkannte, strebte nach Stärke, nach Bezwingung des Daseins, nach Größe. Er fand die Beispiele in der Geschichte, und es ist gleichgültig, welches Volk ihm seine Geschichte offenbarte. Nicht um in eine Vergangenheit aus Scheu vor der Gegenwart zu flüchten, sondern um aus der höheren Schau das Gerundete, das Zu-Ende-Geführte zu zeigen, bot er die Historie auf, ein Führer zu Erkenntnis, Zucht und Reinheit.

Arnold Böcklin

1827—1901

Von

Carl Georg Heise

Über Böcklin schreiben, das heißt Krieg führen. Das ist so gewesen, solange Bilder von ihm zur Öffentlichkeit gesprochen haben, mehr als achtzig Jahre also, und einstweilen wird es so bleiben. Nichts könnte stärker zeugen für die Lebendigkeit dieser Kunst. Versuchen wir andeutend die Stationen der Wertschätzung zu bezeichnen, so können wir nach einer verhältnismäßig nur kurzen Zeit der Verständnislosigkeit, des Achselzuckens und der öffentlichen Bekämpfung rasch zunehmende Erfolge feststellen, schließlich einen Stimmungsumschlag auf der ganzen Linie zu des Künstlers Gunsten. Die Bewunderung nahm noch zu Böcklins Lebenszeiten geradezu hymnische Formen an, der siebzigste Geburtstag im Jahre 1897 hatte triumphalen Charakter. Schon 1905 aber, vier Jahre nach des Künstlers Tode, erschien Julius Meier-Graefes Buch „Der Fall Böcklin", eine verführerisch argumentierende Kampfschrift, die einer Götzenzertrümmerung gleichkam, eine Abkühlung der Begeisterung bewirkte und weiteste Kreise ergriff. Hatte man sich früher dem „Heros" nur „mit Gefühlen der Andacht" genähert und seine Kunst bezeichnet als „eine jener großen Offenbarungen, wie sie der Welt nicht jedes Jahrhundert bietet", so konnte man jetzt Beifall ernten, wenn man den schwimmenden Nöck auf dem „Spiel der Wellen" einen „trunksüchtigen Hausdiener" nannte und den Heiligen Antonius einen „Zirkusclown". Es kam so weit, daß es unter „Gebildeten" als ein Zeichen bedauerlich geringer Geschmackskultur galt, sich offen zu Böcklin zu bekennen. So bedeutete es für viele eine Überraschung, daß die ausgezeichneten Böcklin-Ausstellungen, die 1927 anläßlich des hundertsten Geburtstages vom Baseler Kunstverein und von der Berliner Nationalgalerie veranstaltet wurden, allgemein eine glänzende Aufnahme fanden. Dieser Erfolg war indessen von langer Hand vorbereitet durch den Wandel der Kunstanschauung innerhalb der nachimpressionistischen Malergeneration, die wegzustreben begann vom einseitigen Standpunkt des l'art pour l'art, die schöne Malerei nicht mehr als Selbstzweck über alles stellte, vom Abbild zum Sinnbild vorzudringen versuchte und vor allem ein Ringen um weltanschauliche Probleme nicht mehr als unkünstlerisch aus ihrem Aufgabenkreis verbannte. Es vollzog sich die Erfüllung des schon 1897 in seiner Baseler Festrede von Heinrich Wölfflin prophetisch gesprochenen Wortes: „Im Prinzip ist diese Schaffensweise die Negation des sogenannten Impressionismus, und die historische Bedeutung Böcklins wird erst dann hervortreten, wenn die Abrechnung mit dieser gewaltigen Macht, die unser Zeitalter beherrscht,

endgültig stattgefunden hat." Dieser Zeitpunkt ist heute gekommen. Es verdient hinzugefügt zu werden, daß selbst zu Zeiten der Verfemung durch die gelehrten Kunstrichter Böcklins Bilder, die „Toteninsel" etwa oder das „Schweigen im Walde", sich eine Volkstümlichkeit errungen und bewahrt haben, die sich mit der Verehrung für keinen anderen deutschen Künstler seiner Zeit vergleichen läßt. Ein sicheres Kennzeichen für absoluten Wert ist das gewiß nicht, da im Lauf jener verhängnisvollen Spaltung zwischen dem Urteil der Kenner und dem Instinkt der Masse zweifellos der landläufige Geschmack an Sicherheit erschreckend verloren hat. Je gerechter wir indessen bemüht sind, diese in den letzten Jahrzehnten immer weiter aufgerissene Kluft nicht einem Verschulden der einen oder der anderen Seite zuzuschreiben, sondern sie als schicksalhaft, ja als unentrinnbar zu erkennen, desto vorurteilsloser werden wir uns der Böcklinschen Kunst und ihrer geschichtlichen Sendung aufschließen. Keinesfalls um eine Rückwendung zu kritikloser Bewunderung kann es sich dabei handeln, wohl aber um ein ruhigeres Abwägen des Zeitgebundenen und des Schöpferisch-Einmaligen, des Vergänglichen und des Bleibenden.

Den Kern des Böcklin-Problems berührt die Frage nach Wert und Verwirklichungsmöglichkeit einer von der Idee her mitbestimmten, einer symbolhaltigen Kunst. Die Frage stellen heißt sie bejahen; unsere größten deutschen Maler von Dürer bis zur Romantik sind Kronzeugen für das Gelingen. Wesentlich kompliziert allerdings wird die Frage, wenn wir sie allein für das neunzehnte Jahrhundert aufwerfen, für dessen Mitte und zweite Hälfte. Eine entgötterte Welt verträgt keine Gedankenkunst. Der immer deutlicher hervortretende Mangel einigender weltanschaulicher Grundbegriffe zwingt auch die Künste in eine Isolierung, die, wie hohe Beispiele aller Länder beweisen — von Leibl und Marées, von Manet und Degas zu Cézanne und van Gogh —, zu einer Selbstbesinnung und Vertiefung in die Spezialfragen des Handwerks genutzt werden kann, die aber das Auftrumpfen mit Pathosformeln, die mit dem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit auftreten und dennoch nur der persönlichen Erlebnissphäre entstammen, schlechterdings zu verbieten scheint. Jedenfalls bedarf es, um erfolgreich gegen den Strom zu schwimmen, besonderer Kräfte und eines unbeirrbaren eigenen Stils im persönlichen und im künstlerischen Bereich. Gehört Böcklin zu den großen Unzeitgemäßen seines Jahrhunderts, hält er etwa mit Nietzsche und Richard Wagner gleichen Rang? Die Antwort muß aus Leben und Leistung gleichermaßen gewonnen werden.

Noch fehlt eine umfassende Böcklin-Biographie, es gibt nicht einmal ein zuverlässiges kritisches Gesamtverzeichnis der Werke des Meisters mit Angabe der gegenwärtigen Besitzer. Um so reicher ist die Memoiren-Literatur ins Kraut geschossen, aus der vielfach allzu unbedenklich geschöpft wird. Besonderen Ruf genießen die Tagebücher von Rudolf Schick, einem pedantischen und gutartigen Berliner Maler, der in den Jahren 1866, 1868 und 1869 Böcklins Schüler

gewesen ist, vielfach in dessen Atelier gearbeitet und gar bei den Baseler Museumsfresken mitgeholfen hat. Die bescheiden-ehrfurchtsvolle Niederschrift, namentlich der vielen technischen Angaben, nimmt durch eine scheinbar Eckermannsche Treue für sich ein, doch hat der Meister selbst über Schick geurteilt, er „verstehe alles, aber auch alles falsch". Stärker noch wird die landläufige Vorstellung von des Künstlers Persönlichkeit bestimmt durch Gustav Floerkes Buch „Zehn Jahre mit Böcklin". Abgesehen davon, daß die „Aufzeichnungen und Entwürfe" vom Verfasser nicht mehr selbst haben durchgesehen und druckreif gemacht werden können, lehrt ein Blick auf das dem Buch vorangestellte fotografische Bildnis, wie recht diejenigen Zeitgenossen hatten, die Floerke beurteilten als einen „stark selbstbewußten Mann, der mit großen Phrasen und vielen Fremdwörtern nur so um sich warf"; besonders die von Floerke berichteten, vielfach kraftgenialisch aufgeputzten Aussprüche Böcklins sind nur mit größter Vorsicht aufzunehmen. Sehr viel zurückhaltender und zuverlässiger ist das knapp und anschaulich geschriebene Erinnerungsbuch des Schweizer Literarhistorikers Adolf Frey, der sich nicht auf das eigene Gedächtnis allein verläßt und seine Angaben ergänzt und überprüft durch andere zeitgenössische Beobachter, besonders aufschlußreich durch die Maler Albert Welti und Ernst Wuertenberger. Auch bei der Freyschen Darstellung indessen gilt es zu scheiden zwischen sauber geschichtetem Tatsachenmaterial und unvermutet durchwachsender, maßstabloser Wertung. So bleibt für uns ein knapper Bericht des äußeren Lebensganges und eine sachliche Aufzeichnung der Entwicklungslinie der Böcklinschen Malerei die unerläßliche Grundlage aller Betrachtung.

*

Arnold Böcklin ist am 16. Oktober 1827 in Basel als drittes Kind mittelbegüterter Eltern geboren, die beide älteren Schweizer Familien entstammen. Der Vater, eine „Berserkernatur", die er dem Sohne vererbte, hat sich vom einfachen Arbeiter zum Fabrikleiter hinaufgearbeitet, ein lebendiger Kopf, strebsam und erfindungsreich, aber ganz amusisch. Die Mutter, die den Kindern näherstand, kam aus gebildeteren Verhältnissen und hat in sorgender Anteilnahme bis zu ihrem Lebensende das Schicksal des Künstlers verfolgt. Das Gymnasium wurde — oft hat Böcklin es späterhin lebhaft beklagt — in den letzten Schuljahren mit den Realklassen vertauscht, die Zeichenlust in Privatstunden beim biederen Herrn Kelterborn gefördert. Familie und Heimatstadt haben dem Knaben künstlerische Anregungen nur in sehr geringem Maße zu bieten vermocht. Die Erlaubnis, Maler zu werden, hat der Vater nur widerwillig erteilt und den Sohn noch nach den ersten öffentlichen Erfolgen vom brotlosen Beruf abzudrängen versucht. Vom Oktober 1845 bis zum Frühling 1847, unterbrochen durch einen Schweizer Studiensommer auf eigene Faust, ist Böcklin auf der Düsseldorfer Akademie Schüler des Landschaftsmalers Johann Wilhelm Schirmer gewesen. Das blieb die einzige zünftige Unterweisung mit Ausnahme weniger Wochen bei Calame in

Genf. In Paris, wohin er nach voraufgegangener Studienreise nach Brüssel und Antwerpen mit seinem Freunde Rudolf Koller, dem Tiermaler, im Februar 1848 für ein halbes Jahr übersiedelte, gerade in der Zeit höchster revolutionärer Unruhen, hat er keinen Lehrmeister gehabt, zeichnete ohne Korrektur fleißig Akt und besuchte die Museen. In seinen selbständigen Arbeiten bis hinein in die römischen Jahre ist wenig von Paris, sehr viel von Schirmers Einfluß zu spüren. Böcklin knüpfte an die Tradition der heroischen Landschaftsmalerei an, die erhaltenen fertigen Bilder haben einen düster-romantischen Charakter; die Naturstudien der Juralandschaft sind freier und lichter, die koloristischen Nüancen sind äußerst scharf beobachtet. Ein Bildnis des Neunzehnjährigen, gemalt von Koller, zeigt uns einen schlanken, wohlgebildeten Jüngling in offenem Hemd mit Schillerkragen, das Gesicht ein großes, etwas weiches Oval mit hellen, verträumt nach innen gerichteten Augen, gerahmt von vollem, langem Haar.

1850 zog er nach Italien, das seine zweite Heimat geworden ist. Der um einige Jahre ältere Heinrich Franz-Dreber, ein Schüler Ludwig Richters, der noch den alten Reinhart gekannt hatte, war in den ersten römischen Jahren sein sehr kritischer Berater. Früh um fünf Uhr zog er durch die Porta del Popolo hinaus in die Natur, sammelte Studien, malend und vor allem zeichnend. Nach einem Baseler Sommer, der ihm eine zweite Liebes-Enttäuschung brachte — die erste Braut war ihm gestorben —, heiratete er 1853 in Rom, fünfundzwanzigjährig, die siebzehnjährige Angela Pascucci, mit der er in fast fünfzigjähriger Ehe verbunden blieb und die ihm vierzehn Kinder geschenkt hat. Jakob Burckhardt war Trauzeuge. Angela, eine Waise, hatte bei den französischen Nonnen eine gute und strenge Schule besucht, stand aber geistig weit unter ihrem Gatten, Deutsch hat sie nur schlecht sprechen und gar nicht schreiben gelernt; mit ihrer südländischen Schönheit, ihren lebenspraktischen Talenten und der so tief dem Lande seiner Sehnsucht auch innerlich verbundenen Natur hat sie, trotz mancher kleinlicher Züge, trotz ihrer bekannten Eifersucht, die ihm nachweislich das Modellstudium fast unmöglich gemacht hat, den Maler lebenslang zu fesseln gewußt. Die Werke dieser ersten, wirtschaftlich oft recht schwierigen Ehejahre wirken heiter, haben an Klarheit und Größe der Formen gewonnen; plastischer Sinn und eine fast impressionistisch feine Naturbeobachtung entwickelten sich. Noch waren die Figuren nur Staffage der Landschaft, doch wurden sie bereits immer häufiger antiken Sagenstoffen entnommen. Sowohl für den „Pan im Schilf" als auch für den „Panischen Schrecken" sind schon Mitte der fünfziger Jahre in der Umgebung von Rom die Studien entstanden, für das letztere Bild nachweislich auf dem Wege zwischen Capranica und Palestrina, wo Böcklin nach dem Zeugnis der Gattin wochenlang in heißer Sonne nach der Natur gearbeitet hat.

Die 1857 von äußeren Verhältnissen erzwungene Rückkehr nach Basel hatte manche Mißhelligkeiten im Gefolge, so daß der Künstler trotz mäßiger Bezahlung gern den Auftrag des Konsuls Wedekind in Hannover annahm, ihm das

Speisezimmer mit Wandbildern zu schmücken. Diese erste Erfüllung einer groß-dekorativen Aufgabe, Landschaften mit legendärer Staffage, überzeugt durch die Größe der Anschauung, die an Poussin und Gaspard Dughet anklingt, und durch die scheinbar spielende Leichtigkeit der Erfindung, die Ausführung im einzelnen indessen ist flüchtig, namentlich die der figürlichen Teile; auffallend sicher die Verteilung der Tonwerte, äußerst zurückhaltend die Farbe. Die Übersiedlung nach München (1858 bis 1860) brachte zunächst die schlimmste Not durch vollständige Mittellosigkeit, Tod eines Kindes, schwere eigene Erkrankung, die den Künstler so niederwarf, daß die Gattin verzweifelte und schon die Todesnachricht verbreitet wurde. Zugleich aber fand sich auch treue Freundeshilfe — Emilie Linder aus Basel, der Dichter Paul Heyse — und der erste durchschlagende Erfolg durch Ankauf des 1857 in Basel vollendeten „Pan im Schilf" für die Neue Pinakothek. In diesem Bild und mehr noch im „Panischen Schrecken" von 1860 in der Schack-Galerie ist eine erste Stufe der Meisterschaft erreicht: eine tief naturkundige Freilichtmalerei ist einem höheren Bildgedanken dienstbar gemacht, aus den Staffagefiguren, so klein sie noch sind im Vergleich zur landschaftlichen Umwelt, werden Elementargeister — keine allegorische Personifikation, sondern lebendige Veranschaulichung unseres eigenen mythischen Naturerlebens.

Eine Berufung als Professor für Landschaftsmalerei an die neugegründete Kunstakademie führte Böcklin nach Weimar (1860 bis 1862). Sie bedeutete Aufstieg zu äußeren Ehren, jedoch eine Behinderung der künstlerischen Fruchtbarkeit. Der Maler klagte über Kleinstadtluft und Hofetikette und darüber, daß ihm nichts einfallen wolle. Eigentlich ist das ungerecht, denn er genoß das besondere Wohlwollen des Großherzogs Carl Alexander und anregenden Umgang mit seinen ebenfalls nach Weimar berufenen Künstlerfreunden Lenbach und Begas, aber es ist charakteristisch für des Meisters starken Unabhängigkeitssinn und seine Sehnsucht nach dem Süden. Es entstand keine einzige Naturstudie nach der thüringischen Landschaft, und die große „Jagd der Diana", für das Baseler Museum in Weimar gemalt, ist bei allem farbigem Reiz fast ein Rückschritt, die riesigen Baumgruppen sind Ateliermalerei, die Figuren nur äußerlich der Landschaft eingefügt.

Die ersehnte Rückkehr nach Italien wirkte wie Befreiung, ein neuer künstlerischer Aufschwung begann. Die römischen Jahre von 1862 bis 1866 haben vor allem eine vom unmittelbaren Naturvorbild freiere, ausdruckskräftigere Landschaftsauffassung gebracht, eine Steigerung der Kontraste, die Vorliebe für das „Plötzlich-Deutliche", eine erhöhte Farbigkeit. Es begann das Malen ohne Naturstudien, nur aus dem überaus exakt registrierenden Gedächtnis. Die schönsten Werke für die Galerie des Grafen Schack, von dessen Unterstützung Böcklin in dieser Zeit vor allem gelebt hat, sind damals entstanden, die beiden Fassungen der „Villa am Meer", die „Römische Weinschenke", die „Klage des Hirten", das erste größere Bild mit überwiegender Bedeutung der Figur. Starke Eindrücke

empfing der Künstler von Raffaels Stanzen und vor allem von der Pompejanischen Wandmalerei, die zeitlebens für ihn bedeutungsvoll blieb und auch seine Technik beeinflußte. Allmählich wandte er sich — nach den verschiedensten Experimenten — immer entschiedener von der Ölfarbe ab zur Temperamalerei. Es muß als eine besonders glückliche Wendung gelten, daß dem Maler gerade auf dieser Lebensstation die Erprobung der neugewonnenen Kräfte im großen ermöglicht worden ist durch die beiden Fresken-Aufträge in Basel im Gartenhaus des Herrn Sarasin und für das Treppenhaus des Museums, die leider die einzigen geblieben sind. Den Sarasinschen Bildern gebührt der Vorzug: rasch und vom Auftraggeber unbehindert sind sie im Sommer 1868 ausgeführt, zwei Landschaften mit dem Gang nach Emmaus und der Ruhe auf der Flucht, dazwischen die lebensgroße Figur des Harfe spielenden David; ihr Anblick läßt noch heute die Beglückung des Schaffens nachempfinden. Frische des Naturerlebnisses verbindet sich mühelos mit monumentalem Stil. Die Ausführung der Museumsfresken dagegen, nur nach Kämpfen gewährt, war mit viel Ärger verbunden und führte schließlich gar zum Bruch mit Jakob Burckhardt. Nur die „Flora" ist überzeugende künstlerische Phantasie-Geburt, die „Magna Mater" und vor allem der „Apollon" leiden unter dem Vorschriftenzwang aus humanistischer Gedankenwelt. Der tiefere Grund für das Zerwürfnis mit dem Jugendfreund, der zu Böcklins frühesten Aposteln gehört hat, ist nie rein aufgeklärt, doch möchte man der Überlieferung Glauben schenken, daß ein Gespräch über Matthias Grünewald, den Böcklin Jahrzehnte früher als die öffentliche Meinung leidenschaftlich verehrte, den ersten Anlaß zur Entfremdung gegeben hat. Der große Baseler Gelehrte lebte in der klassischen Welt der italienischen Hochrenaissance, Böcklin, der die fruchtbarsten Schaffensjahre im Süden verbracht hat, wurzelte mit seiner Kunstanschauung in Deutschland und im Quattrocento.

In München vertiefte sich dann des Künstlers Vorliebe für die frühen Niederländer — van Eycks Maltechnik war ihm zeitlebens ein zu ergründendes Geheimnis —, aber auch für Rubens, den er zeitweise über alle anderen Maler erhob. Diese zweite Münchner Zeit, vom Herbst 1871 bis zum Herbst 1874, hat Böcklin selbst einmal als eine seiner glücklichsten bezeichnet. Die wachsende Resonanz in Künstlerkreisen — er lernte Hans Thoma kennen —, das ungebundene Leben in der „Allotria" sagten ihm zu. Sein Selbstbildnis mit dem geigenden Tod von 1872, das so gar nicht melancholische, auf dem der Knochenmann nicht als „Memento mori!" wirkt, sondern fast die Rolle der inspirierenden Muse übernommen hat — der strotzend Lebendige läßt seine Seele bewegen von Unterweltsklängen —, ist bezeichnend für diese Zeit, in der die ersten ganz großformatigen, erzählenden Figurenkompositionen mit starken dramatischen Akzenten und in neuer, fast grell-bunter Farbigkeit entstehen. Sie sind verhinderte Wandbilder, wie die große blaue „Pietà" der Berliner Nationalgalerie und die erste Fassung des „Kentaurenkampfes" im Baseler Museum.



Arnold Böcklin: Pan erſchreckt den Hirten
(Erſte Faſſung des Gemäldes, um 1858.) Baſel, Öffentliche Kunſtſammlung



Arnold Böcklin: Paolo und Francesca, 1893
Frankfurt a. M., Privatbesitz

Gewiß hat der nun folgende zehnjährige Florentiner Aufenthalt (1874 bis 1885) mit dem neugeschenkten südlichen Leben und dem beginnenden Ruhm manche Veräußerlichung — übersteigerte Zielsetzungen und allzu reichliche Produktion —, zugleich aber auch eine Entfaltung der Böcklinschen Malerei ins Festlich-Prächtige gebracht, die reinste Erfüllung der erträumten Gestaltenwelt. 1875 entstand die dritte, volkstümlichste Fassung von „Triton und Nereide"; es bleibt ein Wunder, wie Böcklins kraftvolle Naturanschauung, gespeist aus den Quellen reifen Menschentums, so weit über die realistische Peinlichkeit der körperlichen Erscheinung seiner Phantasiegestalten triumphiert, daß nichts als ein voller Akkord beseligender und bedrohlicher Meeresgewalt über den Beschauer Macht gewinnt. Die große „Beweinung Christi" (1876) blieb äußerlich-pathetisch, beim „Gefilde der Seligen" (1878) — der Titel stammt nicht von Böcklin — überzeugt keineswegs die Verbindung von heroischer Landschaft und aufdringlich illustrativer Staffage. 1880 ist das Jahr der „Toteninsel" — poetische Phantasie und naturalistische Malweise begegnen sich nicht in vollkommener Harmonie, die Erfindung aber ist eines Caspar David Friedrich würdig. Bedeutsam ist die Vereinfachung der Bildinhalte, die in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren bei Einzelfiguren (der „Abenteurer" in Bremen) und Figurengruppen („Ruggiero und Angelica" in Düsseldorf) dahin führt, daß Form und Farbe sinndeutende Funktion erhalten. Keine Malerei also mit literarischen Motiven, sondern symbolhaltige Zeichensprache, fast so wie ein Runge sie sich erträumt hat. „Odysseus und Kalypso" von 1883 in Basel, Hieroglyphe seelischer Spannung zwischen Mann und Frau im Augenblick der inneren Loslösung, ist eines der schönsten Beispiele für diese freilich nur kurz gehaltene Höhe.

Sehr fein hat H. A. Schmid beobachtet, wie um diese Zeit an die Stelle der vom Ufer aus ersehnten, im Park versteckten Schlösser und Heiligtümer Ruinen treten, von deren Hügeln herab der Blick zu fernen Horizonten schweift. Resignation mischt sich in die festlichen Fanfaren. Während dieses ersten Florentiner Jahrzehnts hatte Böcklin sein Atelier am Lungo Mugnone, mit dem Blick ins Arnotal. Lebendiger noch als früher schloß sich um ihn der Kreis der Freunde, Lernende und Verehrer. Die Maler Sandreuter und von Pidoll, gelegentlich Hans von Marées, von dessen Persönlichkeit Böcklin immer eine hohe Meinung gehabt hat (während ihm Feuerbach weniger bedeutete), der Bildhauer Adolf von Hildebrand, die Kunsthistoriker Bayersdorfer, Floerke und von Tschudi gehörten zu seinem nächsten Umgang. Besonders jüngere Menschen liebte er um sich zu sehen, und in ihrem Kreise in abgelegener Kneipe öffnete sich der sonst so stille und ernste Mann zu lebhafter Mitteilung über künstlerische und technische Probleme, gelegentlich auch zu derbem Scherz, zur Erzählung von allerhand Schnurren und Anekdoten. Der Wein, den er in großen Mengen vertragen konnte, wurde zum immer unentbehrlicheren Sorgenbrecher, ein Symptom, das wir heute nicht nur als kraftstrotzende Männlichkeit, sondern auch als mangelnde

Lebensmeisterung zu deuten geneigt sind. Früh schon bereitete sich, von der robusten äußeren Erscheinung verdeckt, eine Schwächung der Kräfte vor. Die wirtschaftlichen Verhältnisse hoben sich, Graf Schack kaufte zwar nicht mehr, aber Museen und einzelne Mäzene begannen fortlaufend Gemälde zu bestellen, Böcklins Kunst fing an, in Deutschland eine Sensation zu werden.

Um seinen Kindern eine gute deutsche Bildung zu ermöglichen, zog der Künstler im Frühling 1885 nach Zürich. Er ist immer ein guter Familienvater gewesen, hat aber viel Kummer erleben müssen: acht seiner Kinder sind früh gestorben, zwei Söhne in geistige Umnachtung gefallen; für alle tat er, was irgend in seinen Kräften stand. In Hirslanden, auf der Grenze nach Hottingen ließ er sich ein Atelier nach eigenen Angaben bauen. Über diese Lebensperiode sind wir besonders gut unterrichtet: es ist die Zeit der Freundschaft mit Gottfried Keller, die so sehr für beide Künstler spricht, die Zeit der Wertschätzung in der Schweiz als nationale Berühmtheit — 1889 wurde Böcklin Ehrenbürger von Zürich —, künstlerisch die Periode der gemalten Meeresidyllen und der Bilder mit den balladenhaften Titeln „Sieh, es lachet die Au", „Heimkehr des Ritters", „Vita somnium breve". Eine nicht ungefährliche Neigung zum Humorvollen und zum Idyllischen, die sich gehen ließ in der Ausmalung stimmungsvoller Effekte, machte sich schon im letzten Florentiner Jahr bemerkbar, in dem der „Eremit" entstand — der geigende Mönch, den die Engel belauschen —, das bedenklichste und beliebteste Bild der Berliner Nationalgalerie. Mit der schwächeren Form verband sich eine oft unangenehm laute Farbigkeit. In Triptychen steigerte er die Vielfalt der Aussage. Aber auch ein so gehaltenes Werk wie die Frau im Wald auf dem schreitenden Einhorn ist in Zürich entstanden. Das äußere Bild der Persönlichkeit ist uns am sprechendsten in einer Berliner Fotografie aus dem Jahre 1887 erhalten, die so schön die Berichte der Freunde bestätigt: die „bolzengerade", gelegentlich sogar ein wenig zurückgebogene Haltung, die struppigen, vorn hochgebürsteten Haare, die Verbindung von männlichem, selbstsicherem Ernst mit einem gütigen Herzen, das aus den großen, hellen, damals schon etwas weitsichtigen Augen leuchtet, die angespannte Denkkraft — es beschäftigen ihn um diese Zeit Flugprobleme auf das lebhafteste —, das Intensive und das Lebendige, das sich mit echter Bescheidenheit und einer Verschlossenheit des Gemütes zu paaren verstand, alles das, was ihn zu einer nicht im landläufigen Sinn künstlerhaften, aber eindrucksvollen, ja bedeutenden Erscheinung machte, die manche sogar an Bismarck erinnert hat.

1892 traf den scheinbar so Unverwüstlichen, fünfundsechzigjährig, ein erster Schlaganfall, von dem er sich nur schwer und mit äußerster Energieanstrengung, dann aber äußerlich vollkommen erholte. Er brauchte Seebäder in Viareggio, Forte dei Marmi und San Terenzo am Golf von Spezia. Einen Winter lebte das Ehepaar in der Villa Torre rossa am Abhang von Fiesole. Ganz in der Nähe, in San Domenico, hat er sich dann 1895 ein Haus gekauft und es mit viel Liebe

umgebaut und ausgeschmückt. Fast sechs Jahre lang hat er sich des eigenen Besitzes noch erfreuen dürfen. Künstlerisch gelten die letzten Jahre vielfach als eine Zeit des Niedergangs. Das ist nur sehr bedingt richtig. Gewiß spürt man gelegentlich die unsicher werdende Hand, manches Werk ist unvollendet geblieben, aber gerade im Vergleich mit dem ruhigeren Fluß der Züricher Jahre brachte das letzte knappe Altersjahrzehnt noch einen bedeutsamen Aufschwung, genährt wohl wiederum durch das in vollen Zügen genossene italische Landschaftsglück und durch die im täglichen Leben zwar zornig geleugnete, innerlich aber zu äußerster Anspannung treibende Todesnähe. Das unerbittlich phrasenlose Baseler Selbstbildnis von 1893, der erschütternde Gestus des Liebesraubs (Paolo und Francesca), der unvollendete, monumentale Paulus, der „Krieg" (besonders die kleine erste Fassung im Besitz der Gottfried-Keller-Stiftung) und die „Pest" sind Meisterwerke. Gesteigert erscheint vor allem das Anti-Impressionistische, die Richtung fort vom Zufälligen, hin zu packender Prägung wesentlicher Lebensaussage. Das zunehmende Siechtum traf den Meister hart, doch behielt er bis ans schwere Ende die vielgerühmte Heiterkeit des Geistes und machte des vor ihm verstorbenen Züricher Dichterfreundes Worte wahr:

Starken Herzens, stillen Blickes
Teilt er Licht und Schatten aus,
Meister jeglichen Geschickes,
Schloß gelassen er das Haus.

Am 16. Januar 1901 ist Arnold Böcklin gestorben.

*

Jede Auseinandersetzung mit Böcklins Kunst beginnt mit den Bildinhalten. Der Künstler hat in einer Zeit gelebt, in der ein offensichtlicher Verfall der Bildinhalte als nur allzu begreifliche Folge der immer stärker werdenden Unverbindlichkeit aller geistigen Grundlagen schließlich zur Parole führte, daß allein das „Wie" eines Kunstwerkes wichtig, der dargestellte Gegenstand aber nahezu belanglos sei. Böcklin stand in schärfstem Gegensatz zu dieser Auffassung. „Ein Bildwerk soll etwas erzählen und dem Beschauer zu denken geben so gut wie eine Dichtung und ihm einen Eindruck machen wie ein Tonstück." Stilleben hat er niemals gemalt und selbst Bildnisse nicht als im höchsten Sinne künstlerische Aufgaben gelten lassen. Schon der Neunzehnjährige hat zu seinem Freunde Koller gesagt, Kunst solle so wirken, daß der Beschauer entweder weinen oder vor Lachen sich den Bauch halten müsse. Trotzdem ist es grundfalsch, wenn man Böcklin unterstellt, für ihn sei die Malerei nichts als ein Mittel gewesen, um Ideen darzustellen, und ihn demzufolge als einen „Weltanschauungsillustrator", als den Erfinder einer pantheistischen Naturreligion auf darwinistischer Grundlage bezeichnet. Gewiß wollen seine Bilder nicht nur einer verfeinerten Geschmacks-

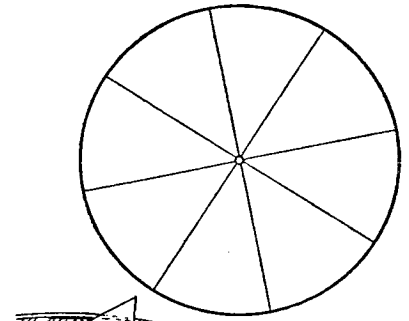
kultur Genüge tun — die „schöne Malerei" als Selbstzweck galt ihm nichts —, er wollte durchaus auch auf die Phantasie des Beschauers wirken. Niemals aber arbeitete er nach vorgefaßten Ideen, immer war schon die Konzeption eines Gemäldes ein Akt künstlerischer Anschauung, wobei freilich Auge und Hirn sich wechselseitig ergänzten. Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß alle poetisierenden Bildertitel nicht von Böcklin selbst erfunden sind, sondern von seinen Freunden und vor allem von den Kunsthändlern. Es ist dem Künstler sehr ernst damit, wenn er sagt: „Man muß nur dem malerischen Eindruck und den malerischen Empfindungen nachgehen und sich nichts anderes dabei denken." Das Denken überließ er dem Betrachter und hat nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn nicht alle das gleiche dachten. Authentische Interpretationen seiner Bilder gibt es schon deswegen nicht, weil der innerste Antrieb für ihr Entstehen keine in Worte faßbare Vorstellung, weil Böcklin selbst kein Dichter, sondern ein Maler gewesen ist. Echte Symbole lassen sich nicht erklären, sondern nur erleben. Sind aber die antiken Sagenstoffe, die naturmythologischen Fabelwesen oder Christi Opfertod und die Heiligenlegenden (und dazu noch alle diese vielfach sich widersprechenden Vorstellungen gleichzeitig!) für uns als echte Erlebnisinhalte lebendig zu machen? Und hat nicht gar Karl Scheffler recht, wenn er meint, daß Böcklin neben der Verherrlichung des Mythologischen auch seine Travestie gemalt habe? „Mythische Bindungen" als solche wurden von Böcklin mit Leidenschaft erstrebt und als unerläßlich empfunden, den speziellen mythischen Inhalten aber, die einzig zur Verfügung waren, stand er selber gelegentlich nicht ohne Skepsis gegenüber. Daher wechselte er mit ihnen, daher hat er sie mit der ihn auszeichnenden hohen Wahrheitsliebe gar gelegentlich parodiert. Wie kann ein schlichter und standhafter Glaube aufwachsen und bestehen in einem Zeitalter des Verfalls aller echten, verpflichtenden Gemeinschaft? Durch seine Schwächen hängt bekanntlich auch der größte Künstler mit seinem Jahrhundert zusammen. So viel aber ist Böcklin immer vollkommen deutlich gewesen — und nicht als gedankliche Überlegung, sondern als eingeborenes Wissen auf Grund seiner sinnlichen Vollnatur —, daß selbst zur Landschaft ein fruchtbares Verhältnis sich nicht gewinnen läßt, wenn Pan endgültig tot ist. Kennten auch wir die Natur einläßlicher, nicht als liebliche Erscheinung, sondern als wirkende Gewalt, wir verstünden auch die Gestalten besser, die auf Böcklins Bildern nicht die Natur bevölkern, sondern die Natur selber sind. Und wären wir wirklich Gott begegnet, wir verstünden es, was ein junger Maler der Gegenwart ausruft: „Warum sind wir ohne Religion? Weil Gott körperlos geworden ist." Uns Schwachsinnlichen aber erscheint auf Böcklins Bildern alles zu direkt ausgesagt, „in allzu großer Buchstäblichkeit" gemalt. Es geht uns auf die Nerven. Sicherlich ist das, was sich hier in der Malerei vollzieht, ohne Beispiel unter den Zeitgenossen, so sehr, daß Meier-Graefe, von seinem Standpunkt aus mit Recht, klagen konnte: „Böcklin unterbricht den einzigen segensreichen Strom der Kunst."

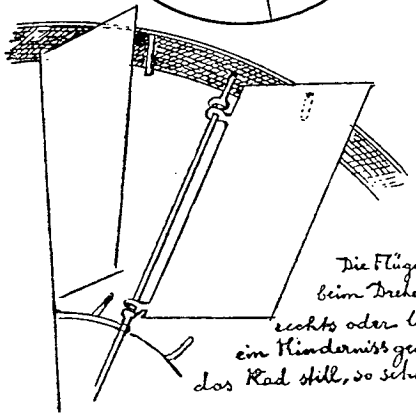
Den einzigen? Unser Standpunkt ist ein anderer geworden. Wäre das, was in den Künsten im neunzehnten Jahrhundert vorging, die Flucht aus den inhaltlichen Bindungen, die zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts konsequenterweise vielfach gar zu vollkommener Gegenstandslosigkeit in der Malerei geführt hat, wirklich ein fruchtbarer Weg, ein Anfang und nicht, wie es sich zu erweisen beginnt, ein Ende, ein glänzendes Ende zwar und ein schicksalhafter Vollzug, aber der Abschied von einer fast fünfhundertjährigen Tradition, wäre der Impressionismus Frühblüte und nicht Dekadenz gewesen, wir müßten Böcklins unzeitgemäße Leistung mit Meier-Graefe als „willkürliche Änderung der Bahn" verurteilen. Zugegeben: die Leistung ist zwiespältig; aber sie ist es nicht wegen sinnwidriger Rückwendung, wegen „Streichung der Konvention des Staffeleibildes" in der Zeit seiner angeblich reichsten Entfaltung, sondern vielmehr wegen des Künstlers instinktsicherer Vorausahnung der Notwendigkeit, verlorene Grundlagen der Malerei zurückzugewinnen, und wegen der leidigen Unmöglichkeit, in einer Zeit künstlerischer und weltanschaulicher Dekadenz bis zu schlackenloser Verwirklichung des Erstrebten vorzudringen. Dem einzelnen Werk gegenüber bleibt also, auch von veränderter Warte aus gesehen, mancher Einwand, den die Gegner scharfsinnig ins Treffen geführt haben, weiterhin bestehen. Für unser Gefühl aber, das sich — in den jungen Malern am lebhaftesten — dem Kunstwollen Böcklins erneut in einem apologetischen Sinne zuwendet, ist es von entscheidender Bedeutung, daß wir auf Grund der Erfahrungen der letzten Jahrzehnte den Außenseiter einer vom Impressionismus beherrschten Epoche als Bahnbrecher einer Kunstanschauung empfinden dürfen, die sich, täuschen wir uns nicht, immer reiner und entscheidender durchsetzen wird. In diesem Lichte erscheinen auch die übrigen charakteristischen Eigenschaften Böcklinscher Kunst, die bedenklichen nicht ausgenommen, nicht mehr als private Absonderlichkeiten, sondern als kühne, mit vollem Lebenseinsatz gewagte Schritte in eine vom Zwang artistischer Geschmackskultur befreite Zukunft.

Besonders aufschlußreich ist des Künstlers Verhältnis zur Natur. Man hat ihm vorgeworfen, er könne nicht zeichnen, er habe nicht genügend vor den Objekten studiert. Nun sahen wir, daß er in seinen jüngeren Jahren sehr viel direkt nach der Natur gearbeitet hat, unermüdlich. Allmählich aber trat eine andere Art des Studiums an die Stelle, eine für Böcklin außerordentlich bezeichnende. Immer wieder bezeugen es seine Freunde, daß der Künstler nicht nur hin und wieder flüchtig, sondern stundenlang „kontemplieren", das Gesehene in stiller Betrachtung förmlich einsaugen konnte. Seine Beobachtungsschärfe war außerordentlich, sein Farben- und Formengedächtnis geradezu phänomenal. Nach Jahren noch vermochte er sich an einen bestimmten Farbenklang, an einen Baum, eine Schichtung des Bodens zu erinnern, als sähe er sie vor sich. Er sah sie in der Tat, doch nunmehr nicht in ihrer ablenkenden Umwelt, sondern im Zusammenhang mit jenem Bildgedanken, für den er sie zu verwenden gedachte. War eine Anschauung

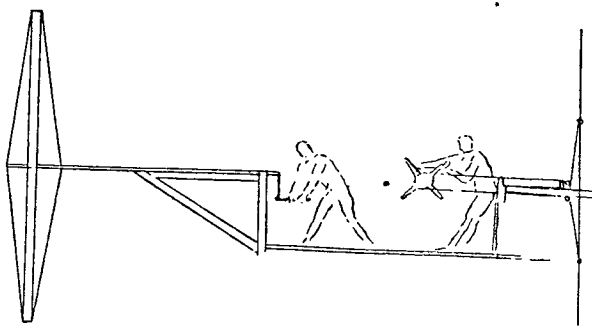
ihm verblaßt, so frischte er sie auf, in den reiferen Jahren fast niemals mehr mit Stift und Pinsel, immer nur mit dem Auge. Als er in Zürich die Najadenbilder malte, fuhr er plötzlich für einige Tage an den Golf von Neapel, um sich bestimmte Bewegungen und Färbungen des Meeres einzuprägen. Studien solle man immer erst dann machen, pflegte er zu sagen, wenn man mit seinem Bilde bereits innerlich im klaren sei, und niemals solle man umgekehrt aus einer Studie ein Bild machen wollen. Er war wie Dürer „innerlich voller Figur". Bei seinen Akten sind Zeichenfehler besonders häufig gerügt worden, der Künstler selbst hat gelegentlich über sein ungenügendes Modellstudium geklagt, doch hat er nicht nur aus der Not eine Tugend und aus der Summierung unrichtiger Einzelheiten eine richtig wirkende Gesamtkomposition zu machen verstanden, in der jede „Verbesserung" alles aus dem Lot gebracht haben würde. Ohne dies freiere Schalten wäre auch manche der suggestivsten Gesten, die ihm so vordringlich wichtige Aktions-Unmittelbarkeit seiner Figuren, gar nicht zu erzielen gewesen. Freilich tat er unbewußt, was wir heute bewußt zu erstreben beginnen. Es klingt sehr aufgeklärt, wenn ein moderner Beurteiler die Phantasiefreiheit im großen bei Böcklin ganz selbstverständlich gelten lassen will, aber ihren Gegensatz zum Naturalismus im einzelnen bemängelt. Heute, gewiß, übersehen wir eine weitere Wegstrecke, die zwangsläufig zu durchlaufen war — aber Böcklin stand am Anfang, schlug als erster eine Bresche und darf nicht mit Maßstäben gemessen werden, die für sein naturalistisches Jahrhundert Unmögliches verlangen.

Mit seiner Art, „aus dem Gedächtnis" zu arbeiten, hängt es auch zusammen, daß Böcklin für einen Künstler seiner Zeit ein ungewöhnlich starkes Interesse für naturwissenschaftliche Forschung hatte. Man hat ihm auch das als abwegig angerechnet, als unlauteren Wettbewerb des Verstandes, wo es sich nur um das Sehen zu handeln habe. Ihm kam es aber auf eine Vergegenwärtigung des Wesens der Dinge an, und dafür mußte er tiefer eindringen als nur mit dem Auge. Eher ließe sich gegen solches Studium einwenden, daß es doch nicht tief genug, daß seine Bildung schließlich doch nur eine sehr unvollständige, autodidaktische gewesen sei. Immerhin zielte sein innerstes Bemühen auf jene Universalität, die seinem Jahrhundert des Spezialistentums gänzlich verlorenzugehen drohte und die als Voraussetzung für künstlerisches Schaffen erst in unseren Tagen zaghaft wiederentdeckt zu werden beginnt. Er kannte sich in Goethes Farbenlehre aus und bewunderte sie, als alle Welt sie zum alten Eisen geworfen hatte. Er beobachtete den Vogelflug mit solcher Genauigkeit, daß er Aufsätze darüber veröffentlichen und diese Ergebnisse zur Grundlage seiner allerdings fehlschlagenden eigenen Flugversuche machen konnte. Auch Böcklins literarische und musikalische Bildung, so lückenhaft und persönlich sie waren, hatten einen Zug ins Große, durchaus Undilettantenhafte. Um die antiken Klassiker besser im Urtext lesen zu können, kaufte er sich noch in Rom eine lateinische Grammatik, ein Miserere von Allegri regte ihn, wie Schick berichtet, zu einer Bildkomposition der Beweinung Christi





Die Flügel werden beim Drehen des Rades rechts oder links bis an ein Hinderniss gedrückt. Steht das Rad still, so schweben sie wie Windfahnen



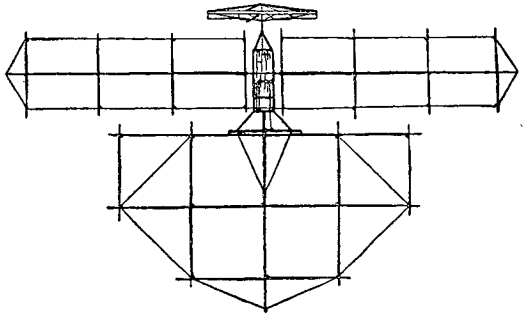
Alle Bestandtheile des Schraubenrades sind Eisen od. Stahl. Das Gewicht darf 200 Kilo erreichen.

Auf den □ meter dürfen 2½ bis 3 Kilo Gewicht kommen. Jedes Quadrat der beiden Flächen hat 16 □ m. Das Ganze hat also mit einer Bespannung wie in der Fig. der Seitenansicht der vordern Fläche zu sehen, 24. 16 = 384 □ m.

Das Gesammtgewicht ist auf Kilo 900 veranschlagt:

2 Mann	Kilo 200
Rad	200
Schiff	200
Bambus	150
Schnüre	50
Leinwand	100
	900

Bei Vermehrung des Gewichts können Flächen je nach Bedürfniss angefügt werden, bis die Zahl der Flächenquadrate verdoppelt ist.



Zeichnungen und Berechnungen Böcklins zu einem Flugzeug, das er 1889 dem Generalleutnant v. d. Goltz in Berlin für militärische Zwecke anbot

an. Doch hat er sich wiederholt lebhaft gegen eine Vermischung der Künste im Sinne Richard Wagners ausgesprochen und den Antrag, Bühnenbilder für Bayreuth zu entwerfen, nachdrücklich abgelehnt.

Wer immer, unter dem Einfluß der Freilicht- und Ton-Malerei der letzten Jahrzehnte, Böcklins ausgesprochen malerisches Ingenium bezweifeln sollte, dem mag es doch zu denken geben, daß kaum einer seiner zeitgenössischen Kollegen so viel mit den Fragen seines Handwerks sich beschäftigt hat wie er. Schicks Tagebuch handelt fast von nichts anderem. Schon das Äußerlichste ist gewiß nicht ohne Belang: Böcklins Gemälde sind noch heute, vierzig bis achtzig Jahre nach ihrer Entstehung, mit ganz wenigen Ausnahmen in tadellosem Zustande, während, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, Menzels Bilder die fürchterlichsten Risse und Veränderungen der Oberfläche zeigen, zum Teil gar schon aufgegebene Ruinen sind. Alles Technische hat Böcklin selbst erprobt. Er hat nicht nur immer alle Farben selbst angerieben, er hat sogar gelegentlich das Öl selber gepreßt. Seinen Schüler Albert Welti konnte er hart anlassen, wenn er gewisse Ingredienzien nicht fein genug zu mörsern verstand. Immer war er auf der Suche nach neuen und seltenen Farben. Für das Kriegsbild zerstieß er Graphit und malte damit den schwärzlichen Himmel. Böcklins Atelier in Zürich — die Wände mit schwarzbraunem Sackleinen bespannt, die Bilder mit der Rückseite zum Beschauer gestapelt — wirkte überaus nüchtern; die Fülle der Töpfe und Schächtelchen, der technischen Requisiten aller Art, gab ihm das Ansehen einer chemischen Werkstatt. Oft hat der Künstler geklagt, daß ein Maler seiner Zeit nicht mehr auf handwerklicher Tradition und Atelierpraxis weiterbauen könne, sondern gleichsam wieder von vorn anfangen müsse. Lehrbücher der Alten haben ihm dabei gute Dienste getan, wie Cennino Cenninis Trattato della Pittura und vor allem des Presbyters Theophilus, von Lessing wiederentdeckte, Schedula diversarum artium aus der Zeit um das Jahr 1000, deren Malrezepte Böcklin zum Teil wörtlich benutzt hat. Öl, das er bis etwa zu seinem fünfunddreißigsten Jahre fast ausschließlich verwendete, hat er später ganz aufgegeben zugunsten der verschiedensten mit Wasser mischbaren Bindemittel. Die Tempera-Malerei erschien ihm für seine, auch beim Tafelbild auf Fresko-Wirkung zielenden Absichten am geeignetsten, auch weniger den zerstörenden Wirkungen von Zeit und Witterung ausgesetzt. Dazu kam eine sehr sorgsame Präparierung des Malgrundes. Vielfach hat er Mahagoniholz, später auch Eiche verwendet. Den Kreidegrund liebte er möglichst blank zu schleifen, wie er auch pastosen Farbenauftrag möglichst vermied und es nicht mochte, wenn man die einzelnen Pinselstriche erkennen konnte. Alles mußte möglichst fest, klar und präzis sein. „In der Natur gibt es auch keine Pinselstriche", sagte er. Außerordentlich sorgfältig ist Böcklins Durchbildung des Lasurenprinzips; die besondere Leuchtkraft der Farbe beruht nicht zuletzt darauf. Auch ist er im Kolorit keineswegs ein besonderer Draufgänger, aber er verstand sich auf eine weise und wirkungskräftige Verwendung. Frey formuliert überzeugend: „Der Zauber liegt in der



Arnold Böcklin: Triton und Nereide, 1875
Berlin, Nationalgalerie

Behandlung der übereinanderliegenden Pigmente und in der rationellen Entwicklung der Bilder aus der Untermalung heraus." Nach einer nur andeutenden Vorzeichnung mit spitzen Pinseln begann er gleich mit dem „Fertigmalen", und zwar vom Hintergrunde (also meistens vom Himmel aus) zum Vordergrunde vorrückend. Er malte intensiv, aber keineswegs rasch und mühelos. Er änderte nicht selten und ließ ganze Partien, die er neu malen wollte, mit dem Hobel wegnehmen. „Ungebundenheit des Künstlertums verbindet sich mit haushälterischem Geiste."

Entscheidend für die Gesamthaltung aller seiner Bilder ist die Rücksicht auf dekorative Wirkung. Man hat ihm vorgeworfen, daß er die Gesetze des Tafelbildes verkenne und den Charakter einer Wandmalerei auch für kleine Gemälde von sich und seinen Schülern gefordert habe. Böcklin hat das Ende der „Sofabild-Kultur" vorausgeahnt, wollte keine intime, sondern eine repräsentative, eine der festlichen Öffentlichkeit verpflichtete Kunst und hat dem auch dann Rechnung getragen, wenn ihm Wände versagt blieben und der Salon des Kommerzienrats das öffentliche Forum ersetzen mußte. Die Verantwortung für diesen Zwiespalt trägt gewiß nicht der Künstler, sondern diejenigen, die sich seiner aufs Monumentale gerichteten Kunstsprache in entscheidenden Augenblicken nicht bedient haben. Alle Mittel seiner Malerei waren darauf abgestimmt, den Betrachter möglichst deutlich und überzeugend anzusprechen. Die Tonwerte hat er gleich zu Beginn auf der Gesamtfläche mit großer Sicherheit disponiert, aber nicht zarte Übergänge liebte er, nicht die Nuance, sondern den Kontrast. Die Farben sind nicht vorsichtig aufeinander abgestimmt, jede hinzutretende aus der nächstliegenden „entwickelt", sie bewegen sich vielmehr in starken Gegensätzen, halten einander in Spannung und werden dadurch bestimmende Kompositionselemente. Sie werden untersucht nicht auf ihre zarte Veränderlichkeit in der Natur durch Licht und Schatten, sondern auf ihre raumbildende Kraft und auf ihren Stimmungsgehalt; Freilichtwirkungen, flimmernde Sonnenflecke etwa, gestattet sich der Künstler nur dann, wenn sie — wie etwa im späten Gemälde der „Gartenlaube" — lokalisiert werden können und die dekorative Komposition nicht zerstücken. Je reifer er wurde, desto sicherer beherrschte Böcklin auch die ausdrucksvolle Linie, die charakterisierende Silhouette. Er wurde immer einfacher und gewann an Schlagkraft. Intensität des Seins war ihm wichtiger als absolute Schönheit.

Kein Wunder, daß ein Meister von so eigenwilligen persönlichen Zielsetzungen auch der Kunst der Vergangenheit gegenüber seine Vorliebe und seine Geringschätzung sehr deutlich zeigte. Nur schwache Künstler sind gerecht in der Beurteilung anderer. Gerade hier aber dürfen wir die meist in der Weinstube aufgelesenen bon-mots in der Überlieferung subalterner Bewunderer nicht allzu ernst nehmen. Gewiß konnte der Schweizer seiner Abneigung auch gegen weltberühmte Kollegen oft recht drastischen Ausdruck verleihen — Rembrandt mit seinem, wie er meinte, verunklärenden Helldunkel mochte er nicht, und auch von Tizian wollte er nicht

viel wissen —, aber verletzende Respektlosigkeit widersprach durchaus seiner vornehmen Natur. Auf Raffaels Schönheitskanon hat er viel gescholten, ohne dem Künstler jedoch dann seine Achtung zu versagen, wenn es sich um Probleme handelte, um die er selbst sich in verwandtem Sinne bemüht hatte. Sogar mit der venezianischen Malerei der Hochrenaissance hat er sich gelegentlich malend auseinandergesetzt — so in seinem Weimarer Venus-Bild; daß er ihr nicht verfiel, wie Lenbach, zeichnet ihn aus. Viel wichtiger aber ist es, daß er mit sicherem Instinkt künstlerische Werte der Vergangenheit eifernd ans Licht zog, an denen damals der landläufige Geschmack achtlos vorübersah. Daß er Grünewald geliebt hat — er ist unzählige Male in Colmar gewesen und kannte die Bilder des Isenheimer Altars auswendig —, ist bekannt und aus seinem Werk ablesbar, aber auch Schongauer schätzte er hoch, ebenso die namenlosen deutschen, niederländischen und italienischen Primitiven. Daß ihm die Freskenmaler der römischen Antike und des Quattrocento nicht untergeordnete Handwerker waren, sondern daß er in ihnen jenen Geist volksverbundener Lebensverherrlichung bewunderte, der ihm selber als das vorschwebte, was der Malerei wieder nottue, das läßt so recht Böcklins ins Zukünftige weisende Kunstauffassung erkennen. Otto Lasius beschreibt Museumsgänge mit Böcklin in Florenz, und es ergreift selbst in der wenig verständnisvollen Nacherzählung, wie der Alte mit geringschätziger Geste ganze Säle mit gefeierten Gemälden der Hochrenaissance durcheilen und dann vor Dürers Anbetung der Könige so lange und so vollkommen versunken verweilen konnte, daß die Begleiter kaum noch ihre Ungeduld zu verbergen verstanden. Ein kleiner Memling rührt ihn tief; einen Teppich so malen zu lernen, das sei ein Leben wert. Lasius meint ihn entschuldigen zu müssen, daß eine so ungelenke Figur wie die „Prudenza" des Pollaiolo ihn begeistert habe; er, der selber Personifikationen der Tugenden und der Künste einer profanen Welt als Mahnzeichen errichtete, mußte hier seinen Lehrmeister erkennen. Fast ohne Grenzen war seine Bewunderung für Rubens. Bei ihm sind es weniger die Gegenstände als das malerische Können und das Ausmaß vollsinnlicher Bewältigung des Angeschauten, die ihn fesselten und zur Nacheiferung verlockten. Auch bei der Antike zog ihn nicht das klassische Gleichmaß an, sondern die Lebensfülle, und sicherlich hätte ihm die Plastik der Hellenen nicht so viel zu sagen gehabt wie Homer und Herodot, die er oft las und zitierte, wäre er nicht von der Polychromie der antiken Statuen überzeugt gewesen. Durch diese Erkenntnis angeregt hat er selber moderne Bildhauerarbeiten bemalt. Auch von den Schätzen der Vergangenheit konnte ihm nur das lebendig werden, was seine eigenen produktiven Kräfte anregte und bereicherte.

Trotz aller ausgeprägten Sonderart steht Böcklin mit der Grundrichtung seiner Kunst nicht allein. Historisch gesehen ist er das Bindeglied zwischen der Romantik, der er zeitlebens so tief verbunden blieb wie sein Freund Gottfried Keller, und der Überwindung der französischen Malkultur durch die deutsche Ausdruckskunst vom

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, deren Vertreter sich der Verwandtschaft mit ihm durchaus bewußt sind. In seiner Zeit aber gehörte er zu der kleinen Gruppe der Deutsch-Römer, die zwar äußerlich nicht immer miteinander im Bunde waren, jeder einzelne stärker gefesselt durch einen Kreis unselbständiger Jünger, innerlich jedoch im gleichen Kampfe standen für eine großdekorative, auch dem Gegenstande nach bedeutungsvolle, im Geist des klassischen Altertums geschulte Kunst: zu den Malern Anselm Feuerbach und Hans von Marées und zum Bildhauer Adolf von Hildebrand. Es mag die Zeit noch nicht reif dafür sein, den Rang unter diesen Künstlern richtig zu bestimmen. So viel aber ist gewiß, daß Böcklins formstrenge und glühende Malerei sich über die blassen Griechenträume Feuerbachs — ein so edles Wollen sie auch bezeugen — weithin erhebt und daß nunmehr auch die Zeit gekommen ist, Hans von Marées' gewiß genialeres, aber fragmentarisches Lebenswerk nicht mehr so turmhoch über das Böcklins zu stellen, wie das eine in Künstlertragik verliebte Generation auf Kosten der Achtung vor kraftvoller Verwirklichung zu tun pflegte. An den Bildern Böcklins ist die künstlerische Absicht jener oppositionellen, sehr deutschen Richtung jedenfalls am eindeutigsten abzulesen. Trotzdem bleibt des Künstlers Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte nicht ganz leicht bestimmbar. Böcklin ist mehr Prophet und Bewahrer als schöpferisches Genie. Mit einem Teil seines Wesens gehört er zu den „Rückgewandten", so sehr sein ungebrochen suchender Sinn sich selbst auch in allen Dingen als Pionier gefühlt hat. Gefahr und Leistung halten sich die Waage. Es ist aufschlußreich, daß Stefan George dem Maler einige prunkvolle Strophen zugeeignet hat, denn wie er hat auch Böcklin, gehemmt durch ein mythenloses Jahrhundert, nicht überzeitlich gültige Werke zu schaffen vermocht, wohl aber haben beide in heroischer Absonderung die vorbildliche Haltung echten Künstlertums durch Zeiten des musischen Verfalls hindurchgerettet und in ihren Werken „gelobtes Land im Duft der Sagenferne" aufleuchten lassen. Beim Publikum aus der Mode, bei den Kunstgelehrten vielfach in Mißkredit, von den Malern wieder sehr geliebt — so ist Böcklins Nachruhm nahe daran, von neuem zu erstrahlen.

Jakob Burckhardt

1818–1897

Von

Erich Rothacker

Das äußere Leben Jakob Burckhardts verläuft in so einfachen Linien und blieb so eng an die Vaterstadt Basel gebunden, daß man fast geneigt sein könnte, sich der besonderen Vorliebe dieses Kultur- und Kunsthistorikers für die „Hintergründe" des Geschehens zu erinnern, um sein Leben ganz in das stolze epische Gemälde der Geistes- und Universitätsgeschichte dieses kleinen Stadtstaates einzugliedern.

Welche seltsame, fast providentielle Rolle Basels, auf der Schwelle der abklingenden Goethezeit und der eigentlichen Moderne des neunzehnten Jahrhunderts im Umkreise seines Münsterturmes gleichzeitig drei Männer zu beherbergen, denen es zufiel, dem lichtübergossenen Bilde des klassisch antiken Menschentums, ja darüber hinaus aber des Menschentums überhaupt, das die Winckelmann, Goethe, Schiller, Humboldt, Ernst Curtius hinterließen, die düsteren, aber lebenswahreren Schatten einzuzeichnen. Als der junge, vierundzwanzigjährige Nietzsche 1869 nach Basel kam, war Johann Jakob Bachofen dreiundfünfzig Jahre alt, Jakob Burckhardt einundfünfzig.

Welche eigenartige Konstellation aber auch, daß hier, auf dem Schnittpunkte des deutschen und französischen Kulturkreises, nahe schon dem italienischen, Menschen unseres Blutes und Geistes Gelegenheit geboten ward, trotz innerer Anteilnahme an den Jahrhundertkämpfen, aber ohne den Schmerz des Ausgeschlossenseins und ohne den peinigenden Ruf des Gewissens und der Pflicht, die Alternative von Festung oder Amerika selbst auf sich zu nehmen (vor die damals die politischen Jugendfreunde Burckhardts gestellt waren), einen Beobachtungsposten zu beziehen. Daß sie die kontemplative Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts und der deutschen Klassik ausleben und aus ihr heraus Blicke in die Zeit und die menschliche Natur tun konnten, deren Tiefe und Reife nicht vielen Kämpfern dort draußen beschieden war. Heute empfinden wir doppelt, daß hier eine moralische Schwäche des neutralen Daseins mit seiner Versuchung zu Hochmut und billiger Überheblichkeit liegt. Aber dieses Draußenstehn war bei Burckhardt schicksalhaft, und der Geist, der wehet, wohin er mag, hat diese Schwäche durch einen Segen geistiger und künstlerischer Offenbarungen ausgeglichen, ohne die wir alle ärmer wären.

Jakob Burckhardt ist am 25. Mai 1818 als Sohn des Basler Münsterpredigers geboren und studierte nach dem Besuch des Pädagogiums und nach

einer dankbar erinnerten Gelegenheit, sich in Neufchâtel den Zugang in die französische Gedankenwelt zu eröffnen, zunächst Theologie. Mit dem leichten Übergang, den er nach zwei Jahren zur Geschichte fand, beginnen seine Wanderjahre. Er bezieht im Herbst 1839 die Universität Berlin und hat dort die besten Lehrer seiner Zeit gefunden: Leopold Ranke für die Geschichte, August Boeckh für die Altertumswissenschaft, Franz Kugler für die Kunstgeschichte. Daneben Droysen, Jakob Grimm, Homeyer, Ritter, Stahl, Panofka; welch Rang und Glanz der Namen! Der Anerkennung Rankes, bei dem er 1843 promovierte, rühmt er sich noch in dem kurzen Lebensabriß, den er zur Verlesung bei seiner Leichenfeier selbst verfaßte. In Franz Kugler fand er den Führer und Freund, der ihm das zweite Reich eröffnete, das er königlich beherrschen sollte: die Kunst. Bald sammelt sich ein Freundeskreis um den launigen und vielseitig begabten Jüngling.

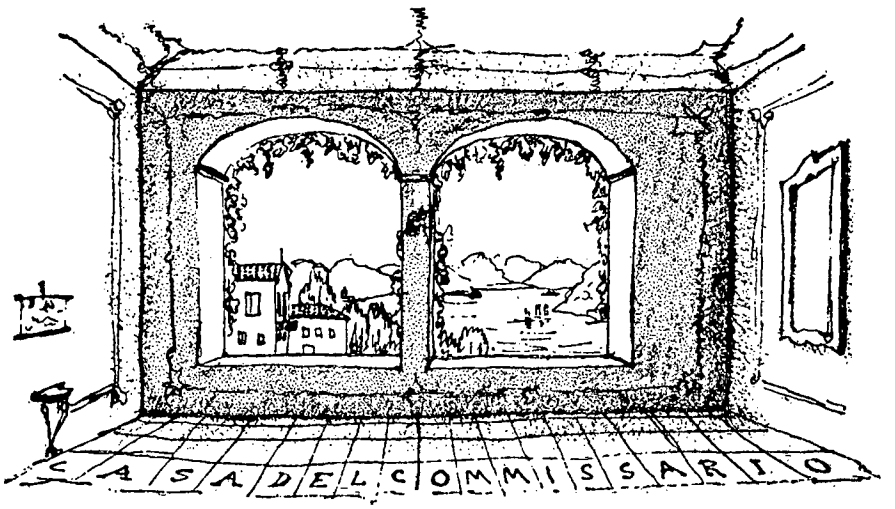
Das Bonner Zwischensemester 1841 bietet ihm zwei weitere Geschenke des Schicksals: die rebenumrankten fränkischen Kernlande des Reichs werben um den jungen Schweizer in ihrer ganzen Poesie und Schönheit; und er kann sie als Genosse eines Kreises jugendlich begeisterter und geistig bewegter Menschen genießen, die sich, in dichterischem Wettstreit freundschaftlich verbunden, um Gottfried und Johanna Kinkel gesammelt hatten. „In Bonn und Köln ruhen die schönsten Erinnerungen meines Lebens", hat Burckhardt später bekannt.

Nochmals ruft Berlin zum Studienabschluß. Im Hause Bettinas kommt er noch in unmittelbare Berührung mit dem Freundeskreis Goethes, dann erfolgt über einen neuen Besuch in Bonn, Düsseldorf, Cleve, Neuß, Holland, Belgien und einen längeren Aufenthalt in Paris die erste Heimkehr. 1844 habilitiert sich Burckhardt in Basel für Geschichte und beginnt die Vorlesungen über deutsche Geschichte und Kunstgeschichte. Es ist erschütternd, welche Zeugnisse seiner Liebe zu Deutschland sein Nachlaß uns entschleiert. Wie oft hat er in diesen Jahren sein Dankesgefühl gegenüber den Rheinlanden auf das ganze Deutschland ausgedehnt, hat es ein heiliges Land genannt und die tiefe Schuld bekannt, in der er gegen Deutschland stehe. „Es werden noch die Zeiten kommen, wo mir diese reichen Jahre in Deutschland als Mittelpunkt meiner Sehnsucht, als Kapitol aller schönen Erinnerungen vorkommen werden." In seinem Gedichte „Altenahr" schildert er einen Aufbruch um Mitternacht nach der Ahrschlucht, wo die Begeisterten in der Felseinsamkeit bei hochgehobenen Fackeln „Was ist des Deutschen Vaterland?" anstimmten. „Ich erkenne die Mutterarme unseres großen gemeinsamen deutschen Vaterlandes, das ich anfangs verspottete und zurückstieß; auf mich hat Deutschland seine Güter ausgeschüttet und mich an sein warmes Mutterherz gezogen. Und daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind ... Was mich an Deutschland fesselt, ist die frohlockende Gewißheit, daß auch ich zu dem Stamm gehöre, in dessen Hände die Vorsehung die goldenste, reichste Zukunft, das Geschick und die Kultur einer Welt gelegt hat."

Dem Mittelalter und zumal dem deutschen hatten auch seine bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten gegolten, und es ist bedeutsam, sich diese ein Jahrzehnt umfassende innere Anteilnahme an diesem Thema in ihrer ganzen Ausdehnung zu vergegenwärtigen. Sie gelten der „Baseler Münsterkirche" (1842), den „Kunstwerken der belgischen Städte" (1842), dem mutmaßlichen Erbauer des Kölner Doms „Konrad von Hochstaden" (1843), den „Vorgotischen Kirchen am Niederrhein" (1843), „Karl Martell" (1843), dem „Armagnakenkrieg", der „Päpstlichen Nunziatur in der Schweiz", der „Kirche zu Ottmarsheim im Elsaß" (1844), dem „Kloster Sankt Gallen" (1844), den „Alemannen und ihrer Bekehrung zum Christentum", dem „Abte Suger und der Kathedrale von Sankt Denis" (1846), dem „Erzbischof Andreas von Krain und dem letzten Konzilversuch in Basel" (1850). Die Dissertation über Karl Martell pries diesen als Retter der europäischen Kultur, war voll des Lobes germanischen Geistes, germanischer Kunst, deutscher Treue (E. Neumann). Die „Kunstwerke der belgischen Städte", Burckhardts erstes kleines Buch, das, wie später der „Cicerone", Franz Kugler gewidmet war, war der methodische Vorbote dieser späteren, berühmten „Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens". Auch diese kleine Schrift darf schon zu den Grundlegungen der modernen Kunstgeschichte gezählt werden. Wenn man Karl Schnaase (1798 bis 1875) und Franz Kugler (1808 bis 1858) nach Winckelmann und Rumohr als die Begründer der modernen deutschen Kunstwissenschaft preist, wird man nicht vergessen dürfen, daß die Kunstgeschichte damals den Stilbegriff der Renaissance noch nicht kannte, daß selbst Burckhardt in seiner Jugendschrift den Begriff des „Romanischen" noch durch „byzantinisch" ersetzte und erst 1843 angewendet hat; daß er in den „Kunstwerken der belgischen Städte" den Begriff des „Rokoko" erstmalig einführte und zwar für die später „barock" genannte Periode (nach W. Waetzold).

Das Mittelalter blieb auch über diese erste Dozententätigkeit hinaus das Hauptthema seiner Studien. Er hält 1843 in einem Briefe an Kinkel eine neue und „interessante" Darstellung des Mittelalters für seine eigentliche wissenschaftliche Aufgabe. Er denkt noch 1848, als er diese Periode in einer Vorlesung behandelte, an eine „Bibliothek der Kulturgeschichte", in welcher der Schilderung der späteren römischen Kaiserzeit eine Darstellung des achten Jahrhunderts folgen sollte, oder vielmehr eine breite Zeitschilderung des „alten Alemannien" bis auf Karl den Großen, gewissermaßen eine Entwicklungsgeschichte des „okzidentalen Gemeinschaftsgefühls". Er wollte damals die Geschichte noch die Vergangenheit mit der Gegenwart vermitteln lassen. Die „Kultur der Renaissance", so glaubte er später, wäre, wenn er nicht aus der Bahn geworfen wäre, der Abschluß einer mehrbändigen Kulturgeschichte des Mittelalters geworden.

Aber schon 1846 trat eine Wendung seines Schicksals ein, die ihn erst dem weltanschaulichen Fundamente dieser Aufgabestellungen, dann diesen selbst zu entfremden begann. In Europa und nicht zuletzt in Deutschland bereitete sich das



Federzeichnung Jakob Burckhardts: Blick aus dem Fenster der Polizeistation von Macagno in Norditalien, wo er 1838 mit seinen Wanderkameraden wegen Paßvergehens eingesperrt war

Sturmjahr 1848 vor, und Burckhardt, dessen Freundeskreis einem politischen Martyrium zueilte, war selbst, mehr als ihm lieb war, in die Politik gezogen worden. Der leidige Gelderwerb zwang ihn, eine Redaktionsstelle in der konservativen „Basler Zeitung" anzunehmen. Er hat sich dieser Aufgabe mit Geschicklichkeit und Takt, aber mit wachsendem innerem Ekel am politischen Tagesgetriebe unterzogen. Die Unaufhaltsamkeit der revolutionären Bewegung ward dem stockkonservativen Basler, der schon als Gymnasiast während der gewaltsamen Abtrennung von Basel-Land aus dem Rahmen von Basel-Stadt die Blindheit, Zerstörungswut und Kulturfeindlichkeit der erregten Masse erlebt hatte, zum bestimmenden Eindruck seiner politischen Gegenwart. Basel ward ihm zu eng und unerträglich. Bereits 1838 hatte er enthusiastisch Norditalien kennengelernt. Nun hatte er Ersparnisse genug, seine wachsende Sehnsucht nach dem Süden zu verwirklichen. Er fuhr im Frühjahr 1846 nach Rom, und diese Stadt ward — nicht zum erstenmal im geistigen Leben eines jungen Deutschen — sein Schicksal.

Nochmals rief unser unglückliches Deutschland den grenzdeutschen Basler. Auf der Heimreise erreichten ihn in Venedig bedeutsame Nachrichten Kuglers. Dieser war in das preußische Kultusministerium berufen worden und war dadurch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten so behindert, daß er dem jungen Freund die Umarbeitung seiner berühmten „Geschichte der Malerei seit Konstantin dem Großen" und des „Handbuchs der Kunstgeschichte" antrug. Zugleich mit Aussicht auf einen Lehrstuhl der Berliner Akademie der bildenden Künste. Es war die angestrengte Arbeit eines vollen Jahres, der Burckhardt sich damit unterzog, und man darf wohl annehmen, daß die Notwendigkeit, das gesamte kunstgeschichtliche Gebiet mit der vollen Verantwortung des Autors durchzuarbeiten, einen zweiten, nochmaligen

Studienabschluß höchsten Grades für ihn bedeutete. Aber dann macht er den Zweifeln einer drängenden und schwierigen Wahl zwischen Berlin und Basel ein entschlossenes Ende, indem er in dem Gefühl, sein italienisches Dasein 1846 nicht ausgelebt zu haben, ja, in dem mehr und mehr sich verstärkenden Glauben, außerhalb Roms nie mehr recht glücklich sein zu können, die zweite Romreise antritt.

Erst im Frühjahr 1848 kehrt er nach Basel zurück. Anscheinend, um nun ganz seinem akademischen Beruf leben zu können. Der Geschichtsunterricht am Pädagogium ernährt ihn. Die Vorlesungstätigkeit führt ihm selbst in dieser kleinen Stadt Hunderte von Hörern zu, und aus Vorlesungen über die römische Kaisergeschichte erwächst ihm das erste große Werk: „Die Zeit Konstantins des Großen" (1853). Aber in überraschender Weise geht dem nunmehr Vierunddreißigjährigen gerade auf dieser Höhe der Leistung das Lehramt am Pädagogium verloren. Und noch einmal finden wir ihn in Italien, nun als reifen Forscher, dem bereits 1855 der „Cicerone" glückt. Das Buch bringt ihm sofort einen Ruf nach Zürich ein. Aber Burckhardt hat wie so mancher Basler den Weg nach Zürich weiter gefunden als ins Reich oder nach Paris. Wiewohl man sich das Dasein mit Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer für den Schöpfer des modernen Renaissancebegriffs, der damals in Zürich, wo auch Gottfried Semper wirkte, geradezu einen Höhepunkt erreichte, höchst erquicklich denken könnte, hat Burckhardt den Aufenthalt doch als Exil empfunden, bis endlich den Vierzigjährigen 1858 Basel zum dritten- und letztenmal ruft. Er hat in seiner Lebensgeschichte diese Zurückberufung als Rehabilitation eingeschätzt, die sein seliger Vater noch habe erleben dürfen, und ist dann Basel bis zu seinem Tode 1897 treu geblieben.

1872 hat er selbst einen Ruf nach Berlin auf den verwaisten Lehrstuhl Rankes verschmäht. Er hat dort dem „Konstantin" und dem „Cicerone" 1860 sein berühmtes Buch, die „Kultur der Renaissance in Italien", folgen lassen, die ursprünglich ein der „Geschichte des Schönen" gewidmetes Werk hatte werden sollen, also eigentlich eine zu köstlicher Reife gediehene Vorarbeit war. Dann hat er 1867 in der „Geschichte der Renaissance in Italien" den methodisch auf lange Sicht epochemachenden kunsthistorischen Teil nachgeliefert. Seit 1862 beschäftigt ihn der dem deutschen Geiste seit Generationen vertraute Plan einer griechischen Kulturgeschichte. Er bereitet einen Kursus „Vom Geiste der Hellenen" vor, um in ihm auf seine „kuriose und wildgewachsene Manier" das Griechentum zu durchstreifen. Ein „Totalbild der Menschheit" schwebt ihm vor, „einigermaßen in der Art der Kultur der Renaissance". Im Sommer 1872 liest er zum erstenmal nach zweijähriger ganz besonderer Vorbereitung dies „mühsamste Kolleg seines Lebens", das er vor Hörern vom Range Erwin Rhodes alle zwei Jahre wiederholte, bis es 1880 zur Ausarbeitung der ersten zwei Bände kommt. Die folgenden sind nach Kollegnotizen Burckhardts selbst und nach Nachschriften seiner Hörer zusammengestellt.



Jacob Burckhardt
Photographie von Hans Lendorff, um 1890



Jacob Burckhardt
Zeichnung von Franz Kugler, 1843



Heinrich von Treitschke
Photographie, Anfang der 70er Jahre

Nicht anders ist das zweite Hauptwerk seiner Altershzeit ediert, das heute in vielen Händen ist, die sogenannten „Weltgeschichtlichen Betrachtungen". Sie sind entstanden aus einer Vorlesung „Über das Studium der Geschichte", die Burckhardt 1869 vorbereitete und hielt, um vor der schweren Aufgabe der „Griechischen Kulturgeschichte" nochmals sein Werkzeug zu prüfen, ein großartiges Dokument der Selbstbesinnung eines Historikers, einer philosophischen dem ganzen Gehalte nach, trotz aller Polemik gegen die Geschichtsphilosophie. Geeint mit der „Griechischen Kulturgeschichte" in dem tiefen, aus Schopenhauer nur bestätigten und vertieften Pessimismus in der Auffassung der menschlichen Natur. Die unentbehrliche Ausgabe der Schrift in der „Gesamtausgabe" (1929) zeigt in der Verdoppelung ihres Umfangs durch eine wahre Perlenkette von weiteren Randbemerkungen zur Geschichte Europas, welche Schätze der Nachlaß noch birgt. Erst nach dem Tode erschienen die „Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien" und das Buch einer ein Leben lang gehegten Liebe: die „Erinnerungen an Rubens". Schließlich die unerschöpflichen „Vorträge". Außer den Briefen, in denen wir, wie bei so vielen unserer Großen, ein Werk für sich besitzen, hat die treue biographische Denkmalspflege auch die Erinnerung an zwei Gedichtbändchen erneut, Spuren glücklicher und unglücklicher Tage an der Wende der Jugend.

Ergreifend aber ist die Schlichtheit, mit der der berühmte Schriftsteller in seinem Lebenslauf schließlich seiner selbst für Basels geistige Ruhmesgeschichte einzigartigen Lehrtätigkeit gedenkt: „Nachdem in den ersten Jahren die Ausarbeitung unternommener Schriftwerke beendigt war, lebte er ausschließlich seinem Lehramt, in welchem die beharrliche Mühe durch ein wahres Gefühl des Glückes aufgewogen wurde. Die Aufgabe seines akademischen Lehrstuhls glaubte er, den Bedürfnissen einer kleineren Universität gemäß, weniger in der Mitteilung spezieller Gelehrsamkeit erkennen zu sollen als in der allgemeinen Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt. Eine zweite Tätigkeit, der Unterricht am Pädagogium, ... welcher ihm ebenfalls zu einer beständigen Freude gereichte, wurde — ungerne — teilweise und endlich völlig aufgegeben, um dafür an der Universität neben der Geschichte noch möglichst ein vollständiges Pensum der Kunstgeschichte zu übernehmen. Endlich ist Schreiber dieses auch häufig vor dem Publikum unserer Stadt aufgetreten, anfangs mit eigenen Zyklen von Vorträgen, später in der Reihe der allgemeinen Unternehmungen dieser Art, welche teils in der Aula, teils im Bernouillianum stattfinden." Als Nietzsche 1869 nach Basel kam, gehörte Burckhardt längst zum festen Bestand der Stadt. Dem äußeren und dem inneren Stadtbild. Im Äußeren ein etwas sonderlicher Junggeselle, der „Köbi", von dem zumal die Erinnerungen Heinrich Gelzers („Ausgewählte kleine Schriften", 1907) ein köstliches Bild entwerfen. Die tagelangen Wanderungen, von denen die charakteristische kleine Geschichte der Berliner Berufung berichtet, sind dem Leser des besonders bedeutenden Briefwechsels mit dem benachbarten badischen Amtmann von Preen anmutigst vertraut. Zur Geistesgeschichte Basels dagegen liefern

die Schilderungen einen Beitrag, die uns die Schüler von dem Redner Jakob Burckhardt hinterließen, für dessen Wirkung das Urteil keines Geringeren als Nietzsches bürgt, der auf Burckhardts Vorlesungen für Basel geradezu einen „Vorrang an Humanität" begründet sah.

*

Weit undurchsichtiger als der äußere Gang des Lebens bleibt trotz der verdienstlichen Editionsarbeit der Schweizer Freunde und der biographischen Arbeit, besonders Carl Neumanns, die innere Geschichte des einsamen Mannes. Dabei liegt das Problem weniger bei den seelischen Kräften, die stark genug waren, das gewaltige Gebäude seiner kulturgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Leistung zu tragen, als in dem schicksalshaften Untergrunde der geistigen Wandlungen: sie ließen den jungen Historiker des deutschen Mittelalters, den seine Freunde noch 1843 mit dem altdeutschen Barett sahen, zum Schöpfer des ästhetischen Mythus der romanischen Renaissance werden; dann in einer dritten Lebensphase zu dem tief pessimistischen, an Eindringlichkeit des Blicks für menschliche Existenz Nietzsche ebenbürtigen Kulturkritiker, als der er sich in der „Griechischen Kulturgeschichte" und in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" erweist.

In beiden Fällen sind die Triebkräfte nicht von den zuständigen Ereignissen der Umwelt abzulösen, mit denen sie sich verbündet und gemessen haben. Was Burckhardt an Kraft und Leidenschaftlichkeit des Anschauens, an Schönheitsdurst und an Fähigkeit des „ästhetischen Genusses" zu seinem Werke mitbrachte, war sein persönliches Erbteil. Auch dies natürlich geweckt, aber mehr doch von den schönen Dingen selbst als durch Lehrer. Man sucht diese Kräfte seiner Sinnlichkeit am besten im Werke selbst, in welchem der Unterschied von Kraft und Leistung, Innen und Außen, Kern und Schale aufgehoben ist. Aber die Briefe und Schilderungen der Freunde geben zugleich die Möglichkeit, diese Kräfte auch in ihrem freien Wuchse zu belauschen, noch ehe sie in Gestalt und Tat eingingen. Die Freunde, die ihn auf der ersten Fahrt nach Italien begleiten, „erschrecken fast vor der Exaltation, zu der ihn der Eindruck der italienischen Kunstwerke hinreißt" (C. Neumann).

Immerhin fanden diese Neigungen Burckhardts, sein Durst nach Anschauung, auch außerhalb seiner selbst eine gute Weltstunde. Von der Theologie war er in diesem Jahrhundert müheloser freigekommen, als das in anderen Zeiten möglich gewesen wäre. Seine Neigung zu bildhafter Anschauung sowie seine Abneigung gegen geschichtsphilosophische Konstruktion und Spekulation, gegen Apriorismus, Prinzipienreiterei, Fanatismus des Systems zeigt ihn unmittelbar im Zusammenhang der „Deutschen Historischen Schule", zu deren Meistern sein Lehrer Ranke gehört. Man hat Goethes „in Anschauungen denkend" ebenso auf ihn anwenden können wie auf Ranke. Seiner Neubearbeitung von Kuglers Kunstgeschichte schickte er, ganz im Sinne dieser Schule, als Motto das Wort Humboldts voraus: „Einzelheiten der Wirklichkeit können nicht aus Begriffen abgeleitet, konstruiert

werden." Der berühmte Vergleich der Geschichtsphilosophie mit einem Kentauren, den man gern hier und da an einem Waldesrand der geschichtlichen Studien begrüße, ist vom Geiste der Historischen Schule gespeist. Die ganzen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", in deren Einleitung diese Stelle sich findet, bis zu den unvergeßlichen Schlußsätzen atmen diesen Geist. Hier war der Unzeitgemäße mit seiner Umwelt einig.

Das eigentlich kritische Problem liegt in der weltanschaulichen Wandlung, mit der er sich von seiner Zeit abwandte. Natürlich wird man über diesem Negativen die starke positive Antriebskraft, das ursprüngliche Talent und die innerste Neigung zum Schönen nicht außer acht lassen dürfen. Ebenso nicht das Fehlen bindender Verpflichtungen des Schweizers, sich im politischen Weltgetümmel und zumal im Wirrwarr der deutschen Krisenjahre zu halten. Aber man wird auch dann den kontemplativ-ästhetischen Zug der neuergriffenen Geisteshaltung nicht voll verstehen, wenn man ihn nicht wiederum auf dem Hintergrunde der deutschen Geistesgeschichte sieht. Jetzt allerdings nicht der zeitgenössischen, sondern der großen Traditionen der sich in mehreren Abschnitten immer wieder belebenden und erst in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts auslebenden „Goethezeit", die selbst wieder Krönung und Schlußglied des achtzehnten Jahrhunderts war.

Wer je mit der Nachdenklichkeit, mit der unsere Klassiker aufgenommen sein wollen, einen Vers las wie Schillers:

In des Herzens heilig-stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang ...

der konnte hier wohl den tragischen Untergrund unserer klassischen Dichtung ahnen Welch furchtbare Resignation vor dem Leben spricht aus diesen Sätzen!

Von Natur zur Eigenbrödelei und zu einem weltfernen Sicheinspinnen in die reiche Innerlichkeit veranlagt, zur Teilnahme am öffentlichen Leben höchstens in den Reichsstädten erzogen, und auch da für eine viel zu kleine Welt, an die Werkstatt gebunden und vom Leben der großen Entscheidungen wesentlich ausgeschlossen, hat das deutsche Bürgertum in der spätgeborenen Literatur, die es im achtzehnten Jahrhundert hervorbrachte, recht eigentlich nicht sein Leben als seine Sehnsucht verklärt. Es hat sich in ihr ein Reich der Phantasie errichtet, als eine Freistatt erst seiner weltabgelösten Empfindung, dann eines aus neuer Berührung mit dem Griechentum geborenen Kultus des Schönen und der Form.

War immer die lebendige Erscheinung dieser großartigsten Kulturschöpfung des achtzehnten Jahrhunderts reicher auch an realistischen Zügen, als dies vereinfachende Schema sagt, die in Schillers Versen deutlich genug ausgesprochene Richtung auf einen Rückzug in die ästhetisch geläuterte Innerlichkeit des Individuums drückt der Bewegung dennoch ihren Stempel auf.

Wie die Kräfte des abwärtsströmenden Wassers, wo sie auf einen unüberwindlichen Widerstand stoßen, sich ein neues Bett suchen, so hatte sich hier ein mit Tiefe und Begabung hoch gesegnetes Menschentum ein neues schöpferisches Gleichgewicht seiner Seele errungen, in dem der Großteil seiner vom äußeren Wirken ausgeschlossenen Kräfte moralisch-ästhetisch-philosophischen Aufgaben zugeleitet wurde. Das Ergebnis war eine seit den Blütetagen von Athen und Florenz einzigartige Höchstleistung auf Gebieten, deren Basis ebenso unvergänglich ist wie besonders und begrenzt im Ganzen der zum Kampf um ihr volles Dasein angelegten Menschenart.

Man braucht sich die Belege für diese Geisteshaltung nicht mühsam zusammenzusuchen, sie liegen in den Äußerungen der Zeit überall zutage. Wie eine so kluge Beobachterin wie die Madame de Staël gesehen hatte, so war es: es habe, so sagte sie, in Deutschland für den nichts Rechtes zu tun gegeben, der sich nicht mit dem Weltall zu schaffen machte. „Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Inneres in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung" (Friedrich Schlegel).

Daß gegen diese Gesinnung die junge Generation, deren Weltbild und Lebensproblem sich erst in der Zeit der Freiheitskriege, dann aber bald am Geiste des Wartburgfestes geformt hatte, Sturm lief, ist nur zu gut zu verstehen. Nicht immer hat sie selbst Goethe gegenüber den Takt des Freiherrn vom Stein besessen, zu dem dieser beim gemeinsamen Besuch des Kölner Doms den Begleiter Arndt gemahnt hatte. Aber was im Ausklang des achtzehnten Jahrhunderts wirklich der Weisheit letzter Schluß gewesen war, mußte jetzt, wo neue Möglichkeiten des Handelns sich geöffnet hatten, als Weltflucht und Tatenscheu empfunden werden. Von einer wundergleichen Schöpfung einer Seele ohne Leib hat später Friedrich Theodor Vischer gesprochen. Die Zeitgenossen schlugen oft härtere Töne an ... „Ein Kunstwerk war für euch das Leben, uns war es nichts als eine Tat." So empfand mit Kinkel die junge Generation. Wenn nun aber gerade diese „Täter" kein größeres Ausmaß hatten als die Kinkel und Herwegh? Wenn ihre „Taten" auf einer völlig falschen Einschätzung der politischen Gesamtlage wie der eigenen Kräfte beruhten? Wenn das Jahr 1848 die greifbarsten Bestätigungen für die Hoffnungslosigkeit dieser Art von Politisierung brachte? Nicht nur der Flüchtling von 1848, Richard Wagner, hat sich nach der Schweiz zurückgezogen. In allen beteiligten Ländern Europas, besonders in Frankreich, ging damals ein Rückzug der Intellektuellen in die ästhetisch-kontemplative Welt vor sich, das heißt auf ein Feld, auf dem sie ohne Hemmungen positive Arbeit leisten konnten. Was aber lag in Deutschland näher als dieser Rückzug in eine Stellung, die, noch kaum verlassen, die letzte große europäische Lebensform gewesen war, die Deutschland geschaffen hatte? So wendet auch Burckhardt dem ganzen „verrückten Jahrhundert" den Rücken und beschließt, Privatmensch zu werden. Die Qual des politischen Jahres und die scharfe Beobachtung der Ereignisse hat ihn für alle Zeiten politischer Wirksamkeit

ferngehalten. Wieder einmal findet ein repräsentativer Deutscher seine Heimat in einem ästhetischen Jenseits.

Die Freunde schelten den Abtrünnigen, den „virtuoso des Genusses". Burckhardt vereinsamt. Die Briefwechsel seiner Jünglingsjahre brechen ab. Enttäuschungen des Herzens haben zu dem Rückzug in sich selbst beigetragen. Fast mönchisch schließt sich der asketische Junggeselle in seiner bescheidenen Stube von der Welt ab und läßt niemanden mehr ganz nahe an sich heran. Alle Leidenschaft seiner Seele ergießt sich in seine wissenschaftliche Tätigkeit und gibt seinen künstlerischen Beschreibungen einen unsäglichen Zauber persönlichen Erlebnisses.

Aber man wird auf dem Wege Burckhardts zu diesem Endziel wohl mehrere Etappen unterscheiden können. Als sich seinem Ekel der Ausweg nach Italien und zumal Rom bot, für dessen Erfassung er eine providentielle Neigung und Befähigung mitbrachte, war Burckhardt jung und burschikos genug, seine Abwendung von dem hoffnungslosen „Brüllradikalismus" der Zeit und seinen Entschluß, „sich selbst zu leben", in Formeln zu kleiden, die noch nicht den tiefsten und edelsten Kern seines Entschlusses voll zum Ausdruck brachten.

In seinem ungewöhnlichen politisch-sozialen Ahnungsvermögen war er den Freunden allerdings weit überlegen. In dem geschickt ausgewählten Quellenmaterial, das W. von der Schulenburg seinem liebenswürdigen Buche über den „jungen Burckhardt" (1926) kapitelweise beigegeben hat, finden wir einige Briefe an Kinkel und H. Schauenburg zusammengestellt, die allein schon ausreichten, seinen politisch-historischen Weitblick zu bekunden: der Passus über die „furchtbar gesteigerte Berechtigung des Individuums", die in dem Anspruch „cogito ergo rego" gipfele, die Warnung vor Frankreichs Außenpolitik, die Beurteilung der Presse und ihrer Tyrannei, der Folgen des Zeitungslesens und der Agitation, die Beurteilung der kommunistischen Dichter und Maler und des Endes der Demokratie und des Proletariats in Despotismus (das war zwei Jahre vor dem Staatsstreich Napoleons III.), dies alles sind Vorbereitungen der großen politischen Briefe an Friedrich von Preen (1864 bis 1893) und zumal der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen".

Burckhardt hatte in der Auseinandersetzung mit den Jugendfreunden auch im kleinen oft recht, etwa Kinkel vor der Unvorsichtigkeit seines Auftretens zu warnen. Er selbst hatte als Redakteur viel mehr Talent bewiesen, alles, was er zu sagen hatte, in diplomatischer Form zu sagen. Aber den armen Kerlen, die als Reichsdeutsche nun einmal die politischen Geburtswehen unseres Staates am eigenen Leibe miterleiden mußten, war doch recht wenig gedient mit den Schilderungen seiner „südländischen Schwelgerei", dem Lob der Anmut italienischer Bettler, den Verklärungen venezianischer und römischer Feste und verschwärmter Nächte im Schatten der römischen Brunnen. Höchstens hätte die asketische Bedürfnislosigkeit, das „bettelarm, doch im Herzen warm", der Wille, in „einfache, schöne Zustände" zu flüchten, in allen dem Sozialismus zustrebenden Ländern eine tiefere

Beachtung verdient. Wer denkt nicht an die häufigen ähnlichen Mönchsbekenntnisse Nietzsches?

Aber mit diesem Glück der Abgelöstheit von aller Politik, die für ihn tot war, dem Glück, seine Art von Leben zu genießen, die sich übrigens lehrreich abhob von dem Burckhardt nicht zusagenden Pariser Literatendasein, war sicher noch nicht der Kern seiner Mission ausgesprochen. Er deutet sich nur an in der ersten Aufforderung zur Hingabe ganz an das Schöne. Er wird deutlicher in der Art, wie Burckhardt den zweiten römischen Aufenthalt (1853 bis 1854) durch die Abfassung des „Cicerone" fruchtbar macht. Die jugendliche Schwärmerei mündet in einen neuen Dienst, sein Dienst am Schönen gewinnt einen priesterlichen Zug. Die Kunst und Schönheit Italiens hatte nicht nur seine Sehnsucht, sondern seine Gestaltungskraft gelöst. Als der, zu dem er wurde: ein abseits vom Weltgetümmel stehender Beobachter, unbekehrbarer Individualist, weit mehr ästhetisch-ethisch als politisch-ethisch gestimmt, erfüllt von einer wahren Leidenschaft der Beschauung schöner Dinge, dabei von einer kaum wieder erreichten humanistischen Bildung, nichts weniger als pathetisch, eher ironisch skeptisch, höchst apart im Urteil, umschwebt von allen Grazien eines großartigen Dilettantismus in der Liebhaberei alles Schönen, wollte Burckhardt gewiß keine neue Religion stiften. Aber dennoch ist es keine Phrase, daß ihm der „Cicerone" das Stationenbuch einer Wallfahrt gewesen sei. Und mehr noch ist es schlechthin eine Tatsache, daß das Buch Ungezählten nach ihm zum „Stationenbuch auf der Wallfahrt zum Heiligtum des Schönen" geworden ist. Burckhardt wurde auf Jahrzehnte der Schöpfer der herrschenden europäischen Geschmacksbildung. Die „Kultur der Renaissance", zunächst nichts anderes als ein umfassendes historisches Kulturgemälde, hat eine neue Phase des deutschen Klassizismus eingeleitet. Was für Hölderlin Griechenland war, ward nun weiten Schichten der gebildeten Welt die Renaissance: ein Wunschbild heroisch erhöhten Menschentums, eine ideale Zuflucht empfindsamer Seelen aus der Nüchternheit des im neunzehnten Jahrhundert endlich eroberten realistischen Daseins. Der Historiker ward doch zum Propheten. Nietzsche hat in seiner Weise diese Prophetie der Renaissance aufgenommen, Conrad Ferdinand Meyer hat sie in seiner Dichtung verklärt.

Wer weiß, zu welchem Ende? In dem schwer überschaubaren Schwanken unserer kulturellen Ideale zwischen Urzeit, Bronzezeit, südgermanischer und isländischer Frühzeit, mittelalterlichem Wikingertum, niedersächsischem Bauerntum, angeblich germanischem oder gar deutschem Griechentum, deutscher Romanik, gotischem und barockem Deutschtum, deutscher Mystik, Reformation, deutschem Idealismus und anderem mehr, taucht bereits der Gedanke auf, in der Renaissance liege eine nordisch-antike Synthese vor. Mag dies in der Zukunft dunklem Schoße liegen, so bleibt an Burckhardts Wandlungen doch dies die schmerzlichste, daß die Zuwendung zur Renaissance für ihn auf jeden Fall eine Abwendung vom Deutschtum bedeutete. Und hier greift es uns ans Herz, wenn der Freund Hermann

Schauenburg ihn in einem hin und her wogenden Gedichtkampf vorwurfsvoll beschwört: „O komm zurück ins Vaterland", „den Weg nach Deutschland mußt du finden", „und mußt du wandern, sei es hier". Daß für Burckhardt Kultur etwas so ausschließlich Mittelländisches wurde, daß ihn nicht einmal die großen „antiken Augenblicke" (W. Pinder) germanisch-deutsch-mittelalterlichen Kunstschaffens an Deutschland banden, liegt freilich historisch mitbegründet in den unendlichen Umwegen, die der deutsche Geist benötigt, um sich kulturell selber zu finden, bleibt aber für uns ein schmerzlicher Verlust.

War Burckhardt aber der Priester der Renaissance geworden, so besteht Priestertum nicht allein in Prophetie, sondern bewahrt stets auch einen Schatz ererbter Offenbarung und Überlieferung. Und hier müssen wir nochmals des innigen Bandes gedenken, das Burckhardt mit der Goethezeit und über sie hinaus mit aller humanistischen Tradition Europas verbindet.

Seine Kritik am Zeitgenössischen zielt ja nicht nur auf rein politische Irrwege, sondern fast noch mehr auf die Gefährdung der „Kultur Alteuropas" durch die eingeschlagenen politischen Richtungen. Hier möchte man einmal fast uneingeschränkt die ganze spätere Haltung in ein Jugenderlebnis zurückführen, dasselbe, dessen oben schon gedacht wurde. Als sich 1833 Basel-Land von Basel-Stadt trennte, haben die ländlichen Banausen, denen unwürdigerweise das goldene, von Kaiser Heinrich II. dem Baseler Münster gestiftete Antipendium zufiel, es für ein Nichts an einen Goldschmied verschleudert, für den dann freilich der Verkauf an das Cluny-Museum in Paris noch vorteilhafter war als die vorgesehene Einschmelzung. Wir können es wohl verstehen, daß die Zeugenschaft dieser Barbarei einen Menschen wie den jungen Burckhardt zum priesterlichen Wahrer unseres Bildungserbes vorbestimmen konnte. Er hat sich gegenüber der zunehmenden Gefährdung der geistigen Güter unseres Erdteils als der Wahrer der europäischen Kultur gefühlt und hat, wie zumal W. Rehm eindringlich dartat, als einer der letzten großen Humanisten schließlich mit Goethe den Gegensatz von Kultur und Barbarei für den eigentlich entscheidenden Streitpunkt der Weltgeschichte gehalten.

Die für jede Lebensphase neu heranzuziehende Grabrede möchte fast Anlaß geben, auch die dritte „pessimistische" Phase von Burckhardts Entwicklung an eine in der Jugend empfangene seelische Wunde anzuknüpfen: den Tod der Mutter im Jahre 1830 nennt er das „erste Leid im Leben", in dessen Folge „sich bei ihm schon früh der Eindruck von der großen Hinfälligkeit und Unsicherheit alles Irdischen geltend" machte und „bei aller seiner sonst zur Heiterkeit angelegten Gemütsart" „seine Auffassung der Dinge" bestimmte. Man möchte auch bei einem Menschen, der so viel vom „Glück" sprach und der, wenn wir an ein berühmtes Wort Goethes denken, beneidenswert oft sein Leben in den verschiedensten Etappen glücklich genannt hat, wohl eine Prädisposition zu einem späten Pessimismus entdecken. Aber dabei würde doch eine irrige Verschiebung des Schwerpunkts seiner pessimistischen Menschbetrachtung ins Sentimentalische unterlaufen. Denn ihre

eigentliche Grundhaltung ist von Lebenserfahrung gespeiste Weisheit, ein scharfer Blick für die unvermeidlichen Opfer, die das Glück kostet. Man fühlt hier wohl den Ansatz, den Nietzsche radikalisiert hat. Das großartige Kapitel im zweiten Band der „Griechischen Kulturgeschichte" zur „Gesamtbilanz des griechischen Lebens" lehrt uns nicht das Leben oder gar dessen höchste Steigerungen zu verachten, sondern Bilanzen des Lebens zu lesen. Es lehrt uns nicht nur, wie schon Burckhardts Berliner Lehrer Boeckh gesehen hatte, daß die Griechen „im Glanze der Kunst und der Blüte der Freiheit unglücklicher waren, als die meisten glauben", daß die Griechen von allen Kulturvölkern das waren, „welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan hat", sondern lehrt zugleich, in diesen dunklen Seiten des Daseins das zu erkennen, womit sie den Glanz ihrer Kunst bezahlt haben. „Wie düster die Griechen persönlich vom Erdenleben gedacht haben mögen, ihre Energie verzichtete niemals darauf, freie und große Bilder von dem, was in ihnen lebte, ans Licht hervorzuschaffen."

Der letzte Sinn geschichtlicher Arbeit scheint darin zu liegen, den Menschen sich selber besser verstehen zu lehren, teils durch illusionslos treue Aufdeckung der Voraussetzungen seines Daseins in vergangenen Ereignissen, teils dadurch, daß große Darstellungen dieser Art das menschliche Dasein und die Verflechtungen des menschlichen Schicksals zugleich in generellen Wesenszügen aufleuchten lassen. Die letzte Würdigung der einzelwissenschaftlichen Leistung Burckhardts müßte füglich einem ganzen Stabe von Fachgelehrten überlassen werden. Daß trotz der neuen Etappe, die die Renaissanceforschung in dem Lebenswerke Konrad Burdachs erreichte, die Akten über diese Epoche noch lange nicht geschlossen sind, beweisen etwa die letzten Bände der „Deutschen Vierteljahrsschrift".

Die methodologische Diskussion über „politische Geschichte oder Kulturgeschichte", kollektivistische oder individualistische Geschichtsbetrachtung, selbst Burckhardts viel diskutierte Philosophie der „Macht" ist uns merkwürdig ferngerückt, in ihrer Bedeutsamkeit verblaßt. Man ist sich, der Sache nach, längst darüber einig, daß die Totalität des Lebens, auf deren Erfassung es ankommt, weder in staatloser „Kultur" noch in kultur- und volkloser Staatlichkeit bestehen kann. Von Blindheit für die Bedeutung des Staates gerade für das kulturelle Leben kann aber beim Verfasser der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" gar keine Rede sein. In dem Kapitel über die „Historische Größe" steht: „Schicksale von Völkern und Staaten, Richtungen von ganzen Zivilisationen können daran hangen, daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen ersten Ranges in gewissen Zeiten aushalten könne. Alle seitherige mitteleuropäische Geschichte ist davon bedingt, daß Friedrich der Große dies von 1759 bis 1763 in supremem Grade konnte." Der vielzitierte Satz aber, daß die Macht an sich böse sei, der dann unvermeidlicherweise die Erinnerung an F. Chr. Schlosser zu wecken pflegt, spricht eine moralische Selbstverständlichkeit aus. Er konnte nur mißverstanden werden, weil man das „an sich", das dem Worte

angehängt ist, nicht ausreichend beachtete. Die wahre Meinung steckt in anderen Sätzen des Abschnittes „Über den Staat". So, daß Gewalt sich in Kraft verwandeln müsse. Oder auch in Größe. Dies war auch Treitschkes eigentliche Meinung.

Die abschließende Würdigung der in Burckhardts Lebenswerk enthaltenen „Geschichtsweisheit" könnte nur eine philosophische Wissenschaft vom Menschen leisten, die es noch gar nicht gibt. Ihr erster und elementarster Schritt zu diesem Zwecke wäre etwa der, den theoretischen Gehalt des großen Kapitels „Die Griechen und ihr Mythus" im ersten Bande der „Griechischen Kulturgeschichte" „ernst zu nehmen", als eine These über die Struktur von Kulturen, als einen Satz des Sinnes, daß eine Kultur in ihrer Eigenart sich dadurch charakterisiere, wie sie zu ihrer Vergangenheit stehe. Eine Methode, die übrigens Spengler sich zu eigen machte und ohne die er seine Charakteristik der griechischen, ägyptischen, magischen, faustischen Kultur nicht hätte unternehmen können.

Was aber versucht werden kann, ist die Aufgabe das Burckhardtsche Werk in den Zusammenhang einzustellen, aus dem die Leistung der großen Geisteswissenschaftler des neunzehnten Jahrhunderts für den Gang des geschichtlichen Geschehens dieser Epoche verständlich zu machen ist. Auch dies setzt freilich eine Kenntnis des neunzehnten Jahrhunderts und des Aufbaues geschichtlicher Epochen voraus, die mindestens noch nicht Allgemeingut ist.

Mit der Französischen Revolution war das europäische Kultursystem zusammengebrochen, nicht ohne daß es mit mächtigen politischen, sozialen und besonders geistigen Trümmerkomplexen in das neunzehnte Jahrhundert hineinragte. Neben diese noch immer mehr oder weniger stabilen Reste traten die gesellschaftlichen Neuschöpfungen der in den Revolutionsarmeen, dann in der preußischen Armee der Befreiungskriege zum modernen Nationalbewußtsein in der uns selbstverständlichen Form erwachten Stände. Auch sie fragmentarisch, ungeformte und ungefüge Neuansätze voll unklar gärenden Lebens. Verhältnismäßig spät erst reiht sich ihnen das nochmalige gesellschaftliche Novum an, der in kaum dagewesenen Zahlen sich vermehrende vierte Stand. Daneben aber wirkte sich negativ die ungeheure Lücke aus, die die Schwächung der bis dahin lebenbeherrschenden religiösen Mächte im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hervorrufen mußte.

Das ganze Jahrhundert kann angesehen werden als eine Folge von Tastversuchen der europäischen Menschheit nach neuen Lebensformen. Ein Tasten ins All, ein Tasten nach nie gefundenen Lösungen nie gestellter Lebensaufgaben. Und dies gar in Deutschland, wo zumal dank der mangelnden politischen Einheit ein allgemeingültiger Lebensstil in weit geringerem Grade vorhanden war als in den älteren Schwesternationen. Die Basis des friderizianischen, dann in der Reformzeit fortgebildeten Offiziersideals, wie ebenso die des klassischen Bildungsideals erwies sich als zu schmal, um alle Lebenskräfte der Nation in sich aufzunehmen. Die unbekümmerte Heiterkeit des west- und süddeutschen Lebensstils, die im Österreich des neunzehnten Jahrhunderts ausklang, war zum Beispiel in Mainz vor dem

Stoß der neuen Zeit zusammengebrochen. Sie gibt bis heute dem westdeutschen und süddeutschen Wesen seine größere Anmut, Weite und Urbanität, bedingte aber auch seine politische Schwäche.

Will man einen Überblick gewinnen, welche Keime und Ansätze möglicher Lebensstile und repräsentativer Haltungen des weiteren um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vorhanden waren, kann man einen großen Teil von ihnen in Radowitz' „Gesprächen über Staat und Kirche" anschaulich Revue passieren lassen. Wer weiß, wie lange sich gewisse Entscheidungen noch verzögert hätten, wenn nicht die konservative Gruppe in Bismarck einen Genius der Tat gefunden hätte! Und damit Raum für die Entwicklung einer deutschen Lebensform — wenigstens für das politische Leben. Aber gerade der Begriff der „schmalen Basis" einzelner an sich höchst lebensfähiger partikularer Gebilde zeigt, wo bei uns dauernd das Problem lag. Die Mannigfaltigkeit und damit die Spannung der Kräfte war zu groß, als daß sie noch im neunzehnten Jahrhundert alle eine letzte Fruchtbarmachung in einer allgemeingültigen Form des Lebens gefunden hätten.

Unter diesem Aspekte aber werden auch die zahlreichen Versuche des neunzehnten Jahrhunderts zu Kulturkritik und Gesellschaftskritik und nicht zuletzt die vielfachen, aber auch vielfältig ernsteren oder oberflächlicheren Versuche, einen „Religionsersatz" zu finden, in ihrem formalen und funktionalen Sinne erst verstehbar. Mit den verschiedensten Mandaten und in vielen Gradabstufungen sind auch die geistigen Führer des europäischen Lebenskreises, und gerade sie, mit Hegel zu sprechen, die Geschäftsführer der weltgeschichtlichen Aufgabe gewesen, Europa als dem Träger der indogermanischen Rassen und innerhalb seiner einzelnen Nationen neue Lebensformen zu finden. Mitten im Fluge das Flugzeug umzubauen, das ist das eigenartigste, keineswegs überall zu vollkommenen Lösungen gelangende technische Problem dieser Aufgabe.

In diesem Sinne sind alle die Kulturentwürfe dieses Jahrhunderts zu werten, die ständigen Auseinandersetzungen mit der antiken, der christlichen, der rassischen Substanz, mit Romanismus und Germanismus, Frühzeit und Mittelalter. Nicht minder aber mit den besonderen Lebens- und Schaffensbereichen, von deren Vormacht jeweils das Gleichgewicht des Ganzen bedingt ist: Religion, Staat, Recht, Wirtschaft, Philosophie, Kunst, Wissenschaft, Technik, Volkstum. Daß zumal das Problem des Religiösen brennend war, ist bereits angedeutet. Das Erbe der Aufklärung bedingt es, daß die geistigen Führer in ihrer überwiegenden Mehrzahl mit der Aufgabe einer profanen Kultur rangen.

In diesem Zusammenhang klärt sich auch Jakob Burckhardts kulturgeschichtliche Mission. „Kulturgeschichtlich" jetzt nicht mehr im Sinne einer einzelwissenschaftlichen Leistung, sondern in dem einer kulturellen Leistung. Wie Nietzsche und Wagner, nein, wie *alle* geistig bedeutenden Menschen der Epoche ringt er mit dem Versuch um eine mehr oder weniger allgemein oder national verbindliche Lebensform, in der das ganze geistige Erbe, zugleich mit dem politischen, unter Wahrung

des mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts erreichten geistigen Niveaus voll einverleibt wäre.

Einige wenige haben die Aufgaben sowohl ideell als auch organisatorisch angefaßt. So Richard Wagner. Andere nur ideell. Wieder andere haben sich um die Unterbauung dieser ideellen Entwürfe bemüht. Hierher gehören die vielfachen Versuche, die Totalität der menschlichen Natur aus einer Polarität ihrer Kräfte zu begreifen, von Görres über Bachofen zu Nietzsche. Hierher auch Gobineaus Rassentheorie mit ihrer eigenartigen, selten aus dem Original gewürdigten Chemie mehr oder weniger farbiger Mischungen. Aber auch der Pessimismus gehört in diese Reihe gewaltiger Anstrengungen des Selbstverständnisses und der Selbstbesinnung einer um ein neues Gleichgewicht ringenden Menschheit. Gerade er untersucht mit einer neuen, realistischen Nüchternheit die Gesetze des Baustoffes, ohne deren Kenntnis die Errichtung von Idealen scheitern muß.

Hier aber gliedern sich auch Burckhardts unvergleichliche Blicke in das Wesen einzelner Kulturen und Epochen, wie der Menschheit überhaupt ein. Die Charakteristik der Frühphasen der griechischen Kultur als „heroisch", „kolonial und agonal" und so fort, die Entdeckung der intimeren Struktur der Polis, der moralinfreien Kraft der Renaissancefürsten, der Politik als Kunst, der Struktur des „virtuoso", des modernen Ruhmes, des modernen Spottes und Witzes, die Analyse der Geselligkeit, dies alles sind Beiträge eines der weisesten Kenner der geschichtlichen Menschheit zur Frage nach deren Natur. Und unter diesen Gesichtspunkt fällt schließlich der Gehalt des ganzen Werkes. In Reflexionen über die „drei Potenzen" und die „sechs Bedingtheiten" ganz offen, aber nicht minder in den Sonderuntersuchungen über Religionen ohne Priestertum, über die freie Persönlichkeit, über die Stellung der Frau, über die Erkundung der Zukunft, über das Glück, über Genius und Größe, über Krisen, über die Entdeckung der Welt und des Menschen. Was bedeutet es für das Wesen eines Volkes oder einer Epoche, wie sie die Zukunft erkundet, offenbar doch wohl aus einer Mitte ihres Schicksalsgefühles heraus? Was bedeutet es, in welchem Umfang sie ihren Horizont der Welt und ihren Horizont des menschlichen Selbstverständnisses geweitet hat? Also gibt es auch Religionen ohne Priestertum und Dogma? Verlaufen alle Krisen nach dem von Burckhardt gebotenen Schema? Alle diese Fragen wird eine künftige Wissenschaft vom Menschen „ernst" nehmen müssen, um sich zu vollenden. Alle diese Kapitel erhellen uns Möglichkeiten des Menschseins, die für unsere Lebensgestaltung fruchtbar zu machen an uns liegt.

Heinrich von Treitschke

1834–1896

Von

Julius Heyderhoff

Heinrich von Treitschke schreitet unserem Volke auf seinem langen und schmerzensreichen Wege zur nationalen Einheit als einer seiner mächtigsten Führer voran: der Einheitswille der Nation, der im Reiche Bismarcks seine erste Erfüllung fand, war in ihm am reinsten und stärksten verkörpert. Es war sein Glück und sein Stolz, „große politische Leidenschaft" in sich zu tragen und sich im Dienst eines „erhabenen politischen Gedankens zu wissen, der groß und einfach, allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seinen Dienst zwang". Dieser Gedanke war für ihn: die Einigung Deutschlands durch Preußen. Indem er ihn über alles stellte und sich ganz mit ihm durchdrang, ist er der große Nationalmensch seiner Epoche geworden, zuerst der glühende Prophet preußisch-deutscher Einigung, dann der Geschichtschreiber der durch Preußen geeinten Nation, der ihre Geschicke seit dem Westfälischen Frieden vor allem bestimmt sieht durch Tun und Lassen dieses Staates. So hängt alles bei ihm mit strenger Notwendigkeit zusammen; Persönlichkeit und Werk decken sich ganz. Ein hochgemuter Kämpfer, eine einzigartige Erscheinung kriegerischer Männlichkeit im deutschen Professorentum, der letzte und höchste jener streitbaren Historiker, die politische Führer wurden im Ringen um Staat und Nation. „Dem deutschen Volke den deutschen Staat!" „Es muß uns doch gelingen!" So hallt zugleich mit den preußischen Entscheidungsschlachten seine Donnerstimme über Deutschland. Die Flammenpredigt seines mutig-freien Herzens, ein Hohes Lied preußisch-deutscher Staatslehre, entzündet mit seelenbezwingender Macht die Gemüter; der heldische Prophet und Hohepriester dieses Glaubens hebt ein neugeborenes Deutschland der Einheit und Stärke empor.

*

Ein Jahrhundert ist vergangen, seit dies große Leben begann; am 15. September 1834 ist Heinrich von Treitschke in Dresden geboren. Seine Vorfahren waren böhmische Protestanten, die um ihres Glaubens willen die Heimat verließen, sein Vater sächsischer Offizier, zuletzt General, seine Mutter aus sächsischem Adel. Entscheidende Züge seines Wesens sind in den Eltern nicht vorgebildet; nur von der Mutter weiß man, daß sie unter der Enge des Kleinstaates litt. Mit seinen heißen Augen und dem glühenden Strom seiner Beredsamkeit hat Heinrich von Treitschke in jungen Jahren oft an einen Hussitenprediger erinnert. So

wirkte sich neben dem protestantischen Erbe vielleicht der fremde Blutzusatz aus, den er, der Grenzlandsohn, in sich trug. Noch näher liegen die großen deutschen Vorbilder und Verwandten: von Luther, Lessing und Fichte bis zu Richard Wagner und Nietzsche kamen die Redner an die deutsche Nation, die stärksten rhetorischen Begabungen in Rede und Schrift aus Treitschkes Heimat, und zu den streitbaren Obersachsen als seinen nächsten Landsleuten hat er sich immer gern und mit Stolz bekannt. Mit demselben Recht wie bei Nietzsche kann man in diesem geistesgeschichtlichen Zusammenhang auch bei ihm von einem ererbten heimatlichen Tonfall in dem wunderbaren Orchester seiner Sprachmusik sprechen.

Seine Knabenjahre verflossen in Dresden, wo er das Gymnasium zum Heiligen Kreuz besuchte, inmitten jenes ruheseligen Philistervölkchens aus Ludwig Richters Tagen, das er später in einem der besten Kapitel seiner „Deutschen Geschichte" mit unübertroffener Anschaulichkeit und ironischem Behagen gekennzeichnet hat. Die Schule gab ihm viel; mit ihrem Rektor Klee blieb er auch später in Verkehr und Briefwechsel. Der klassische Philologe Köchly, nachher sein Kollege in Heidelberg, entschiedener Demokrat, und der Geschichtslehrer Helbig regten ihn politisch an. Viel bedeutsamer und nachhaltiger aber wirkten auf ihn das große Jugenderlebnis der Einheitsbewegung von 1848 und der Dresdener Maiaufstand für die Reichsverfassung mit seinen Straßenkämpfen und Barrikaden, ein politischer Anschauungsunterricht ohnegleichen für den Fünfzehnjährigen, der dem Vater in aufgeregten Briefen über selbstgewonnene Eindrücke berichtet.

Bald darauf erklingt auch zum erstenmal in ahnungsvollem Vorklang ein Hauptthema seines Lebens: der Primaner spricht über die Politik Preußens und Österreichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und tritt für Preußen als den Führer zur Einheit ein. So früh und so sicher kündet sich der kommende Einheitskämpfer schon am Ausgang seiner Schulzeit an. Und ebenso früh, fast gleichzeitig, wird das dunkle Verhängnis spürbar, das schwere, bis zur Taubheit sich steigernde Ohrenleiden, das ihn völliger Vereinsamung preiszugeben droht. Wie wird der Reichbegabte diese härteste Prüfung tragen, die ihn vom handelnden Leben ausschließt, zu dem ihn doch alles drängt? Er selber hat sich in dem ergreifendsten seiner Gedichte das Schreckliche ausgemalt, das Los „des armen Tauben, der hilflos dasteht und einsam brütend früh ergreist", um sich dann aufzurichten an der Gewißheit einer hohen, ihm eigenen Sendung: „des Mutes Flammentröstung" in die Seelen zu gießen, sie fortzureißen und zu erheben durch die unerschütterliche Zuversicht, die in ihm selber lebt. In dieser früh erworbenen, in Leiden gestählten Sicherheit eines ganz mit sich einigen Charakters erkennen wir das Fundament seiner historischen Größe.

Die Studienjahre lagen hinter ihm. Wie fröhlich war er als Bonner Bursch mit der weiß-rot-goldenen Frankenmütze, wie steigt aus seinen zirkelgeschmückten Briefen an den Vater, an die Freunde „Vereli" und „Bachfritz" der volle Duft

studentischer Lebensfreude, die er in unbefangener Hingabe genoß. Festhalten freilich konnten ihn die lachend mitgemachten Äußerlichkeiten dieses Treibens nicht. Lernbegierig und aufnahmefroh widmet er sich dem Studium der staatswissenschaftlichen, ökonomischen und historischen Fächer in strenger geistiger Disziplin, die seinem heißen Blut und seiner tatfreudigen Natur gewiß nicht leicht fiel, und für lange Zeit gibt dem breiten Strom seiner Briefe die sehr ernst genommene weltanschauliche Aussprache mit Freund Bachmann Gehalt und Farbe. Noch war sein Weg nicht endgültig entschieden; der Künstler in ihm rang mit dem Gelehrten; Dichtungen und dramatische Entwürfe entstanden unter seiner leicht und sicher formenden Hand; sollte er dem Ruf der Muse folgen und ihr sein Leben anvertrauen? Sich selbst und uns zum Heil widerstand er der Lockung. Alles, was er an dichterischer Anschauungskraft und farbiger Pracht des sprachlichen Ausdruckes besaß, ging in die Arbeiten des Publizisten und des Geschichtschreibers über und sichert diesen eine Höhe der Sprachmeisterschaft, die der schwächere Eigenklang seiner Verse niemals erreicht hätte. Wie tief er doch in die Welt des poetischen Schaffens geblickt und sich eigene Maßstäbe des ästhetischen Urteils gebildet hatte, zeigen neben seinem Kleist-Porträt vor allem die kritischen Studien über Hebbel und Otto Ludwig, die zu seinen frühesten Veröffentlichungen gehören. Sie waren sein Abschiedsgruß an die versinkende literarische Epoche. Der neue Tag im Leben der Nation, den er mit heraufführen und mitgestalten sollte, kündigte sich an in den Problemen des Staates und der Gesellschaft, die seine Habilitationsschrift über „die Gesellschaftswissenschaft" erörtert. Schon hier ist er ganz er selbst, Verfechter des unbedingten Primats des Staates, der der späteren Soziologie nicht wie Robert von Mohl ein eigenes, vom Staate getrenntes Leben zubilligen will. Symbolischer noch erscheint uns, daß der neue Leipziger Dozent seine erste historische Vorlesung am Geburtstage Friedrichs des Großen hält; zugleich mit dem Lehramt beginnt im Wendejahr 1859 sein politischer Kampf mit den Waffen des Wortes und der Feder.

Seit dem Anbruch einer „neuen Ära" in Preußen, die alle Hoffnungen des Liberalismus beflügelte, und mit dem gleichzeitigen Stoß von außen (Italienischer Krieg von 1859 und rasch fortschreitende Einigung Italiens, Frankreichs Drängen nach der Rheingrenze) gerieten alle noch stockenden und ungelösten Probleme der deutschen Staatsbildung aufs neue in Fluß. Der Platz des jungen Kämpfers war gegeben; er focht mit innerer Notwendigkeit in den Reihen der liberalen Nationalpartei, die jetzt im Nationalverein und der Deutschen Fortschrittspartei Preußens ihren alten Kampf um Freiheit und Einheit der Nation noch einmal begann. Er war Historiker, der unablässig mit den politischen Schicksalsfragen seines Volkes rang wie vor ihm in ihrer Weise Hans von Gagern und Wangenheim mit ihren Reformplänen gegen das bundestägliche Elend, Uhland als Streiter für „das gute alte Recht" der württembergischen Landstände, vor allem aber Dahlmann, sein geliebter Lehrer, gleich bewährt als Verfassungs- wie als

Einheitskämpfer und doch 1848 an der unlösbaren Aufgabe der Paulskirche gescheitert. Um aus der Arbeit dieser Vorgänger zu lernen und die Gegenwart politisch zu belehren, entwarf er ihre Lebensbilder in den „Preußischen Jahrbüchern", beschwor er mit feurigstem Schwung den Schatten Fichtes als des Philosophen der „nationalen Idee", schilderte er die Eroberung des „Ordenslandes Preußen" als kolonisatorische Großtat unseres Mittelalters. Ein Eigenstes aber gab er als Selbstbekenntnis in seinem klassischen Jugendaufsatz über „die Freiheit", dem bedeutenden Versuch, die Freiheitsrechte der modernen Persönlichkeit und ihren von Wilhelm von Humboldt verfochtenen Anspruch auf freie und allseitige Ausbildung ihrer Kräfte zu einem Ganzen in Einklang zu bringen mit den Pflichten der politischen und sozialen Gemeinschaft in dem Bewußtsein: „Was du auch tun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, du tust es für dein Volk." Die freie Persönlichkeit im freien Staat, in dessen Dienst sie sich erst vollendet, aber kein manchesterlicher Liberalismus, der den Staat zum Diener des eigennützigen Gewinnstrebens herabsetzt. Und zum Schluß die Verkündung des eigenen Lebens- und Bildungsideals, die in Worten von ganz persönlicher Prägung „das Festesthen und Umsichschlagen im schweren Kampfe der Männer" und die „überlegene Milde" des Historikers, die Verbindung also einer „tätigen und betrachtenden Stimmung des Geistes" als „höchste Blüte feiner und dennoch kräftiger Bildung" preist. In ungleich weitere Kreise drang der Volksredner des großen Leipziger Turn- und Erinnerungsfestes von 1863 mit dem „Trompetengeschmetter" seiner Ansprache, die nach dem Zeugnis eines Teilnehmers wirkte wie „Sonnenschein, Frühlingswehen und reißender Gewittersturm".

Wenige Wochen später begann die ganz Deutschland aufwühlende Bewegung für Schleswig-Holstein und das Erbrecht des Augustenburgers und riß den Freiburger Dozenten in ihre selbst dies stille „Pfaffenstädtchen" erreichenden Wirbel. Wie leidenschaftlich hatte Gustav Freytags Freund die Erbitterung des preußischen Verfassungskonflikts miterlebt, dem Gottesgnadentum der Krone die verdiente Demütigung gewünscht und in heißem Zorn über „das Schweigen der Presse in Preußen" nach einer Revolution gerufen, dennoch aber das Vertrauen zu dem Staate seiner Wahl, der für ihn auch jetzt der einzige wirkliche Staat im deutschen Wirrsal blieb, sich bewahrt, indem er ihn unterschied von seiner derzeitigen Regierung. Nun aber geschah das Unerwartete: eben diese Regierung, die den Namen des verhaßtesten Ministers in Deutschland trug, die Regierung Bismarck, ging in Schleswig-Holstein entschlossen ihren eigenen, freilich undurchsichtigen Weg großmächtlichen Handelns als europäische Macht — und schon der Ansatz dazu macht den feurigsten aller Wahlpreußen zu ihrem Verbündeten, der öffentlich für ihre Politik und ihr noch verdecktes Annexionsziel eintritt. Durch ganz Deutschland klingt der Name des jungen, erst dreißigjährigen Mannes, der diesen Mut aufbringt und der preußenfeindlichen Tagesstimmung das entschlossenste preußische und unitarische Bekenntnis entgegenwirft, die schärfste

Abrechnung mit den überlieferten Denkgewohnheiten einer politisch verwahrlosten Nation, das höchste Flammenzeichen ihrer dennoch möglichen Erhebung am Vorabend einer großen Entscheidung. Das ist die historische Stellung seiner berühmten Flugschrift über „Bundesstaat und Einheitsstaat". Hier zuerst wird die Weite und Tiefe seiner staatswissenschaftlich-politischen Studien und Erkenntnisse sichtbar, wenn er das Wesen des Bundesstaats zu ergründen sucht und mit vergleichendem Blick auf Alt-Holland, die Schweiz und die Nordamerikanische Union nachweist, daß diese föderativen Staatsbildungen nach ihrer Eigenart und den Voraussetzungen ihrer historischen Entwicklung kein Vorbild für Deutschlands kommende Umgestaltung sein können. Doch nicht in dieser kühl prüfenden Untersuchung, sondern im Angriff entlädt sich sein Temperament, in den wahrhaft vernichtenden Schlägen, mit denen er die „Märchenwelt" der Partikularisten zertrümmert, und in der erschütternden Klage und Anklage über „die politische Entsittlichung der Nation" durch „die große Lüge des Bundesrechts" und die leidsame Geduld im Unerträglichen, mit der achtzehn Millionen Deutsche der Kleinstaaten den empörenden Zustand „eines Volkes ohne nationale Regierung" hinnehmen. Nur Preußen kann diesen Zustand und seine bisherige Existenzform einer „unfertigen" Großmacht durch eine Politik entschlossener Machterweiterung überwinden; Annexion an diesen größten Sonderstaat wird der wahrscheinliche Gang der Entwicklung sein; die liberale Einheitspartei, statt mit dem Nationalverein von Preußen abzurücken, muß weit preußischer werden als bisher. So mündet auch diese kühnste und zielsicherste Voraussage preußisch-deutscher Einigung in sein altes Ceterum censeo, das er dem Leser aufs neue einzuhämmern weiß, zugleich mit der Ahnung, daß der hier von dem leidenschaftlichsten Preußen unter den Einheitskämpfern gewiesene Weg in naher Zukunft der Weg des Bismarckschen Preußens werden könne.

In der Tat: nicht lange mehr sollte es dauern, bis aus dem Besitzstreit um die von Preußen und Österreich gemeinsam befreiten Herzogtümer der große Entscheidungskampf um die alleinige Führung in Deutschland zwischen den beiden Vormächten des Deutschen Bundes emporstieg und zu blutigem Austrag drängte. Der Herzenswunsch des Heißblütigen, der, zu dem Camphausenschen Schlachtenbild von Hohenfriedberg aufblickend, nach der „Wiederkehr dieser gesegneten Tage" gerufen hatte, stand vor seiner Erfüllung. Jetzt erging an ihn, der vor allen andern mit sicherem politischem Instinkt die Frage Schleswig-Holsteins als Frage der preußischen Macht und ihrer im höchsten Interesse Deutschlands liegenden Festsetzung zwischen Nord- und Ostsee erkannt hatte — während die meisten Liberalen sie vom Rechtsstandpunkt des Augustenburgischen Erbrechts und eines möglichst weiten „Selbstbestimmungsrechts" der Schleswig-Holsteiner behandelten — der Bismarcksche Ruf, für den bevorstehenden Kampf gegen Österreich das Kriegsmanifest Preußens an die deutsche Nation zu schreiben. Wer empfände nicht den tiefen Sinn dieser Werbung um den Mann, dem die

Verdrängung Österreichs und seiner „verhüllten" Fremdherrschaft aus Deutschland das oberste aller Anliegen und der Anfang jeder ernsthaften Bundesreform, also auch der jetzt von Preußen beantragten, war. Und zugleich die darin liegende Lockung und Versuchung, doppelt lockend für ihn, dessen Herz für Preußen schlug und der in Baden nicht bleiben konnte, wenn es wie die anderen Südstaaten in die Gefolgschaft Österreichs hinüberglitt. Dennoch — konnte die Ablehnung für ihn zweifelhaft sein, solange es für das auch von ihm mit voller Bestimmtheit verlangte Einlenken Bismarcks aus dem Verfassungskonflikt zwar erste leise Anzeichen, aber noch keinerlei Sicherheit gab? So schlug er aus, um auch jetzt wie bisher als unabhängiger Publizist aus eigener, selbstgewonnener Überzeugung die Sache Preußens und der Nation zu führen, des kommenden Zusammenwirkens in einem neuen Deutschland im stillen gewiß. Und wieder sollte der Anbruch einer großen Schicksalswende auch für ihn persönlich der Beginn eines neuen Lebenstages sein. Am 18. Juni 1866 verlobte er sich mit Emma Freiin von Bodman aus einem alten Adelsgeschlecht des Hegaus. Bald darauf, als in Baden die Würfel gegen Preußen fielen, verließ er Freiburg und den badischen Staatsdienst, um in Berlin die Leitung der Preußischen Jahrbücher zu übernehmen.

Unterwegs erreichen ihn in Kreuznach und Bingerbrück erste Meldungen preußischer Siege; er ist Zeuge des Siegesjubels im Volke. Da schreibt er der Braut in einem seiner schönsten Briefe: „Sieh, liebes Herz, da hab ich recht gesehen, wie der kleine Mensch wächst und besser wird, wenn er ein Vaterland hat, nicht bloß eines im Monde und in seiner Phantasie, sondern ein wirkliches, das ihn oft drückt, aber auch schützt und hebt. Wahrhaftig, wir treiben keine theoretische Klügelei, die wir Deutschlands Einheit wollen. Wir wollen die Seele unseres Volkes reicher und menschlicher bilden, sie erretten aus der Zuchtlosigkeit und Selbstsucht des kleinstaatlichen Lebens. Du hast mich wohl oft hart und schroff gefunden in meinen Urteilen über politische Gegner, und allerdings, ich hasse dieses Österreich und diese lächerlichen Kleinkönige, seine Helfershelfer — aber nur weil ich mein deutsches Volk grenzenlos liebe, weil diese kleine dynastische Politik uns nicht bloß Macht und Wohlstand, sondern auch das Gemüt unseres Volkes verbildet und verkümmert." Um so hohe innere Güter, um die seelische und sittliche Gesundung der Nation ging es ihm in diesem Kampfe; gerade ihre „politische Entsittlichung" hatte er ja als schlimmste Wirkung der Kleinstaaterei bezeichnet; weil sie das schleichende Gift dieser Krankheit ausbrannten, feierte er die preußischen Siege als den Anfang einer großen Erfüllung. So war es in seinem Sinne nur folgerichtig, wenn er in seinem unitarischen Glaubenseifer sich vor allem gegen ein weiteres Fortbestehen des Königreichs Sachsen wandte und diese über die Annexion Kurhessens und Hannovers noch weit hinausgehende Forderung in der Flugschrift „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten" mit rücksichtsloser Schärfe aussprach. Diesmal aber sprang der Pfeil des überspannten Bogens auf den Schützen zurück: da er selbst vor Beleidigung des sächsischen Königshauses

nicht haltgemacht hätte, fühlte sich sein Vater, der General und treue Offizier des Königs, in der eigenen Ehre angegriffen und erließ einen öffentlichen Einspruch gegen den Sohn, dessen politische Haltung ihm seit 1859 immer anstößiger und unverständlicher geworden war. Nun war der offene Bruch da zwischen beiden, die sich doch menschlich bis zuletzt verstanden hatten. Auch dieses tief schmerzliche Erlebnis, recht eigentlich ein Sinnbild des „Bruderkrieges" von 1866, blieb Heinrich von Treitschke nicht erspart; nicht bloß von der Heimat, wie einst seine böhmischen Vorfahren, auch vom geliebten Elternhause mußte er sich in Feindschaft trennen um seines politischen Glaubens willen. Der aber trug ihn, nicht beirrt, sondern befestigt in sich selbst, weiter „nach dem Gesetz, wonach er angetreten".

Nach kurzer Wirksamkeit an der Kieler Hochschule, wo es ihm unter den selbstgenügsam alles Preußische ablehnenden holsteinischen „Normalmenschen" wenig gefiel, rief ihn die jetzt nach Überbrückung der Mainlinie und Anschluß an den Norddeutschen Bund drängende Regierung Großherzog Friedrichs von Baden nach Heidelberg auf den seit dem Frühjahr 1867 freigewordenen Lehrstuhl Ludwig Häussers. Erst vierunddreißigjährig, trat er in die reichste und glücklichste Zeit seines Lebens, an die hohe, ihm ganz gemäße Doppelaufgabe: als akademischer Lehrer mit der hinreißenden Macht seiner Rede die südwestdeutsche Jugend für die Einheitsidee und ihre Verwirklichung im preußisch-deutschen Nationalstaat zu gewinnen und als Historiker die große politische Geschichtschreibung Heidelbergs fortzusetzen und auf ihren Gipfel zu führen. Er hat beides getan und ist in beidem Häussers überragender Nachfolger. Wie ihm das erste gelang, zeigt am schönsten die Ansprache, mit der er im Juli 1870 seine Studenten in den Krieg mit Frankreich entließ, für das andere zeugen die Meisterwerke des zweiten und dritten Bandes seiner „Historisch-Politischen Aufsätze", die großen Darstellungen des Staatslebens in der Republik der Vereinigten Niederlande, im Italien Cavours, im Frankreich des Bonapartismus, die zugleich Geschichtsbilder von unerreichter Lebensnähe, Farbigkeit und Lebendigkeit sind, mit dem „Konstitutionellen Königtum in Deutschland" als krönendem Abschluß. In jenen ging er vornehmlich den Wegen Frankreichs und Italiens im neunzehnten Jahrhundert nach, den Problemen des Cäsarismus und der Demokratie im Reiche Napoleons III. und der Entstehung des italienischen Nationalstaats unter der staatsmännischen Leitung Cavours; in diesem brachte er die Tatsachen der jüngsten preußisch-deutschen Verfassungsentwicklung zu ihrem wirklichkeitsgemäßen Ausdruck. Er zog die Folgerungen aus der großen Lehre von 1866: hatte die Monarchie in Preußen dank der schöpferischen Außenpolitik Bismarcks sich gegen den Ansturm der Liberalen im Verfassungskonflikt behauptet, war sie aus dem von ihr mit „waffenmäßiger Großmachtspolitik" geführten Kriege befestigt und erhöht hervorgegangen, so sollte ihr nun auch die Führung im neuen Deutschland bleiben, das Parlament nur ergänzend, die Staatsausgaben bewilligend, die Verwaltung

kontrollierend, neben ihr stehen. So umriß er schon die Grundzüge des monarchisch-konstitutionellen Systems, das die politische Lebensform des Zweiten Reiches werden und bleiben sollte bis in die Tage des Zusammenbruchs. Solange die von Preußen begonnene Umformung Deutschlands noch im Werden und von äußeren Feinden bedroht war, ging ihm die Rücksicht auf Sicherheit und Stärke des Ganzen jeder anderen voran: erst ein machtvoller Staat, dann freiheitlicher Ausbau im Innern. In dieser Grundüberzeugung konnte ihn das größte Erlebnis seiner Generation, die Vollendung des Reichs durch den Nationalkrieg mit Frankreich nur noch befestigen.

*

Das Ereignis der Reichsgründung bildet den natürlichen Höhepunkt in Treitschkes Leben. Es brachte ihm die Erfüllung seines heißen Wunsches, Deutschland geeint und mächtig zu sehen, und wurde grundlegend für seine weitere Lebensgestaltung. Sein Eintritt in den Reichstag und die mehr als zwei Jahrzehnte umfassende Lehrtätigkeit an der Universität Berlin beruhen ebenso darauf wie sein höchster Lebensinhalt, die „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert".

In den Sturmjahren der preußisch-deutschen Einigung waren die Partikularisten jeglicher, auch liberaler Färbung und die der preußischen Führung widerstrebenden Dynastien, die „Rheinbundskronen", wie er sie grollend nannte, die Hauptfeinde gewesen, auf die er losschlug. Jetzt gab es im Reichstag, in der als Einheitsklammer gedachten Nationalvertretung des deutschen Volkes Parteien, in denen er noch gefährlichere Gegner des jungen Reiches erkennen mußte. Mit Ultramontanen und Sozialisten konnte er nur auf Kriegsfuß stehen. Die Kampfgesetze, die der Kultusminister Falk in den Jahren des Kulturkampfs zum Schutz des Staates gegen die katholische Kirche erließ, fanden daher ebenso seine Zustimmung wie die Ausnahmegesetzgebung zur Unterdrückung der Sozialdemokratie. In der eigenen, der Nationalliberalen Partei mißfiel ihm die mäkelnde Kritik des linken, von Lasker geführten Flügels an den Heeresvorlagen und die immer wiederkehrende Neigung, die Rechte des Parlaments auf Kosten der Regierung zu erweitern, Bestrebungen, die er umsonst als „falsche Ideale" bezeichnet hatte. Eine tiefe innere Logik liegt doch darin, daß seine Feindschaft sich von Anfang an gegen die Parteien richtete, die später die Totengräber des Zweiten Reiches und die parlamentarischen Regenten des Weimarer Zwischenstaates werden sollten. Das gleiche gilt von der Wandlung im konservativen Sinne, die sich jetzt, da es das Reich gegen zunehmende radikale Kritik und den Ansturm verhetzter Massen zu verteidigen galt, ganz deutlich in ihm vollzog. Er beklagte die materialistische Verflachung des Bürgertums im Rausch der Gründerjahre; er konnte vor den Schäden der raschen Industrialisierung schon die bange Frage aufwerfen, was aus Deutschland mit der modernen Industrie geworden wäre ohne den

nationalen Staat; er fand es lächerlich und anmaßend, wenn der junge Nietzsche in seiner Kulturkritik „Stil" verlange von einem Volk, das „eine so ungeheure politische und wirtschaftliche Revolution in wenigen Jahren überstanden habe". Er verließ die Nationalliberale Partei, als sie den Schutzzolltarif ablehnte, den Bismarck nach seiner Abkehr vom Freihandel zum Schutz der „nationalen Arbeit" einbrachte, und folgte ihm auf seinen neuen Wegen zur Belebung der Wirtschaft und zur finanziellen Sicherung des Reichs. Er sah die Ideale des Liberalismus, die seine Jugend und seine frühen Mannesjahre erfüllt hatten, ohne Schmerz verblassen; er nahm die monarchische, christliche und konservative Strömung, die unter dem Eindruck der „sozialen Botschaft" das letzte Jahrzehnt Wilhelms I. erfüllte, voll in sich auf. Es war die Wandlung in der Zeitwende, tief einschneidend gewiß, aber seit langem vorbereitet und dem innersten Gesetz seines Wesens gemäß. Hierhin gehört auch seine Wendung gegen die Juden als „das fremde Element" und seine Parteinahme für den Antisemitismus als „die natürliche Reaktion des germanischen Volksgefühls gegen den gefährlichen Geist jüdischer Überhebung". Er hat auch diesen Krieg, in dem er mehr Widerspruch als Zustimmung fand und alte Freunde, wie Theodor Mommsen, verlieren sollte, mit ritterlichen Waffen geführt, im besten Glauben, zum Schutze von Volk und Staat. Und dann gehörte sein Leben neben der Lehrtätigkeit an der ersten Hochschule des Reiches in verzehrender Hingabe seinem größten Werk, der „Deutschen Geschichte".

Jahrhunderte hindurch hatten die Deutschen in einem zerfallenden Reiche in staatlicher Ohnmacht und Zersplitterung gelebt; keiner anderen Nation war es so schwer gemacht worden, „als geeinte Macht wiedereinzutreten in die Reihe der Völker". Jetzt, am Ziel der Mühen, schien es möglich, in der in ihren Kernbestandteilen einheitlich zusammengefaßten Nation ein einheitliches Bewußtsein ihres nationalstaatlichen Werdens zu erwecken, ihr den Weg zu zeigen, auf dem sie in diesem neunzehnten Jahrhundert nach der Zerstörung ihres alten Reiches aus dem Chaos des Deutschen Bundes mit dem Neben- und Gegeneinander seiner sechsunddreißig souveränen Staaten zu der lichtvollen Ordnung ihres neuen, von Preußen geführten Reiches gekommen war. Das ward nun Treitschkes Aufgabe. Der leidenschaftlichste Vorkämpfer preußisch-deutscher Einigung schrieb jetzt ihre Geschichte; er schenkte dem neuen Deutschland das Epos seiner staatlichen und nationalen Neugründung unter Preußens Führung. Zwar gelangte er nur bis an die Schwelle des nationalen Anlaufs von 1848 und nicht mehr zu den selbsterlebten Jahren des Durchbruchs und der Vollendung, aber ein Werk von bezwingender Größe schuf er doch in seinen fünf mächtigen Bänden, die auch als Torso ein ragender Gipfel unserer nationalen Geschichtschreibung bleiben werden. Denn hier gelang ihm das Höchste, was er selber von der Historie als einer mit Dichtung und Philosophie gleichberechtigten idealen Bildungsmacht verlangte: ein Meisterwerk, „das bis zu den Höhen der Menschheit hinaufreicht und jeden Menschen unmittelbar berührt", und diese Leistung gereicht ihm zu

ewigem Ruhm. Er, der Verkünder eines neuen Nationalstolzes, vergaß doch nie, was Deutschland seiner humanen Epoche schuldigblieb: indem er das Hochziel seiner Wissenschaft aussprach, huldigte er der alten deutschen Götterordnung aus Goethes und Schillers Tagen.

Ihm war das Deutschland seines Jahrhunderts, das er mit tiefem Glücksgefühl ein „deutsches Jahrhundert" nannte, unter dem Doppelstern unserer klassisch-romantischen Literaturepoche und der Befreiungskriege geboren. Jeder Leser seiner Geschichte weiß, wie unvergeßlich er beide geschildert, die hohen Schöpfungstage unserer größten Bildungsepoche mit dem Liebesblick seines in alle Geheimnisse geistigen Werdens schauenden Künstlerauges und dicht daneben mit der elementaren Kraft naturwüchsiger Leidenschaft die Zeiten der Fremdherrschaft und der Befreiung, gipfelnd in den Heldengestalten Blüchers und Yorcks, Scharnhorsts und Gneisenaus und über allen des Freiherrn vom Stein. So enthielt schon dieser erste Band höchste Proben seines Könnens; er erschütterte und erhob durch die seelenbezwingende Kraft eines großen Herzens, das die Geschicke des Vaterlandes „wie selbsterlebtes Glück und Leid" empfand; er zeigte den geborenen Darsteller großer dramatischer Szenen des Völkerlebens, den Kenner der Höhen und Tiefen, der das gesamte Kulturleben seiner Nation umfaßte, den Geschichtschreiber, der als sein eigenstes Feld „die Welt der politischen Taten" ansieht und „die in ihr waltenden sittlichen Gesetze". Solcher Grundauffassung der Geschichte und solchen Kräften und Begabungen war das deutsche Stilleben von 1815 bis 1848, die Zeit der Windstille zwischen den Stürmen, nur wenig gemäß; um so bewundernswerter bleibt die Leistung, die er als erster aus unermeßlicher Aktenarbeit schöpfender Darsteller der Wiederherstellung des preußischen Staates und der stillen Sammlung und Vorbereitung zu späteren Taten im zweiten bis vierten Bande vollbracht hat, nicht minder die Kontrastierung des süddeutschen Verfassungslebens und seiner aufregenden Landtagskämpfe, die stete, fast immer von tiefstem Verständnis zeugende Würdigung des geistigen Gesamtlebens der Nation im Übergang von der Romantik zum Realismus und zuletzt noch im fünften Band das erschütternde Trauerspiel der ersten Regierungshälfte Friedrich Wilhelms IV. und der unaufhaltsam zu einer Revolution führenden geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Bewegung. Als Ganzes die einmalige und unwiederholbare Schöpfung dieses Einzelnen, eine höchst persönliche Art politischer Geschichtschreibung, in der sich bei voller Wirklichkeitstreue des Dargestellten der auch hier für seine Überzeugung streitende Nationalpolitiker preußischen Glaubens nirgends verleugnet. Er führt Krieg und sitzt zu Gericht, er liebt und haßt, er zürnt und grollt, aber er bleibt bei mancher Ungerechtigkeit, bei manchem längst berichtigten Fehlurteil mit seiner oft verletzenden Schroffheit im Tadeln und Verwerfen doch der große Mensch, der sich selber rücksichtslos einsetzt als Kämpfer und Bekenner. „Männer machen die Geschichte!" war sein oft wiederholtes Wort über deren bewegende Kräfte; es entsprach seinem innersten Wesen

ebenso wie die Hochschätzung des Willens als der köstlichsten Kraft des Menschen. Daher sein kongeniales Verständnis für den mühselig heroischen Aufstieg des preußischen Staates, der nur bei höchster Willensanspannung gelingen konnte; daher die Entschiedenheit, mit der er den in der Reichsgründung sieghaft bewährten, staatsbildenden Kräften des Preußentums, ihrer Entfaltung und Hemmung den ganzen von ihm geschilderten Geschichtsverlauf ein- und unterordnete. Aber sie waren ihm doch nicht alles. Vielmehr verstand es seine reiche und empfängliche Künstlernatur, wie schon angedeutet, auch die nichtstaatlichen Züge deutschen Lebens, Dichtung und Philosophie, redende und bildende Künste, das wissenschaftliche Bild der Epoche, in seine Darstellung zu verweben. Und endlich kam bei ihm (mit Ausnahme Deutsch-Österreichs) das ganze deutsche Vaterland, wie er es von der Nordsee bis zu den bayrischen Alpen in persönlich erwanderter Anschauung kannte, in aller bunten Verschiedenheit seines Volkstums, seiner Landschaften und Stämme, seiner Mittel- und Kleinstaaten, so lebenswahr zu seinem Recht, daß alle sich in ihrer Wesensart darin wiederfinden und, was sie zum Wohl oder Wehe des Ganzen geleistet, hier zuerst erfahren konnten.

So wurde das Erscheinen jedes Bandes zum Ereignis; neben herzlicher Zustimmung und Bewunderung, die dem ersten und fünften Bande zuteil ward, fehlte es nicht an heftigem Widerspruch, an herabsetzendem Tadel. Er mußte es erleben, daß einer seiner nächsten Freunde und Kampfgenossen, der Historiker Hermann Baumgarten, in politischer Verstimmung sich gegen seine Beurteilung des süddeutschen Liberalismus wandte und ihm „einen auffallenden Mangel an Wahrheitsliebe" vorwarf, was er als schwerste, ihr altes Verhältnis zerstörende Beleidigung empfand. Die jüdische und unter jüdischem Einfluß stehende Presse ließ nach seiner früheren Kriegserklärung an dem scharfen Kritiker der Jungdeutschen und besonders Börnes und Heines kein gutes Haar. Weil er die Polen- und Franzosenschwärmerei der liberal-demokratischen Redner des Hambacher Festes als „Fremdbrüderlichkeit" — ein von ihm geprägtes Wort — bezeichnet hatte, verschrie man ihn als Wortführer eines unduldsamen deutschen Nationalismus. Dazu verdunkelte sich sein Familienleben: den einzigen Sohn (neben zwei Töchtern) verlor er als zehnjährigen Knaben; seine geliebte Frau verfiel einem immer schwereren, zuletzt unheilbaren Gemütsleiden. Wie schmerzte ihn die Entlassung Bismarcks, wie litt er unter den politischen Fehlgriffen des „neuen Kurses" und der schon spürbaren Schrumpfung deutscher Macht! Mitten in der Arbeit am fünften Bande drohte dem Tauben die Gefahr der Erblindung und zwang ihn zu langer Unterbrechung, aber er vollendete ihn doch — unter wieviel Leiden! — und erreichte in dieser reifsten Schöpfung mit ihrem metallenen Sprachklang noch einmal die Höhe seiner Kunst. Jetzt erst, fast am Ende seiner Bahn, erfreute ihn wissenschaftliche Ehrung. Die Berliner Akademie der Wissenschaften, die sich bisher gegen seine Aufnahme gesperrt hatte, öffnete ihm ihre Pforten; die „Historische Zeitschrift" rief ihn an ihre Spitze.

Ein wesentlicher Zug seines Bildes würde fehlen ohne seine Lehrtätigkeit. Als „bester Sprecher und Stilist" der Universität, wie ihn Ranke 1881 nannte, entfaltete er sie durch zwei Jahrzehnte. Die stärkste Wirkung ging von seiner berühmten Vorlesung über Politik aus, die er in jedem Winter hielt und von der nach seinem Tode eine Buchausgabe erschien, so daß wir die beste Zusammenfassung seiner Staatslehre wenigstens in wortgetreuer Nachschrift besitzen. Der Staat, den er aus der Gesellschaft hervorgehen läßt, ist ihm „die allerrealste Persönlichkeit", sein Hauptattribut die Macht, sein oberstes Gebot die Selbstbehauptung. Seine Lehre von den staatlichen Lebensformen war gesättigt von geschichtlicher Erfahrung; sie verkündete „die Majestät des eigenen Staates aus religiös-wissenschaftlicher Besinnung des Geistes" (Westphal). Sie ergriff als politische Glaubenslehre die Herzen der Hörer durch die unwiderstehliche Kraft der Persönlichkeit ihres Verkünders.

Heinrich von Treitschke war ein starker, hoch gebauter Mann; er reckte den mächtigen Nacken steil empor. Aus seinem großflächigen, kühn geschnittenen Gesicht sprang die Eroberernase, drang der schwere, tiefe Blick seiner noch im Alter glänzenden braunen Augen. Nichts von einem ausgetrockneten Gelehrten; als Offizier, als Kommandierenden hätte man ihn sich weit besser denken können. Etwas Befehlendes lag im Ton seiner Stimme; alles an ihm war Kraft und Entschiedenheit. Nächst Bismarck verkörperte niemand das neue, das Zweite Reich der Deutschen so eindrucksvoll wie er. Er hatte seine Sturmfahne im Kampf der Geister getragen und sie zum Siege geführt; er trug sie weiter bis an sein Lebensende. Gegen die inneren Gegner dieses Reiches und die Gefahren, die ihm von außen drohten, wandte er sich in seinen „Deutschen Kämpfen"; um es zum innerlich erworbenen Besitz der Nation zu machen, schrieb er das Heldenepos preußisch-deutscher Staatsgründung in seiner „Deutschen Geschichte"; von der Staatsidee und den Lebensgeboten des neuen Gemeinwesens sprach er in seinen „Vorlesungen über Politik". So diente alles, was er dachte und tat, der Nation und ihrem Leben als staatlich geeintes Volk. Die „Gedächtnisrede auf den großen Krieg", in dem sie es erkämpft hatte, wurde im Juli 1895 sein Schwanenlied. Rastlos weiterschaffend, dachte er noch nicht an Ende und Abschied; da ergriff ihn schwere Nierenkrankheit, der er am 28. April 1896 erlag.

Ein voll in seiner Zeit stehender Mann war dahingegangen, ein sie beherrschender Charakter. Er hatte einer Epoche hoher staatlicher Erfüllung angehört; ein starkes deutsches Reich, um das so viele Geschlechter umsonst gerungen, schien für immer gegründet. Als es aber nach einer Zeit ungeheurer Ausweitung der Wirtschaft und tiefer Zerklüftung der Gesellschaft erneut um sein Dasein ringen mußte, zerbrach es im Ansturm einer feindlichen Welt; seine Grundlagen waren auseinandergewichen. Mit ihm schien Heinrich von Treitschke, einst sein Herold und Bannerträger, seinem Volke für immer versunken. Er hatte scharf erkannten Verfallszeichen die Hoffnung, die Gewißheit entgegengehalten, daß jede ernste

Gefahr das „alte waffengewaltige Deutschland" bereit finden werde — nun war Deutschland entwaffnet. Er hatte in heißer Empfindung deutscher Not seinem Volke die Macht ersehnt, mit der allein es seinen Staat gründen und behaupten könne — eben daraus machte die feindliche Kriegspropaganda, die ihn als Verführer verschrie, sein Verbrechen. Hatte er umsonst gelebt? Da erfüllte sich nach langer Not und Schmach die andere Hoffnung seiner letzten Rede: „neue Kräfte aus der Tiefe des Volkes" erhoben sich unter einem volksverbundenen Führer und begannen ihr Erneuerungswerk an einem todsiechen Volkskörper. In einem durch eine nationalsozialistische Revolution gereinigten und verjüngten Deutschland, das seine höchste politische Forderung, den einheitlichen deutschen Staat, verwirklicht hat, ist Heinrich von Treitschke zu neuer Wirkung berufen. Sie kann weder dem großen Kämpfer für Volk und Reich als persönlichem Vorbild schrankenloser Vaterlandsliebe noch dem Vermächtnis seines Werkes fehlen, und sie wird dauern, solange es eine bewußte Nation in Deutschland gibt.

Quellenverzeichnis der Abbildungen

Bangemann, Oskar, Berlin, S. 529 • Becker, Gerda, Berlin, S. 373 • Bruckmann A.-G., F., München, Taf. S. 289 oben, 376 b, 448, S. 449, 455, Taf. S. 456 b, 456 c, 457, 481 rechts, 576, 593, 608, 609, 616 • Cassirer, Bruno, Verlag, Berlin, S. 191 • Handke, Dr. Hermann, Sammlung, Berlin, Taf. S. 336, 393, 408, 417, 512, 513, 529, 545, 561 oben links, 625 Krupp A.-G., Essen, Taf. S. 544 • Lendorff, Hans, Basel, Taf. S. 624 links • Linnemann, Richard, Wagnersammlung, Leipzig, Taf. S. 496 oben • Massias, Georg, Berlin, S. 229, 255 • Müller-Hilsdorf, Fr., München, Taf. S. 456 • Photographische Gesellschaft, Berlin, Taf. S. 377, 392, 409 • Ramme, Bayreuth, Taf. S. 496 unten, 497 oben • Rompel, Franz, Hamburg, Taf. S. 120, 121, S. 127 • Rothschild, Max, Berlin, Taf. S. 144 c • Sächsische Landesbildstelle, Dresden, Taf. S. 288, 289 unten • Schmedes, Grete, Berlin, S. 19, 165, 331, 475 • Schulz, Johannes, Berlin, Taf. S. 33 unten, 56, 136, 161 unten, 184, 257, 272, S. 287, Taf. S. 368, 448, 528 • Siemenswerke, Berlin, S. 559, Taf. S. 560, 561 oben rechts, 561 unten, S. 565 • Staatliche Bildstelle, Berlin, Taf. S. 144 b
Transocean, Berlin, Taf. S. 473 oben

*

Roons Lebensbild von Erich Marcks ist ein gekürzter und für die Zwecke dieses Werkes überarbeiteter Beitrag aus dem im Verlag Quelle und Meyer, Leipzig, 1911 erschienenen Werk von Erich Marcks „Männer und Zeiten"; der Aufsatz erschien zuerst 1903 in der „Deutschen Rundschau"

*

Inhalt der übrigen Bände

Erster Band

Arminius von Hermann Aubin • Theoderich von Hermann Aubin • Karl der Große von Martin Lintzel • Otto der Große von Gerd Tellenbach • Heinrich IV. von Karl Hampe Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe von Hans Haimar Jacobs • Friedrich II. von Herbert Grundmann • Hermann von Salza von Jürgen Uhde • Eike von Repgow von Walther Merk • Der Dichter des Nibelungenliedes von Friedrich Ranke • Wolfram von Eschenbach von Wolfgang Goetz • Walther von der Vogelweide von Hans Naumann Die Meister von Straßburg, Bamberg und Naumburg von Werner Hager • Albertus Magnus von Joseph Bernhart • Meister Eckhart von Herbert Grundmann • Nikolaus von Kues von Ernst Hoffmann • Heinrich von Plauen von Karl Hampe • Gutenberg von Alois Ruppel • Michael Pacher von Hans Karlinger • Bernt Notke von Carl Georg Heise Veit Stoß von Hubert Schrade • Tilman Riemenschneider von Hubert Schrade • Peter Vischer von Hans Karlinger • Albrecht Dürer von Emil Waldmann • Matthias Grünewald von Willy Kurth • Jakob Fugger von Jakob Strieder • Martin Luther von Friedrich Gogarten Philipp Melanchthon von Walther Köhler • Ulrich von Hutten von Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode • Lukas Cranach von Otto Fischer • Hans Sachs von Rudolf Mirbt • Hans Holbein von Ulrich Christoffel • Nikolaus Kopernikus von Robert Henseling • Paracelsus von Paul Diepgen • Johannes Kepler von Ernst Zinner • Jakob Böhme von Heinrich Bornkamm • Wallenstein von Wilhelm Wostry • Grimmelshausen von Julius Petersen Otto von Guericke von Hans Schimank • Paul Gerhardt von Karl August Meißinger Heinrich Schütz von Friedrich Blume

Zweiter Band

Der Große Kurfürst von Paul Wentzcke • Andreas Schlüter von Moeller van den Bruck Gottfried Wilhelm Leibniz von Hans Pichler • Prinz Eugen von Savoyen von Reinhold Lorenz • Johann Balthasar Neumann von Adolf Feulner • Georg Friedrich Händel von Hermann Roth • Johann Sebastian Bach von Heinrich Besseler • Friedrich Wilhelm I. von Hans Roeseler • Friedrich der Große von Willy Andreas • Maria Theresia von Willy Andreas • Joseph II. von Heinrich Kretschmayr • Lessing von Karl Holl • Immanuel Kant von Karl August Meißinger • Gluck von Richard Benz • Haydn von Ernst Bücken • Mozart

von Richard Benz • Justus Moeser von Werner Pleister • Johann Georg Hamann von Rudolf Unger • Herder von Josef Nadler • Johann Heinrich Pestalozzi von Aloys Fischer Goethe von Wilhelm von Scholz • Schiller von Franz Schultz • Friedrich Hölderlin von Paul Wiegler • Jean Paul von Fritz Klatt • J. P. Hebel von Hermann Eris Busse • Beethoven von Alfred Burgartz • Schubert von Richard Benz • Fichte von Wilhelm Stapel • Wilhelm von Humboldt von Werner Schultz • Karl Freiherr vom Stein von Hermann Ullmann Königin Luise von Karl Griewank • Heinrich von Kleist von Josef Nadler • Ernst Moritz Arndt von Hans Kern • Jahn von Konrad Dürre • Scharnhorst von Friedrich von Rabenau Yorck von Jürgen Uhde • Blücher von Karl Pagel • Gneisenau von Hermann Gackenholz Hermann von Boyen von Hermann Foertsch • Carl von Clausewitz von Paul Schmitthenner

Vierter Band

W. H. Riehl von Friedrich Metz • Lagarde von Mario Krammer • Nietzsche von Hans Freyer Brehm von Paul Eipper • Schliemann von Carl Schuchhardt • Raabe von Hermann Pongs Fontane von Mario Krammer • Bruckner von Walter Wiora • Brahms von H. H. Stuckenschmidt • Bodelschwingh von Georg Merz • Stöcker von Siegfried A. Kaehler • Ratzel von Karl Haushofer • Adolph Woermann von Theodor Bohner • Carl Peters von Paul Baecker Benz und Daimler von Friedrich Haßler • Zeppelin von Leonhard Adelt • Lilienthal von Paul Karlson • Schweinfurth von Richard Huelsenbeck • Hagenbeck von August Heinrich Kober • Robert Koch von Hellmuth Unger • Schleich von Wilhelm Conrad Gomoll • Leibl von Emil Waldmann • Thoma von Hermann Eris Busse • Lichtwark von Gustav Pauli Liliencron, Dehmel, Dauthendey von Walter von Molo • Reger von Hermann Unger Corinth von Bruno E. Werner • Osthaus von Ernst Lorenzen • Rilke von Franz Schultz Stefan George von Franz Schultz • Oskar von Miller von Richard Woldt • Duisberg von Albrecht Weiß • Schlieffen von Friedrich von Cochenhausen • Tirpitz von Adolf von Trotha Scheer von Adolf von Trotha • Richthofen von Bolko Freiherr von Richthofen • Helfferich von Otto Hoetzsch • Moeller van den Bruck von Paul Fechter • Schlageter von Paul Wentzcke Horst Wessel von Wilfrid Bade • Hindenburg von Ernst von Eisenhart-Rothe

*

Dem vierten Bande ist ein ausführliches alphabetisches Verzeichnis (mit biographischen Angaben) aller in den vier Bänden behandelten und erwähnten Personen beigegeben

Fünfter Band / Ergänzungsband

Heinrich der Erste von Willy Andreas · Rudolf von Habsburg von Friedrich Schoenstedt Huldreich Zwingli von Gerhard Ritter · Albrecht Altdorfer und Wolfgang Huber von Adolf Jannasch · Fischer von Erlach—Hildebrandt—Prandtauer von Werner Hager Zinzendorf von Paul Alverdes · Johann Joachim Winckelmann von Ludwig Curtius Friedrich Gottlieb Klopstock von Josef Nadler · Novalis von Wilhelm Scholz · Erzherzog Carl von Friedrich von Rabenau · Schleiermacher von Georg Merz · Schelling von Egon Pallon · Carl Gustav Carus von Julius Schuster · Abraham Gottlob Werner und Leopold von Buch von Hans Joachim Flechtner · Gottfried Schadow und Christian Rauch von Paul Ortwin Rave · Moritz von Schwind und Ludwig Richter von Fritz Hellwag · Carl Spitzweg von Hans Wolff · Jeremias Gotthelf von Jakob Schaffner · Fraunhofer—Zeiß—Abbe von Paul Karlson · Robert Wilhelm Bunsen und Gustav Robert Kirchhoff von Hans Schimank · Ludwig Uhland von Otto Burger · Fritz Reuter von Gerhard Ringeling Annette Freiin von Droste-Hülshoff von Hans Franck · Hermann Fürst Pückler-Muskau und Peter Josef Lenné von Heinrich Fr. Wiepking-Jürgensen · Carl Schurz von Walter Manggold · Theodor Mommsen von Wilhelm Weber · Theodor Storm von Hermann Claudius · Anselm Feuerbach von Kurt Martin · Gustav Freytag von Ernst Moering Rudolf Virchow von Robert Diepgen · Theodor Billroth von Hans von Haberer · Hermann Henrich Meier von Friedrich Lindemann · Adolf Lüderitz von Wilhelm Schüßler · Max Eyth von Walter Kiaulehn · Heinrich von Stephan von Oskar Grosse · Wilhelm Busch von Friedrich Castelle · Wilhelm Dilthey von Albert Dietrich · Hugo Wolf von Helmut Schultz Ernst von Bergmann von Walter von Brunn · Ferdinand Freiherr von Richthofen von Georg Wegener · Carl Weyprecht und Julius Payer von Johannes Georgi · Conrad von Hötzendorf von Edmund Glaise von Horstenau · Paul Ernst von Hellmuth Langenbucher

*

Auch dieser Band enthält ein
alphabetisches Verzeichnis der behandelten
und erwähnten Personen

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin